Erzählungen

und

kleine Schriften.

Erzählungen

und

kleine Schriften.

Von

Johann Emanuel Veith.

Erstes Bändchen.

Wien, 1831.

Druck und Verlag von J. P. Sollinger.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorwort.

Was sich in verschiedenen Zeitblättern und Almanachen zerstreut fand, wird hier, mit manchen noch ungedruckten Aufsätzen und Erzählungen vermehrt, nicht ohne die nöthigsten Verbesserungen, christlichen Lesern gesammelt dargeboten, um in Stunden, die keine ernstere Beschäftigung fordern oder zulassen, einige Erheiterung zu gewähren. Daß manche von den, in diese Sammlung aufgenommenen Erzählungen keine entschieden ausgesprochene religiöse Richtung aufweisen, wird keinem billigen Beurtheiler anstößig vorkommen, eines Theils, da es sich hier um Meidung der Eintönigkeit handelte, andern Theils, weil das Vorhandenseyn jener Tendenz eben nicht von fracturbuchstäblicher Bezeichnung bedingt seyn kann.

Da die Ausgabe dieser Sammlung ganz zunächst durch den Wunsch veranlaßt wurde, der gesunkenen Haushaltung einer leidenden Familie dadurch einige Hülfe zu verschaffen, so wird die Theilnahme an dieser, höchstens drei Bändchen umfassenden Auswahl von Altem und Neuem allerdings auch unter die Werke der Nächstenliebe gehören.

Wien, im Juli 1830.

J. E. Veith,
Cooperator an der Pfarrkirche zu den neun Chören der Engel am Hof.

Gruß und Gegengruß.

Eine Erzählung.

Erſtes Kapitel.

1. Klötzky, der wohlbeſtallte Syndicus im landesfürſtlichen Markte Iltisheim, war ſehr berühmt zu Iltisheim. Man verſicherte allgemein, er habe in früheren Jahren bereits etwas drucken laſſen, oder, wie Andre ſich darüber ausdrückten, es ſei ſchon von ihm etwas in Druck erſchienen. Herr Klötzky ſelber ſchien auf dieſen Druck einen Nachdruck zu legen, und ließ es auch ſonſten an nichts fehlen, was ſeiner Perſon einen guten Eindruck auf menſchliche Gemüther verſchaffen konnte. Er trug eine rothſammtene Prachtmütze mit goldener Troddel und verbrämtem Schirm auf dem Haupte, ging jederzeit in Kappenſtiefeln, und ließ einen ſchneeweißen Tuchzipfel aus der Rocktaſche, und ein drei Viertel Ellen langes, breitfaltiges Jabot aus der Weſte herausſchauen, an allen Fingern glänzten unſchätzbare Carniole und Agate, und auf den Lippen ſaß immerfort, im Sommer wie im Winter, ein kaltes Lächeln.

2. Wenn aber Regen- oder Staubwetter der Prachtmütze Gefahr drohten, trug Herr Klötzky lieber

einen Hut, obenher mit weißem, an der unteren Fläche der Krempe aber mit grünem Lackfirniß, einem blechernen Thurm gleich überzogen. Beides, so Mütze als Hutdach, war zu den vielfältigen Complimenten, welche er zu machen für gut fand, ganz dauerhaft eingerichtet. Denn wenn Klötzky dem Bürgermeister begegnete, so nahm er den Hauptschmuck ganz tief herab, und schwenkte ihn zu dreien Malen in parabolischen Bogenlinien, dabei sprach er: Ich empfehle mich Ihnen ganz gehorsamst. Begegnete er aber der Bürgermeisterin, zumal wenn deren Jungfer Tochter mitging, so schwenkte er Hut oder Kappe in einer halben Kreislinie herab, und schräg in den hohlen Arm unter die linke Schulter; hierauf trat er näher hinzu, neigte sich, und entwickelte Artigkeiten, die mit den Kappenstiefeln ein sehr schönes Ensemble machten. Vor bemittelten Bürgersleuten zog er den Hut ungefähr so tief, als nöthig ist, um in die Huthöhlung hinein zu schauen; vor Unbemittelten luftete er ihn etwas senkrecht über dem Scheitel, und ließ ihn in derselben Richtung wieder herab sinken; ging er aber vor einer Kirche, einer Kapelle, einem Crucifix vorüber, und es waren eben Leute zugegen, so zupfte er bloß am Schirme oder an der Krempe. So wußte also Herr Klötzky jedem den gebührenden Grad von Respect zuzumessen.

3. Um aber durch diesen Vorhof äußerer Vortrefflichkeiten zu den innerlichen zu gelangen, so mußte man dem Herrn Klötzky ganz darin recht geben, wenn er selber versicherte: er sei ein Mann von Kopf und

Herz. Er hatte in den letztverflossenen neunziger Jahren den Rachen seiner Wißbegierde gar fleißig aufgesperrt, um Alles zu verschlingen, was in den siebenziger oder achtziger Jahren zum Heil der Menschheit übersetzt, aufgesetzt und gedruckt worden war. Seit den letzten zwanzig Jahren, im gegenwärtigen Säculo, hat er von diesem Fette seiner erworbenen Ansichten gezehrt, und nicht bloß in eigener Behausung, sondern auch bei vielen Nachsten und Nachbarn, mit selbem die Beleuchtung bestritten. Denn ein Geist, wie der Klötzkysche, leuchtet ringsherum und klärt auf, wie eine Fackel im Sonnenschein. Es hatten sich um dieses Licht auch in der That nicht wenige Mucken und andere Sorten von sectenhaften Insecten versammelt, die seiner ansehnlichen Bibliothek aus den siebenziger und achtziger Jahren mit wespenmäßiger Emsigkeit zusprachen, und aus seinen Büchern und Vorträgen ganze Wespennester von philosophastrischem Allerlei zusammen klebten, in welche man ohne Gefahr nicht stechen durfte.

4. Schon klebten die Nester gar fest an vielen Haus- und Stubenwänden des landesfürstlichen Marktes, als eine junge, daherfliegende Schwalbe mit keckem Schnabel an die löschpapiernen Paläste sich wagte. Es war der jüngste von Klötzky's Brüdern, mit lautem Gezwitscher und frischem Gefieder eben der Universität entflogen, um bei dem viel beschäftigten Syndicus sich einzunisten, und die Flugfedern als schreibselige Geschäftsfedern, nicht mehr

in Luft, sondern in Tinte zu tauchen. Wir drücken uns übrigens nicht gut aus, indem wir den schönen Gustav Klötzky mit einer Mauer- und Rauchschwalbe, und nicht vielmehr mit einem buntglänzenden fernländischen Tagschmetterling vergleichen; denn gleich einem solchen purpurgoldenen Sommervogel, der über einem ganz gewöhnlichen Hafer- oder Kartoffelfeld flattert, so fremd und blendend schwebte Gustav, der schlanke, geschnürleibte, gepuffte Gustav durch Iltisheims holprige Straßen hin. Wie bei jenem die bunten Fittige voller Augen und schimmerndschillernden Staubschuppen, so war auch Gustavs Geistesschwung mit der allwissenden Wissenheit und den unzähligen Lichtfunken und Sonnenstäubchen beladen, mit welchen manche Trug- und Flugphilosophie seit den neunziger Jahren, oder seit der Zeit, da der Syndicus zu lesen aufgehört, sich ausgeschmückt hat.

5. So ward denn Klötzky der Alte, trotz Prachtmütze und Kappenstiefeln, nicht wenig verdunkelt von Klötzky dem Jungen. Wir wollen einige Wochen darüber hinstreichen lassen, und nach Verlauf dieser Frist mit dem alten Schullehrer, dem christlichen Cato des Marktes, zum Bürgermeister eintreten. Wohledelgeborner! so spricht er: es kommen andere Zeiten, und man weiß nimmer, wo das hinaus will! Hat der Herr Syndicus Klötzky allhier von jeher seine Extraansichten und seine Sophismen und Raisonnirungen mit dem sogenannten gesunden Men-

ſchenverſtande gehabt, und hat er allerdings eine gewiſſe, nicht geheure neumodiſche Superaufklärung allhier ausgeſtreut, ſo muß man ihm doch andrerſeits nachſagen, daß er ein guter und vollkommener Geſchäftsmann ſei, ein excellenter Juriſt, ein eracter Sachführer, ein erquiſiter Gelehrter, ein Mann von beſter Lebensart, ein Mann von feinen Complimenten, ein Mann voll Anſtand und Nutzbarkeit, ein Mann, den man ſuchen muß. Und, was will ich ſagen? in vielen Stücken, worin er mich altväteriſchen Mann auch aufgeklärt hat, hat er wirklich Recht, die einzige leidige Aufklärung abgerechnet. Aber dieſer neugebackene, junge Klotzky, dieſer gelbſchnäbliche Flachs- und Wachskopf! Es iſt erſchrecklich! Glauben Ew. Wohledelgeboren, daß er im Stande iſt, auf eine vernünftige und ehrliche Art zu grüßen? Er nimmt den Hut nicht vom Kopfe, er nickt kaum mit dem Kopfe, er winkt höchſtens ganz vertraulich mit der Hand, und weiſt die Zähne, oder ruft: guten Morgen, ob's gleich ſpät Nachmittag iſt, oder guten Tag, obgleich der Mond ſchon am Himmel wandelt. Wenn er ſitzt, legt er den linken Fuß über den rechten herauf, und nimmt die Schuhſpitze in die Hand. Wenn er geht, ſchlenkert er mit dem dünnen Leib, als wär's ein Binſenrohr. Wenn jemand mit ihm ſpricht, ſo brummt oder trillert er ein Lied zwiſchen den Zähnen; wenn er ſelber ſpricht, ſo wirft er mit lauter Ideen und erhabenen Worten herum, als ob es taube Nüſſe wären. Ein eraltirter, ein

exorbitirender, ein extravaganter junger Mensch, und gibt allhier viel Scandal! Ich habe deßhalb dem Herrn Syndicus, der hierin keinen offenen Schritt thun möchte, zugesagt, Ew. Edlen eindringlichst zu ersuchen: es mögen Wohldieselben Mittel und Wege finden, um den schadlichen jungen Menschen in guter Form zu amoviren.

6. Der Bürgermeister erwiederte und sprach: Meine Frau und meine Tochter haben mir jedoch von dem jungen Menschen sehr viel Gutes gesagt, und der Syndicus selber hat ihn bei mir aufgeführt. — Was den Syndicus betrifft, sprach der Cato dagegen, der hat Ursache genug, es nunmehr zu bereuen. Was die Frau Bürgermeisterinn anbelangt, so verbiethet mir der schuldige Respect, auch nur einiger Maßen allhier die Wahrheit zu sagen. Was aber die Jungfer Tochter anbelangt, so habe ich dieselbe als Kind und Jungferlein bestens erzogen, und im Clavierschlagen und feinen Gesang befestiget, als sie noch Barbara, und späterhin auf Anrathen des Herrn Syndicus Babette geheißen hat. Jetzt aber ist der Name Betty aufgekommen, und die liebe Einfalt ziemlich abhanden gekommen. Wie hat das gute Kind sonst auf dem Chor gesungen, daß man vermeinte, einen englischen Gesang zu vernehmen. Aber seitdem der englische Frack allhier herum schwebt, weiß sie vor lauter Ostentation nicht mehr, wie sie den Hals drehen soll, und wirbelt in die aufrichtige hymnodische Aria beim Offertorium so viele Triller und Läufe

hinein, als Falten und Fältchen in ihren neumodischen Kleidern sind. Überall im Ort reißen diese Moden schon ein! — Ei was thut das! sagte der Bürgermeister. In solchen Dingen muß man nachgeben, man muß sich den Zeitläufen und der Mode doch endlich fügen, und nichts destoweniger seinen guten Grundsätzen getreu bleiben. — O Wohledelgeborner, rief der Cantor und Cato; wie setzen Sie Deroselben linken Fuß schon aus dem rechten Gleise! Man muß sich der Mode so wenig als möglich fügen! Gehen Dieselben in die Dorfschaften hinaus, und wann diese Modenstrafe auch dorten sich zeigt, so können Sie darauf rechnen, daß böse Zeiten kommen. — Das begreife ich, erwiederte der gute Mann; denn kann der Bürger sich die Mode nicht vom Halse halten, so muß der Bauer doch Bauer bleiben. Und der Bürger Bürger! rief der Censor. Die Mode ist die Veränderlichkeit, wer sich dem Veränderlichen ergibt, bleibt nicht, was er ist, ergo ist der Bürger, der der Mode fröhnt, kein rechter Bürger mehr; und an einer katholischen Bürgerstochter, welche anfängt Betty zu heißen, und aufhört ihren Rosenkranz zu beten, ist kein rechter Segen mehr.

7. Es fordert die historische Aufrichtigkeit, daß wir nicht verschweigen, welch ein besonderer Grund den Syndicus sammt dem Schullehrer zu der gegen Gustav angezettelten Verfolgung bewogen. Den allgemeinen und publiken Beweggrund hat der Schullehrer seinerseits im Obigen sattsam ausgesprochen;

den besondern aber, den er nicht so deutlich ausspricht, findet er in der Kränkung seines friedfertigen und wohlgearteten Sohnes, der bisher bei Klötzky als eine Art von Amanuensis gedient, und bei den Bürgermeisterischen sehr viel gegolten hat, bis er beiderseits durch Gustav Klötzky verdrängt wurde. Der allgemeine Beweggrund in Klötzky's, des Syndicus Mund, lautete so: Dieser junge Mensch ist von Stolz aufgeblasen, redet lauter Unsinn, und tritt den gesunden Menschenverstand mit Füßen. Er will alles a priori deduciren, und ist unwissend in Allem. Seine Bildung besteht in einem fantastischen Ideenkram und einigen Gedichten, die er auswendig weiß, von Dichtern, die nicht deutsch verstehen, und deren Namen ich niemals gehört habe, ungeachtet ich doch auch glaube, die Literatur zu kennen. Zu Geschäftsarbeiten taugt er nicht, es fehlt ihm sowohl an einer gesunden Logik, als an ernsthaftem Kanzleistyl und Fleiß. Er kann die einfachste Ausarbeitung nicht abschreiben, ohne sie durch neumodische orthographische Fehler und kecke Abänderungen in den Ausdrücken zu entstellen, auch lacht und spottet er über Alles, und macht sich über meine Bibliothek lustig, als wäre kein vernünftiges Buch darin. Ich habe ihm bereits bedeutet, aus meinem Hause wieder auszuziehen, aber er versichert mich, daß er dableiben werde, so lang es ihm beliebt. — Der besondere Beweggrund aber, der nicht sowohl in Klötzky's Munde, als vielmehr in seinem Herzen sich

laut machte, ist aus früheren Angaben leicht zu errathen.

8. Wo Neu und Alt mitsammen streiten, pflegt wohl die Jugend unter den Fahnen des Neuen zu dienen, nicht aber das Alter. Der Bürgermeister und Gregor, des Schullehrers Sohn, machten hievon eine entschiedene Ausnahme; denn der erstere fand an Gustav, an seinen Declamationsunterhaltungen, seinen Fantasien am Clavier, und seinen politisch-philantropischen Luftzügen großes Wohlgefallen, der arme Gregor aber saß betrübt bei seinem Vater, und schrieb die unsinnigen Noten ab, die Gustav zu seinen eigenen romantischen Liedern für die neue Betty zu componiren pflegte, und in welche der Schullehrer erst Satz und Tact zu bringen hatte. Der Syndicus mußte es erleben, daß die besten seiner jüngern Lehrbrecher und Nachbeter gänzlich von ihm abfielen, daß seine Bibliothek in einen todten, vergrabenen Schatz sich verwandelte, zu dem man nimmer Belieben trug, während aus der Gustav Klötzky'schen Duodezbibliothek die schönst-eingebundenen Romantiker und Dichter von Hand zu Hand gingen, die erhabensten Dinge aber von dem Gustav Klötzkyschen lebendigen Großfolio und Quartant-Redebuch in die Ohren auserwählter, staunender, zu Geistesfreiheit erwachender Zuhörer drangen. Der Syndicus aber ging nunmehr mit großen Dingen um, und sah geheimnißvoll aus; das Lächeln auf seinen Lippen war frostiger geworden, die

Jabot-Vorragung betrug um eine Viertel Elle weniger, die Prachtmütze saß etwas schräg, mehr gegen die linke Schläfe zu, den Kappenstiefeln fehlte der gewohnte Glanz. Er grüßte die Honoratioren ganz obenhin, die Mittelmäßigen höflichst, die Unbemittelten freundlichst. Und so oft er eine Stiege hinauf ging, einen Brief siegelte, so oft er schlafen ging, und so oft er aufstund, schlug er ein Schnippchen, nahm eine Prise Taback, und sagte zu sich selber: Nur Geduld, nur Geduld! wir werden's schon erleben! Auf der Straße rannte er manchmal mit plötzlicher Eile eine Strecke fort, dann stand er stille, und wiederholte dieselbe Trosthandlung.

9. So war der Stand der Dinge zu Iltisheim, und allgemach begannen Gerüchte sich auszubreiten, die dem guten Bürgermeister nichts Gutes, dem Syndicus aber einen nicht geringen zukünftigen Respect vorbereiteten, als der landesfürstliche Markt das Glück hatte, zu den Gebrüdern Klötzky noch einen dritten hinzu kommen zu sehen, mit dessen Ankunft eine ganz neue Ordnung der Dinge beginnen zu wollen schien.

Zweites Kapitel.

10. Der ganze landesfürstliche Markt war in Bewegung, als der Tag erschien, an welchem der Vicar erwartet wurde, der schon seit mehreren Monaten nothwendig geworden war. Ich hoffe, sprach

der Syndicus zu seinen treu gebliebenen Jungern, daß es ein gebildeter, junger Mann seyn werde, mit den Fortschritten der Zeit nicht unbekannt, vorurtheilsfrei, unbefangen, ein heller Kopf, ein Geist, der das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden weiß; ein Mann von gesundem Menschenverstand. Ist er von dieser Art, so wollen wir ihn in unsern Zirkel ziehen, ist er nicht so, sondern ein Finsterling, ein Unduldsamer, ein Vernirter, so lassen wir ihn seine Wege gehen; es werden ihm doch nur die alten Weiber zulaufen, an denen uns wenig liegt. — O dieser Vicar! ließ Gustav Klötzky bei den Bürgermeisterischen sich hören, o dieser priesterliche Jüngling! Ich kenne ihn nicht, aber wenn ein edler Geist in ihm webet, so werde ich ihn kennen lernen. Welch ein entzückendes Amt, den erhabenen Christusglauben in den reinen Spiegel kindlicher Gemüther hinein zu bilden, und als ein Genius der Menschheit die Fackel zu schwingen, welche zu Psychens ewigem Fortschreiten die Bahn beleuchtet! — Der Cantor hatte beim alten siechen Dechant in Bezug auf den Erwarteten allerlei Bedenklichkeiten; Gregor, sein Sohn, saß ganz in sich gekehrt draußen vor dem Markte unter einer der Linden vor der Capelle, und weinte.

11. Bis zum dunkelnden Abend war Gregor da gesessen, als ein freundlicher Zuspruch: Gelobt sei Jesus Christus, aus seiner träumerischen Betrübniß ihn weckte. Als er aufblickte, sah er einen jungen

Mann vor sich, der noch einmal, mit etwas gemilderter Stimme, seinen Gruß verlauten ließ. In Ewigkeit, in Ewigkeit! wiederholte eine antwortende Stimme, nicht dem Gregor, sondern der guten alten Frau Marianne, der Haushälterin des Syndicus angehörend, welche ihrer Gewohnheit nach eben heraus gekommen war, um die Lampe vor der schmerzensreichen Mutter in der Capelle anzuzünden. Der Fremde sah sehr freundlich nach ihr hin, und näherte sich der Capelle. Marianne aber faßte ihn recht in's Auge, dann lief sie hinzu, und wollte nicht ablassen mit Händeküssen, und rief in Einem fort: Ach der neue Herr Vicar! nicht wahr, Euer Hochwürden, Sie sind's? nicht wahr Sie sind der Herr Vicarius? Nun zu tausendmalen gelobt sei die allerseligste Jungfrau, die mir die Gnade erwirkt hat, daß ich die Erste seyn soll, die Ew. Hochwürden hier im Orte sieht; du lieber Gott, tausend Dank! Aber wo haben denn Ew. Hochwürden den Wagen? — Der Wagen? — Der Fremde zeigte lächelnd auf seinen Mantel, und ein Päckchen, das er unterm Arme trug, das übrige, sagte er, wird in einiger Zeit nachkommen. Ach, heiliger Gott, rief die Alte, und wischte mit der Schürze Thränen aus den Augen, zu Fuß? so ganz schlecht und recht, wie die liebe Armuth? Und sie wollte ihm noch einmal die Hand küssen. Der Vicar, ein Mann, der bei lichtem Verstande doch auch jene Frömmigkeit bewahrte, welche unter dem Namen des Gemüthsglaubens ver-

pönt ist, blieb ein Weilchen vor dem mild beleuchteten Bilde stehen, dann ging er in Gregors Begleitung nach Iltisheim hinein, Frau Marianne aber trug ihre Laterne mit großer Sorgfalt voran, und war wahrhaft redselig; denn seit vielen Jahren schon hat ihr das Reden so selige Freude nicht gemacht, nur daß leider! der Weg von der Capelle bis zur Dechantei dießmal so widernatürlich kurz war!

12. Und auf der andern Seite doch wieder so lang! Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß die aufrichtig fromme und grundehrliche Frau einen in seiner Art nicht geringen Kampf zu bestehen hatte. Soll sie, wie der innigste Respect und die herzlichste geistliche Freude es mit sich bringen, bis zum Thor der Dechantei hinleuchten, und zugleich dem Hirten, dessen frommen Geist (wie derlei gute Leute wirklich auf der Stelle es beurtheilen) sie mit Rührung erkennt, eine kurze Schilderung seiner neuen Heerde entwerfen, ohne dabei jedoch die christliche Liebe zu verletzen; oder soll sie eiligst und hurtigst ihre Schritte fördern, und zu allen Bekannten — sie kennt aber alle Leute im Markte — herum laufen, um ihnen die frohliche Neuigkeit zu eröffnen, nebst allem, was dazu gehört? Und im Fall sie dieß thäte, soll sie erst zu ihrem Dienstherrn, dem alten Klötzky, oder zu den Burgermeisterischen, oder zum Cantor, oder sonst wo anders hin? Indeß, sie leuchtet immer fort, und will die Benachrichtigungslust gerne noch eine gute Weile unterdrucken, zumal da

sie gar zu gerne noch erfahren möchte, wie der geistliche Herr mit dem Tauf- und Zunamen, oder lieber, wie er mit allen beiden heiße, worüber zu Altisheim nichts ruchbar geworden war, indem selbst der Herr Cantor nichts davon beim Dechant erfahren zu haben schien, sintemal er es sonst gewiß nicht verschwiegen hatte.

13. Diesen Trost hatte die Wegaufklärerin doch, daß sie von ferne den Bürgermeister, die Frau, die Tochter, und den edlen Gustav ersah, welche eben von einem Spaziergange nach Hause kehrten, und welche sie also vor der Hand nicht angetroffen haben würde. Sie fand es pflichtmäßig, diese Hauptpersonen loci dem Vicar zu zeigen und zu nennen, sammt dem jungen Klötzky. Er hat ja noch einen ältern Bruder hier, der Syndicus ist? bemerkte der letztere hierbei. Ganz recht, erwiederte Frau Marianne, das ist eben mein Herr; also kennen ihn Ew. Hochwürden? Nun, mich nimmt's nicht Wunder, denn ein berühmter Herr ist's, das braucht nichts! er hat auch schon Bücher drucken lassen. Freilich werden es Bücher von der Aufklärung gewesen seyn; du lieber Gott! was geht's mich an, ein guter Herr ist er doch, mit allen seinen Grillen, und tausendmal vernünftiger als der junge; obwohl der junge Herr fleißiger in die Kirche geht als der alte, denn der Alte geht gar nicht. Das sage ich aber nur Ew. Hochwürden, denn es weiß es ohnehin der ganze Markt, und Gott wird mir barmherzig seyn, daß ich meinem Nächsten nichts

Übels nachrede, das ist eine recht lästerliche Gewohnheit von mir! Sie fing bei diesen Worten schier zu weinen an, der Vicar aber sprach: Nur getrost liebe Frau, dießmal ist an mir die Schuld, weil ich gefragt habe, und es war ja nicht in böser Meinung. Da war auch die Dechantei schon erreicht; der stille Gregor führte ihn in's Haus; Marianne putzte die Laterne, und begann die Runde mit der neuen Kunde, die von Mund zu Ohr, und von Ohr zum Munde gar bald den Markt durchzog.

14. Als sie nach Hause kam, lief der alte Klötzky zornig im Zimmer auf und ab, der junge aber saß beim Fenster und lachte. Fassung, Herr Bruder, rief der letztere, Gleichmuth, Gediegenheit! Metallität des Charakters, stoische Geduld! Geistesgegenwart, Hochgefühl, Ruhe! Wo bleibt die Philosophie? — Spitzbube! schrie der Syndicus, wer verlangt deine Predigt? Wo das alte Thier bleibt, die alte Kröte, die alte Betschwester! Keine Kerze aufgesteckt, keine Suppe gewarmt, kein Vorhang herunter gelassen! — Gelassen! mahnte Gustav, das ist ein schönes Echo, und paßt vortrefflich, wie in den schönsten neuen romantischen Spielen. — Ei, daß dich der Donner mit deinen neuen Spielen! brummte der Syndicus, als Frau Marianne herein kam. Stracks wollte der Donner gegen sie hin sich wenden, und begann auch schon mit der eleganten Anrede: Nun was macht wohl die schmerzhafte Mutter? hat Sie die Frau Marianne erhört? Hat die

Frau Marianne Visionen gehabt? wie viel Rosenkränze hat Sie gebetet? — Die kluge Frau kannte ihre Leute gut, sie ließ sich in keine Widerrede ein, sondern rief hastig dazwischen: der Herr Vicar ist angekommen! — Jetzt ward's für einige Augenblicke windstill. Also ist er angekommen! sprach der Syndicus. Nun, und Sie hat ihn gesehen? erzähle Sie. Frau Marianne erzählte, aber sie möchte wohl fürs Erste zu viel erzählt haben; denn Klötzky's Zornfeuer loderte wieder auf. Also schon gebetet mit einander? murrte er, bei der Capelle draußen gestanden, gesessen, gehockt, gekniet, angedächtelt? Der fängt's gut an, setzt sich bei alten Weibern in Gunst, Gregor gehört auch dazu. Also deßhalb ist Sie so lange ausgeblieben? — Nun ließ er seinen Grimm betrogener Erwartung die Geduldige fühlen, und es ward diesen Abend noch reichlich mit Bitterem und Herbem versetzt, was ihr an Süßem und Mildem kurz vorher zu Theil geworden war.

15. Eine Frau jedoch wie Marianne, betet ihr aufrichtiges Abendgebet, schläft dann getrost ein, und steht munter und fröhlich wieder auf; ihr gestriges Kreuz und Leiden hat sie Gott zum Opfer gebracht, darum hat sie es heute nicht mehr, und kann ein neues übertragen. Glückselige Frau! Kluge Wirthschafterin mit Zeit und Gnade! Ihr erster Gang frühmorgens ist in die Kirche, wo, bei großem Volkszulauf der neue Herr Vicar die heilige Messe liest, mit dem hohen Gruße Dominus vobis-

eum zum ersten Male seine Schäflein grüßend; bald nachher kömmt sie voller Freuden nach Hause, und bringt dem Syndicus, da er eben seine Kappenstiefeln angezogen und das Jabot hervor gezupft und gelupft hat, die durch den Kirchendiener ihr aufgegebene Post, daß der Herr Vicar die Ehre haben werde, ihm seine Aufwartung zu machen. Der Syndicus, wahrscheinlich weil er ohne Abendgebet eingeschlafen seyn mag, ist noch sehr übellaunisch und zornig; was habe ich, ruft er (unwillkührlich reimend) mit Pf— zu schaffen? er soll mir vom Hals bleiben, der Obscurant; oder meinethalben mag er kommen, mich bekehrt er nicht, aber ich will ihn schon in's Gedränge bringen. Es ist doch entsetzlich, daß man von den Geistlichen ——— Wer weiß was er noch alles heraus gepoltert hatte, aber da trat eben der Vicar herein, ganz friedfertig, ganz freundlich. Der Syndicus sah ihn starr an, und war wie versteinert. Kennst du deinen Bruder nimmer? sprach jener. — Alois! Bruder Alois! rief der Syndicus, und lief auf ihn zu, von grosser Freude überwältigt. Frau Marianne schlug die Hände zusammen, kniete nieder, sprang wieder auf, und lief eilends hinaus; sie war doppelt und dreifach vergnügt, denn sie wußte nun Tauf- und Zunamen, und schnell lief die wirklich überraschende Neuigkeit von Mund zu Mund: Der Herr Vicar heißt Aloisius, und ist auch ein Klötzky, aber viel, viel anders!

Drittes Kapitel.

16. Über die wenigen Tage, so seit des Vicars Ankunft verflossen sind, uns hinwegsetzend, wenden wir uns zu den Mittagsstunden des nächsten Sonntags, und hören zuerst, was der Cantor bei Gelegenheit seiner herkömmlichen Sonntagsvisite dem Bürgermeister referirt. Wohledelgeborner! sagt er, wie schade ist's, daß Wohldero Übelbefinden Wohldieselben gehindert hat, die schöne Predigt zu hören! Ich erstaune über den jungen Mann, wie gesetzt sein Vortrag ist, und was für schöne, decente, ernsthafte, erbauliche Exempel er zusammen setzt, und wie er den gemeinen Leuten das goldene Evangelium auf einer silbernen Schüssel anschaulicher Erklärungen aufträgt, damit sie es an- und aufnehmen, und wie er christliche Herzen so zu rühren versteht, daß ich strenger und harter Mann selber ein Paar Mal gern geweint hätte, wenn ich nicht auf eine leichtfertige Schuljugend hätte Acht geben müssen, und auf die Partitur für's Amt Bedacht nehmen. Dero Jungfer Tochter hat heute recht brav gesungen, und sich eines reinen Vortrags beflissen. O das ist ein Ehrenmann, dieser neue Vicar! er gleicht seinen Brüdern wie Sem dem Japhet und Cham! Der jüngere, den ich seiner Keckheit wegen mit dem Cham zu vergleichen versucht wäre, ist zwar bei der Predigt zugegen gewesen, aber er hat mir seine Augengläser zu viel gebraucht, wofür ich ihm lieber ein Paar Gehörtrichter wünschen wollte.

Die Keckheit der heutigen Welt zeigt sich erschrecklich in der Augenlust; darum verschärfen die jungen Stadtleute so gern ihre Augen; o daß ihr Ohr lieber für die Wahrheit geschärft und gespitzt wäre, anstatt nur für neumodische Musik es zu seyn. Dieser Gustav plaudert viel von Musik, allein wenns gilt, daß er auf dem Chor mitwirken soll zur Ehre Gottes, so versichert er, er spiele bloß Guitarre.

17. Weil jedoch dieser Bericht in des Cantors Munde etwas zu verworren und abgerissen seyn möchte, so verfügen wir uns zu dem Syndicus, der eben so wenig als wir in der Predigt gewesen war, und doch zu wissen begierig ist, was sein wunderlicher Bruder wohl gesagt haben möge? Wir finden dort Gregor, des Cantors Sohn, den der Syndicus wieder zu seinen Geschäften verwendet, weil Gustav ihm je länger, je weniger behagen will, und Frau Marianne, die leider ab- und zulaufen muß, und nur Einiges erzählen kann. — Also, begann Klotzky, was hat mein Bruder heut vorgebracht? — O! gestrenger Herr, erwiedert die gute Frau Marianne, so etwas Schönes haben Sie in Ihrem ganzen Leben nicht gehört! in allen Ihren Büchern steht nichts solches! Er hat allen Menschen recht in's Herz hinein geredet, und es hat sich Keiner genug verwundern können. — Aber was hat er denn gesprochen? wiederholte Klotzky. — Alles was gut und recht ist, gestrenger Herr, warum sind Sie nicht hinein gegangen? Jetzt wüßten Sie es auch. Vergelt's Gott

tausendmal, der versteht's, der hat's gelernt! Den ganzen Tag wollte ich ihm zuhören, aber kann ich denn? Bei diesen Worten lief sie wieder in die Kirche, und der Syndicus sprach: So erzählen Sie, Gregor.

18. Gregor erwiederte: Ich bin ein bekümmerter und zerstreuter Mensch, und habe nicht recht aufgehorcht. Indessen hat er eine wunderschöne Einleitung gemacht, und ist mit dem Kanzelspruche aus der Epistel: »Lasset Christum den Herrn uns heiligen in unseren Herzen« in die Betrachtung der rechten christlichen Liebe ausgegangen, und hat alles dieses, von seinem Amtsantritte Gelegenheit nehmend, gar künstlich verflochten mit seinem Gruß an die Gemeinde, und dem Gegengruß, der diesem Gruße seit der Apostelzeit her gebührt. Es ist alles recht klar und eindringlich gewesen, aber als ein bekümmerter und zerstreuter Mensch habe ich nicht Alles behalten. — Der Syndicus sprach: Was für ein Gruß war das? — Marianne war bei der Thür und erwiederte: Das war ein ganz feiner Gruß, den etliche Bauersleute, und da und dorten etliche Burgersleute noch im Brauch haben, wie denn ich auch; ausgenommen, wenn ich den gestrengen Herrn Syndicus grüße, weil der nicht zu antworten pflegt. Gelebt sei Jesus Christus, ist der Gruß; in Ewigkeit! ist die Antwort. — Wie, entgegnete der Syndicus, mit so gemeinen Sachen ist er aufgetreten? — Gemein! sagte Marianne; wollte Gott, es wäre so all

gemein, dann stünde es besser! Sie machte verstohlen eine Faust auf den kalt lächelnden Kappenstiefelmann, und eilte wieder zu ihrem Geschäfte. Der Syndicus wendete sich eben zu Gregor, und fragte: Aber wie hat er über diesen Gruß gesprochen? Seine Antwort und die weiteren Hin- und Herreden mögen kürzlich in folgendem Dialoge nachzuweisen seyn.

19. Dialog zwischen Herrn Syndicus Klotzky, und seinem Gehülfen Gregor:

Gr. Zuerst hat er berührt, was Lob sei, und Ruhm, und daß Niemanden Lob gebühre, es sei denn Gott dem Herrn allein.

Kl. Gott bedarf keines Lobes, was nützt ihm unser Lob? das ist Kinderei. Menschen aber ist das Lob nützlich zur Aufmunterung, und gebührlich zur Belohnung. Ehre, wem Ehre gebühret; wahres Verdienst um die Menschheit verdient Lob, so sagt's der gesunde Menschenverstand.

Gr. Dero geistlicher Herr Bruder hat bewiesen, daß wir Menschen in uns aus uns selber gar nichts Gutes haben.

Kl. Das ist gegen den gesunden Menschenverstand.

Gr. Alles Gute kommt von Gott, also gebührt alles Lob nur Gott. Durch Lob verkündigen wir unsere Dankbarkeit, unsere Liebe, unser Glück, daher müssen wir Christen allezeit Jesum Christum loben.

Kl. Da sieh einmal den Widerwruch! Alles Lob gebührt nur Gott allein, daher müssen wir Christen

den Stifter unserer Religion loben. Ist das gesunde Logik?

Gr. Denn es ist uns erschienen die Gnade Gottes in Christo Jesu seinem eingebornen Sohn; der sich uns gegeben hat, und offenbart seine Liebe, damit er uns erlöse vom Tod, und mit dem Vater vereinige.

Kl. Jetzt sage ich kein Wort mehr.

Gr. Der Gruß der Christen ist also ein Zeichen der Freude, über unsere Erlösung; der innigen Verehrung; der wechselseitigen Liebe, welche uns alle vereinigt in Christo dem Herrn, ohne den wir nichts sind; das Zeichen der herrlichen Hoffnung und Anwartschaft auf das Reich Gottes; der liebreichen Mahnung, stets an Ihn zu denken, dessen Gebote das Leben geben; kurz — (denn als ein zerstreuter und bekümmerter Mensch konnte ich nicht alles fassen) — dieser Gruß enthält alle unsere zeitliche und ewige Seligkeit, und es sind mehr Geheimnisse darin, als etwan leichthin sich ahnden läßt.

Kl. Jetzt rede ich kein Wort mehr.

Gr. Was aber den Gegengruß betrifft, so kann's keinen andern geben. Wer den Gruß hört, der antwortet: In Ewigkeit. Und was sagt er damit? Gelobt sei Er, der Herr der Ewigkeit, der auch mich erschaffen, erlöset und geheiliget für die Ewigkeit, für die ewige Seligkeit. Gelobt sei der, der Kraft gibt, zu siegen über die Zeit, und zu leiden und zu handeln in der Zeit, um fähig zu werden, ein-

zugehen in die Ewigkeit. Denn unsere Heimath ist nicht hier, und was unserer würdig ist, liegt nicht in der Zeit, sondern in der Ewigkeit; denn das Reich Gottes ist ein ewiges Reich.

Kl. Ich sage nichts mehr, gar nichts sage ich mehr.

20. Herr Klötzky blieb indeß nicht lange bei seinem, wiewohl sehr vernünftigen Verfaß, denn er hatte das Unglück noch sehr viel zu sagen, viel zu viel. Eben kam Gustav, der weltlichste oder modernste unter den drei Brüdern, und es kam der Geistliche mit, um mit ihnen das Mittagsmal zu theilen. Der Syndicus hatte noch eine ganze Menge Fragen und Erkundigungen auf die Bahn zu bringen, um sich über die bisherigen Verhältnisse und die Standeswahl des wackern Alois in Kenntniß zu setzen, von dem die beiden andern Brüder lange nichts erfahren hatten. Wir wissen zum Theil die Ursachen dieser Unkunde, und wenn wir die üble Nachrede nicht vermeiden müßten, so würden wir erwähnen, daß der vorsichtige Syndicus absichtlich auf keine Erkundigung sich eingelassen hatte, weil er, als mit perpetuirlichen Heirathsgedanken occupirt, auf ein kleines Capital Bedacht haben mußte, dessen frischerm Anwachsen der edle Gustav ohnehin schon schädlich genug gewesen war, so wie er jetzt die Heirathsplane selbst durch seine Dazwischenkunft alterirte. Mein lieber Alois, sprach er demungeachtet wie leid war mir's, niemals von dir etwas zu erfahren, um dir einige Unterstützung zuwenden zu

können! Freilich, dieß will ich dir aufrichtig geſtehen, daß ich für dieſen Beruf, den du gewählt haſt, dir nicht ſonderlich nachgeholfen hätte. Der Vicar wollte zwar dieſe Worte, die der Syndicus fallen ließ, unter den Tiſch liegen laſſen, aber der letztere hob ſie wieder auf, und rückte allmählich mit gröberm Geſchütze vor. Laſſe uns davon jetzt nicht reden, begütigte jener. Nein, nein, entgegnete er, du ſollſt mir Red' und Antwort ſtehen. Was für langjährige Mühe habe ich aus philantropiſchen Abſichten angewendet, um reinere Anſichten und die Lehren des geſunden Menſchenverſtandes hier zu verbreiten; nun kommſt du, und kömmſt als Obſcurant, und ſäeſt Unkraut unter meinen Weitzen, und verdirbſt alles. Was für abgedroſchene Dinge haſt du heute zum guten Anfang gepredigt? — Laß gut ſeyn, erwiederte Herr Alois, und bediene dich beſſerer Ausdrücke. Das wahre Weitzenkorn, das in die Erde kam, iſt in viel tauſendfältige Fruchthalme aufgeſproſſet, dieſe ſind ſo reichhaltig, daß ſie niemals aus- und abgedroſchen werden können. Deine Anſichten aber ſind allerdings bereits zu leerem Stroh geworden, und auch was aus ihnen gedroſchen ward, waren nur taube Körner.

21. Vortrefflich! ſagte Guſtav, der bisher fleißiger gegeſſen als geſprochen hatte, du biſt nicht ohne Geiſt, geiſtlicher Herr! Der Syndicus aber ſtand nicht ohne Zorn auf, und ſprach: Mein jüngſter Bruder iſt ein auserleſener Narr, und ein geiſtreich

seyn wollender Hans Hasenfuß; du aber willst Dinge unternehmen, die dir nicht gelingen werden. Sei vernünftig, bedenke die Fortschritte der Zeit, den Stand der Cultur! Der gesunde Menschenverstand ist keine Mähre, die man zu Schanden reiten kann! Wer ihn zu Schanden reiten will, der soll's nur keck versuchen; der edle Gaul wird ihn früher oder später in den Staub herab werfen! — Du sprichst wie ein Buch! sagte Gustav. Oder vielmehr wie eine Broschüre! setzte Herr Aloysius hinzu. Der Syndicus warf einen schneidenden Blick auf Gustav, machte sein kaltes Lächeln wieder zurecht, lupfte das Jabot besser vor, und setzte sich nieder. In demselben Augenblicke wird der Priester eiligst in das Haus des Bürgermeisters berufen, wo ein Unglück geschehen seyn soll; der Syndicus, Gustav und Gregor, obschon alle drei nicht in gleichem Maße, erschrecken wegen Babette, Veity und Barbara darüber höchlich, und rennen, jeder so schnell er's vermag, aus dem Zimmer, um das Nähere zu erfahren.

Viertes Kapitel.

22. Der edle Gustav machte am Abend des denkwürdigen Sonntages einen ganz einsamen Spaziergang, denn die Bürgermeisterinn und ihr Töchterlein hatten zu Hause vollauf zu thun. Auf dem Rückwege setzte er sich auf den Rasen vor einer Gartenhecke, hinter ihm wurde Kegel geschoben und Bier

getrunken, vor ihm ging die Sonne unter. Eine Zeitlang sah er, mit künstlicher wehmuthiger Wonne über die Natur, in das glühende Abendroth hinaus, und fing an zu einigen Gedanken zu kommen; da ward er in dieser Zerstreuung durch die Stimme seines Bruders, des Syndicus, zerstreut, die durch Kugelgerolle, Gläserklang, Kegelsturz und Grillengezirp schmetterte. Er blickte zwischen die Hecke hinein, und sah ihn wirklich in bloßen Hemdärmeln zwischen seinen treu gebliebenen Bibliotheksgästen und Schildknappen stehen, wie er eben Kegel gleich Vorurtheilen niederschmetternd, einen herrlichen Sieg davon trug. Alle neune! rief er; und der Bürgermeister liegt auch schon darnieder! — Das Gustav'sche Herz schauderte bei diesen Worten: wie? sprach es bei sich, was meint dieser mein Bruder? Ist des Bürgermeisters Krankheit Sein Werk? — Der alte Klötzky aber setzte die rothsammtne Prachtmütze wieder auf, und zwar in ganz gebieterischer Position, und sprach zu den andern Keglern: Die ganze Unpäßlichkeit hat vom Verdruß hergerührt, und heute hat er seinen Theil vollends bekommen, wie mir scheint. Ich habe ihn hübsch tief hinein gefahren, warum hinkt er auf beiden Seiten? Er hat die Klagpuncte schlecht erläutert, die Entscheidung der Stelle muß ihm heute zugekommen seyn, und das hat ihn auf's Bett geworfen. Alle neune, wie gesagt! der Mann ist weder aufgeklärt, noch auch nicht aufgeklärt, er webt und schwebt so im Nebel

herum. Im übrigen, wenn er's seiner Frau und Tochter abgewinnen, und den Gustav aus seinem Hause jagen kann, so helfe ich ihm wieder heraus, und erweise ihm noch dazu die Gefälligkeit, seine schnippische Tochter zu heirathen; denn dazu bin ich des Ganzlichen resolvirt und entschlossen. Thut er's nicht, so wird er abgesetzt, oder geht mit Tode ab vor lauter Verdruß, was geht das mich an? In jedem Falle kennt ihr dann, meine Freunde, schon den neuen Bürgermeister, und wißt auch, was er alsogleich unternehmen wird. Den Gustav jagt er fort, den Vicar und Schwärmer bringt er auch mit guter Manier von hier weg; denn die brüderliche Liebe muß höheren Pflichten weichen. Den Cantor setzt er in den Pensionsstand mit jährlichen acht und vierzig Gulden, die gewesene Bürgermeisterinn nimmt er in's Haus, die gewesene Bürgermeisterstochter macht er zur Bürgermeisterinn, und alles wird glücklich.

23. Berauscht ist zwar das alternde Bruderherz, gedachte Gustav, und des Bieres Schaumkraft ist hier nicht zu verkennen, doch das Wahre von der Sache auch nicht. Er horchte noch eine Weile, dann stieg die ganze Angelegenheit mit epischer Fülle in seinem Gemüthe herauf, mitsammt einem, von seiner eigenen Hand lenkbaren Schicksal, und einem rosenrothen Horizont, wo das Ziel des Epos lag. Entdeckt hatte er die schwarze Verschwörung, nun galt es, den Bürgermeister auf seiner Höhe zu erhalten, den Syndicus zu stürzen, und den theuern

Preis zu gewinnen, nach welchem der Syndicus strebte. Ganz berauscht ging auch er nun von dannen; groſser Pläne voll, und still vor sich hin gestikulirend, rief er von Zeit zu Zeit bloß: Vorsicht nur! nur Verschwiegenheit! nur schweigen! — Ein Burgersmann mit seinen Kindern ging vor ihm vorbei, und grüßte, wie er's heute Vormittag wieder gelernt hatte: Gelobt sei Jesus Christus! Nur schweigen! sagte Gustav. So? erwiederte jener, ist das die Antwort? Er ist mir ein sauberer Zeisig! — Es geschah ihm noch ein Paar Mal auf diesem Wege.

24. Der Syndicus wanderte auch mit etlichen Freunden im Abenddunkel nach Iltisheim herein, die Prachtmütze saß etwas quer, das Jabot flatterte wie ein Paar Gänseflügel in der Luft. Gelobt sei Jesus Christus, grüßten vorübergehende Leute. Etlichemal antwortete er nicht, als es öfter kam, verwunderte er sich und rief: Was Geter! Zuletzt kam noch der Cantor vor ihm vorbei, der blieb stehen, und sprach mit Gravität: Gelobt sei Jesus Christus. Guten Abend, Herr Schullehrer! erwiederte Klopky. In Ewigkeit, sagt man! corrigirte der Cantor. Wollt ihr mich gleich in Ruhe lassen? rief der Syndicus; was habt ihr alle? Hat die Predigt schon so viel Effect gemacht? Ach, ich sag's ja, ich behaupte es ja! was ich seit zwanzig Jahren baue, reißt ein junger Mensch, ein Fanatiker, mit einem Nu wieder ein! Nun, nur Geduld, nur Geduld! — Bei der Hausthür kam ihm Frau Marianne entgegen,

nahm ihm die Prachtmütze und das losgebundene Halstuch von der Hand, und sagte: Guten Abend, Herr Syndicus! es ist wohl recht warm heute? — Nun Gott sei Dank, sprach Herr Klötzky, die Frau Marianne ist doch noch die vernünftigste im ganzen Ort. Ja, ja, recht warm ist's, und ich habe alle Neune geschoben. Alle Leute sind närrisch geworden, die närrische Frau Marianne allein hat ihren Verstand noch beisammen. Frau Marianne wußte dießmal nicht, wie sie zu diesem Lobe komme?

25. Daß Gustav die ganze Nacht nicht geschlafen hat, ist gewiß, daß er eben so schlaflos als verschwiegen gewesen, ist nicht so gewiß. Gleich am spaten Abend noch wußten viele Zitronheimer Leute, daß der Bürgermeister durch den Syndicus in große Difficultäten verwickelt worden, und was von der höhern Stelle an den Bürgermeister herabgekommen sei, und das übrige. Wer muß das erzählt haben? Die Kegel nicht, die Bäume nicht, die Kegler gewiß auch nicht. Etwan gar der Cantor? ja der Cantor. Auch dem jungen Klötzky ist er noch am Abend begegnet, er hat Gustav vom Stillschweigen reden gehört. Ganz recht, junger Herr, sagte da der Cantor, nur Verschwiegenheit! das ist allerdings eine der größten Tugenden. — Besonders bei Dingen von Wichtigkeit! sagte Gustav mit wichtiger Miene. Allerdings, erwiederte der Cantor, nur bei Dingen von Wichtigkeit, bei Schlachten, Staatsverfassungen, Gesandtschaften und andern Affären, nicht aber

bei solchen Kleinigkeiten, wie allenfalls bei Ihnen sub Rosa Statt haben konnen. Kleinigkeiten, entgegnete Gustav beleidigt, o wenn Sie wüßten! — Genug, der Cantor, ein Mann von Gewandtheit, und der eigentliche feine Fuchs zu Ilmsheim, hat von Gustav alles erfahren.

20. Was hat Frau Marianne vom Bürgermeister gehört bei der Fleischbank? so fragte des Morgens Herr Klötzky. Es ist ihm viel besser, berichtete Marianne; es war zwar der Herr Vicar einen guten Theil der Nacht dort, aber es ist keine Gefahr, Gott sei Lob und Dank. — Sie weiß auch etwas Rechtes! brummte der Syndicus; wünsche ich's nicht selber von Herzen? aber glauben kann ich's nicht. — Was hören Sie vom Bürgermeister, rief er dem eben eintretenden Gregor entgegen. — Ich war die ganze Nacht dort, antwortete Gregor, und der Herr Aloisius auch; Herr Gustav hat sich ebenfalls angeboten, man hat ihn aber versichert, daß sein Wachen nur überflussige Mühe wäre. Es ist alles auf dem besten Wege, es war keine Spur von Schlagfluß, wie es die Leute ausgesprengt haben; der Herr Chirurgus lacht nur darüber. — Er soll nur lachen, sagte Klötzky, was versteht der ganze Chirurgus von der Sache? Ich habe den Bürgermeister noch nicht einmal gesehen, ich habe mir bloß erzählen lassen, und weiß es doch gewiß, daß es eine Anwandlung von Schlagfluß ist. Bis ich ihn nur erst sehe! Das Schlimmste bei solchen Fällen kömmt erst hinten-

drein, das verstehe ich besser als der ganze Chirurgus sammt allen seinen Blutegeln, schon der gesunde Menschenverstand gibt es!

27. Gustav, der edle Gustav sprang wie ein ergrimmter Held aus dem Bette; sein Unternehmungsgeist war seit Tagesanbruch bis zum spaten Vormittag im Schlafe gelegen. Er warf sich nur leicht in die Kleider, so daß er in einer halben Stunde heute schon angezogen war; dann eilte er zu den Bürgermeisterischen. Theure Betty! sprach er zu Jungfer Babette, beim ersten Frühlicht eile ich zu Ihnen; was macht Ihr Vater, athmet er noch? hat seine amtserfahrene Pfyche noch einigen Verkehr mit dem sinkenden Organismus? Ist der Lebensturgor noch in einigen Kämpfen gegen den feindlichen Chemismus der Aussenwelt? Babette erwiederte: Reden Sie doch nicht so albern, er sitzt auf, und hat eben gefrühstuckt. O schon! sagte Gustav, o ihr gütigen Mächte der Versehung! Ich habe Ihrem Vater wichtige Dinge zu sagen, sehr widrige Dinge, die ich ihm allein sagen muß: Feinde, Hinterlisten, Ränke, Schliche, Umtriebe. — Er weiß schon alles, sagte Babette, der Cantor ist gleich in aller Frühe da gewesen, er hat's eigentlich gestern schon erzählt. — So? rief Gustav bestürzt. Er empfahl sich kaum, er rannte spornstreichs zum Cantor, und zog ihn aus der Kinderschule heraus. Herr! fuhr er ihn an, ist das erlaubt? Sie haben alles ausgeplaudert, Sie ha-

ben meinen ganzen Plan zerstört; zittern Sie, zittern Sie vor mir!

28. Nur sachte, nur sachte! entgegnete der Cantor ganz trocken. Junge Menschen wissen sich nicht zu fassen; verderben viel, greifen nichts auf die rechte Weise an. Deßhalb habe ich vorbauen müssen. Als der große Cicero gegen Catilina agirte, war er es, der den Handel entdeckt hat? Nein, Andere haben entdeckt, etwan junge Tollköpfe, wie Sie; aber ein Cicero, ein Marcus Tullius, ein Mann mit oder ohne Warze auf der Nase, mußte auf dem Platze seyn, um das Weitere zu lenken, zu leiten, zu wenden, zu hüthen. Für jetzt kann ich in dieser Sache nicht gleich das Weitere thun, denn ich muß wieder an das eben so wichtige Geschäft bei einer leichtfertigen Schuljugend. Wollen Sie aber mehr mit mir reden, so kommen Sie herein, und nehmen indessen auf einer von den Bänken Platz; es ist gerade Religionslehre, vorlaufig, bis Ihr vortrefflicher Herr Bruder die Katecheſen übernimmt; nun, und da werden Sie allerdings noch Einiges prostituren können.

Fünftes Kapitel.

29. Womit wohl dürfte das neun und zwanzigste Kapitel dieser sehr verwirrten, glaubwürdigen Geschichte anfangen? Am schicklichsten mit einem kleinen Gespräch unter der Hausthüre zwischen Jungfer Babette und der guten alten Marianne. Schönste

Frau Marianne, sagt diese, wie freut's mich, Sie wieder einmal zu sehen! Mich auch, mich ganz gewiß auch, entgegnet die kluge Wirthschafterin; ich möchte immer bei Ihnen seyn. — Nur recht bald wiederkommen, sagte Babette, ich muß wieder hinauf; behüte Sie der Himmel, gelobt sei Jesus Christus. — Ach in Ewigkeit, in Ewigkeit, du liebe Seele! sagte Marianne, und küßte der Jungfer Babette vor Freuden die Hand. Als Babette fort war, kam Herr Klötzky hinter einem Versteck herfür, lächelte ganz eisig kalt, und sagte: So recht, nun ist's recht, jetzt gefallt's der Frau Marianne, jetzt ist das Kind auch schon abgerichtet; mein Herr Bruder Alois macht seine Sachen gut. Will Sie gleich nach Haus marschiren? Sieh doch, was das Volk sich überall herum treibt: überall einkehren, alles bekehren, verkehren und umkehren; — Abkehren, Auskehren, Frau Marianne, Zimmer auskehren, das ist Ihr Geschäft! — Der gestrenge Herr Syndicus haben doch immer gute Einfälle! sagte die kluge Frau. Der Syndicus lächelte mit einiger Zufriedenheit, und Marianne ging ihre Wege.

30. Der Syndicus schwenkte sich ins Haus hinein, und verwendete zur Ehrenbezeugung gegen den Burgermeister einige ergiebige Kratzfüße, wußte auch viel von seinem Vergnügen über dessen Besserung in guten Perioden auseinander zu setzen, wobei er den heillosen Trost hatte, in den Augen des guten Mannes die schon heranziehende zweite Anwandlung von

Apoplexie zu lesen. Der Schleimschlag ist's! sprach er im Herzen; es ist nichts mehr zu befurchten! sagte er mit Zunge und Lippen; — und obschon der Bürgermeister sehr wenig spricht, und den Syndicus nicht viel ansieht, so ist der letztere doch gar nicht beleidigt, er findet darin nur Symptome von grosser Schwache des Kranken, und grosser Starke des Anfalls. Er sagt ihm noch Einiges in's Ohr, empfiehlt sich und geht; im Vorzimmer begegnet ihm Babette, neigt sich ganz freundlich vor ihm, und grüßt: Gelobt sei Jesus Christus. Herr Klotzky argert sich gewaltig, arbeitet aber in sein Angesicht eine gleichsam artig süße Miene hinein, die jedoch sogleich in eine recht wolfsartige sich verändert, so wie er die Stiege erreicht hat.

31. Der Cantor begegnet ihm an der Stiege, macht ihm, in Angst vor dem Wolfsgesicht, eine sehr respectvolle Verbeugung, und merkt, als ein feiner Fuchs, sogleich, was vorgefallen seyn muß. Hat er gestern beim Bürgermeister von Wohldero Ubelbefinden gesprochen, so hatte er jetzt den Syndicus um Ubeldero Wohlbefinden fragen konnen, er fragte aber: wie befinden sich Wohldieselben? — Ei was! rief der Syndicus, Wohldieselben hin, Wohldieselben her, mein sauberer Bruder macht schone Progressen! — Bester Herr Syndicus, versetzte der Cantor; vor diesem jungen Menschen mussen Sie wirklich sich hüthen, er konnte Ihnen noch mehr schaden. — So, erwiederte Herr Klötzky, was reden

Sie da? sind Sie denn nicht unter Einer Decke mit ihm? helfen Sie ihm nicht nach? mich betrügen Sie nicht! — Bester Herr Syndicus, es ist wahr, daß ich darum weiß, aber er hat doch alles aufgebracht; der ganze Markt weiß schon davon, daß Wohldieselben gegen den Bürgermeister die Klagpuncte einberichtet haben. — Wie denn, was denn? sprach Klötzky, reden Sie vom Geistlichen? von welchem Bruder reden Sie denn? — Nun, von Herrn Gustav, von wem denn sonst? — Dem Syndicus gingen die Augen auf. Ei du lästerlicher Schelm! rief er; ei Bösewicht! Schurke! Rasch machte er sich nach Hause, ließ Gustavs Sachen aus seinem Zimmer in die Hausflur hinab tragen, und sperrte das Zimmer zu.

32. Warte nur, du hinterlistiger Klötzky! brummte der Cantor, während er die Stiege hinauf ging; setze mich nur mit jährlichen acht und vierzig Gulden in den Pensionsstand! Wir wollen sehen, wer von uns beiden ein feinerer Fuchs ist! Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, sei es nun eine Fuchs- oder Wolfsgrube. — Mit Selbstgefühl und Würde tritt er zum Bürgermeister herein, da läuft aber Frau und Tochter und Diener ängstlich hin und her, und der Cantor erschrickt. Sind Wohldieselben wieder unwohl? frägt er. Ach leider! sagt die Frau, er hat sich bereits so gut erholt gehabt, da führt das Unglück den Syndicus daher. Der Meinige alterirt sich gleich, wie er ihn nur sieht: aber das

ist dem abscheulichen Manne noch nicht genug, er stellt sich dicht zu seinem Bette hin, und wispelt ihm in's Ohr, daß die Krankheit doch von Bedeutung sei, der Chirurgus sich nicht darauf verstehe, daß er doch Vorsicht thun, sein Testament in Richtigkeit bringen, und der Welt wegen die heil. Wegzehrung empfangen soll. Darüber ist der Meinige fast außer sich gekommen, reden Sie ihm doch zu, trösten Sie ihn. — Ja freilich! sprach bereitwillig der Cantor, trat zum Bette und rief im C Dur-Ton: Nur getrost! Wohldieselben sterben nicht so geschwind; ei beileibe nicht, das hat seine gute Zeit! Nur ein Bischen Krebsaugen, ein verdorbener Magen ist's, sonst nichts. Sterben! das wäre ein Gedanken! Ihr Lebtage gibt das der Himmel nicht zu! Was soll denn hernach aus dem Markte Iltisheim werden? Es sind nichts als Krämpfe, ein Paar Tropfen Melissengeist machen alles wieder gut; Anschoppungen sind sicherlich auch im Spiel, da helfen meine Augsburger Pillen sicher, und ein Holzthee von den fünf eröffnenden Wurzeln. — Der Bürgermeister winkte mit der Hand. — Aha! sagte der Cantor, Dieselben meinen, es sei nicht die aufrichtige Wahrheit? Ich versichere Ew. Wohledlen noch einmal, es ist sonst nichts, als eine ganz kleine Vollblutigkeit, nebst einer gewissen Schärfe; und wenn Sie mir folgen, und ein Fußbad nehmen, so ist's in fünf Minuten gut; obwohl die eigentliche Hülfe immer von oben kömmt,

wie der Himmel will. Der Vicar und der Arzt traten ein, und der Cantor ging zum Syndicus.

33. Zum Syndicus? zu dem Ränkeschmied, der ihn in Pensionsstand bringen will? Ja, gerade zu diesem. Er hat dem Chirurgus eine bedenkliche Miene angesehen, auch der Kranke hat ihm nicht gefallen wollen; da könnte Herr Klötzky doch zuletzt noch das Spiel gewinnen, und demnach einen Mann vorstellen, der ihm und Gregor schädlich oder nützlich, niemals aber gleichgültig seyn kann. Man sieht, daß der christliche Cato stark aus seiner Rolle fällt, und das geht ganz natürlich zu, denn gesprochen hat er zwar bisher oft, und sehr moralisch; jetzt aber ist er in die Versuchung gerathen, ein feiner Fuchs zu seyn, und einige Vorsehung zu handhaben für sich und seinen bekümmerten Gregor, und das wird seinen Grundsätzen ein Bein stellen. Ganz wie von ungefähr geht er vor Klötzky's Fenster vorbei, aus welchem ihm von fern schon die goldene Troddel der rothsammtenen Prachtmütze als Leitstern seiner politischen Wege entgegen geleuchtet hat, und der Syndicus frägt: Wie sieht's aus? Schlecht, antwortete der Cantor. Wie so? urgirt der Andere, ist die neue Anwandlung schon gekommen? Halbseitig, partiell, total? Aber wollten Sie nicht ein wenig herein spazieren?

33. Der Cantor deprecirte, und wurde zum Essen eingeladen. Ob der gute Herr Cantor heute vergessen hat, sein Mittagsgebet zu verrichten, oder ob er es im Stillen gebetet, und bloß vom heil. Kreuz-

zeichen ſich diſpenſirt habe, um einen Klotzky nicht unnöthiger Weiſe zu ärgern, das laſſen wir auf ſich beruhen, und geben bloß einige Splitter vom Tiſchgeſpräch.

Herr Klötzky. Habe ich's nicht geſagt, daß der Chirurgus nichts verſteht? jetzt iſt die Sache declarirt.

Der Cantor. Ja, Dieſelben haben es immer behauptet.

Hr. Kl. Nun mögen die Leute hiererts reden über mich was ſie wollen; das iſt lauter Mückengeſumſe, ein Mann wie ich, darf nur ſein weißes Schnupftuch herausziehen, ſo verjagt er alles.

Der C. Gut gegeben!

Hr. Kl. Man wird Reſpect vor mir bekommen!

Der C. Man hat ihn allbereits.

Hr. Kl. Ich weiß daß Sie Umſicht beſitzen, und mehr Verſtand, als Sie zuweilen an den Tag zu geben pflegen; übrigens drehen Sie den Mantel nach dem Winde. Haben Sie ſich nicht ſogleich zu meinem Bruder gehalten, und ihm nachgebetet?

Der C. Keineswegs, ich habe von jeher die nämlichen Anſichten gehabt, und obſchon Dieſelben in Manchem mich aufgeklärt haben, ſo bin ich von der Hauptſache doch nicht abgewichen. Der Herr Bruder, ja, das iſt ein ganzer Mann, und hat ein Rednertalent, in welchem er nur von Ihnen übertroffen werden kann.

Hr. Kl. Hat er denn den neuen oder alten Gruß

ernſtlich anbefohlen? Hat er die Seligkeit darauf geſetzt?

Der C. Er hat bloß geſprochen davon, aber mit einer Einfalt, welche zu allen Herzen drang.

Hr. Kl. Einfalt? das kann wohl ſeyn. Denn was iſt Einfalt? nichts anders als Mangel an geſundem Menſchenverſtand.

Der C. In einem gewiſſen Verſtande freilich; aber in einem andern Verſtande will man mit Einfalt die aufrichtige Einigkeit des Herzens und Kopfes zum Guten anzeigen.

Hr. Kl. Wo kein Kopf iſt, da können Herz und Kopf nicht uneins werden, und alles iſt bloß Gefuhl, Herzensrührung und Mangel an Verſtand. Habe ich alſo nicht Recht?

Der C. In dieſem Verſtande freilich.

Kl. O pfui, Herr Cantor, rief Guſtav Klotzky, der mittlerweile herein geſchlichen war; ob auch wohl ein Cicero, ein Cato, ein Gelehrter ſich ſo benimmt? Der Speichelleckerei verachtlich Gift hat, Cantor, deiner ſich bemeiſtert! Ein pfiffig ſchlauer Geiſt dein Cantorsherz begeiſtert! Der ſchale Philoſoph von Iltisheim, in's Bockshorn wünſcht er dich zu jagen; verlaugnen ſeh' ich dich den hohen hehren Glauben, um einem grauen Syndicus, um ſeiner ſchwachen Huld dich zu empfehlen! — Stille du! fiel der Syndicus endlich in ſeinen Jambenſchwall ein: dich heimtückiſchen Verräther, dich Schlange in meinem Buſen dulde ich nicht langer. Du haſt allerneue Plane

verrathen, und verleumderiſch obendrein! — Plane? entgegnete Guſtav, ich weiß nur von einem Kegelplane, wo ſehr öffentlich geſprochen wurde. Draußen ſteht ſchon dein Koffer, ſagte der Syndicus, mache dich fort. Gehe meinethalben zum Bürgermeiſter, wo ſie eine Affenliebe zu dir haben! — Flüchtig ſind Eros Schwingen, erwiederte Guſtav, ſchon ſind jene zartgebildeten Frauen mir fremd geworden, und haben ſich von mir entfernt. Und doch iſt nur ein edles Bruderherz daran Schuld, ein erhabener, einfältiger, aber herrſchender Geiſt, ein ſchneidender Wind aus dem hohen Oſten, ein im innern Lebenszirkel kreiſender Geiſt, Aloys, der Diener des hohen Chriſtusglaubens, der iſt daran Schuld! Gott ſei Dank, ſprach der alte Klötzky, dafür werde ich ihn doch leben müſſen. Klüger iſt er allerdings, als du, obwohl er in ſeiner Art den Fortſchritten der Cultur bei weitem hinderlicher iſt. Geh' alſo deiner Wege! — Wohin aber nun? ſagte Guſtav, denn bei dir mag ich nicht mehr bleiben, du biſt mir zu gemein, zu kraß, zu ungläubig, haſt zu wenig Fantaſie, und reiteſt mir zu viel auf dem geſunden Menſchenverſtand herum, wodurch du ihn ſo abmatteſt, daß er auf allen Füßen lahm wird. Ich will zum Herrn Cantor ziehen! — Nein, nein, rief dieſer; da deprecire ich ernſtlich, denn Sie ſind ein leichtfertiger und ſchädlicher junger Menſch, und erlauben ſich alles, was Ihnen einfällt, weil Sie nichts anders glauben, als daß Sie an Weisheit und Erhabenheit die ganze

Vorzeit übertreffen! Das wäre ein schönes Exempel für meine ohnehin leichtfertige Schuljugend! — Nun dann, sprach Gustav mit Würde, so will ich denn zu Bruder Alois gehen, der wird mich sicherlich mit offenen Armen empfangen, ich aber werde ihm verzeihen.

36. Der Cantor fing nach Gustav's Entfernung einige Unruhe zu spüren an, und konnte nicht lange mehr bleiben. Er dankte, indem er sich empfahl, für die große Ehre; der Syndicus benahm sich dabei so vornehm, als es ihm möglich ist, und ließ die Worte fallen: wir wollen sehen, wie wir hinfüro mit einander auskommen werden. Auf der Bank vor der Hausthüre saß Frau Marianne; sie grüßte den vorübergehenden Schullehrer, sie sprach ganz zutraulich, wie sie nicht etwan seit gestern und vorgestern erst gewohnt war: Gelobt sei der Herr Jesus! Der Herr Cantor erwiederte zwar darauf, wie sich's gebührt, doch gab es ihm zugleich einen scharfen Stich durch's Herz, und die gute Freundin, die bei Frau Marianne auf der Bank saß, will sogar deutlich bemerkt haben, daß er roth und blaß und wieder roth geworden sei. In jedem Falle ist's gewiß, daß er sein: in Ewigkeit! zögernd und stotternd, und gedehnt herausgebracht hat. — Was muß den Herrn Cantor wohl geängstiget haben? — Frau Marianne scheint es so ziemlich verstanden zu haben; sie treibt aber, obwohl unbefangener Weise, die Sache noch weiter. Der Herr Bürgermeister hat sich gänzlich er-

holt, ruft sie vergnügt ihm zu; eben hat Babette mir's erzählt. Er geht sogar schon in seinem Hausgarten spazieren. — Erholt, wiederholte der Herr Cantor und geht in seinem Hausgarten spazieren! Ganz langsam ging er seiner Schule zu, und schüttelte von Zeit zu Zeit eben so bedenklich den Kopf. In der Schule schrieb er mit der Kreide anstatt einer Vorschrift unwillkührlich die Worte auf die Tafel: Er hat sich erholt und geht in seinem Garten spazieren.

Sechstes und letztes Kapitel.

37. Mit dem Syndicus muß wenige Tage nachher etwas Besonderes vorgefallen seyn. Es ist das schönste und heiterste Wetter gerade, und doch hat er seinen mit weiß und grünem Blechlack überzogenen Hut auf dem Kopfe, vom Jabot sieht man wenig, die Kappen an den Stiefeln sind nachlässig heruntergeschoben. Die Miene hat etwas Störrisches, der Gang etwas Hastiges, mit den Complimenten geht es ganz sparsam zu, und die wenigen, welche noch ausfallen, haben ein zänkisches Ansehen. Auch mit Gustav Klötzky muß etwas Besonderes vorgefallen seyn, er sieht weder so schlank noch so gepufft mehr aus, man erblickt ihn wenig auf der Gasse, und er selbst guckt so fleißig nicht mehr zu allen Fenstern hinauf. Auch mit dem Cantor muß etwas vorgefallen seyn, denn er geht ganz kleinlaut herum, und scheint Dinge zu überlegen, die er bisher noch niemals überlegt

hat. Auch mit der Frau Marianne muß etwas vorgefallen seyn, denn sie redet viel zu wenig. Auch mit dem zerstreuten und bekümmerten Gregor muß etwas vorgefallen seyn, denn er scheint sehr gesammelt und guter Dinge zu seyn, und hat eine schöne weiße Weste am Leibe, und seinen feinsten Rock. Mit wem durchaus nichts besonders vorgefallen seyn mag, das ist der Herr Aleinus, denn bei diesem ist nach wie vor derselbe Strauß zugegen.

38. Wir wollen uns demnach einer sehr ungewöhnlichen historischen Licenz bedienen, und ganz innerlich bei diesen verschiedenartigen Personen nachfragen, wie das zugehe oder zugegangen sei. Und zwar, fangen wir mit diesen Nachfragen von rückwärts an, und die Reihe durch, bis zu Herrn Klötzky, dem Vordermann.

39. Also, Herr Gregor, was hat das für eine Bewandtniß mit der schönen weißen Weste, und mit dem Vorhandenseyn guter Dinge? — »Ich habe Aussichten, sehr gute Aussichten. Die Bürgermeisterischen sind mir gut, selbst Babette ist so freundlich! (Hierbei bekömmt Herr Gregor nasse Augen, denn er ist gerührt.) Mein Herr Syndicus aber macht Anstalten, die ganz unerwartet sind. Wenn er wüßte, daß ich den überaus nachdrücklichen und scharfen Verweis gelesen habe, den er von der hohen Behörde aus erhalten hat! Ich will aber davon keinen Gebrauch machen.«

40. Frau Marianne, was gibt's denn? warum

ſo in ſich gekehrt? — »Ach, lieber Gott! was ſind wir Menſchen doch ſchwache Geſchöpfe! Ich bin ein ſchlechtes Weib, eine böſe Zunge, ein Feind meines Nächſten! Es iſt wahr, der Herr Cantor hätte ſich nicht mit meinem Herrn dem Syndicus einlaſſen ſollen; denn wenn Wein und Eſſig zuſammen kommen, wird der Eſſig nicht zu Wein, aber der Wein leicht zu Eſſig. Habe ich jedoch vor fremden Thüren zu kehren? — Ich gehe voll Verdruß über den Cantor, ſeine Reden und Geſten, vor die Hausthüre heraus, anſtatt lieber das Küchengeſchirr rein zu machen; ich trete heraus, und mache mich ſelber ſchmutzig; denn da ſitzt eine gute Freundin auf der Bank, der erzähle ich gleich alles in Einem Athem! Jungfer Babette kömmt vorbei, der erzähle ich es in der Geſchwindigkeit auch, als hätte ich davon berſten müſſen, wenn ich's zurück behalten hätte. Nunmehr iſt der gute ehrliche Mann im ganzen Orte verſchrien, und der Herr Burgermeiſter iſt auch gegen ihn eingenommen, und ſieht ihn für einen falſchen und gottloſen Mann an. O ich böſe Frau! jetzt ſehe ich erſt, wie weit ich noch zurück bin von der wahren chriſtkatholiſchen Lebensweiſe!« —

41. Wie, Herr Cantor! ſo kleinlaut! ſo tiefſinnig? O feiner Fuchs, gewiß hecken Sie wieder einen neuen Plan aus? — »Nein, ich will nichts mehr ausbecken; mir iſt mein ganzes Concept verdorben, ich habe ſo groß gefehlt, daß ich mich billig auf die ſchwarze Bank condemniren ſollte. Ja ſo iſt's,

wenn man gar zu gescheid seyn will! so ist's, wenn man aus der Einfalt heraus stolpert! Ich will von den Aufklärungen dieses Syndici nichts mehr wissen, sonst bringe ich's mit dem gesunden Menschenverstande noch so weit, daß ich Christum, meinen Gott verlaugne, und habe ich's einmal so weit gebracht, nun dann habe ich's wahrhaft sehr weit gebracht. Bin ich nicht schon erschrocken vor dem Gruß in seinem Namen? Muß ich mich nicht schämen wie ein Schulknabe? Schäme ich mich nicht vor den Schulknaben selbst? Ja, ja, wer darauf wartet, daß der, welcher eine Grube gräbt, selber hinein fällt, der fällt mit sammt dem andern hinein; und Hochmuth kommt gar zu gerne vor dem Fall!«

A2. Gustav, edler Gustav! wie sind deine Schmetterlingsflügel so abgestaubt, wie ist deine hochfahrende Kühnheit so matt geworden? — »O es ist nicht an dem, Gustav weicht nicht sobald den Wetterstürmen! Gustav beugt seinen Nacken nicht so leicht! Aber Aleis, mein Bruder, lenkt mich mit sanfter Gewalt, und was ich jetzt treibe, ist bloß ein Experiment, aber ein wichtiges. — Wie so, mein Gustav? — Aleis, mein Bruder, sprach zu mir: Folge mir, wage es, es geht ja bloß um einen Versuch! Lege für eine Zeit all deinen medischen Eigensinn ab, deine Possen, deine künstliche Dünne, deine künstliche Dicke, das Geschnurte sammt dem Gewussten, das Verschobene sammt dem Verschrobenen, und alles was zu der gedankenlosen Hoffart

gehört. Thuſt du dadurch nur einen Schritt zur ernſten Einfalt, ſo wird die freundliche Wahrheit ſchon um zehn Schritte näher kommen. So, und noch Mehreres, predigte mein Bruder mir vor; er hat alles ſehr eindringlich gemacht, ich wollte es alſo darauf ankommen laſſen. Und, was ſoll ich ſagen? elend iſt mir zu Muth, aber ſchon kommt Manches mir ganz anders vor, und anders beginnt die Welt in meinem Gemüthe ſich abzuſpiegeln, ſeitdem mein Gemüth ſo fleißig nicht mehr in der Welt ſich ſpiegelt.« — O Guſtav, edler Guſtav, fahre fort auf dieſem Wege, und laſſe dich nicht abſchrecken! Aber ach, wir fürchten das Gegentheil.

43. Nicht ſo zänkiſch grüßen, Herr Syndicus, nicht ſo unwirſch! Was iſt denn Ihnen durch den Sinn gefahren? — »Feinde habe ich, Feinde! Man unterdrückt mich, und protegirt den Bürgermeiſter. Seine Unpäßlichkeit iſt bloß von einer Verkältung hergekommen, das ſehe ich jetzt wohl; übrigens wäre der phlegmatiſche Mann doch gewiß geſtorben, wenn ihm die Freude über ſeine Belebung und meine Verkümmerung nicht auf die Beine geholfen hätte. Dießmal war der Geiſt ſtärker als der Leib. Was iſt's jetzt mit mir? mein Entſchluß ſteht feſt, felſenfeſt. Dieſe Babette, die eine Frömmlerin wird, ich verachte ſie; nie habe ich ſie geliebt. Dieſer Bruder, der aus dem finſtern Mittelalter daher kömmt, ich laſſe mich von ihm nicht meiſtern. Dieſes Iltisheim,

das unbedeutende Nest — ich kann mich nicht fürder darauf beschranken!«

44. Da wir nun einmal beim Herrn Syndicus sind, so wollen wir ihn gleich weiter reden lassen, und zwar nicht innerlich bloß, sondern frei heraus. Die wenigen Treugebliebenen sind bei ihm versammelt, das Bier ist gut abgelegen, es ist noch der letzte Vorrath von Märzenbier; übrigens herrscht ein feierliches Schweigen. Der Syndicus steht auf, und spricht: Meine Freunde, hütet euch vor dem neuen Vicarius. Er ist mein Bruder zwar, aber ein Bruder, den ich abhorresciren muß. Bald wird der ganze Markt auf seiner Seite seyn, ja er ist es schon; und der gesunde Menschenverstand muß den Kürzern ziehen. Ich habe diesen Bruder ernstlich zur Rede gestellt, ich habe ihm vorgestellt, daß er sich schämen möge, er, der doch aus einer großen Stadt daher komme, und die Fortschritte der Cultur kenne. Allein er hat sich nicht entblödet, mich auszulachen; er hat mich versichert, es sei in den großen Städten, und bei allen Leuten von Stande und höherer Bildung der Sinn für den Glauben wieder aufgewacht, und es sei nur Kleinstädterei, auf die Ansichten aus den siebenziger und achtziger Jahren noch einen Werth zu legen. — Ach, meine Freunde, wie sehr muß ich fürchten, daß er nur allzu wahr gesprochen haben könne! — Ich muß euch die Nachricht mittheilen, daß ich euch bald verlassen werde. Ich habe einen Ruf zu einer Bedienstung angenom-

men, die meinen Fähigkeiten entspricht; man wird von mir hören. Meine Bibliothek muß ich mit mir nehmen, doch will ich euch einige Exemplare, die ich doppelt besitze, zurück lassen, damit ihr doch einigen Trost habt. Hütet euch aber, daß sie Niemand zu Gesicht bekommt, am wenigsten der Vicar, der recht gut weiß, was erlaubt ist, und was nicht. Aber ich weiß, ihr werdet nicht lange bei den wahren Grundsätzen bleiben; ihr verliert eure Stütze, euer Alles an mir. Sehet zu, was aus euch wird.

45. Was wird aber nun, unter diesen Umständen, die gute alte Frau Marianne anfangen? Darüber dürfen wir bei der klugen Frau ganz ohne Sorge seyn. Das allererste und klügste, was sie unternahm, war, daß sie eine förmliche Denunciation bei einer überaus gerechten und eben so nachsichtsvollen Instanz einreichte, bei welcher Herr Aloisius als Actuar angestellt und bevollmächtigt ist. In dieser umständlichen und schonungslosen Denunciation hat sie eine gewisse Seele großer Bosheiten und der geschwätzigsten üblen Nachrede angeklagt, und zugleich um Verzeihung nachgesucht, die sie auch höchst wahrscheinlich ausgewirkt hat, nebst einer überaus reichlichen Belohnung für die Denunciation selbst. Als sie in Betreff dieser Seele einmal im Reinen war, hat die gute Frau sich keine unnöthigen Sorgen weiter gemacht, denn obschon sie, als eine sehr emsige Wirthschafterinn eine Martha fürstellt, ist sie doch zugleich auch eine Magdalena, welche das Eine, das Noth

thut, nicht aus dem Auge verliert. Warum sollten wir übrigens auch ihre zeitliche Glückseligkeit verschweigen? Sie ist als getreue Haushälterin in die Dechantei eingetreten, und hat dieß für eine große Gnade des Himmels betrachten dürfen, aus dem Hause, wo die Klötzkysche Bibliothek ihr Unwesen trieb, in ein unendlich freundlicheres zu treten, wo die Bibliothek aller Bibliotheken, das Evangelium, recht eigentlich zu Hause war.

46. Sieht man aber in das Zimmer zu ebener Erde hinein, welches dem Syndicus zur Kanzellei gedient hat, so wird man einen jungen Mann gewahr, der einen feinblauen Rock und eine schneeweiße Weste an hat. Der Cantor sitzt eben bei ihm, und spricht: Mein getreuer und ganz verständiger, nun weniger zerstreuter noch bekümmerter Sohn, du Freude meines Alters! sei nur fleißig, hüte dich vor aller Bekümmerniß und Zerstreuung, und arbeite fort. Nun erst siehst du, wie gut deine Rechtsstudien dir forthelfen werden; sei nur nicht so furchtsam mehr wie sonst, sondern gehe deinen geraden Weg. Der Bürgermeister mag dich gut leiden, ja er hält so große Stücke auf dich, daß du, indem er ein sanftmüthiger Herr ist, die Differenzen zwischen ihm und mir ausgleichen kannst. Nur hübsch dich zusammen nehmen! Weiß ich denn nicht, was noch immer dich im Kopf und Herzen zerstreut und bekümmert? Gedenk' an den Erzvater Jacob, der sieben Jahre Geduld gehabt hat, und nimm von

dieſer Zeit wenigſtens ein Siebentel für dich; im Übrigen, ſeit der Name Betty wieder abgekommen iſt, ſtehen deine Sachen gut, und dieſer Guſtav ſoll dir nimmer Angſt machen.

17. Mit ſeinem Bruder, dem Herrn Vicar, ging eines Abends Guſtav ſpazieren, und die Leute im Markte, die ihn ſahen, verwunderten ſich über ihn, und ſagten: Der wird gewiß auch noch ein Geiſtlicher! Als aber die beiden auf's Feld hinaus kamen, trafen ſie die Bürgermeiſteriſchen an, und der Vicar konnte ihnen füglich nicht ausweichen. Guſtav, flüſterte er ihm zu, ſei ein Held, und thue, als wenn du weder Aug' noch Zunge hätteſt; jetzt gilt's, dich ſelbſt zu überwältigen. Guſtav war taub für dieſen Rath, aber weder blind noch ſtumm gegen die Luſtwandelnden. Babette's Benehmen, das zwar mehr dem Bruder, als ihm galt, ſetzte ihn neuerdings in enthuſiaſtiſche Stimmung, die Gemüthsſpiegelung bot die alten verworrenen Bilder dar. Im nächtlichen Dunkel ſchlich da Herr Guſtav aus der Dechantei, und wanderte, die Guitarre an der Seite, bis unter die Fenſter des Bürgermeiſters hin. Dort faßte er Poſto, klimperte und ſang, in edlem herzbrechenden, ergreifend falſchen Baryton manch ein ſüßes Lied, daß die Hunde zu heulen begannen, und viele Schlafmützen aus den dunkeln Fenſtern des Marktplatzes heraus fuhren, und der Nachtwächter zankend herbei kam, worauf zwiſchen dem edlen Troubadour und dem rieſigen Nachtwächter ein nicht geringer Wort-

wechsel entstand; bis die heldklingende Laute in Stücken brach, der Sänger aber, an blauen Trophäen reich, vom Kampfplatze abzog. — Er hielt sich am folgenden Tage ganz still, so auch an dem darauf folgenden, ohne mit Jemand zu sprechen, als etwan mit Frau Marianne. Am vierten Tage trat Herr Aloys zu ihm herein, küßte ihn, gab ihm Briefe und sprach: Ein Freund, auf den ich zählen kann, wird dich aufnehmen, und in seiner Wirthschaftskanzellei dich beschäftigen. Die Gelegenheit steht schon vor dem Hause, es ist nur eine kleine Tagereise dahin, und ich werde eine Stunde weit dich begleiten. — O meine Brüder! rief Gustav, meine Brüder verstoßen mich! — Sei nicht kindisch, erwiederte Herr Aloisius, und förderte den Gefühlvollen in den Wagen hinein. Da wir nicht mitfahren, so wissen wir auch nicht zu berichten, was er auf diesem Wege mit ihm gesprochen habe, wir warten bloß draußen vor dem Markte, bis der Vicar zurück kehrt, und sprechen mit dem Cantor, der auch ihn erwartet: Glückseliger Markt, der du von zweien Brüdern befreit, und durch einen dritten erfreuet bist, aus dessen Munde weder veraltete noch jüngste Zeit, sondern die selige Ewigkeit dich grüßet.

Marivaux und sein Adept.

Eine wahre Anekdote,

in Begleitung einiger anderer Wahrheiten.

So bekannt der Name Marivaux, einem der berühmtesten Mitglieder der glänzenden Académie Française angehorend, in der literärischen Welt ist, so unbekannt durfte ein seltsamer Zug aus seinem Leben seyn, den einer seiner vertrauteren Freunde erzahlt und verbürgt. Die Erzählung ist folgende:

An einem stürmischen Winterabende, da ich eines sehr heftigen Catarrhes wegen das Zimmer hüten mußte, stattete Marivaux, auf dem Ruckwege von der Akademie, einen Besuch bei mir ab. Beinahe erstarrt vom Froste, und von einem viel stärkern und rauhern Husten gepeiniget, als ich selbst, erregte er mit seinem Besuch ein um so größeres Erstaunen bei mir, je genauer ich aus hundert früheren Gelegenheiten wußte, wie lieb und theuer ihm jederzeit seine Gesundheit gewesen war.

Er mochte diese meine Verwunderung wohl merken, denn er rief mir, meinen freundschaftlichen

Verweisen zuvorkommend, sogleich zu: Schmalen Sie nicht besser Freund, und halten Sie mir keine Strafrede! Alles hat seine Gränzen, und es lang weilt und quält mich bereits, in einem weg mein Zimmer zu hüten, und an eine strenge und sorgfältige Diät mich halten, welche anstatt diesen trostlosen Catarrh zu lindern, ihn vielmehr von Tag zu Tag noch rauher und scharfer zu machen scheint. Wozu sollte ich mir also noch länger solchen Zwang anthun? Und sollte auch die Gefahr, der ich mich bei dieser Witterung aussetze, noch so groß seyn, so habe ich meine guten Gründe, ganz besondere mir allein bekannte Gründe, die mich nicht zweifeln lassen, daß ich durchaus nichts Übles dabei zu befürchten habe.

Herr von Marivaux, erwiederte ich, ihn schärfer ins Auge fassend, was Sie da sagen, kömmt mir, mit Ihrer Erlaubniß, doch etwas stark vor! Fürwahr, in eines jeden Anderen Munde würde mir eine Behauptung, wie diese da, dem gesunden Menschenverstande etwas allzu sehr zu widersprechen scheinen! Also Sie allein sind der Mann, der bei einem so hohen Grade von Übelbefinden jeder Witterung Trotz bieten darf, und zwar aus unbezweifelbaren und ganz besonderen Gründen? — Ich begreife es leichtlich, mein Werthester, sprach jener, daß die Überzeugung, von welcher ich einige Worte fallen ließ, Ihnen befremdend erscheinen müsse, aber lassen Sie uns darüber hin-

weggehen, und nehmen Sie die Sache so, als hätte ich durchaus nichts davon geredet. — Nein, nein, mein Herr! entgegnete ich, damit ist's wahrlich nicht abgethan! Die Spannung der Neugierde, welche Sie in mir erregt haben, ist nicht geringer, als die Unruhe, welche Ihre Behauptung um Ihrentwillen mir verursacht, und wenn Sie an dieser meiner Theilnahme zweifeln können, so bin ich der Freundschaftsbezeugungen wohl nicht würdig, womit Sie bis jetzt mich beehret haben.

Ich schwieg, und Marivaux schwieg auch, und diese Pause dauerte einige Augenblicke, bis er mit dem Ausrufe das Wort nahm: Es ist wahr, ich habe Unrecht. Ihr tiefer Ernst versichert mich hinlänglich von der Größe der Theilnahme, die ich Ihnen einflöße, und so sehe ich auch kein anderes Mittel, Ihre Unruhe zu beschwichtigen, als indem ich meine unbesonnene Rede durch ein Geständniß büße, über welches Sie vielleicht lachen werden, welches ich aber als ein Opfer betrachte, so ich Ihrer freundschaftlichen Gesinnung darbringen muß, die es so sehr beunruhigt hat. Sorgen Sie gefälligst dafür, daß wir nicht gestört werden; und nun hören Sie mich an.

Zu Paris, aus einer anständigen und nicht unbemittelten Familie geboren, hatte ich einiges Vermögen geerbt, welches aber bei den Hazardspielen in der Straße Quinquampoix, zu denen jugendliche Hitze und die Hoffnung, mein Glück zu ma-

chen, mich trieben, in kurzer Zeit aus meinen Händen flog. Ich wollte nunmehr beim Theater mein Glück versuchen, da aber meine ersten Stücke mir mehr Ehre als Geld zuwege brachten, so gab ich endlich dem Andringen einer alten Anverwandten nach, welche für reich gehalten wurde, und verfügte mich zu ihr nach Lyon, wo ich meine Tage um so verdrießlicher zubrachte, je launenhafter und gebieterischer diese stets kränkliche Dame sich benahm, und je ungegründeter der Ruf von ihrer Wohlhabenheit sich zeigte.

In dieser unangenehmen Periode meines Lebens, die für einen thätigen und raschen Geist, wie der meine ist, so enge und drückende Verhältnisse mit sich führte, geschah es, daß ich eines Tages, beim Eintritt in eins der besuchtesten Kaffehhäuser der Stadt, von der Gestalt eines kleinen greisen Mannes überrascht ward, der so steinalt und betagt aussah, daß er, meines Bedünkens, einem Bilde der Zeit hätte zum Modell dienen können, während das doch lebhafte, funkelnde Auge, und die gleich ehrbare und anständige als ausgezeichnete Saturnus-Physiognomie mit der kleinen dürren Gestalt ein Ganzes bildeten, das für meine Neugierde den höchsten Reiz hatte. Ich näherte mich auch dem Seltsamen sogleich, in der Hoffnung, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, das mir Mittel und Wege verschaffen würde, ihn näher kennen zu lernen; aber diese Hoffnung wurde eben so schnell mir vereitelt,

denn es sei nun, daß meine sichtbare Zudringlichkeit ihm mißfiel, sei es, daß er in der That bereits fortzugehen sich angeschickt hatte, genug, ich sah ihn in demselben Augenblicke, da ich ihm in die Nähe gekommen war, seine Tasse Kaffeh bezahlen, mit einer gleich kalten als höflichen Miene mich grüßen, und eilfertig die Thüre gewinnen.

Einmal auf mein Vorhaben erpicht, und, ich weiß nicht, durch welches geheime Band seinen Schritten nachgezogen, eilte ich ebenfalls hinaus, mein Auge folgte ihm in der Ferne, und kaum sah ich in einen öffentlichen Garten der Vorstadt de la Guillotière ihn den Fuß setzen, als ich sogleich auch dahin mich begab. Ich fand ihn daselbst bald wieder, wo er eben in einer abseitigen Allee lustwandelte; aus Besorgniß aber, ihn neuerdings zu beunruhigen, oder wohl gar gegen mich aufzubringen, nahm ich in eine andere Allee meinen Weg, und gab mir den Anschein, als ob ich ihn durchaus nicht bemerkte, indeß ich mich so unvermerkt als möglich, und mit der Miene eines mit einem ganz fremden Gegenstande Beschäftigten, ihm zu nähern suchte.

Da mich jedoch ein verstohlener Blick, den ich zu dem räthselhaften Alten hinüber warf, alsbald überzeugte, daß er mich erkannt habe, und gar nicht mich zu fliehen suche, so benützte ich den Moment, da ich an das Ende meiner Allee gekommen war, dazu, um im Anscheine der Zerstreuung in die Seinige einzutreten, und kaum war ich ihm nahe ge-

nig gekommen, um ihm ins Angesicht zu sehen, als ich auch schon, im Vorübergehen an ihm, mit einer allzu ehrerbietigen und auszeichnenden Höflichkeit ihn grüßte, als daß er hätte zweifeln können, daß ich meinen Mann vom Kaffehhause wieder erkannt habe. Wie groß aber war nicht meine Bestürzung, als ich, auf der Rückkehr durch eben dieselbe Allee ihn nimmer sah, und als ich vollends von einem der Thorhüter erfuhr, daß er so eben aus dem Garten gegangen sei!

Sie kennen mich, fuhr Marivaux fort, da er mich unwillkührlich lächeln sah, Sie kennen mich von dieser Seite. In der That, anstatt meine Neugierde zu bezähmen, hatte der Geheimnißvolle sie vielmehr noch lebhafter angespornt, dergestalt, daß ich gleich am nächstfolgenden Tage am nämlichen Orte wieder ihn aufsuchte, und als ich ihn glücklich gefunden, auch alle Schüchternheit herzhaft überwand. Ich ging gerade auf ihn zu, und bemühte mich, mit allem dem Feuer, das in jenem Alter mir zu Gebote stand, die Freude ihm zu schildern, die er durch die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen, mir gewähren würde, und sollte er dieß auch für einige wenige Minuten nur, und bloß während der Zeit seines Spazierganges, mir gestatten.

Sie sind mir wohl bekannt, Herr von Marivaux, sagte er mit seinem Lächeln; und Sie können darauf rechnen, daß von allen den Bemühungen, die Sie seit gestern angewendet haben, um

über meine Perſon aufs Reine zu kommen, nicht das Mindeſte mir entgangen ſei. Ich habe jedoch die Ehre, Sie zu verſichern, daß Ihre Arbeit vergeblich bleiben werde. — Wie, mein Herr! rief ich, ich hätte alſo die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſeyn? und dennoch wollen Sie mir Ihre Bekanntſchaft verſagen? — Beruhigen Sie ſich, erwiederte der Alte. Noch einmal, ich kenne Sie allerdings, ich habe auch Ihren Vater gekannt, ſo wie die Meiſten Ihrer Anverwandten; und was noch mehr iſt, ich weiß auch die Verhältniſſe und die Beweggründe, welche Sie in dieſe Stadt geführt haben, und fühle es nicht minder lebhaft als Sie ſelber, mit was für Unmuth und Beſchwerde Sie hier zu kämpfen haben. Allein gewiſſe Urſachen, die ich Ihnen nicht mittheilen kann, nöthigen mich zu der ernſtlichen Bitte, daß Sie nichts Mehreres von mir zu wiſſen verlangen, oder daß Sie, falls Sie dieſer Bitte nicht willfahren, es mir wenigſtens nicht verargen wollen, wenn ich ſogleich von Ihnen Abſchied nehme. — Verzeihung, Verehrteſter! ſagte ich in ſteigender Verwirrung; ich will Ihnen im Mindeſten nicht läſtig fallen. Aber, da Sie mich nun einmal näher kennen — dürfte ich aufs Wenigſte nicht hoffen — — Nein, verſetzte der Geheimnißreiche, ich wiederhole es Ihnen! Für dieſen Augenblick kann ich Ihnen durchaus mit keiner Auskunft dienen, und Sie würden nur vergeblich in mich dringen.

Ich muß Sie ſogar warnen, daß Sie ja ſich hüten wollen, mir zu folgen, denn ohne auch nur ein Wörtchen mehr, als das Ihnen ſchon Geſagte, mir abzugewinnen, würden Sie bloß Gefahr laufen, mir in eben dem Grade, als Ihrer eigenen Perſon Schaden zu bringen. Was ich jedoch, bevor ich Sie verlaſſe, Ihnen noch ſagen kann, iſt dieſes: daß Sie mir ſehr am Herzen liegen, und daß es lediglich bei Ihnen ſtehe, wenn Sie eines Tages wahrhafte Proben davon zu erfahren wünſchen. Leben Sie dann wohl, mein geliebter Marivaux! Fahren Sie fort, den ſchönen Wiſſenſchaften ſich zu widmen, und, was noch vorzüglicher iſt, Ihren Character zu bewahren. Und was mir auch immer begegnen möchte, ſo ſeien ſie wenigſtens davon verſichert, und nehmen Sie auch darauf mein Ehrenwort, daß Sie nicht ſterben werden, ohne zuvor noch einmal mich geſehen zu haben. Leben Sie wohl; ich muß eilen; denn man beobachtet uns, und ich kann nicht länger hier mich aufhalten.

Mit dieſen Worten ging der kleine Mann ſeinen Weg, und ließ mich wie angedonnert ſtehen, ſo daß ich eine gute Viertelſtunde Zeit brauchte, um wieder gänzlich zur Faſſung zu kommen.

Ich wendete den nächſtfolgenden Tag dazu an, um in allen Kaffehhäuſern ſowohl, als in den Gaſthöfen und auf den öffentlichen Spaziergängen Lyon's alle möglichen Nachſuchungen anzuſtellen, jedoch blieben meine Bemühungen fruchtlos; mein

Männchen, von dem Niemand etwas wissen wollte, schien nichts anders als eine, für mich allein berechnete gesrenstische Erscheinung gewesen zu seyn, von welcher ich seitdem, und es ist schon beinahe vierzig Jahre her, nicht die mindeste Ahndung mehr gehabt habe.

Dieß, mein Freund, so beschloß Marivaux nicht ohne Seufzer, dieß ist meine Geschichte; und was immer für triftige Gründe ich mir selber entgegen gestellt habe, um von dem tiefen Eindruck mich zu heilen, die sie in meinem Gemüthe zurück gelassen, so hat und wird dennoch die Ansicht niemals mich befriedigen können, daß jener kleine Mann ein bloßes Product meiner Einbildungskraft, oder daß es ein Betrüger gewesen sei, den irgend ein, es sei gegenwärtig oder zukünftig zu erreichender Vortheil bewogen hätte, die Leichtgläubigkeit eines Menschen zu mißbrauchen, von welchem er nichts zu hoffen, und noch viel weniger etwas zu befürchten haben konnte.

Ich fühlte wohl, so bemerkt der Berichterstatter hier, wie wenig es mir gelingen würde, dieses bei meinem Freunde so tief eingewurzelte Vorurtheil zu bekämpfen; ich begriff auch leichtlich, daß ich ihm damit keinen sonderlich angenehmen Dienst leisten würde, da eben dieses Vertrauen auf das Wiedersehn seines Magier's ihn über den Ausgang seiner Krankheiten so sehr beruhigte; und so habe ich denn auch späterhin, nach der Rückkehr von einer sehr langen Reise, durch Mademoiselle von Saint-

Jean, in deren Hause er wohnte, in Erfahrung gebracht, daß er in einem Alter von fünf und siebenzig Jahren, ohne sich, was man zu sagen pflegte, dessen zu gewärtigen, und mit der steten zuversichtlichen Hoffnung, seinen liebwerthen kleinen Adepten wieder zu sehen, endlich gestorben sei.

So weit der, wie man sieht, einfache und wahrhafte Berichterstatter. Wie weit aber Mittheiler und Leser dieses Berichtes gehen wollen, ist so leicht nicht zu bestimmen. Denn ist gleich weder der eine noch der andere ein Herr von Marivaux, ein Mann von so glänzenden Talenten und schimmernden Kenntnissen, so hat doch einer so wohl als der andere, und zwar eben so gut als weiland Herr von Marivaux, sein kleines Zaubermännchen, das im Horizont seiner Lebensaussicht steht, mit Band, Stab und wunderlichen Ziffern, und daselbst, als ein künstlicher Baumeister, aus luftigem Material, manch ein glänzendes Lustschloß bauet, sammt einer grosen chinesischen Mauer, welche gegen den Einfall der Tataren schützen soll; der grimmigste Tatar aber ist der Tod. Und das mystificirende Männlein ermangelt nicht, mit einer Miene voll Zuversicht, mit Verheißungen, die gleich geheimnißvoll als wahrhaft scheinen, ja mit väterlich liebreicher Gravität uns zuzurufen: ‚Freund, Sohn, du wirst den Tod nicht schauen, bevor du mich wieder gefunden hast; so lange du mich nicht wieder gesehen, und von mir viel Gutes, Grosses und Ten-

derbares erfahren oder bekommen haben wirst, so lange hast du auch vor dem Tode dich nicht zu fürchten.

Wie glücklich war nicht der viel berühmte Marivaux! Wir Andern ängstigen uns und sterben im Vorhinein schon, und auf Rechnung gleichsam des zukünftigen wirklichen Sterbens, so oft eine Gefahr uns dräuet, in der Nähe oder in der Weite; es sei nun bei anhaltend schlechtem Wetter, welches einen Mißwachs, durch Mißwachs Theuerung, durch Theuerung Hungersnoth, durch Hungersnoth Krankheiten, durch Krankheiten Ansteckung hervorbringen könnte, und dadurch letztlich auch zu uns selber den Zugang fände; oder bei einer bevorstehenden Verkältung durch einen bevorstehenden Regenschauer, oder bei einem bevorstehenden Einsturz eines allgemach baufällig werdenden Hauses, zumal in Jahren, wo sich hie und da Erdbeben ereignen; und bei was sonst immer für Anlässen der Art. Ja es gibt zartfühlende Seelen, denen der Anblick einer gewissen Art von plump gebauten, langen, schwarzbemahlten, mit den Insignien des Freund Hain'schen Wappens decorirten Equipagen die widrigste Sensation erregt. Wer so glücklich war, von dem kleinen alten Männlein die tröstliche Zusage zu erhalten, den ängstigen solche Armseligkeiten nicht, und sollten sie auch ein ganz ehrenliches Ansehen gewinnen. Nicht, daß dieses Glück uns etwa nicht zu Theil geworden, da doch vielmehr, wie gesagt, kaum Jemand auf Erden lebt, dem nicht das Männlein in seiner Jugend irgendwo be-

gegnet wäre; sondern nur darin scheint der Fehler zu liegen, daß nicht Alle so consequent sind, als der Literator, dessen Geschichte wir eben uns erzählen ließen.

Es könnte zwar leichtlich einer auftreten, der, mit einigem Scharfsinn begabt, den schwer zu beantwortenden Einwurf hinstellte: »Die fantastische Fabel, die den Inhalt dieser wahren Geschichte, dieser, so zu sagen, factischen, jedoch subjectiven Begebenheit ausmacht, widerlegt hinlänglich sich selbst; sintemal die Hauptperson derselben dennoch gestorben ist, ohne das räthselhafte Männchen jemals mehr gesehen zu haben! Und somit verliert die Geschichte auch sein ganzes Interesse! Denn wenn es wirklich noch einmal zum Vorschein gekommen wäre, dann, ja dann könnte sie interessant geworden seyn! Darauf wäre jeder Leser, jeder Hörer gespannt! So aber zeigt sich nichts, als eine Schein-Katastrophe ohne Auflösung, ein Geisterseher ohne Geist, eine feine Betrügerei ohne Betrüger, ein leeres Hirngespinnst ohne Faden!« — Dieser Einwurf, diese Bemerkung ist allerdings scharfsinnig, gründlich. Aber was erwiedern wir darauf? — Scharfsinniger Bemerker, sagen wir, eben dasselbe, was Sie, hat auch unser Selbstbiograph empfunden. Auch er war auf den Ausgang gespannt, und zwar mehr als irgend einer von uns; auch er harrte mit Sehnsucht dem Zeitpuncte entgegen, wo sein kleiner alter Jugendfreund noch einmal zum Vorschein kommen würde, und zwar um so bestimmter, je gründlicher überzeugt er

war, daß hier ein seltsames Gewebe von unbekannten Umständen, und gewiß kein Hirngespinnst zum Grunde lag. Allein, wer will behaupten, daß dieser Zeitpunct gar nicht erschienen, daß das Männchen wirklich nicht mehr zum Vorschein gekommen, daß die Katastrophe ohne Auflösung geblieben sei? Vielleicht ist alles dieß zu einer Zeit geschehen, wo Herr von Marivaux nicht mehr in der Laune und Stimmung war, sich darüber irgend einem theilnehmenden oder theilnahmlosen Zuschauer seiner letzten Reisenmalen zu erklären! Vielleicht sprach der Kleine damals zu ihm: „Nun bin ich da, mein Herr, nach beinahe einem halben Jahrhundert halte ich mein Wort, nun siehst du mich wieder, und bist also nicht gestorben, bevor du mich wieder gesehen hast, und nun, nachdem du mich gesehen hast, wirst du sterben. Helfen kann ich dir übrigens nicht, und auch sonst keinen Trost geben, ein halbes Jahrhundert ist eine lange Zeit, aber was ist damit zu thun, wann es vorüber ist?“ — So und ähnlich könnte das Männlein gesprochen haben, und wird damit die oben erzählte Geschichte completirt, so zeigt sich sonach eine Katastrophe mit einem Ausgange, der so wenig Fremdes und Gewagtes an sich trägt, daß er vielmehr zur Alltagsordnung gehört in dieser von Mond und Sonne beleuchteten Alltags- und Allnachtswelt.

Wer consequent genug ist, wird sich von ungewöhnlichen und außergewöhnlichen Sorgen und Gefahren zwar einiger Maßen, von ganz gewöhnlichen

und alltäglichen aber so leicht nicht schrecken lassen. Es ist wahr, jeder nächstkommende Augenblick kann der letzte meines Lebens seyn, und was für unzählige kleine und große Zufälle können nicht diesen letzten und größten aller Zufälle, den Tod, herbeiführen? Wie viele Ziegelsteine liegen nicht auf einem einzigen Dache, von denen jeder einzelne schon hinlängliche Kraft hätte, im Herabfluge mit meinem Kopf in einen betrübten Conflict zu kommen! Wie viele Adern und Gefäße in meinem Leibe, von denen nur ein einziges platzen darf, um mir die süße Gewohnheit des Daseyns und Wirkens plötzlich abzugewöhnen? Wie viele Gräten in einem Fische, wie viele Tropfen in einem Glase Wein, wovon nur eine, oder einige wenige meuchelmörderisch den Weg in die Kehle nehmen dürfen, um alles Lebensgefühl in mir zu ersticken? Nichts desto weniger, wer wird deßhalb mit dem spöttlichen memento mori sich lächerlich machen? Wer wird an der obscuren und leidigen Unterhaltung Geschmack finden, welche mit der Betrachtung der so genannten letzten Dinge — zumal desjenigen, welches den übrigen letzten Dingen voraus geht, oder vielmehr im Bureau der letzten Dinge den Thurhüther oder Thüröffner vorstellt — peinlich sich beschäftigt? Der Tod, ja der Tod wird gewißlich kommen, und zu seiner Zeit nicht ausbleiben, aber erst muß ich ein vornehmer Beamter geworden seyn, oder ein steinreicher Mann, oder ein Mann mit Frau, Kind, Knecht, Haus, Hof und

Hund; oder ein Mann, der das wahre Perpetuum mobile erfunden hat, oder ein Mann, der anerkannt der erste Compositeur ist in und außer Europa, und was dergleichen mehr ist; kurz, es muß zuvor noch das kleine Männchen kommen, mit dem ich in meiner Jugend einige wichtige und bedeutsame Worte gesprochen habe, dasselbige muß mir Wort halten, und muß mir, gleichwie es dem Herrn von Marivaux versprochen worden, gleichfalls wahrhafte Proben von der großen Liebe und Theilnahme zeigen, so es jederzeit zu mir getragen.

Recht! Diese Gesinnung ist aller Maßen zu billigen und gut zu heißen. Wir leben auf dieser Welt, um auf dieser Welt etwas zu werden, und wenn wir auf dieser Welt etwas geworden sind, so sterben wir, was alsdann freilich Schade ist. Das alte kleine Männchen setzt uns alles dieses in den Kopf. Wer ist denn dieses alte kleine Männchen? Es kennt uns genau, so genau wie den Autobiographen in obiger Erzählung, es hat auch unseren Vater schon gekannt, so wie alle unsere Anverwandten; noch mehr, es kennt auch, so gut wie eben die Verhältnisse und die Beweggründe, die uns hin und her treiben, und in allerlei Händel ziehen; es fühlt auch so lebhaft wie wir selber, mit welchem Unmuth und Beschwerden, mit was für Thorheiten und eitlen Wünschen, mit was für Begierden und Leidenschaften wir zu kämpfen haben. Aber gewisse Ursachen, die es uns nicht mittheilen kann, zumal die Unwi-

seyheit und Finsterniß, in der es selber lebt und schwebet, nöthigen es zur Bitte, daß wir ja nichts Mehreres von ihm zu wissen verlangen: es kann uns für den Augenblick durchaus mit keiner Auskunft dienen, und muß uns sogar warnen vor aller weiteren Zudringlichkeit, weil wir sonst nur Gefahr laufen würden, ihm und uns Nachtheil zu bringen. Darum nimmt es zärtlichen Abschied von uns, und ermahnt uns nur noch: daß wir fein emsig fortfahren möchten, uns in der schlauen Lebenskunst, in der Politesse des Umgangs, in den Mitteln und Wegen des baren Erwerbs und der nützlichen Schleichkunst; in schönen gesellschaftlichen Unterhaltungsstückchen, in Scherzreden, in fein anschwärzender Malerei, Anzüglichkeiten, lockeren Principien und anderen schönen Wissenschaften zu üben; und was noch vorzüglicher ist, das edle Selbstgefühl unseres erhabenen Charakters, unseren soliden Egoismus in seiner ganzen steinernen Plastizität, auf's sorgfältigste zu bewahren. Und hiermit geht das alte kleine Männlein seinen Weg, und läßt uns dann warten; zehn, zwanzig, auch wohl vierzig Jahre und darüber, ehe es sich wieder uns zu Red' und Antwort stellt.

Aber wer ist dann endlich dieß alte kleine Männchen? Ist's real, ist's parabolisch, ist's ideal, ist's allegorisch, ist's mythisch, ist's lediglich humoristisch — kann man darüber nichts Solides erfahren? — Allerdings. Und zwar es ist alles dieß zu-

gleich, und wie man's immer haben will. Denn weil es mit gar vielen Leuten zu thun hat, so fügt es ſich nach eines Jeden Kopf und Laune. Es iſt alt, weil es beinahe ſo alt ſeyn mag, als das ganze Menſchengeſchlecht. Es iſt klein, damit es überall unvermerkt ſich einſchleichen könne, ohne Aufſehen zu machen. Es iſt ein kleiner Goliath, ein ruhmredіger Philiſter-Rieſe in Duodez-Format; wer ihn zu Schanden machen will, muß ihn auf den Kopf treffen, wie David gethan; dazu aber gehört nur ein ganz kleiner Stein, geworfen aus der Schleuder, im Namen des Herrn der Heerſcharen; was ſo viel ſagen will, als mit guter Energie, und im Dienſt der ewigen Wahrheit. Wer wird jetzt noch ferner fragen, wer das alte kleine Männchen ſei, und dadurch ſeine craſſe Ignoranz an den Tag legen? So wie er als Goliath en miniature, als ſtarker Geiſt und Kraftgenie des ganzen ſtreitbaren Philiſtervolkes aufgeführt wird, ſo iſt damit auf's Klarſte dargelegt, daß der kleine Adept weder ein spiritus familiaris, noch ein Galgenmännlein, noch ein moderniſirter Kobolt oder ſonſt ein Spuck, ſondern der viel bekannte uralte und doch nie aus der Mode kommende, ja vielmehr alle Moden ſammt den verſchiedenen Zeitgeiſtern ausheckende Spiritus mundanus oder Weltgeiſt ſeyn muſſe, welcher in den Kaffehhäuſern und auf den Promenaden der ſchönen Stadt Lyon ſo gut ſein Weſen treibt, als ſonſt irgend wo, und ſein Lyoner Gold aller Orten für echtes zu verkaufen weiß. Und warum

ſoll dieſer Weltgeiſt einem Weltmann nicht erſcheinen können? Es iſt gewißlich hier von keiner Viſion und von keinem Aberglauben die Rede. Er trinkt im Kaffehhauſe ſeine Schale Kaffeh, er geht auf der Promenade promeniren, er hat große Bekanntſchaften, weiß zu myſtificiren, verſpricht, was er nicht halt, und zieht ſich durch kluges Verſchwinden aus dem Handel; was kann wohl ein Weltgeiſt Anderes oder Beſſeres thun? Wer ſich zu ihm hinzu macht, ihm nachlauft, in ſeine Freundſchaft ſich eindrängt, ſeine Weisheit zu Rathe zieht, ſeine Protection anflieht, Worte des Lebens von ſeinen Lippen zu haſchen ſucht, dem kann dieß unbegränzte Vertrauen einen unbegränzten Schaden bringen, denn der kleine Goliath kann einmal ſich aufblaſen und aufblaſen, und ein großer Goliath werden; die Schleuder Davids aber, wo wird dieſe jederzeit ſich finden? Denn zu vermuthen iſt allerdings, daß in dem bedenklichen Stündlein, für welches man, auf des niedlichen kleinen Goliath's Verheißungen bauend, nicht furgeſorgt hat, der rieſige Goliath mit ſeiner ganzen plumpen und liebloſen Rohheit und Schaalheit vor dem Bettlein ſich hinpflanzt, und hohnlachend fragt: Wie willſt du nun mich überwältigen? — Wer aber die Welt, und folglich den Weltgeiſt nicht überwindet, wo will ein ſolcher Chriſtenmenſch hingelangen?

»Memento mori,« ſagt der Geiſt der Wahrheit, der kleine Philiſter aber ſagt: du wirſt mich wieder

ſehen, und ſchöne Proben meiner Treue. Dieß ſagt der Schelm höchſt ironiſcher Weiſe. — »Gedenke, daß du vom Staube biſt, und dein Leib zum Staube zurückkehren muß, der Geiſt aber eingeht in das Haus der Ewigkeit!« Der kleine Goliath aber redet anders: Gedenke, daß du in der Welt dich peuſſiren mußt, und auch zu deinem Ziel kommen, damit du dein eigenes Haus macheſt, Leute einladen könneſt, und etwas Honnettes vorſtellen. Gedenke, daß du ſchlechterdings der Mann biſt, der ſich in dieſem oder jenem Stücke einen Namen erwerben kann. Stelle dir vor, wie lieblich das ſeyn wird, wenn du einmal dazu kömmſt, allen Wunſchen deines Herzens Raum zu geben, alſo daß ſie geflügelt ausfahren und ihre Befriedigung finden! Es wird dir doch auch einmal gelingen, daß du, wie tauſend Andere, und zwar würdiger als ſie, dein Leben genießeſt! — »Suchet zuerſt das Reich Gottes, und das Andere wird euch von ſelbſt zufallen!« — Das kleine Männchen aber ſagt: Wende nur alles mögliche an, daß du einmal erſt ein kleines Capital beiſammen haſt, hernach wird ſchon alles von ſelber gehen. Mit einem Worte, das Männchen iſt nicht bloß eine allegoriſche Figur, es beſitzt auch eine gewiſſe Realität, und iſt in dieſer Realität ein Erzbetrüger, welcher uns Menſchen um das einzig Reale, das wir erreichen ſollen, betrügt, ohne doch weiter einen Nutzen davon zu haben. Es lügt übrigens nicht, wenn es ſich rühmet, unſere Verhältniſſe zu kennen, denn dieſe

Verhältnisse sind ja mitten in der Welt. Es kann unsere Wißbegierde nicht befriedigen, weil es selber nichts weiß, was Heil und Leben hätte. Es muß uns auch vor aller nähern Zu- und Andringlichkeit warnen, weil wir durch diese schärfere Aufforschung seiner Hohlheit und Schaalheit leichtlich auf die Spur kommen, und ihm dann alle gebührende Verachtung zeigen, ja sogleich die Davidsschleuder zu brauchen kannten. Dafür aber schmeichelt es lieber unserem verlockten Ego, und muntert dasselbe auf, sich ferner bestens auszubilden. Und wenn es uns letztlich verspricht: du wirst nicht sterben, bevor du mich wieder gesehen und meine Treue erprobet hast, so ist dieß wahrlich keine Lüge, sondern Wahrheit im cynischen Gewande, und es ist kein Weltkind noch gestorben, das nicht den Geist der Welt in seiner ganzen treul- und treulosen Herrlichkeit gesehen und erkannt hätte.

»Es lebte aber ein Mann zu Jerusalem, Na»mens Simeon, und dieser Mann war gerecht und »gottesfürchtig, harrend auf den Trost des auser»wählten Volkes, und der heilige Geist war in ihm. »Und er hatte die Zusicherung empfangen von dem »heiligen Geiste, daß er den Tod nicht schauen werde, »bevor er nicht gesehen hätte den Gesalbten des Herrn. »Und er kam, vom Geist geführet, in den Tempel. »Und als die Ältern das Kind Jesus hinein brach»ten, nahm er es auf seine Arme, lobte Gott, und »sprach: Nun lassest du Deinen Knecht, o Herr, nach

»Deinem Worte, in Frieden fahren, denn meine »Augen haben Dein Heil geſehen!«

Dreimal ſeliger greiſer Simeon, der du den Tod nicht geſchauet haſt, bevor du den Herrn des Lebens mit deinen Augen geſehen, und auf deinen Armen getragen: weil du ein gerechter und gottesfürchtiger Mann warſt! Dreimal ſelig, wer dieß herrliche Loos theilet mit dir! — Der kleine David zog aus gegen den Rieſen Goliath; der Mann aber Jeſus kam, den Weltgeiſt zu überwinden. Selig wer mit Jeſu überwindet; er wird nicht ſterben, bevor ſeine Augen das Heil geſehen; im Tode, ja im Tode wird des Lebens Fülle ſich ihm entfalten, auf daß er eingehe in die Freude ſeines Herrn.

Und der Leſer ſetze hinzu: Amen. Denn ſiehet dieſer Schluß nicht aus, wie eine Predigt? Allerdings.

Herr bleib' bei uns.

Eine Abendscene.

Die milde Frühlingssonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen noch des alten Städtleins Schieferthurm, und silberklar wandelte der Mond am duftigen Himmelsgewölbe herauf: die Arbeitsamen hatten schon Feierabend gemacht, auch das freundlich sinnige Grußgelaute verklang allgemach, durch die feierliche Stille hinwegend, und das Abendgebet frommer Kinder traulich mit sich hinauf nehmend in dunkelnde Himmelsbläue. In einem stattlichen Hofe vor dem Thorwege saßen auch viel gute junge Leutchen beim Abendbrot versammen, und der alte wackre Tuchmacher Anselm, der Hausvater, in ihrer Mitte; der greise Werkführer Philipp aber ließ sich, obwohl heute sein Geburtstag war, von seinem gewohnlichen Geschäfte, den Tisch unter den Linden zurecht zu machen, und abzuräumen, nicht abhalten. Er war diesen Tag über sehr stille gewesen, wie denn überhaupt viele Worte nicht seine Sache waren; mehr schien er auf's Singen zu halten, und Ein Lied war ihm vor Allen lieb und werth. Und

als Alt und Jung nunmehr ihn zwischen sich nöthigte, und seine Gesundheit trank, da stimmte er alsogleich mit ungewöhnlicher Rührung, dieß Lieblingslied an, und die Kinder sangen munter mit ihm. Sie sangen aber, wie folgt:

Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden,
Der Tag hat sich geneiget;
Schon senkt die Nacht hernieder sich auf Erden,
Und alles ruht und schweiget.
Ihr Tage und Nächte, lobet den Herrn,
Ihr Sterne des Himmes, lobet den Herrn,
Lobet und preiset ihn hoch,
Alle ihr Werke des Herrn!

Herr, bleib' bei uns, denn dunkel wird's auf Erden,
Nachtthau hernieder steiget;
Müd ist das Herz, und duldet viel Beschwerden,
Wenn sich dein Trost nicht zeiget.
Ihr thauenden Lüfte, lobet den Herrn,
Ihr Wolken des Himmels, lobet den Herrn,
Alle ihr Engel des Herrn,
Lobet und preiset den Herrn!

Herr, bleib' bei uns, dann mag es Abend werden,
Thut nur dein Licht uns scheinen
Der du im Himmel wohnest und auf Erden.
Gern bleibst du bei den Deinen.
Ihr Diener des Herrn, lobet den Herrn,
Ihr Priester des Herrn, lobet den Herrn.
Alles was lebet und liebt,
Lobet und preiset den Herrn!

Herr, bleib' bei uns, laß uns nicht zaghaft werden,
Wenn Nacht und Grau'n ſich zeigen!
Du guter Hirt, du weideſt deine Heerden,
Bis ſich die Schatten neigen.
Ihr Armen und Kleinen, lobet den Herrn,
Ihr Herzen voll Demuth, lobet den Herrn,
Alle ihr Chriſten zumal
Lobet und preiſet den Herrn!

Herr, bleib' bei uns, der einſtens dich zur Erden
Erbarmend haſt geneiget,
Getragen unſre Schmerzen und Beſchwerden,
Als Bruder dich erzeiget!
Ihr Engel und Erzengel lobet den Herrn,
Ihr Cherub und Seraphim, lobet den Herrn,
Lobt eure Königin hoch,
Preiſet die Mutter des Herrn!

Herr, bleib' bei uns, bis daß von dieſer Erden,
Wir einſtens müſſen ſcheiden;
Herr, ſieh auf uns, damit wir ſelig werden,
Eingeh'n in deine Freuden.
Ihr Wunder der Liebe preiſet den Herrn,
Ihr ſeine Erbarmungen, preiſet den Herrn,
Lobet und preiſet den Herrn,
An dem Altare des Herrn.

Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden,
Der Tag hat ſich geneiget!
Bei Tag und Nacht, im Himmel und auf Erden
Sich deine Hoheit zeiget!

Dir, Gott, sei die Ehre, dem Vater und Sohn
Und heiligen Geiste auf himmlischen Thron,
Wie er vom Anbeginn war,
Jetzo und immerdar.

Meister Anselm hatte seine Kappe wieder aufgesetzt, und sprach: Allerwege ist das ein recht kräftiges und erbauliches Lied, und der alte Philipp hat wohl recht, daß er's schier alle Tage singen mag. Es hat dem grundgütigen Gott gefallen, uns durch Lied und Gesang viel Trost und Erquickung zu geben, und das ist uns manchmal sehr vonnöthen; auch haben solche Lieder Manchem schon große Hilfe von oben gebracht. Als zum Exempel, so hat dieß vor vielen Jahren ein junger Gesell im Fichtelgebirge gar wohl erfahren. Wenn ihr's wissen wollt, so will ich euch's erzählen.

Es war dieß ein gar flinker und junger Geselle aus unserer Tuchmacherzunft, der trug in seinem Ranzen manch einen schönen Thaler, und goldene Münze, auch feine, nette Kleidung, und andre erfreuliche Habseligkeiten; ging auch eben rüstig dem Städtlein zu, wo er sollte Meister werden, und eine hübsche junge Frau nehmen, die ihn sehr lieb hatte. Innen in seinem Herzen trug er freilich auch manch einen kostbaren Schatz, und gar nette Kleider, denn ein recht goldenes Vertrauen auf Gott den Herrn, und ein reines Gewissen hatte er, seiner Ältern Lehre getreu, bisher immer zu bewahren gewußt. Die Leute aber in der letzten Dorfberberge, wo er seine Mu-

taasruhe hielt, ſchienen von dieſen Herzensgütern weniger Kunde zu haben, als von jenen, die der ſtattliche und feſtgeſchnurte Ranzen barg, und darum verwunderten ſie ſich hochlich, daß der junge Mann ihren Warnungen ſo wenig Gehor gab, und ſeinen Weg noch heute vollenden wollte, obwohl ſelber durch ein finſteres Waldgebirge führte, das eben als ein Schlupfwinkel von Raubern verrufen war. Es war zwar der Jüngling nicht Willens, ſich tollkühn in unvermeidliche Gefahr zu begeben, aber er konnte ſeinen rüſtigen Füßen wohl ſo viel vertrauen, um einige Meilen in eben ſo vielen Stunden zurückzulegen, und noch lange vor Sonnenuntergang das Ziel ſeiner Wanderung zu erreichen; übrigens war er auch nicht gewohnt, irgendwo einen halben Tag ohne Noth müßig zu liegen. Genug, unſer Freund ging ſeinen Weg, den er ſo genau als möglich erkundet hatte, und erreichte bald die erſten Anhöhen des Gebirges; da theilte ſich aber der Fußpfad zwiſchen niedrigem Waldgebüſch, und zweifelnd blieb er ſtehn, hin und herſchauend, und ſinnend, welcher Steig wohl der rechte ſeyn werde? Hinten im Gebüſch ſaß ein Mann am Boden, und verblies ſeine Zeit mit dem Qualm ſeiner kurzen Tabakspfeife, dazu machte er ein ganz hämiſches Geſicht, ſo daß unſer Freund kein rechtes Zutrauen zu ihm faſſen konnte. Indeſſen mochte er doch nicht zweifeln, von ihm den rechten Weg zu erfahren, und ſtellte ſein höflich Begehren an ihn. Nur immer rechts! erwiederte dieſer,

da könnt Ihr nicht fehlen. Unſer Freund bedankte ſich, und ging; beſſer rechts als links, dachte er bei ſich: und wiewohl er ſich nicht verhehlen konnte, daß der Wortkarge einen ganz ſeltſamen Seitenblick auf ſeinen Ranzen geworfen hatte, ſo wollte er ſich doch alles furchtſamen Verdachtes entſchlagen, ja es kamen die zaghaften Gedanken, die für einen Augenblick in ihm aufgeſtiegen, ihm ſelber lächerlich vor; er gedachte jetzt nur, recht munter ſeine Schritte zu fördern, und wanderte rüſtig waldeinwärts.

Eine gute Weile war er ſchon fortgegangen, hatte indeſſen manch ſchönes Lied geſungen, und einen ganzen Pſalter geendet, da merkte er, daß der Tag gar ſehr ſich zu neigen beginne, und auch der Wald, ſtatt mehr und mehr ſich zu lichten, immer dichter werde. Er ſtieg nun um ſo raſcher auf dem Waldpfad fort, kam endlich auch in ein weiter geöffnetes Thal; dieß war jedoch eben auch ganz von Wald umſchloſſen. Zwiſchen den mooſigen Baumſtämmen fing es ſchon tief zu dunkeln an, die luſtigen Sänger oben in den Zweigen waren allgemach alle ſchon ſchlafen gegangen, und hie und da ſtimmte ein Uhu ſein verdrießliches Nachtlied an. Da mußte unſer Freund wohl merken, daß er ziemlich irre gegangen ſei, auch wollte kindiſche Furcht ihm das Herz etwas klein machen, da beſann er ſich denn nicht lange, und brachte dem himmliſchen Vater alle Sorge und Müdigkeit zum Opfer dar, holte auch ſeinen lieben Abendgeſang, den er von Kindheit auf gelernt

hatte, aus der Fülle des Herzens herauf, und sang, wie ihr eben gesungen habt:

Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden,
Der Tag hat sich geneiget;

Dieß sang er mit gar heller und fröhlicher Stimme, so daß die Uhu's verstummten, die schlafenden Vögelein aber aufwachten, und mit ihren Flüglein in den Zweigen rauschten. Wie er denn so ging und sang, und recht guter Dinge ward, mußte es ihm doch etwas bedenklich vorkommen, daß ganz unversehens zwei Männer sich einfanden, die vor ihm hergingen, dann im Walde sich verloren, und dann wieder, wo der Pfad sich krümmte, in einiger Ferne sichtbar wurden, endlich gar stille zu stehn und ihn zu erwarten schienen. Nicht wahr, Kinder, das sieht etwas fürchterlich aus? Unser Freund wollte sich aber keine Angst anwandeln lassen, er sang nur um so herzhafter sein Lied fort, und wie er damit bald zu Ende gekommen, war er auch schon bei den zweien, die rechts und links am Rande des Weges standen. Gelobt sei Jesus Christus! grüßte er; in Ewigkeit! erwiederte der jüngere von den Beiden, der ältere aber rauchte aus seiner kurzen Pfeife fort, und rief lachend: Nun, Landsmann, seid Ihr noch nicht in der Herberge? Unser Freund sah ihn an, und erkannte die, von der Gluth der Pfeife etwas beleuchteten Züge; ich bin immer rechts gegangen, sagte er, muß mich aber doch verirrt haben. Ei bewahre! erwiederte jener, geh Er nur mit uns, wir machen

denſelben Weg. In Gottes Namen! meinte unſer Freund, ſo laßt mich denn vorerſt mein Abendlied zu Ende ſingen. Die Beiden aber blieben ihm von jetzt an immer hart an der Seite.

Was iſt das wohl für ein Lied? fragte ihn der Jüngere. Mein Freund, erwiederte er, das iſt wohl ein ſchönes, und überaus erfreuliches Lied, zumal in der Abenddämmerung. So oft ich es ſinge, möchte ich vor Freuden weinen. — »So? das iſt wohl der Mühe werth. Ich ſinge auch gern, aber da weiß ich ganz andere Lieder, Trinklieder und dergleichen luſtiges Zeug. Dein Lied da aber iſt mir ein trauriges Lied.« — Mein Freund, es kann keines geben, das des Menſchen Herz inniglicher erfreut. — »So? Du kömmſt mir närriſch vor. Was iſt denn ſo gar Luſtiges dabei?« — Mein Freund, wenn es Abend wird, und ich ſinge dieß Lied, ſo kömmt es mir immer ganz lebhaft zu Sinne, wie unſer lieber Herr mit den beiden getreuen Jüngern nach Emmaus gegangen iſt; und wie ſie ihn nicht erkannt haben, und doch zu ſich in die Herberge einladen, und wie ſie dann ſo überaus begnadigt ſind, daß der liebe Herr ſich ihnen offenbart. — »Was ſprichſt du da? was iſt das für eine Geſchichte?« — Wie, mein Freund, weißt du etwan nichts davon? Du biſt ja ein Chriſt, und welcher Chriſt ſoll das nicht wiſſen? Darin ſteht ja unſere ganze Hoffnung, und unſere ſelige Zukunft, und alles, was unſrem Herzen lieb und theuer iſt. Gott ſei es gedankt, wenn zwei Freunde und

Brüder anjetzo noch mitsammen sind, von ihm sich unterredend, so gehet er auch jetzt mitten zwischen ihnen, nur daß sie ihn nicht sehen. — »Du bist ein wunderlicher Mensch; du sprichst ja, als könnte es gar nicht anders seyn? Ich habe einmal auch davon gehört, es ist aber schon lange her. Erzahl' einmal weiter!« — Ei was Erzählen! brummte der andere, haltet euer Maul, ich will nichts hören! — Ihr könnt Euch ja die Ohren verstopfen, versetzte unser Freund, besser ist aber doch, Ihr hört zu. — Und weil er die heiligen Geschichten fleißig gelesen hatte, so konnte er mit Gottes Beistand recht viel Wunderschönes herausreden, was ich so genau nicht mehr weiß; der fremde Gefahrte hörte ihn wirklich immer aufmerksamer an, und ihm selbst waren alle Bedenklichkeiten verschwunden. Siehst du, mein Freund, sprach er zuletzt, warum es so erquicklich ist, zu sagen: Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden? Es wird einmal auch in unserm Leben Abend werden, und der Tag wird auf dieser Erde sich zum letzten Mal zu Ende neigen, um für uns nimmer aufzugehn; wenn damals der Herr uns verläßt, wer wird uns helfen?

Der Alte aber stand bei diesen Worten still, und brummte: da sind wir endlich. Jetzt schweig' und komme herein. Unser Freund blickte auf, und sah eine alte halbverfallene Herberge vor sich, mit zerbrochenen Fenstern, und wüstes Gestripp rings umher. Aus einer schwach beleuchteten Stube tönten

allerlei häßliche und polternde Stimmen heraus, und eben so abscheulich tönte des Alten Gruß hinein. Dieß kam unsrem jungen Tuchmacher nun freilich höchst verdächtig vor, so daß ihm die Einladung gänzlich mißfiel; drum wollte er mit einer »guten Nacht« von seinen Begleitern sich losmachen, und lieber auf gut Glück fürder gehn, oder auch unter freiem Himmel eine Lagerstätte suchen. Es hätte ihm auch vielleicht gelingen können, in der Dunkelheit, und durch rasches Gehn, den unlieblichen Wirthen und Gästen da drinnen zu entkommen, aber da faßte ihn der jüngere Geleitsmann bei der Hand, und redete ganz beweglich ihn an: »Bleib bei uns, denn es will Abend werden! Bleib bei uns, der Tag hat sich geneiget!« Da fühlte sich unser junge Mann mit sonderbarer Liebe zu dem verwilderten Menschen gezogen, und es war ihm, als dürfte er ihn nicht verlassen; nahm also sein ganzes Vertrauen zu Gott als einen starken Schild vor sich, empfahl sich in die fünf Wunden des Herrn und in die Obhuth seines Schutzengels, und ging mit hinein in die Herberge.

Drinnen schien er unter der wüsten Gesellschaft nicht wenig Aufsehen zu machen; Einer und der Andere traten zusammen, und hatten viel mit einander zu wispern, Andere guckten ihm frech ins Gesicht, noch Andere gingen ab und zu. Am meisten schien jener Wildling zu sagen zu haben; er schnallte unserm etwas beklemmten Freunde den Ranzen ab, ließ ihm Speise und Trank bringen, und ein gutes Lager zu-

rechte machen; sagte ihm auch flüchtig in's Ohr: er solle sich keine Sorge anwandeln lassen, denn er sei gut aufgehoben; laut aber befahl er ihm, sich zur Ruhe zu legen. Drauf ging er mit den Übrigen hinaus, und es war ein harter Wortstreit unter ihnen, endlich ward alles still; Einer nach dem Andern kam wieder herein, und begab sich zum Schlafe, jener aber, der Ruhrigste unter der Sippschaft, legte sich neben unserm Freunde hin; schlief aber nicht, sondern schien viel und ernste Gedanken zu haben. Unser Freund, der, wie ihr Kinder wohl vermuthen könnt, auch ohne Schlaf blieb, hörte ihn die Nacht hindurch öfters tief aufseufzen; er selbst aber betete, nicht ohne Herzensangst, und sagte auch vielmal bei sich: O heiliger Dismas, du bußfertiger und hochbegnadigter Räuber, bitte den Herrn, durch deine Theilnahme an seinem Leiden und Tod, daß er diesem da, zu meiner Seite, gnädig seyn, und sein Herz erleuchten wolle, Amen. Nach einigen Stunden muß er aber doch in tiefen Schlaf gekommen seyn, denn als er, nach tüchtigem Rütteln, sich ermunterte, war schon der Tag im Anbruche, und die ganze Sippschaft fort, neben ihm stand bloß sein Schlafgefährte von gestern: der mahnte ihn, rasch aufzupacken, und fortzugehen. Als sie draußen waren, fiel er ihm um den Hals, küßte ihn, und weinte sehr, sprach aber nichts, sondern schritt eilends fort, und zog ihn nach sich, eine Waldhöhe hinauf, dann durch eine steile Kluft herunter, dann durch dickes Gesträuche; bald darauf öffnete sich die Aussicht, der Wald

war zu Ende, unten zeigte sich eine helle, freundliche Ebene, und ein hübsches Städtchen, dessen alter Schieferthurm gerade vom frühen Sonnenstrahl beleuchtet ward. Hier auf der lichten Anhöhe, blieb er stehn, und sprach: Sehet, mein Herr, daß ist der Ort, wo ihr hin wolltet. Meine Gesellen erwarten mich mit Euch dort unten im waldigen Thalgrund, um euch euer Gut abzunehmen, und wohl auch das Leben. Sie hätten es in der Nacht gethan, ich habe ihnen aber das andere vorgeschlagen, indem ich ihnen vorstellte, daß es dort sicherer zu verheimlichen wäre, weil die Herberge schon so verrufen sei, daß Überfall und Untersuchung derselben bevorstehe. Jetzt seid Ihr in Sicherheit. Aber um des Herrn Jesu willen, thut Barmherzigkeit an mir, und laßt mich bei Euch bleiben; ich habe Euch von Herzen lieb, und möchte auch ein besseres Leben anfangen; ich weiß, daß Ihr im Städtlein dort sollt Meister werden, und will lieber Lehrjunge seyn bei Euch, als Herr unter meinen Gesellen. Und wenn ich gleich schon älter bin als Ihr, will ich doch von Herzen gern Euch gehorsam seyn. — Da tönte von dem Schieferthurm das Avegeläute der Morgenstunde herauf, und unser Freund kniete nieder, und lobete Gott für die überschwenglichen Wohlthaten seiner allgegenwärtigen Fürsehung und Erbarmung; und grüßete Maria, die Gnadenvolle, eingedenk des wunderbarsten Geheimnisses, das eben wieder zwei Menschen vom zeitlichen und ewigen Tode erlöset hat. Hierauf eilten sie wohlge-

muth die Anhöhe herab; unser Freund fand von der Zeit an viel Glück und Segen, sein Retter aber ist seither stets bei ihm geblieben, und sie haben einander jederzeit überaus lieb gehabt, also daß der gute Gott in der Folge gar oft noch Einem durch den Andern geholfen hat. Auch haben sie seit jener Zeit das Lied: Herr, bleib bei uns, schier täglich mit einander gesungen, und gedenken es, wills Gott, noch recht oft zu singen.

Kaum, mein Herr Anselm! sprach hier der alte Werkführer Philipp. Verwundert sahen ihn die Kinder an, es schien, als merkten sie etwas.

Verwundert euch nicht, fuhr Philipp fort. Der junge Tuchmachergesell war Niemand andrer, als euer Herr Vater hier; der Räuber aber, nun, und wer war der?

Stille, sprach Jemand hinter Philipps Sitz. Es war der Dechant des Städtchens, der unvermerkt sich genähert hatte. Was habt ihr vor? War das zwischen euch beiden abgekartet?

Groß und Klein fuhr ehrerbietig auf, vor dem gar ehrwürdigen Manne. Der sagte aber: Kinder, es ist schon spät, euer Gesang bloß hatte mich noch hergelockt. Betet, und geht schlafen. Besonders Ihr, mein alter Herr Philipp, am fünf und siebenzigsten Geburtstage nützt die Nachtluft nicht mehr viel. — Schadet auch nicht mehr, sagte Philipp. Freund, entgegnete Herr Anselm, was hast du für Grillen? — Keine Grillen, sprach Philipp. Gott sei gedankt,

und meinem Vater hier, er hat mir heute schon überschwenglichen Troſt gereicht und zugesprochen. Des Herrn Wille geschehe.

Die Kinder lagen in den Armen des süßen Schlafes, und auch Herr Anselm schlummerte schon, und liebreich schaute der Mond auf das stille Städtlein herab. Der alte Philipp war wieder heraus gegangen aus seiner Kammer, und saß unter den Linden, und sang mit leiser Stimme:

Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden,
Der Tag hat sich geneiget.
Wenn du uns rufst hinweg von dieser Erden
Erbebt das Herz und schweiget.
Ihr Seelen der Gerechten, lobet den Herrn,
Ihr seligen Büßer, lobet den Herrn,
Bittet ihr Freunde des Herrn,
Bittet für mich bei dem Herrn!

Herr, bleib bei uns, bald wird es dunkel werden,
Bald wird der Tag sich neigen.
O wolleſt doch, Herr Himmels und der Erden
Mir Sünder Gnad' erzeigen.
Ihr hohen Apostel, lobet den Herrn,
Ihr glorreichen Märtyrer, lobet den Herrn,
Bittet, ihr Engel des Herrn,
Bittet für mich bei dem Herrn!

Herr, bleib bei uns, laß neuen Tag uns werden,
Wenn sich dein Licht wird zeigen;
O wolleſt mild, Herr Himmels und der Erden
Dein Antlitz zu uns neigen!

O heiligſte Jungfrau, Mutter des Herrn,
O heiliger Joſeph, Pfleger des Herrn,
Vielgeliebte des Herrn,
Bittet für mich bei dem Herrn!

Frühe, vor Sonnenaufgang, ward eine groſse Unruhe im Hauſe; der alte Dechant kam eiligſt herbei, ſelbſt die Kleinen wachten auf, und liefen zuſammen. Still betend kniete Herr Anſelm an Philipps Sterbebette. Der reichte ihm noch einmal mühſam die erkaltende Hand, und ſprach: ſei ruhig, mein Anſelm, der ſelige Dismas iſt ein guter Fürſprecher.

Des Abends aber ſang Anſelm mit ſeinen Kindern das vielbemeldete Lied folgender Maßen:

Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden,
Bald wird der Tag ſich neigen.
Laß dem Entſchlafnen Freud' und Friede werden,
Ihm ewig Licht ſich zeigen!
Ihr Chöre der Engel, lobet den Herrn,
Ihr Chöre der Jungfrau'n, lobet den Herrn,
Seligſte Mutter des Herrn,
Bittet für ihn bei dem Herrn!

Maria vom guten Rath.

Eine Erzählung.

1. Der alte Herr Jonas war ein gleich kluger, als menschenfreundlicher Mann. Er hatte seit undenklichen Jahren sich's zum Gesetz gemacht, täglich Vormittags bis neun Uhr zu Hause zu bleiben. Denn, so pflegte er zu sagen: es könnte Jemand kommen, um eines guten Raths sich zu erholen. Guter Rath, sprach er ferner, ist allezeit eine von den theuersten Sachen gewesen, denn Seltenheit vertheuert jede Waare. Ich diene gerne Jedermann damit. Wem zu rathen ist, dem wird meistens auch zu helfen seyn. Wem man nicht helfen kann, dem kann man wenigstens rathen; und nicht selten ist Rath ohne Hülfe besser, als Hülfe ohne Rath. Deßhalb, der erste gute Rath, den ich Jedermann geben kann, ist der, daß man mit seinen Angelegenheiten zu mir komme, und sich Raths erhole. Und hierzu bin ich alle Tage bereit, absonderlich in den Frühstunden von 7 bis 9 Uhr; so lange bleibe ich täglich zu Hause.

2. Es war aber Herr Jonas seit mehr als einem halben Jahre viel länger als gewöhnlich zu Hause

geblieben, und zwar immerfort, denn es hatte die leidige Gicht ihn an's Lager gefesselt. Nichts desto weniger ist er diese ganze Zeit über kein eigentlicher Patient, sondern vielmehr ein Impatient gewesen; Griesgram und Ungeduld waren allezeit seine Gefährten, und obgleich wenige Menschen die Frühstunden von 7 bis 9 benützten, so schien es doch, als hätte er von gutem Rath so viel an andere Leute ausgegeben, daß er für sich selber viel zu wenig zurück behalten. So wenig er jedoch das Sprichwort: kömmt Zeit, kömmt Rath, leiden konnte, so wollte es doch heute, an seinem ein und sechzigsten Geburtstage, an ihm selber in Erfüllung gehen. Er befand sich das erste Mal wieder so ganz wohl, daß er sich entschloß, die von verschiedenen Weltgegenden daher flatternden Glückwünsche in der Conversations und Familienstube anzunehmen. Jedoch gleich, als er in diese Stube, in welcher er seit langer Zeit nicht gewesen, wieder eintrat, wandelte ihn ein Verdruß an, den er nicht zu bergen gesonnen war.

3. Wer von euch beiden, rief er, hat das Bild dort wieder aufgestellt? Hedwig oder Elise? — Ich, sprach die letztere. — Du weißt, sagte er, daß ich's nicht leiden kann! — Aber die selige Mama hat es so hoch in Ehren gehalten! — Das hilft nun nichts. Herunter mit dem Bild, und mein Porträt wieder an die Stelle! Was? dort in den Winkel habt ihr mich hingehängt? schöner Respect von Seiten einer Tochter! Katzenmayer, bringe Er alles in die alte Ord-

nunz, sogleich, und das Bild auf den Boden! — Wie, Herr? Maria vom guten Rath? — Ärgert mich nicht, ich bin ein kranker Mann, und kann gewisse Pietistereien nicht ausstehen. Das Bild ist nicht einmal schön, die Madonna hat nichts Erhabenes, und die Arbeit nichts Kunstliches, aber die Schrift darunter mit den großen altmodischen Buchstaben ist vollends geschmacklos. Maria vom guten Rath! was hat dieß wohl für einen vernünftigen Sinn? Nur fort mit dem Bilde, und auf den Boden! — Mit seiner gewohnten malitiosen Freundlichkeit hängte Katzenmayer den goldberahmten, mit gesticktem Jabot, stahlgrunen Frack, und röthlichen Wangen sehr ansehnlich in die Welt hineinschauenden Meister des guten Rath's an den alten Ehrenplatz, und trug das Frauenbild hinaus, das ihm jedoch Elise auf der Stiege abnahm, und in ihr Zimmer rettete.

5. Elisabeth, sprach Herr Jonas, als sie wieder eintrat, ex cathedra, das ist, von seinem Lehnsessel aus: da, vor deinen versammelten Geschwistern bitte deinen Vater um Verzeihung, und nimm eine Lehre an. Deine Mutter war arbeitsam und fromm, aber eigensinnig oft, und nicht immer geneigt, einen guten Rath anzunehmen. Das öftere Knien und Beten hat ihr die Lungenentzundung zugezogen, an der sie gestorben ist. Nimm dir dieß zur Warnung. Du bist eine sehr übel berathene Person, und hast deine Gedanken gänzlich auf eine gewisse Fantasie hin gerichtet, meinen Rath aber verachtest du. Gu-

ter Rath kann nur von solchen vernunftigen und erfahrenen Leuten kommen, mit denen man lebt, spricht, conversirt, und von deren Wohlgewogenheit man überzeugt ist. Alles Andere ist schwarmerisches, frömmelndes Unwesen!

5. Die Rede war nicht aus, hatte aber dennoch ihr Ende, denn es kam ein ganz ansehnlicher Mann daher: ein Mann, der taglich sechzehn Paar Schäcken und Tieger vom schwersten Schlage auf den Strassen hatte, um narcotischen Nektar an die Paradiesgärtlein und elysäischen Felder dieses irdischen Jammerthals auszuspenden. Dieser thatige und rustige Mann hatte fur's Erste seinen Gluckwunsch abzustatten, um dessentwillen er einige Stunden Weges hierher gefahren, nebenbei aber unter vier Augen auch seinen eigenen höchst wesentlichen Gluckwunsch vorzutragen, welcher ein Wunsch nach hauslichem und ehelichem Glucke war, so er durch des Herrn Jonas vaterliche, und zwar schwiegervaterliche Gute zu erreichen gedachte. Anbei aber mußte er sich nach dieser besondern Kuhnheit erdreisten, den trefflichen Herrn Jonas, rucksichtlich der Wahl zwischen beiden Schwestern, um einen aufrichtigen guten Rath zu bitten, welcher hier, als bei zwei so theueren und kostbaren Gegenstanden, um so kostbarer und theurer, und nur von einem so bewahrten Rathgeber zu erwarten sei. — Werthester Herr Braumeister, erwiederte der Geschmeichelte, Ihr Zutrauen macht mir's zur Pflicht, Ihnen reinen Wein einzuschenken. Allerdings zwar ist meine

Hedwig die ältere und die vorzüglichere, jedoch etwas empfindsam, und von einem Nervensystem, das zum Stadtleben, zum Theezirkel, zum Besuch des Theaters, und anderen feineren Geschäften organisirt und geeignet ist; sie hat auch viel gelesen, und möchte immer noch mehr lesen. Meine Lise aber, diese ist von Herzen einfältig, fleißig, scheuet keine Arbeit, ist kerngesund, allezeit bei guter Laune, in Worten nicht delicat, und zuweilen etwas zänkisch, die wird wohl die rechte Frau seyn für Ihr Hauswesen. — O Vortrefflichster! rief Herr Ceres, Sie haben diesen Vorschlag ganz aus meiner Seele genommen. Er ließ noch einen ganzen Kessel voll süßer Lab- und Lobeworte in Herrn Jonas Ohr strömen, und empfahl sich dann, mit seinem gemachten Glücke überaus zufrieden.

6. Bald hinter dem Glücklichen kam noch ein anderer doppelter Glückwünscher herein, der seiner in guten Phrasen abgefaßten Gratulation eben eine so kunstreich gebaute Anfrage und Bitte um guten Rath beizufügen verstand, welche auch Herr Jonas, wie derlei Ansuchen immer, sehr gnädig aufnahm. Ich bin, sagte der junge Mann, wie Ihnen wohl bekannt ist, der Architect Aspe, und besitze bisher nicht viel mehr, als meine Kunst, meinen Fleiß, und das Zutrauen der ganzen Gegend. Nun habe ich eine Person kennen gelernt, die ich hochschätze, die ich liebe. Da jedoch ihr Vater sehr reich ist, und auf Kunst und Wissenschaft vielleicht so großen Werth nicht legt, als auf bereits vorhandenes Vermögen,

— würden Sie mir nichts deſtoweniger rathen, daß ich es wage, dieſem Manne meinen Wunſch zu eröffnen? und könnte ich dabei auf Ihr gütiges Zeugniß rechnen? — So fern, ſprach Herr Jonas, ſo fern in dieſem Manne auch nur ein kleinſter Funke von Verſtand und Bildung iſt, ſo muß er unbedenklich Ihre Geſchicklichkeit und Ihr ſolides Weſen höher anſchlagen, als ſeinen ganzen Reichthum. In dieſem Falle können ſie alſo getroſt den Schritt thun. — Verehrter! erwiederte der Architect, ſo ſei er denn gethan! Ihre Hedwig iſt die Perſon. — Wie? rief Herr Jonas, ſind Sie bei Troſt? Was fällt Ihnen ein? Wer ſind Sie denn? Wovon leben Sie denn? Meinen Sie, ich hätte für mein Kind ſonſt keine Ausſichten? Was verſtehen Sie denn? Luftſchlöſſer bauen? Was die jungen Leute jetzt keck ſind, das iſt entſetzlich! Hiermit ließ er den armen beſtürzten Architecten ſtehen, und begab ſich ohne weitere Höflichkeiten in die Nebenſtube.

7. Herr Jonas hatte ſich ganz unnöthiger Weiſe, bei der üblen Wendung dieſer guten Raths-Verhandlung, von einigem Grimme bemeiſtern laſſen, und ſein Verdruß ſtieg noch höher, als er der flinken Eliſe ihre gegenwärtige Situation ankündigte, dieſe aber noch flinker mit der Antwort da war: Papa, Sie wiſſen, wozu die ſelige Mutter mich beſtimmt hat, und worein Sie längſt ſchon eingewilligt haben; ich komme ja zu den Eliſabethinerinnen, haben Sie denn darauf vergeſſen? — Nach wenigen Minuten mußte

noch Vincenz, der groſsknochige Jüngling, dazu kommen, und nach seiner Art oder Unart ganz stürmisch fragen: Papa: Wie haben Sie den guten Aspe so schimpflich abfertigen können? Er ist ganz trostlos, verwirrt, verzweifelt. — Vincenz, sagte Herr Jonas, das geht dich nichts an. — Er wird sich gewiß ein Leid anthun, Papa! — Das steht ihm frei. — Papa, ich rathe Ihnen, das Geschehene wieder gut zu machen! — Vincenz, deinen Rath brauche ich eben nicht. — Der arme Mann konnte an diesem Tage des Ärgers nimmer los werden. Denn die sonst nicht unverdroſsene Hedwig war heute verdrieſslicher als je, Lise und Joseph Calasanz, der jüngste von den Geschwistern, machten allzu fromme und fast traurige Mienen, Vincenz pfiff und trommelte, und Katzenmayer war murrig und zuweilen bissig.

8. Was soll's mit dem Wandhaken da, und dem Hammer? fragte Herr Jonas. Nichts, sagte Katzenmayer, ich hebe sie bloß auf. Er ging aber damit in Elisen's Schlafkammer, und machte daselbst das landesverwiesene Bild an der Wand fest. — Was sagst du zu allen den heutigen Geschichten? fragte diese. Mein Gott! erwiederte das alte Katzengesicht, ich habe dem Herrn Papa schon genug zugeredet. Das Bild da zu verachten, das ist gewiß eine Sunde. Mir thuts recht in die Seele weh, unser eins kann da nicht gleichgultig zusehen, und obschon ich der Niemand bin, und ein armer Teufel, so habe ich

doch Religion. Bleiben ſie ſtandhaft, laſſen Sie ſich nicht abwendig machen! Kloſterfrauen müſſen auch ſeyn! Nicht jedes muß heirathen! Wollte Gott, der liebe fromme Franz Saleſius wäre noch da, dann ging's chriſtlicher hier im Hauſe zu. Wenn Sie und Calaſanz nicht da wären, ſo hörte man das ganze Jahr hindurch keinen Vater unſer.

9. Abends mußte Herr Jonas mit ſeinem Kammerdiener gerade am Fenſter ſtehen, als Vincenz mit der Haus-Equipage vorbei kutſchirte. Wohin? wohin? rief er ihm nach. Vincenz aber hörte nicht, und jagte in vollem Galopp den Hohlweg hinauf. Erſchrecklicher Hitzkopf! ſeufzte Jonas, der ruinirt mir die Pferde total. Wo will er ſo ſpät noch hin? — Er ſelber wird's wohl wiſſen, ſagte Katzenmayer. Wenn der etwas verhat, ſo fragt er nicht, und antwortet auch nicht. — Das iſt erſchrecklich mit meinen Kindern, fuhr der Andere zu ſeufzen fort, ſie nehmen keinen guten Rath an. Eins ſo widerſpenſtig wie das Andere. Meine Plane vereiteln, meine Equipage zu Grund richten, meinen beſten Abſichten ſich widerſetzen, und mein Portrait in den Winkel hängen, das iſt ihre Sache. Haſt du das Bild ſchon in Verwahrung gebracht? — Ja, Herr. Es iſt an dem Platze, wo es hin gehört, einen beſſern Platz braucht es gewiß nicht. Uebrigens, wenn Jungfer Eliſabeth gar ſo viel Freude damit hat, ſo kann ſie am Ende es wohl mitnehmen, ſie mag nun Braumeiſterin oder Kloſterfrau werden. — Was ſagt ſie

denn davon? — Mein Gott, was sagt sie? Ich habe ih'rs schon auf alle Weise ausgeredet; aber was helfen alle vernünftigen Vorstellungen? Bei dem guten Franz Salesius hat auch kein Zureden helfen wollen, jetzt bereut er's vielleicht, aber zu spät. — Ein wahres Elend das mit meinen Kindern! klagte Herr Jonas. Man weiß sich wahrhaftig weder zu rathen noch zu helfen mit ihnen!

10. Am nächsten Morgen trat Katzenmayer leisen Fußes vor Herrn Jonas Bette. Schlafen Sie noch? fragte er. Dummer Mensch, erwiederte dieser, siehst du nicht, daß ich die Augen offen habe? — Das sehe ich wohl, aber ich rathe Ihnen, sie wieder zuzumachen, und bis Mittag zu schlafen. Sie werden dann immer noch zu früh aufstehen. — So? warum denn? was gab's denn für Getöse heute Nacht? ist ein Unglück geschehen? — Ein Unglück ist freilich geschehen. Von vier Rädern sind zwei zerbrochen, von acht Füßen einer, und von zwei Händen auch eine. Mit einem Wort: der Krug geht lange genug zum Wasser. — Explicire dich besser! — Was hilft das Explicíren? die Sache ist einmal vorbei. Wäre ich nicht wach gewesen, und hätte eben meine Strümpfe ausgebessert, so hätte von dem Lärm im Hohlweg Niemand etwas gehört, und der arme Vincenz wäre mit seinem gebrochenen Arm bis zum hellen Tage liegen geblieben. — Erschrecklicher Mensch du! warum hat man mich nicht geweckt? — Man wußte sich in der Noth weder zu rathen noch zu helfen, Herr. Eben deß

wegen, Stock, eben deßwegen, hätte man mich wecken ſollen! — Wir haben in der Angſt ganz auf Sie vergeſſen. — So recht! ſo ſchön! wackere Kinder, wackere Hausleute! Möchte man nicht von Sinnen kommen?

11. Eben war alles im wüſten Durcheinanderlaufen in dem betrübten Hauſe, als neuerdings Jemand ſich melden ließ, dem es um guten Rath und Auskunft zu thun war. Ach, was guter Rath, ſchrie Herr Jonas, wer kann den Leuten alle Tage mit gutem Rath aufwarten? Weiß ich mir doch heute ſelber keinen! Ich bin ein elender, geplagter, gekränkter Mann; Schlag auf Schlag; wer kann das aushalten? — Der Fremde ließ ſich jedoch nicht abweiſen. Er hatte eilends die weite Reiſe hieher gemacht, es war der Factor in der Fabrike, an welcher Herr Jonas großen Antheil hatte; ſein Compagnon war verunglückt, ſeine Capitalien mit zu Grunde gegangen; es fragte ſich nun, wo und wie noch etwas zu retten wäre? Herr Jonas ſtand, wie eine Bildſaule, ſtarr und ſtumm. Als er die Lippen wieder regen konnte, öffnete er ſie nur zu troſtloſen Klagen. Ich bin ein armer Mann, ſeufzte er, ein aufgelegter, fertiger Bettelmann! Nur noch ein Brand über meine Scheuern, und ein Hagelſchlag über die Sommerfrucht, dann iſt's zu Ende. — Kann auch noch kommen, ſetzte Katzenmayer hinzu.

12. Was konnte den betrubten Mann in dieſem Augenblicke aufrichten, wenn nicht eine recht zornmüthige Klag- und Strafrede? Bereits ſtand er vor dem

breiten Lehnsessel, der den Thron seines hausväterlichen Regiments vorstellte, und worin jetzt der junge Springinsfeld saß, mit verbundenem Kopf und geschientem Arm. Vincenz, sprach er, da sitzest du nun, und büßest deinen eigenmächtigen Übermuth und deinen tollkühnen Brausekopf, welcher letztere auch hätte in Scherben gehen können. Was geht dieser junge Architect dich an mit seiner abgeschmackten Verzweiflung? Muß man deßwegen bei nächtlicher Weile über Stock und Dorn fahren, um einen honetten Narren zu trösten? Muß man deßwegen einen gesunden Arm und einen honetten Wagen in Trümmer brechen? Muß man deßwegen einen Postzug zu Grunde richten von zwei braven böhmischen Holsteinern, sechzehn Jahre alt, eben so viele Faust hoch, für welche man mir vor sechs Jahren noch drei tausend Gulden angeboten? Ist dieß moralisch gehandelt von einem Sohn? Ein leichtsinniger Bursche bist du, vordem in der Stadt ein Pflastertreter, nunmehr hier auf dem Lande ein Tagedieb. Wärest du in dem Hohlwege Schritt vor Schritt gefahren, wie es sich einem christlichen Menschen geziemt, oder wärst du vollends zu Hause geblieben, so wärest du sammt Pferd und Wagen noch in Ordnung, und es wären alle drei zur Reise practicabel, nun aber muß ich elender kranker Mann selber fahren, und nebst meinem übrigen Unglück noch eine fremde Gelegenheit aufnehmen; da siehst du denn ein doppeltes, dreifaches und vierfaches Unglück, wozu du noch die Unkosten

für deine Cur hinzuschlagen kannst. O Vincenz, Hedwig, Elisabeth, Calasanz! euer Vater ist ein armer Mann geworden! Nun, Vincenz, hat der Müssiggang ein Ende. Nun, Hedwig, ist's alle mit dem Romanlesen und den schönen Hüten und Spinnewebenkleidchen. Nun, Lise, kannst du dir's und deiner Familie für ein grosses Glück schätzen, daß der Herr Braumeister Ceres dich zu einer reichen Braumeisterin machen will. Nun, Calasanz, wird das stumme und tuckmäuserische Winkelsitzen dir bald vergehen. O ihr ungerathenen Kinder! o ichgeschlagener Mann! Guter Rath ist theuer geworden, ja wohl theuer!

13. Am folgenden Tage mußte Herr Jonas endlich sich entschliessen, selber die Reise mit dem Factor anzutreten. Es that ihm weh genug, seinen geliebten Katzenmayer nicht mitnehmen zu können, weil er sonst Niemanden das Haus anzuvertrauen wußte; auf den Tuckmauser in der Person seines jüngsten Sohnes hatte er nie sich etwas Grosses eingebildet. Verzagt und bange ließ er neben dem Unglücksboten in die offene Kalesche sich hineinschieben, grüßte freundlich den alten Knecht, und unfreundlich die jungen Töchter, und zog seiner holprichten Wege. Lang und schmal, wie eine Wetterstange, saß der arme Jüngling Joseph Calasanz, in seinem sonntäglichen blauen Capot auf dem Rücksitze, und wußte nicht ob er sich freuen oder fürchten sollte.

14. Halb träumend saß er auf seinem unbequemen

Platze, ohne an den trübseligen Gesprächen der Geschäftsleute Antheil zu nehmen, denn er hatte viel zu sinnen, wie er den heimlich aufgegebenen Commissionen werde Genüge leisten können. Dem lebensfrischen Vincenz war freilich nur, trotz seines gebrochenen Arms, um eine englische Reitgerte zu thun, und Hedwig bloß um neue Schlingmuster, Elise aber wollte von der Oberin zu St. Elisabeth einige bestimmte Erklärungen und Weisungen erfahren, und verlangte auch wegen ihres lieben Franz Salesius die sorgfältigsten Erkundigungen; die Kayenmayer'sche Angelegenheit bezog sich auf ein mäßiges, bei einem fürstlichen Kammerdiener ausstehendes Capital, und verschiedene andere Posten, von denen die Interessen einzucassiren waren, und was seine eigene stangenlange Person betraf, so mochte er gern die Gelegenheit absehen, sich irgendwo auf etwas Rechtes zu wenden, und nach der vielen Romanleserei, mit welcher es nimmer fort wollte, weil sich im Hause auch nichts Ungelesenes mehr vorfand, nunmehr in die Wirklichkeit hinein zu steigen.

15. Noch besann er sich darüber, woher er wohl zu so verwickelten, schwierigen, ja weit ausgreifenden Unternehmungen das nöthige Geld, den erforderlichen Verstand und den unentbehrlichen Muth hernehmen werde, wohl einsehend, daß diese Schutz- und Trutzwaffen im Kampfe mit der feindseligen Wirklichkeit sehr wesentliche Dienste thun, — und es wurde ihm so schwül zu Herzen, als schwül der Nach-

mittag war, als ein jäher Gewitterſturm einen ſchneeweißen Wolkenſtreif vor ſich hertrieb, den Herr Jonas nicht ſo bald gewahrte, da er ſchon aufzuſchreien anfing: Hagel! Hagel! Da haben wir die Beſcherung! Gerade über meine Äcker hin! Siehſt du nicht, Calaſanz? gerade gegen den Birkenwald, hart über meine Sommerfrucht! Ja, nun iſt vollends alles verloren! — Herr Jonas war nicht zu beruhigen. Der Wetterſchauer war heftig, Platzregen und Schloſſen kühlten jählings die Luft ab, und ſtrömten in die Kaleſche herein, Herr Jonas ward von Froſt durchrüttelt, und ſchien irre zu reden, und ſeine Begleiter waren froh, als ſie endlich ein groſſes Gehöft erreichten, das Joſeph ſogleich für des Herrn Ceres Bräuhaus erkannte, weil er auf ſeinen weiteſten Reiſen ſchon einmal bis hierher gekommen war. Er führte hier ſein erſtes Probeſtück von Geiſtesgegenwart aus. Ganz ſchüchtern fragte er nach dem Herrn Ceres, und ſtellte ihm ſeine Verlegenheit vor; und es ſchien ihm, als müſſe er ſeine Sachen ſehr gut gemacht haben, weil dieſer wackere Mann ſogleich mit franzenloſer Philanthropie des Kranken ſich annahm, den man ohne Verzug zu Bette brachte.

16. Die Geſchwiſter erſtaunten nicht wenig, nach Verlauf einiger Stunden den Calaſanz wieder in's Zimmer treten zu ſehen. Er brachte auſſer der traurigen Botſchaft, daß der arme Papa recidiv geworden, und in der Fieberfantaſie dahin liege, noch eine ſehr höfliche mit, worin Herr Ceres die allergeehrteſte

Jungfrau Lise in seinem Hause zu sehen sich nicht glücklich genug preisen konnte, und ihrer Ankunft und Gegenwart, als welche für die Obsorge des Kranken unerläßlich, mit Sehnsucht entgegen sah; zu welchem Ende er auch seine besten Schecken mitzuschicken sich beeilet habe.

17. So groß der arme Elise Schrecken über die herbe Botschaft war, so groß war auch ihre Bestürzung über die süße. Sie wollte bei Katzenmayer sich Rath's erholen, der war aber schlecht damit versehen. Denn, sagte er, gehen Sie nicht, so handeln Sie nicht gut; gehen Sie aber, so handeln Sie nicht klug; es müßte denn seyn, Sie hätten seit gestern sich eines andern besonnen? Mit so schönen Schecken ausfahren, so oft man will, und eine ansehnliche, wohlthätige, reiche, kluge, christliche junge Frau vorstellen, die auf dritthalb Meilen in der Runde ihres Gleichen nicht findet, das sieht gewiß eher einem Glück als einem Unglück gleich? — Elise warf einen finstern Blick auf den Versucher, und wendete sich an Hedwig; diese aber war empfindlich, und meinte, von ihrer Person sei keine Rede gewesen, und was doch diese junge Frau Ceres sich da noch spreitzen wolle! Vincenz aber gab auch sein Scherflein dazu. Alberne Gänse seid ihr, rief er, eine die nämliche Ziergans wie die andere. Geht alle beide, so kann der gute Mann seine Wahl noch einmal überlegen! — Während er diesen Witz breiter auskneterte, war Elise in ihr Zimmer gegangen, und kam ganz reisefertig zurück. — Wird's end-

lich doch? rief der artige Vincenz ihr entgegen. Wär ich gleich anfangs vor die rechte Thüre gegangen, sagte Lise, so wäre der unnütze Zank vermieden worden. — Und wo hat man sich denn angefragt, wenn's zu wissen erlaubt ist? — Bei der Mutter vom guten Rath. — Ei, wirklich! was man nicht alles hört! Und was hat sie dir wohl gesagt? — Sie hat gesagt: daß man dem Willen Gottes gehorchen soll. Fraget ihr nur auch, und betet Heissa für den Papa, Er auch, Katzenmayer, versteht Er's? — Meine Schuldigkeit! brummte dieser.

18. In Herrn Ceres Hause hatte man Zeit genug gehabt, grose Anstalten zu einem standesmäßigen Empfang zu treffen. Es war schon dunkel, als Lise und Joseph vor dem grosen Thor ausstiegen, aber dafür wurden die Fackeln in den Händen der dazu beorderten Brautknechte einen um so kräftigern Effect gemacht haben, wenn sie schon angezündet gewesen wären. Das waren sie jedoch nicht; weil Herr Ceres in diesem Augenblicke mit dem Architecten Aspe im rückwärtigen Hofe stand, wo er neue Gebäude aufführen ließ. Geschwinde huschte das Geschwisterpaar die Stiege hinauf, und in die Stube, wo Herr Jonas lag. Der betrübte Pachter ward von seinem Krankenwärterdienst abgelöst, der Kranke selbst ermunterte sich bei Lise's Anblick nur so viel, als nöthig war, um nach den Verwüstungen zu fragen, die der vermeintliche Hagelschlag angerichtet, und aus ihrer Antwort einigen Trost zu schöpfen.

19. Um so untröstlicher war Herr Ceres über das Verunglucken sämmtlicher Empfangsfeierlichkeiten, was er seinen Leuten ziemlich entgelten ließ; er hatte sich aber auch mit der zierlichen Anrede nicht ausrufen sollen, mit welcher es eben so wenig zur Sprache kam; und selbst der Festrock, den er angezogen, wäre viel zweckmäßiger im Kleiderschrank geblieben, denn alle diese Anstalten und Apparate, so wie das allzu zierliche Gedeck zu dem überladenen Souper, und das Hin- und Herhüpfen der Hausleute, und die großen Augen des gesammten weiblichen Dienst-Personals, versetzten die arme Hauptperson dieser Scene in eine solche Beklemmung und Bangigkeit, daß sie noch herzlich froh war, einen Menschen an diesem Orte der Qual zu finden, mit dem sie in aller Unbefangenheit reden konnte, und dieß war der gute tief betrübte Architect, der bei dieser Ansprache so sichtbar sich tröstete und erheiterte, daß Herr Ceres seinerseits in eine Befangenheit gerieth, die seinen großmüthigen Charakter stark in's Gedränge gebracht hat.

20. Während Elise und Joseph mit aller Geduld und Liebe bei Herrn Jonas wachten, ging es in ihrer Heimath so still und friedlich nicht zu. Denn Katzenmayer, als ein Mann, der alles vernünftige Zureden bereits für verloren gegeben, saß mit einem seiner besten Romane in einer Zimmerecke, und sank bei besonders schönen Stellen in süßen Schlummer. Hedwig saß dem ungestümen Vincenz etwas näher,

und konnte daher weder in der Lectüre, noch im Schlummer zu etwas Erquickendem kommen. Wenn er allzu laut ward, fand Katzenmayer doch zuweilen nöthig, auf den Helden der Ungeduld einige moralische Haubitzen abzuschleudern. Pfui, Vincenz! rief er, ist das eine Aufführung für einen jungen Herrn, der neunthalb Schulen studiert hat? Wo bleiben denn diejenigen guten Grundsätze, die der Mensch schlechterdings haben muß? Geduld, junger Herr Jonas! Sie müssen sich damit trösten, daß Sie an dem Unglück selber Schuld sind. Hätten Sie nicht mitten im Jahre die Studien abgebrochen, und sich lieber zuweilen etwas den Kopf zerbrochen, so wäre Ihr Arm noch ganz, in den Kopf wäre etwas Rechtes hinein gegangen, und statt Ihrem Herrn Vater zur Last zu seyn, könnten Sie ihm vielmehr in seinen jetzigen verarmten Umständen unter die Arme greifen. Ist's nicht an dem, Jungfer Hedwig? — O die soll nur schweigen! rief Vincenz; diese faule Magd, diese gezierte Gans! Ist sie nicht an allem Unglück Schuld? Hätte der arme Aspe nicht so erschreckliche, verzweifelte Reden geführt, ich wäre gewiß so spät Abends nicht zu ihm gefahren. Soll man's für möglich halten, daß so ein wackerer junger Mann einer Prinzeß Pipi wegen den Kopf verliert? Ich will nur lachen, wenn's dazu kömmt, daß sie als Kammerjungfer irgend wo in Dienst muß, da wird ihr die Ziererei schon vergehen! — Hedwig weinte, und sagte diesmal nichts anders, als daß

er ſich lieber ruhig halten möchte, damit der Verband nicht verſchoben werde: ein Motiv, welches für einige Minuten doch mehr ausrichtete, als Katzenmayers ganze Artillerie.

21. Das erſte Morgenroth beleuchtete ein bizarres Bild: Katzenmayer mit Stiefel und Sporn, und ſeinem uralten Treſſenhut, auf dem einſpännig gewordenen, wohl bepackten Wagengaul, in vorſichtigem Paß den Hohlweg hinauf reitend. Der treue Diener hatte es für ſeine Pflicht gehalten, den kranken Herrn zu beſuchen, und ſich ſelber zur Reiſe nach der Stadt anzubieten. Herr Jonas, aufs neue von der Gicht ans Lager gefeſſelt, billigte dieſen Plan, der arme Calaſanz aber brach in Thränen aus. Ach, Eliſe! rief er, ſo muß ich denn wieder zu Hauſe bleiben: und nichts anders thun, als hin und her ſchleichen, ſeufzen, und alle Tage länger auswachſen? Soll ich langer dünner Menſch gar niemals erfahren, was aus mir werden wird? Eliſe brachte bei der gehörigen Inſtanz dieſe betrübten Klagen vor, Herr Jonas aber entſchied nichts; denn, ſagte er: was hat meinen Söhnen das Leben in der Stadt genützt? Saleſius iſt ein Narr worden, und hat Altern und Geſchwiſter ganz aufgegeben, wie ein grundverdorbener Menſch; Vincenz hat Schulden gemacht, und nicht ſtudieren wollen; der einfältige Joſeph wird noch ſchlechter ſich aufführen, denn einem dummen Menſchen iſt am wenigſten zu trauen. Darauf verſicherte aber Joſeph, daß er ganz gewiß

so dumm nicht sei, als er aussehe, daß nur das übermäßige geschwinde Aufwachsen ihn so confus mache, und das müßige Herumschlendern; daß er zu jedem Stande bereit sei, und alles werden wolle, nur kein Soldat, kein Professionist, kein Gelehrter, kein Geistlicher, kein Jurist, kein Arzt, kein Oconom, kein Künstler, kein Speculant, kein Beamter und kein Kaufmann: letztlich, daß Katzenmayer ihm Knigge's Buch über den Umgang mit Menschen mitgegeben habe; weßhalb ihm nicht bange seyn werde, mit den Leuten aufs Beste auszukommen, so bald er dieses Buch, das einzige von den vielen zerrissenen Büchern im Hause, das er bisher noch nie gelesen, werde durchstudiert haben.

22. Herr Jonas hatte gegen so viele wichtige Gründe nichts einzuwenden. Er segnete den Calasanz, wenn nicht nach rein christlicher, doch nach rührend humaner philantropisch deistischer Manier und Weise, gab ihm noch manchen guten Rath mit, und ließ ihn mit dem Factor und Katzenmayer seines Weges ziehen. Wir lassen diese drei Leute, die nicht eigentlich denken, wenig reden, und viel schlafen, ungehindert ihre uninteressante Reise fortsetzen, und verwundern uns nur über die Demuth des Calasanz, welcher gleich hinter dem Brauhause seinen Platz wechselt, und den Rücken einnimmt, noch mehr aber über die hoffartige Dreistigkeit, mit welcher Katzenmayer, dem Zehn seines Gebieters gegenüber, vornan fuhr. Er sieht aber auch jemand ganz

Anderm, als ſich ſelber, gleich, denn er hat einen feinen runden Hut, einen drapfarbnen Rock, und eine nicht ganz unebne Staatsmiene angezogen, und findet ſich in die repräſentirte Herrenrolle ſo gut, daß er ſelber der Täuſchung unterliegt, und ſich ohne weitere für das Capo hält.

23. Wie einer Fürſtin wurde der armen Eliſabeth beim Frühſtück mit den ſchönſten goldberandeten Taſſen aufs Zudringlichſte aufgewartet, hierauf mußte ſie vom Herrn Ceres in allen ſeinen weitſchichtigen und trefflich eingerichteten Gebauden, Wohnzimmern, Gewölben, Malzboden, Kellern und Gärten ſich herumführen, und überall die tiefſten Verbeugungen und Knixe ſich gefallen laſſen. Der Architect kam auch hinzu, und wußte über des Herrn Ceres practiſche Einſicht in allen ſeinen Unternehmungen große Lobſprüche zu erheben; dieß ſchien dem Belobten jedoch keine ſonderliche Freude zu verurſachen; ja, als er aus dem Garten abgerufen ward, und beim Zurückkommen bemerken mußte, daß der Architect ein höchſt angelegentliches Geſpräch angeknüpft habe, und daß Eliſe mit nicht minderer Lebhaftigkeit und zutraulicher Milde zu ihm redete, ging in ſeinem Herzen eine ſo bitterſauere Gährung vor, und kochte die Hefe des Verdruſſes ſo nach oben, als nur immer in einem mißrathenden Sud geſchehen kann, wenn eine blitzbeladene Gewitterwolke über die Pfanne hinzieht.

24. Noch bitterer mußte ihm zu Muthe werden, als

Elise zwar endlich sich zu einem ordentlichen Gespräch mit ihm herbeiließ, aber in selbem nichts anders als die Bitte zu erkennen gab, daß Herr Ceres so gefällig seyn möchte, seine Schecken wieder einspannen zu lassen, damit sie den Kranken bei guter Zeit nach Hause brächte. Herr Ceres stellte die Schwierigkeit der Sache aufs Eindringlichste vor, und bot sich mit Allem, was sein Haus enthielt, zu den sorgfältigsten Diensten an. Guter Rath, sagte Herr Jonas, um den handelt sich's wieder! Du siehst, Elise, wie beschwerlich und schmerzlich das Fahren mir seyn wird, wie freundschaftlich dieser Ehrenmann sich benimmt, und wie ungeschickt es wäre, ihn zu kränken, nachdem er doch ohnehin schon als kein Fremder mehr zu betrachten ist. Andererseits sind Vincenz und Hedwig allein zu Hause, was mich eben auch nicht trösten kann. Zu Hause ist man doch endlich am besten aufgehoben, und kann, wenn man sich keinen andern Rath weiß, wenigstens jammern, schreien und schelten, während man in einem fremden Hause hierin immer sehr genirt ist, und dafür doppelt leiden muß.

Herr Ceres mußte demnach die Schecken wieder einspannen lassen, obwohl unter ganz anderen Aussichten, als gestern. Gestern führten sie ihm sein Herz ins Haus, heute sollten sie es wieder eine Meile weit aus dem Hause führen. Denn wo des Menschen Schatz ist, da ist auch sein Herz. Wie konnte er bei diesen Transporten seines Herzens gleichgül-

tig bleiben? Eben hatte er bemerkt, wie der Architect dem Wagen sich näherte, worin Elise stand, um den Sitz für ihren Vater so bequem als möglich zu polstern. Hätte er die Bitterkeit seiner Seele statt eines Hopfen-Surrogats verwenden können, so wäre sie für einen Centner Tausendguldenkraut das Aquivalent gewesen. Er setzte sich an Herrn Jonas Lager, und bedauerte höchlich, ihn nicht länger bewirthen zu dürfen. Er erneuerte seinen feierlichen Antrag, und erhielt von neuem die völlige Zusicherung, doch war ein einziges Insofern dabei: in so fern nämlich Elise eine gewisse fantastische Idee aufgeben wurde. Herr Ceres wünschte in Kenntniß und Anschauung dieser Idee gesetzt zu werden, Herr Jonas aber vermied dieß mit der Ausflucht, daß er von solchen romantischen und schwärmerischen Thorheiten nicht gerne rede. Herr Ceres war schon auf der Spur. Kennen Sie wohl, fragte er, den Architecten Aspe? — Ja leider! gab Herr Jonas zur Antwort. — Und ahnden Sie auch, was für Absichten, was für Verhältnisse? — O ich weiß alles! Ist denn die Sache schon so landkundig? Aber ich habe ihn tüchtig abgewiesen, und er wird sich die Kühnheit wohl künftig vergehen lassen. — Das scheint mir kaum, Herr Jonas: ich weiß vielmehr, daß sie recht viel zusammen reden. — So? O ich will's gerne glauben! Ich liege ja krank und lahm darnieder, freilich, da ist bequeme Zeit zu solchen Unterschleifen! Ist das nicht ein Jammer, bester Herr Ceres? —

26. Herr Ceres verstand jetzt, nach seiner Ansicht der Sache, genau, warum der Architect so schnell sich aus dem Staub machte, als es hieß, Herr Jonas werde gleich herabgetragen werden. Seine frühere Betrubniß und sein eben jetzt mit neuem Trubsinn bewölktes Angesicht konnte er sich eben so vollständig erklären; obwohl, um das Wahre von der Sache zu melden, diese neueste Betrubniß davon herrührte, daß Elise ihm aufs scharfste untersagt hatte, sich dem Hause ihres Vaters zu nähern, und irgend eine Begegnung mit Hedwig auszukunkeln, mit der ernstlichen Drohung, daß sie in diesem Falle seine Absichten ganz zu vereiteln wissen werde. Der arme Aipe hatte vor dem festen Ernste, den die Leidenschaftslose blicken ließ, zu große Ehrfurcht, als daß er nicht willig gelobet hätte, ihrem Gebote sich zu fügen; doch augen ihm dabei allerdings und billiger Maßen die Augen uber, und er fuhlte, daß nun die Leidenszeit für ihn ihren Anfang nehme.

27. Nicht sonderlich gut gestimmt sagte Herr Ceres, nachdem er den Kranken, damit er ja recht sachte und sicher fahre, in eigener Person nach Hause geführt, mit seinen Schecken in den Brauhof zurück. Trotzig ging er vor dem Architect vorbei, trotzig betrachtete er die Fortschritte des neuen Baues, fand eine Menge Fehler und Übelstande an der Anlage, an der Arbeit, an den Materialien, und neckte den Baumeister mit solchen Ausstellungen so lange, daß dieser sehr befremdet, und nach einigen gewechselten Wor-

ten, auch etwas hitzig ward, und ihm rund erklärte, daß er nicht gewohnt sei, die Kunst vom Handwerk meistern zu lassen. Auf diese runde Erklarung des Baumeisters gab der Braumeister die viereckige zurück: er stelle für jetzt den ganzen Bau ein, werde die gehabte Mühwaltung zur Genüge vergüten, und sofort um einen Mann sich umsehen, der im Bauwesen etwas weniger Theorie, und dafür mehr Praxis habe, als welche letztere dem Herrn Aive höchlich zu fehlen scheine.

28. Es war dieß der einzige Bau von Bedeutung, den der gekränkte junge Mann eben zu führen hatte. Weil auch Herr Ceres nicht schwieg, so machte diese Sache nicht wenig Aufsehen in der Gegend, und da man auf die Aussagen des reichen und beauterten Mannes viel mehr baute als auf das bescheidentliche Achselzucken des guten Architecten, so sank das Zutrauen zum Letztern um so unwiderbringlicher, als binnen wenigen Tagen schon ein neuer Architect im Brauhause auftrat; ein Mann, der Haare auf den Zähnen hatte, und welcher dem Herrn Ceres für sein animoses und captivirtes Urtheil und Benehmen nicht wenig zu büßen gab, indem er das bereits Aufgebaute größten Theils wieder abtragen ließ, und einen ganz neuen Plan auszuführen anfing, woran Herr Ceres bei weitem das Wohlgefallen nicht hatte, als an dem, was Aive geleistet, ohne jedoch, wenn er consequent seyn wollte, viel dagegen einwenden zu dürfen.

29. Als der gute Aive nun klarlich einsah, daß für

ihn weder Credit noch Glück in diesem Winkel der Erde mehr bluhen wolle, fing er an, bei Sternen- und Mondenschein spazieren zu gehn, und bald mit der göttlichen Fürsehung, bald mit dem Schicksal, je nachdem es seinen gemischten Begriffen einfiel, zu hadern und zu zanken. Allmalich wendeten seine Schritte auf solchen Kummergängen sich gegen das Ritterschloß, oder doch den Freihof, wo Hedwig nicht saß und spann, sondern höchstens nur saß und las, und es hatte ihn Herr Ceres, der auch fleißig diese Straße zu fahren pflegte, um dem Befinden des Schwiegervaters in spe nachzusehen, schon einige Male bemerkt, und sich's ad Notam genommen. Wer weiß, ob diese Fahrten und diese Gange nicht zuletzt zu einem tragischen Ausgang gefuhret hatten: allein zum größten Glücke ward Fips durch den Brief eines Freundes eilig, und guter Absichten halber in die Stadt berufen. Er ermunterte sich alsbald, machte sich reisefertig, und reiste auch endlich ab, ohne die Antwort auf ein Briefchen an Elise länger erwarten zu können, welches dem wohl aufpassenden Herrn Ceres mit Hülfe eines großen Kruges Doppelbier in die Hände gerathen war.

30. Verehrteste Mademoiselle Elisabeth, so lautete dieß Briefchen: Ich habe Ihrem Befehl gehorsamt, so unendlich schwer mir dieß auch gefallen ist. Ich habe mich, wie Sie wohl wissen, stets in größter Entfernung gehalten. Ach, nun steht eine noch größere Entfernung mir bevor. Ein Geschäft, das von

Bedeutung zu seyn scheint, ruft mich von hier, wo des Herrn Ceres Cabalen ohnehin meine Existenz mißlich und müßig gemacht haben. Soll ich reisen? soll ich bleiben? und was darf ich hoffen? Ich grüße die Theure, deren Gespräch mir versagt ist; ich bitte nur um wenige Worte zur Antwort, zur Richtschnur, zum Trost. O wie ist so unglücklich! Ihr mit Ehrfurcht ergebener unglücklicher Georg Aspe, Architect.

31. Wirklich trostlos reiste Herr Aspe fort, voll trüber Schwermuth, voll schwarzer Gedanken. Nur einige Worte hatte er verlangt, und auch diese wurden ihm versagt. War's Stolz? Kaltsinn? Verachtung? War Elise's tyrannische Hausgewalt Schuld, oder Hedwig's schon so schnell eingetretene Gleichgültigkeit? Soll auch ein Baumeister, ein Mann von Charakter jemals bauen auf so veränderlicher Wesen Launen? Soll noch eine Spur von Freude übrig seyn auf der ganzen irdischen Welt? — So jammert ein Mensch, der zwar Häuser und Zimmer bauen, aber in selbe von Außen nicht hineinschauen kann. Hätte er sehen können, wer vor Betrübniß weinte, so hätte er ein froheres Reiselied angestimmt.

32. So oft Herr Ceres den betrübten Herrn Jonas besuchte, so oft pflegten sie einander wechselseitig ihre Noth zu klagen. Die zwei Hauptpuncte, über die bei einem dieser Besuche Herr Ceres klagte, waren, erstlich die ungemein fatale Lage eines Mannes, der ein so grosses Geschäft und Hauswesen zu führen habe, ohne darin von einer treuen und klugen Haus-

frau klug und treu unterſtützt zu werden; zweitens, die verdrußliche Sache mit ſeinem Bau, welcher unter der eigenſinnigen und eigennützigen Leitung ſeines gegenwärtigen Architecten, eines Mannes, mit dem's nicht länger auszuhalten ſei, mehr rück- als vorwärts gehe, und ſeinen Wünſchen nicht im Mindeſten entſpreche. Dagegen klagte Herr Jonas erſtlich über ſein ſchmerzliches Gichtübel, zweitens über den mißlichen Gang ſeiner Geſchäfte, drittens über die Fahrläſſigkeit ſeines Sohns, der den müßigen Reconvalescenten ſtand gar nie zu verlaſſen Miene machte; viertens über den Eigenſinn der jüngern Tochter Eliſabeth, die keinen vernünftigen Rath annehmen wolle; und endlich fünftens über die Verlorenheit Hedwig's, der ältern, die ſeit der Abreiſe des Architecten Aipe ganz blaß und weinerlich und unfreundlich herumſchliche, als wäre das allergrößte Unglück geſchehen.

33. Herr Ceres ward bei dieſem letzten Klagpunct von einem gemiſchten Gefühl heimgeſucht, welches, aus einer Art von Freude und einer Art von Beſtürzung zuſammengeſetzt, ihn für dieſen Abend ſtumm und nachdenklich machte. Der arme Aipe ſtand nicht mehr als Rival, ſondern als tief gekränkter Freund vor ſeiner Erinnerung. »O Ceres! ſchien er zu fragen: was habe ich dir gethan, daß du ſo ungerecht und feindlich mein Glück untergraben haſt? Habe ich dir nicht mit allem Fleiße gedient? Und hätte ich durch das ſchweſterliche Band, das deinen und meinen Her-

zenswunsch verkettet, nicht vielleicht auch den letzten fördern können? — O Ceres, was hast du dir selber gethan? Hast die schönen Bauanlagen verwüstet, hast einige tausend Gulden auf's Albernste verschwendet, bloß eines Hirngespinnstes, eines Mißverständnisses wegen, und siehst dafür nun ein Malzgebäude in die Höhe steigen, das dir jederzeit verhaßt seyn wird! — O Ceres, wie so übel warest du berathen! Hättest du den Herrn Jonas nicht näher fragen können, den Mann von gutem Rath? Ach so büßen wir nun beide deinen leidenschaftlich aufbrausenden Unverstand!« —

34. Da schlug Herr Ceres freilich mit einigem Selbsthaß an seine Brust, und sprach: wie war ich so dumm! Der Haß ging dennoch nicht so weit, daß er alles Behagen an der andern Entdeckung unterdrückt hätte, welche ihn lehrte, daß die fantastische Idee, so seinen Hoffnungen von Seite Elisen's im Wege stand, eine ganz andere, als er vermuthet, und folglich leichter hinweg zu räumen sei, so fern nur jetzt thätig daran gegangen werde, diesen unbekannten idealischen Feind mit allen Realitäten, die ein begüterter Mann besitzt, aus dem Feld zu schlagen.

35. Mit zunehmender Angst sah inzwischen Herr Jonas einen Tag nach dem andern vor seinem Schmerzenslager vorüber schleichen, ohne daß von den drei Reisenden die mindeste Nachricht eingelaufen wäre. Je mehr seine Ungeduld wuchs, desto stärker ließ er Elisa sie empfinden, besonders, seit Herr Ceres seine

Anträge immer dringender wiederholte. Wenn du, sagte er, einen klugen Rath annehmen könntest, du eigensinniges Kind, so würdest du erstlich einsehen, daß eine Tochter nichts Christlicheres thun kann, als in Allem ihrem Vater zu gehorchen, und besonders jene Mittel und Wege einzuschlagen, die eine so sichere Aussicht gewähren, ihm sowohl, als den Geschwistern einst eine hilfreiche Hand zu bieten. Zweitens würdest du erkennen, daß der beste Zeitpunct eben jetzt da sei, bevor mein gänzlich derangirter Vermögenszustand bekannt wird, in welchem Falle selbst ein so wackrer Mann, wie Herr Ceres, auf andere Gedanken kommen könnte.

36. Auch Herr Ceres fand für gut, zu versuchen, wie weit seine Überredungsgabe sich erstrecke. Nicht umsonst galt er überall für einen grundgescheidten Mann. Er war so glücklich, an dem Arbeitstischchen beim Fenster, während Herr Jonas schlief, mit Elisa ein Gespräch anzuknüpfen, und dasselbe auf das Obstakel zu leiten, welches er bereits von Hedwig und Vincenz, bei einer Lustpartie, die er ihnen gegeben, in Erfahrung gebracht hatte. Sie ließ ihn ausreden, und fragte bloß lächelnd: ob er auch wisse, was Beruf sei? Das wußte Herr Ceres nicht recht, aber dafür ward er etwas herber in seinen Reden, meinte, der einzige echte Beruf zeige sich damals, wenn ein rechtlicher und wohlhabender Mann in seinen besten Jahren daher komme, und mit väterlicher Einwilligung seine sittsame Bitte höflichst vortrage. Und hie-

gegen lasse sich ohne Schwärmerei nichts einwenden; besonders in einer Zeit, wo dergleichen regelmäßige und anständige Einleitungen zu einem honetten Ehestande so selten gefunden würden. Darauf antwortete Elise mit dem demüthigen Ansuchen, es wolle dem Herrn Ceres gefällig seyn, über diesen Gegenstand ihr keine Eröffnungen mehr zu machen, indem er versichert seyn könne, daß sie keineswegs gegen seine ehrenwerthe Person, wohl aber gegen seine Absichten einen entschiedenen Widerwillen hege.

37. Die arme Elisa sah wohl ein, daß mit dieser diplomatischen Erklärung der Handel noch lange nicht beendigt sei. Nicht bloß ihr Vater und selbst ihre Geschwister bestürmten sie in einem fort, sondern auch in ihrem eigenen Herzen erwachte eine Stimme, welche den stillen Frieden, der bisher darin gewohnt, mit mancherlei schwer zu beantwortenden Einwürfen störte. Sie fühlte es selber nur allzu gut, daß der Familie eine dürftige Zukunft bevorstehe, und daß es hohe Pflicht sei, einem hülflos gewordenen Vater sein ungewohntes Loos zu erleichtern. Sie konnte es sich auch nicht verhehlen, daß die Ausführung ihres Vorsatzes schwerer als jemals geworden sei; denn woher sollte sie, bei den mißlichen Umständen, in welchen ihr Vater nun sich befand, das kleine Capital erheben, das sie in das arme Kloster mitbringen mußte, und ohne welches keine Aufnahme möglich war?

38. Unter so dornigen Verhältnissen erkannte die

Gute wohl, daß guter Rath höchlich vonnöthen; sie wußte aber auch, wo er zu suchen sei. So oft sie ihr Kämmerlein betrat, so oft verweilte sie einige Augenblicke kniend vor dem schönen Bilde Mariä vom guten Rath. Himmlische, jungfrauliche Königin! seufzte sie, du siehst mein Herz, du weißt, daß ich nichts wünsche, als deinem Sohn und Dir zu dienen; o weiseste Jungfrau, du Mutter der ewigen Weisheit, rathe mir, helfe mir, daß ich den göttlichen Willen allezeit erkenne, und allezeit befolgen möge! — Und wenn sie also gebetet hatte, sah man sie ganz heiterer Miene wieder die Treppe herab hüpfen; also daß Hedwig oft ihr vorwarf: Du leichtsinnige Person, hast du denn allein keine Sorgen?

39. Sorgen genug, Sorgen vollauf im Hause, besonders aber in Herrn Jonas Herzen. Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund leicht über, der Kopf möge auch noch so wohl berathen seyn. Herr Jonas hielt eben wieder eine Strafrede an Vincenz, und Herr Ceres saß dabei. Vincenz, sagte er, nun ist dein Arm beinahe heil, und du thust nur auf die schwarze Achselbinde noch stolz, als wärst du ein verwundeter Held, der für Fürst und Vaterland gestritten. Dein Feld der Ehren, wo du dich auszeichnen solltest, ist jenes, wo meine Gerste wächst und mein Sommerweitzen. Aber du kümmerst dich um nichts. Denkst du denn gar nicht daran, daß mein ganzes Vermögen durch die verwünschte Manufactur zu Grunde gegangen ist? Soll das bischen

Landwirthschaft hier auch noch verderben? Dein mühseliger Vater weiß nicht einmal, woher die nächst fälligen Abgaben zu leisten, und du müßiger Mensch gehst sorgenlos in der Welt herum! O hartes Schicksal! gegen solche Schläge, und gegen solche Kinder, da hilft kein Verstand, da hilft kein Rath! O werthester Herr Ceres, schätzen Sie sich glücklich, in Ihrem ledigen Stande! Wer einmal Weib und Kinder hat, bei dem hat die Freude ein Ende

40. Herr Jonas erschrack freilich über diese doppelt unvorsichtige und unkluge Rede, geführt vor und zu einem Manne, dem am allerwenigsten solche Geständnisse zu machen waren. Aber was hilft guter Rath nach ungeschickter That? Dem Herrn Ceres war ein bleierner Pfeil recht nahe ans Herz gedrungen, den wendete er selber, durch allerhand Überlegungen, in der Wunde hin und her, versuchend, ob er auch das Herz getroffen. Dieß erwerblustige Herz, das bisher dort sich befunden, wo sein Schatz war, hat sich, außer dieses Schatzes selbst, auch noch eines Brautschatzes verhoffet; denn ein Mann, der so viel baut und braut, wie Herr Ceres, bauet gern auf eine Braut, die einiges Fundament ins Haus bringt. Es ist nicht zu läugnen, Herr Ceres hat die arme Elise um ihrer selbst willen lieb, er kann nicht umhin, sich's zu gestehen. Aber gesetzt auch, er wollte aus purer blinder Leidenschaft selbst die entschiedene Armuth nicht scheuen, und den köstlichen Edelstein ohne alle Goldfassung an sich brin-

gen, so steht doch die zweite nicht geringe Schwierigkeit entgegen, daß sie des Weigerns kein Ende macht, und mit einer Art von Stolz sich benimmt, der bei ihrer Mittellosigkeit sich nicht sonderlich geziemen mochte.

41. Die ferneren Meditationen, die Herr Ceres uber denselben Gegenstand anstellte, führten ihm zu Gemuthe: daß gegenwärtiges Jahr der Gerste sehr ungunstig, dem Weine aber sehr gunstig sich zeige, und die Wagschale seines Gewerbes folglich ziemlich in die Höhe steigen werde; daß man mit einer Frau aus einer verarmten Familie auch alle Sorgen dieser Familie sich aufladt, und daß eine getäuschte Erwartung nie ganz vergessen wird, sondern fur immer eine gewisse Bitterkeit zurück läßt. Diese und ähnliche gründliche Reflexionen waren eben so viele nordwestliche Windzüge, welche sein Herz bedeutend abkühlten, ohne es zu erfrischen.

42. Wer mittlerweile in vollem Bluthenster guter Privatgeschafte prangte, und sich's uberaus passabel geschehen ließ, war Niemand anderer als Kabenmayer. Der furstliche Kammerdiener, verschiedene alte Basen, und sonst noch mancher graue Jugendfreund hatten den Vielgeliebten mit großen Ehren aufgenommen. Der sehr wohlberathene Mann cassirte an allerlei Orten verschiedene Summen ein, war fast nirgends zu kurz gekommen, und schien nur hauptsächlich daran zu denken, was fur ein bequemes und sicheres Geschäft er jetzt zur Basis seines

neu anzutretenden Herrnlebens wählen sollte; wiewohl er nebenbei zu dem Besuch der Theater, der Promenaden und anderer Erheiterungsorte manche Stunde sehr nützlich verwendete. Der arme Factor, ein stiller Mann, mußte die verdrüßlichen und vergeblichen Gänge in Herrn Jonas Geschäften fast ganz allein machen, und fand es endlich für das Beste, nach dem Ort der Fabriksgebäude selbst abzureisen, von wo er das Weitere berichten wollte.

43. Während der nunmehrige Herr Katzenmayer sich so breit machte, als seine schmale Figur nur immer zuließ, und in seinem, wenn auch mit aller Sparsamkeit angeschafften, doch aber ziemlich modernen Gewande nichts so sehr zu bedauern hatte, als daß das Gewicht der Jahre schon allzu fühlbar auf seinem Katzenbuckel lastete, schlich der arme Joseph Calasanz halb träumerisch und ganz verzagt auf den Straßen umher; sah die Kupferstiche an vor allen Kunsthandlungen, zählte die Stockwerke an den höchsten Häusern, und empfand Ehrfurcht vor den vielen schön gekleideten Leuten, ohne jedoch aus allem dem den mindesten Trost zu schöpfen. Die vielen neuen Romane in der Auslage einer glänzenden Buchhandlung würden ihn noch am meisten interessirt haben, wenn er nur gewußt hätte, woher die Mittel zu nehmen, um nicht bei den bloßen Titeln stehen zu bleiben.

44. Eben stand er wieder, von Lesedurst und Lesehunger gequält, ein wahrer Tantalus, vor dem

Univ. Bibl. München

schönen belletristischen Auslagskasten, als Jemand von rückwärts sachte die Hand auf seine Schulter legte. Calasanz sah sich um, und mußte laut aufschreien vor Freude. Sachte, junger Herr, ermahnte der Andere, sonst bleiben die Leute stehn. Sind Sie allein hier? ist etwan eine Ihrer Schwestern mit? Hedwig oder Elise? — Ach, Sie lieber guter Herr Aspe, ganz allein bin ich hier mit dem alten Schleicher, dem Katzenmayer; der sitzt irgend wo bei einer alten Jungfer Base, und trinkt Kaffeh. Ach, ich möchte vor Freuden weinen, daß ich wen Bekannten sehe! — Mir geht's auch so, mein lieber Herr Joseph. Wie gehts denn bei Ihnen? — Schlecht, Herr Aspe, herzlich schlecht; der Vater ist durch einen Bankerott verunglückt, und außerdem auch krank. Das ist nunmehr ein recht blutarmer Mann, mein Vater. — So plötzlich? rief der Architect. Und was sagt denn Hedwig dazu? — O die weint ohnehin immer, und hat noch ganz andere Sorgen. — Was denn für welche, mein lieber Joseph? — Das wissen Sie selber wohl am besten! sagte Calasanz, und lächelte dazu mit einer schlauen und vielsagenden Miene, die zwar ziemlich einfältig aussiel, dem Architecten aber doch überaus wohl gefiel. Bester, sagte er, wir müssen schlechterdings mehr mitsammen reden. Wollen wir ein wenig spazieren gehen, oder zusammen frühstücken? — Ach beides von Herzen gern! erwiederte Calasantius.

45. Es wäre schwer zu bestimmen, was den

Architecten freudiger überrascht habe: die Nachricht von des Herrn Jonas Kummer, oder jene von Hedwig's Thränen. An und für sich ist's freilich nicht edel, über fremdes Leid sich zu freuen, aber dieses Leid war kein fremdes Leid, und des alten Jonas zusammengestürzter Mammon füllte, wie sichs verhoffen ließ, den Schloßgraben aus, der den Weg zum Ziele seiner Wünsche durchschnitten hatte. Er war wieder ganz lebensfrisch geworden, und erzählte dem stillen Calasanz Plane über Plane. Ach, sagte dieser jammernd, wenn nur aus mir auch etwas wurde! Ich bin bloß deßwegen hierher gereist, und komme mir nun zwischen den großen Häusern und den feinen lächelnden Leuten dummer vor, als jemals. Ach, nicht einmal die Commissionen habe ich ausgerichtet, die mir Elise so sehr an's Herz gelegt hat. Zwei Mal bin ich schon dort gewesen, und habe mich nicht anzuläuten getraut: heute endlich ist's mir gelungen, aber da hieß es, die Mater Francisca, welche eine Stiefschwester meiner Mutter war, sei todt, und da ging ich wieder meiner Wege.

46. Herr Aspe fühlte sich glücklich, der Strengen, in deren Hände er sein Schicksal gelegt hatte, einen Dienst zu erweisen. Er ließ sich von Joseph die Sache näher erklären, und wanderte mit ihm in das bezeichnete Kloster. Auf dem Hin- und Rückwege wurde über noch manches Andere Einvernehmen gepflogen, worüber alle beide in einem wohl recommandirten Briefe einen erschöpfenden Bericht

an die Behörde, d. i. an Elisabeth noch an demselben Tage erstatteten. Herr Lipe meldete zuerst, daß man ihrer Ankunft im Kloster mit wahrer Sehnsucht entgegen sehe, und daß man, schon ihrer seligen Mutter zu liebe, mit dem kleinsten Detum, das bei der Lage des Hauses unumgänglich sei, und die Summe von 500 fl. nicht übersteige, sich zufrieden stelle. Ferner berichtete er, daß er einen Kirchenbau übernehme, zu dem er morgen schon abreise, und zwar, auf dessen inständiges Bitten, in des guten Calasanz Gesellschaft, den er an einem recht guten Orte in Unterricht zu bringen hoffe, ohne übrigens, und zwar aus gerechten Ursachen, den Kammerdiener bei dieser Sache zu Rath zu ziehen. Schließlich berührte er mit möglicher Zartheit Gegenstände, die schon sattsam abgehandelt worden sind, und verhehlte nicht, daß sein Herz voll freudiger Hoffnungen sei, deren Verwirklichung mehr als je von ihrer guten Gesinnung abhangen dürfte. Calasanz schrieb, nebst einer kurzen Übersicht Kaltenmayerischer Memorabilien, Nachschrift und Adresse.

17. Wie erschrack Kaltenmayer, als er, von einem glänzenden Souper und Spiel bei seinem Freunde, dem fürstlichen Kammerdiener, zurück kommend, keinen Calasanz in seinem Zimmer antraf; er war schon bestürzt, als der Zimmerwarter in dem verstadtischen Gasthof ihm den Schlüssel einhändigte, und noch tiefer war seine Bestürzung, da er einen

Zettel erblickte, auf dem geschrieben stand: Alter Katzenmayer, lebe Er wohl, und mache Er sich um meinetwillen keine Sorge. Wenn Er nach Hause kommt, so richte Er von mir alles Schöne aus, im Falle ich nicht schon selber da wäre. Sei Er überzeugt, daß ich ohne Ihn recht zufrieden und vergnügt sei, und lebe Er nicht gar so flott. Sein junger Herr, Joseph Jonas, mp.

48. Der fahrläßige Wächter ging dennoch, nach einer schlaflos durchsorgten Nacht, auf's Suchen aus, nach dem abhanden gekommenen Söhnlein, und fragte umsonst bei allen Leuten nach, zu denen er das junge Blut je geführt hatte. Da fing es diesem falschen Elieser an sehr bange zu werden, wollte ihm nichts mehr munden noch behagen, er konnte bei keiner Base mehr mit Muße Kaffeh trinken. Zwar hatte er gleich nach der Lesung jenes Billets, seinen mit dreifachem Schloß armirten Koffer aufgethan, und zu seiner großen Beruhigung alle seine eincassirten Privatposten, sammt diversen Obligationen und anderen Papieren in bester Ordnung gefunden; nichts desto weniger fing auch dieser Segen ihn jetzt zu drücken an; der erste Schreck über die mögliche Entfremdung, mit welchem ein augenblicklicher Verdacht auf den armen Calasanz ihn heimgesucht, dehnte sich, wie ein Fieberanfall, in ein fortwährendes inneres Angstfieber aus, welches mit der Gewissensangst über Josephs Verlust sich complicirte. Der arme Capitalist fühlte keine Rast noch Ruhe mehr.

Er hatte kaum vom Factor ein Schreiben erhalten, worin dieser für Herrn Jonas einige gegründete Aussichten und Wege zur nothdürftigen Vermittlung der betrubten Sache mittheilte, als er schon seinen nahmhaften Koffer packte, und verzagten Sinnes sich auf die Ruckreise begab.

49. Herr Jonas, von seiner Recidive ziemlich wieder hergestellt, saß eben zwischen seinen Töchtern auf der Bank vor dem Freihof, und ließ sich von der Abendsonne bescheinen, als Katzenmayer, in einem leichten einspännigen Wagen auf dem schwer beschlagenen Koffer sitzend, gefahren kam. Katzenmayer! rief lebhaft Jung und Alt. Kömmst du endlich, fauler Bote? fragte Jonas. Er küßte dem kummervollen alten Herrn mit dreister Freundlichkeit die Hand, so auch den jungen Frauenzimmern, und zeigte keine Verlegenheit auf die Frage, wie er dazu gekommen sei, sich so honett aufzustutzen? — denn, erwiederte er mit Unterwurfigkeit: die jetzigen Zeiten bringen es so mit sich, und Geschäftsleute dürfen, wenn auch alle Stricke reißen, doch keine zerrissenen Kleider tragen. Mehr erschrack er freilich uber die Frage: Wo hast du den Calasanz? Er hatte sich auf dem ganzen Wege mit der Uberzeugung getröstet, es werde der junge Mensch, in einer Anwandlung von Langweile und Heimweh sicherlich nach Hause gelaufen seyn; nun antwortete er in seiner Bestürzung selber mit der Frage: Ist er also nicht hier? — Wie? rief Herr Jonas, was sind das für

Reden? — Der Geängſtigte nahm ſich zuſammen, und erklarte ſich, daß Joſeph bei dem Factor geblieben ſei; Eliſe aber ſah ihm zu ſcharf in die Augen, und er verwirrte ſich aufs neue. Katzenmayer, ſagte Herr Jonas, du lügſt. Gewiß iſt wieder ein neues Ungluck uber mich gekommen, und du haſt die Schuld! — Nein! nein! betheuerte der Andere, ich will ſchwören bei Stein und Bein, ich will meine ganze Ehrlichkeit aufs Spiel ſetzen, und noch mehr, wenn der junge Herr nicht gut aufgehoben iſt. Meinen Sie denn, ich alter treuer Diener werde nicht auf ihn geſehen haben? Ich, der ich Gut und Blut für die ganze Familie hergebe? Soll man nicht weinen vor Krankung? — Nun, nun, beruhigte Herr Jonas, da er die Krokodillsthranen in den Katzenaugen ſah, nur nicht ſo hitzig! Wir werdens ja wohl erleben, wie es mit der Sache ſteht; vorerſt aber handelt ſich's um die Hauptſache.

50. Die Hauptſache ließ aus des Factors ſchriftlichen Nachrichten bald ſich heraus finden. Herr Jonas erkannte, daß er, um das Groſſere zu retten, das Kleinere aufgeben, und den ganzen Freihof veräußern müſſe, um nach dem Orte der Manufactur überſiedeln, und nach vollendeten Ausgleichungen zuletzt von allen Geſchaften ſich zuruckziehen zu konnen. Mit wem ſollte der gedemüthigte Mann ſich nun berathen? — Seitdem er in ſo dürftiger Lage ſich fand, hatte der Credit, deſſen er bisher bei ſich ſelber genoß, einen ſtarken Stoß erhalten, auch ver-

ſicherte er, daß Gedachtniß, Scharfſinn und guter Rath, der Altersgebrechen halber, bei ihm bereits ſehr abzunehmen ſchienen; und weil er auch auf Katzenmayer, der allmahlich das Maske herauszukehren begann, wenig Vertrauen mehr ſetzte, ſo hielt er fur das Beſte, geradezu an Herrn Ceres ſich zu wenden, und ihm den Freihof anzubieten.

51. Wo hatte er aber die Überwindung hernehmen ſollen, in dieſer Angelegenheit perſonlich ſich zum Herrn Ceres zu verfugen? Er wußte ſich hierin doch noch einen guten Rath und Ausweg; die arme Eliſe mußte an dieſen ſauren Gang. Welch greller Abſtand zwiſchen ihrem erſten feſtlichen Einzug in die Ceres-Burg, mit den ſtolzen Scheden, und ihrer jetzigen Ankunft mit dem Katzenmayer'ſchen Einſpänner! Herr Ceres war, wo möglich, noch verlegener als Eliſe, welche zitternd und errothend ob der Deutung, die ihrem Beſuche ſich andichten ließ, und nicht ohne Katzenmayer's Beiſtand, ihren Auftrag ausrichtete; er mußte ſeine ganze Erwerbsgeiſtesgegenwart zuſammen nehmen, um die lebhaft erwachende Stimme ſeines unvernunftigen Herzens zum Schweigen zu bringen; und es gelang ihm auch, ſich ſo freitig zu benehmen, als nur immer die Artigkeit es erlaubte. So viel vermag ein conſequenter Erwerbsgeiſt uber jede ihm hinderliche Leidenſchaft; weßhalb auch Niemand ſich ausreden ſoll, als konne der Geiſt unmoglich uber das Herz und die Leidenſchaft herrſchen. Zeigt nicht Herr Ceres hiervon das Gegentheil?

52. Doppelt beſchämt nahm die arme Eliſe wieder ihre Rückkehr. Zu groſſe und zärtliche Höflichkeit war es, was ſie von Seite des Herrn Ceres befürchtet hatte; aber das froſtige Benehmen, womit er ihr begegnet, wollte ihr dennoch kränkend vorkommen, und noch kränkender dieſe Kränkung ſelbſt. Sie ſeufzte, weil ſie, wie wir wohl wiſſen, mit innerer Beſchämung ihrer Eitelkeit gedachte, welche, alles höhern Strebens ungeachtet, doch noch immer vorhanden war, und über Herrn Ceres unſchmeichelhafte Begegnung Klage führte; ſie ſeufzte, weil ſie ſich ſelber geſtehen muſte, daß einem Herzen, das ſich Gott zum Opfer darbringen wolle, eitle Gefallſucht zu keiner Zierde gereiche. Katzenmayer, welcher, den Einſpänner lenkend, vor ihr ſaß, zeigte Theilnahme, wendete ſich zu ihr, und ſprach: Ich weiß wohl, warum Sie ſeufzen, Sie frommer Engel. Woher bei jetzigen Umſtänden das Dotum für's Kloſter nehmen? nicht wahr? Die Summe mag ohnehin groß ſeyn, die dazu gehört! — Eliſe bezeichnete ihm dieſelbe. Wollte Gott, rief Katzenmayer, ich hätte ſo viel, auf der Stelle würde ich es Ihnen antragen, und auch keinen Heller für mich behalten! Du liebſter Gott! wie könnte ich auch anders? — Bei dieſen Worten holperte der Wagen dermaſſen hart über einen Stein am Wege, daß Katzenmayer noch froh war, keinen andern Schaden zu nehmen, als einen empfindlichen Biß in die Zunge; was den abergläu-

bischen Mann nichts deſto weniger ſehr nachdenklich zu machen ſchien.

53. Herr Ceres kam und beſichtigte den Freihof, ſammt allem, was dazu gehörte, und ſchloß einen Kauf, der ihm gleich große Ehre brachte, als dem Verkäufer Verdruß und Demüthigung; denn bei ſolcher Gelegenheit bleibt das Salomoniſche Sprichwort ewig wahr: »Schlecht iſt's, ſchlecht iſt's, ſagt jeder Käufer; doch hat er den Kauf beendigt, wird er deſſen ſich rühmen.« Hierauf wurde zu einer gleich ſchleuderiſchen Verſteigerung der Mobilien, der Service, der viel zerriſſenen Romane und anderer Effecten geſchritten (unter welchen jedoch weder das Bildniß Mariä vom guten Rath, noch jenes des Herrn Jonas vom ſchlechten Rath ſich befand), und nach dieſen und anderen höchſt klaglichen Verfügungen und Maßnehmungen, ein ziemlich geraumiger Reiſewagen ausgerüſtet, in welchen Herr Jonas und ſeine Töchter, ſammt der männlichen Dienerſchaft in Katzenmayer's Perſon ſich begaben, um die Überſiedlungsreiſe anzutreten, während der hoffnungsvolle Vincenz für's Erſte noch auf dem Freihof zurück blieb, um daſelbſt mit Herrn Ceres noch eins und das andere in Ordnung oder Unordnung zu bringen.

54. Nicht ohne Thränen hatte Herr Jonas von den geliebten Wohnungs- und Wirthſchaftsgebäuden Abſchied genommen, in die ſein ganzes Thun und Laſſen hinein gewöhnt war, wie der Leib in einen alten Haus- und Schlafrock; nicht ohne bittere Klage

und Unmuth ſetzte er die Reiſe fort, und auch der Himmel mußte es entgelten, der mit fortwährendem ſanftem Landregen dem Herbſtpflug vorhalf, und die Straßen verdarb. Mehrere Tagreiſen waren ſchon zurückgelegt, und das Ziel der Reiſe nur noch wenige Meilen entfernt, als der Verdruß ſeinen Gipfel, und guter Rath den höchſten Preis erſtieg, denn auf einem ziemlich bodenloſen Wege kündigte der alte Reiſewagen ſeinen Dienſt auf, und zeigte ſich, ohne weſentliche Herſtellungen, zu jedem weitern Schritte unfahig. Da war denn nichts anderes zu thun, als im nahen Orte, deſſen hohes Kirchengebäude majeſtatiſch durch den Regenflor herüber ſah, Hülfe zu ſuchen. Dorthin ſtiefelte Katzenmayer, und hatte die durchaus unverdiente Ehre, Eliſe am Arm zu führen, und ihr zuweilen einen ſteckengebliebenen Schuh darzureichen, denn ſie war dießmal eine eigenſinnige Perſon, die ſchlechterdings zu Fuß dieſen Weg machen wollte.

53. Der muhſame Gang belohnte ſich reichlich, als ſie, während Katzenmayer um Hülfe ſich umſah, inzwiſchen die Kirchenſtufen hinanſtieg, und in die lichten Hallen eintrat. Dankbar empfand ſie die ſüße Seelenluſt, nun wieder einmal in heiterer Stille, und in einem ſo herrlichen Gotteshauſe, dem wahren Leben, nämlich dem Gebet, zu leben; aber der erſte Blick auf den Hochaltar verwandelte ihren ruhigen Frohſinn in überfreudiges Staunen; denn in kirchlicher Pracht und friſchem Farbenglanze, von gold-

nen Engelein umschwebet, und von S. Joachim, Anna, Joseph und Johann Baptist umringt sah das Bildniß Maria vom guten Rath trost- und liebreich zu ihr herab; und viel zu bekannt und heimatlich erschien ihr dieß Bildniß mit seinem regenbogenfarbigen Schirm, der über der jungfräulichen Mutter und des göttlichen Kindleins Haupt sich breitete, als daß sie nicht sogleich erkennen mußte, daß ihr liebwerthes Bild, welches sie seraldy unter ihren besten Sachen mit sich genommen, eine Copie von diesem sei. Wer wird es dem guten Kinde verargen, daß sie erst in das Anschauen des holdseligen Bildes, dann in freudige Hoffnungen, und endlich in stilles Gebet sich vertiefte? Wer ihr's verarget, der ahndet nicht, welch ein sußes Liebesband die seligste Jungfrau mit jungfraulichen Seelen innigst verkettet; und doch, wie ist schon so selig zu preisen, wer dieß auch nur zu ahnden vermag!

56. Es war hoch am Vormittage, da Elise in die schöne Kirche Unserer Lieben Frau gekommen war, und bald schon klingelten die Schlussel, welche das Zusperren der Kirche ankundeten. Der armen Elise war dieß eine hochst storende Botschaft; sie hatte ihrer himmlischen Mutter so Vieles zu sagen und zu klagen, sie hatte in so wichtigen Anliegenheiten um guten Rath zu bitten, und sollte schon die trostvolle Statte verlassen! Sie wußte durch vieles Bitten und ein kleines Geschenk den Kirchendiener dahin zu bringen, daß sie vor dem Gitter, welches den Raum un-

ter dem Chor am Hauptther vom Schiff der Kirche abſchloß, bleiben durfte; hier weilte ſie, in freiwilliger Gefangenſchaft, und ließ, aller anderen Dinge (zur Unzeit vielleicht) vergeſſend, ihren flehenden Thränen freien Lauf.

57. Inzwiſchen hatte Katzenmayer Wagen und Pferde ausgemittelt, und machte ſich, weil er die Kirchenthüren verſchloſſen fand, eilends auf die Straße hinaus. Wo iſt Eliſa geblieben? rief ihm, bereits ſehr ungeduldig, Herr Jonas entgegen. Katzenmayer war wirklich der Meinung, daß ſie, nachdem ſie die Kirche verlaſſen, wieder zu den Zurückgebliebenen hinaus gegangen ſei, und fragte im ganzen Ernſte: Iſt ſie alſo nicht hier? — Treuloſer Menſch! gottloſer Menſch! zürnte Herr Jonas; was ſind das für Reden? Was für Antworten? Haſt du mir nicht genau dieſelbe Antwort gegeben, als du ohne den Calaſanz zurück kamſt? Noch einmal, wo iſt Eliſabeth? — Herr, ſie war in der Kirche, jetzt aber iſt ſie nimmer drinnen, ſo viel weiß ich, mehr weiß ich nicht. — O du ehr- und treuvergeßner Menſch, umſonſt biſt du nicht erſchrocken, auf dieſe Frage warſt du nicht gefaßt! Du meineſt wohl, ich merke nichts? Nun ſage mir auch auf der Stelle, wo du den Calaſanz gelaſſen haſt! — Herr, Sie wiſſen es ja, ich habe es Ihnen ja erzählt, und werde es Ihnen noch ausführlicher erzählen, aber jetzt iſt ja die Zeit nicht, jetzt müſſen wir umpacken, und in den Gaſthof zu kommen trachten. Machen Sie ſich keine unnöthigen

Sorgen, groſſe Kinder gehen nicht ſo leicht verloren; geben Sie lieber auf Ihre Sachen Acht beim Ab- und Aufpacken, denn da geht leichter etwas verloren!

58. Herr Jonas befolgte dieſen Rath ſo gut, daß er mit ſeinen Späheraugen alsbald auch die ängſtlichen Augen beobachtete, mit welchen Katzenmayer die dreifachen Schlöſſer eines beſonders anſehnlichen Koffers beſichtigte. Wem gehört dieſer Koffer? rief er. — Wem er gehört? erwiederte der Andere; die Frage iſt wohl unnöthig. — Iſt er dein? — Nun, und wenn er mein wäre? darf ich keinen Koffer haben? Ich bin ein Menſch, wie Sie; jeder Menſch hat das Recht, einen Koffer zu haben, und in den letzten Reiſekoffer legt man ſich ſelber hinein! — Du wirſt mir zeigen, was hinter den drei neuen franzöſiſchen Schlöſſern verwahrt liegt; verſtehſt du? — Ja, ja, murrte Katzenmayer, dazu iſt jetzt die rechte Zeit! So weit bringt's ein alter ehrlicher Diener nach fünf und zwanzig Jahren, daß er nicht einmal mit Ehren ſeinen eigenen Koffer haben darf. Nur Geduld, Herr Jonas! ich werde Ihnen noch mehr ſagen! Wir ſind ohnehin ſchon am längſten beiſammen geweſen!

59. Eben war man nach vieler Mühe im Gaſthofe angekommen, und kaum mit dem Abpacken fertig, als aus dem nahen Manufacturorte der Factor anlangte. Die erſte Frage, die Herr Jonas und Hedwig an ihn thaten, war nach Calaſanz, Katzenmayer aber machte ſich in dem nämlichen Augenblicke davon, um, wie er ſagte, Anſtalten zu treffen, den Wagen

reparirten zu laſſen. Er lief jedoch in ſeiner Ang
erſt zu der Kirche, um etwan Eliſa doch daſelb
finden, und da die Thure noch verſchloſſen war, b
er ſich in das anſtoßende Kloſtergebaude, um ve
einen Eingang in die Kirche zu finden, oder b
nem Kirchendiener Erkundigung einzuziehen;
Hedwigs Behauptung, die Vermißte könne nir
anders, als in der Kirche ſeyn, ſchien ihm unfeh

60. Die nachmittägige Gebetſtunde war nu
fern, als das eiſerne Mittelgitter und das Kir
ther aufgeſperrt wurde, und Jemand ſittiglich an
ſerſten Rande des Schemels neben Eliſa hink
Sie ſah ſich um; es war Katzenmayer, und doch
Katzenmayer; das Katzengeſicht war wie weggeha
und ein anderes an deſſen Stelle getreten, auf
chem ein guter Anfang von ehrlicher Betrubniß,
muth und Aufrichtigkeit zu leſen war. Er klopf
ſeine Bruſt, und ſeufzte: Mein Gott, ſei mir
tem Sunder gnadig! — Was iſt denn mit dem
Sunder geſchehen? hat ſich ein Wunder zugetra
Ja und nein. Denn was äußerliche Wunder be
dieſe ſind in unſeren Zeiten, denen ganze acht
Jahrhunderte veranleuchten, für Chriſten wa
nicht nöthig; innerliche Wunder aber dürfen
fern Niemand Wunder nehmen, als ſie alle Tag
ereignen, und als jeder an ſich ſelbſt deren er
kann, wenn er nur ernſtlich will. Denn das
ſcheinet in den Finſterniſſen.

61. Weiß nun gleich Katzenmayer ſelber

nicht recht, wie ihm zu Muth sei, und was ihm geschehen, so hat doch bereits auch seinen Augen ein echter Lustralregen geleuchtet. Gleich beim ersten Gange durch die Verhalle des Klosters hatte er einen jungen Ordensmann gefunden, den er um Einlaß in die Kirche bitten wollte; er war aber seiner kaum näher ansichtig worden, als er schon laut aufschreiend ihm zu Füßen sank. Der junge Mann hob ihn wieder auf, war hoch erfreut und zog ihn in ein einsames Zimmer bei der Pforte; er hatte viel zu fragen, aber der Alte schluchzte stets, und zeigte eine so große Beängstigung, daß der Ordensmann nichts Zusammenhangendes erfahren konnte. Er rieth ihm also, für's Erste sein Gemüth zu beruhigen, wozu kein besseres Mittel sei, als das Gebet: und führte ihn zu diesem Ende auf ein Oratorium. Da erblickte Katzenmayer alsbald das schöne Frauenbild über dem Hochalter. Mein Gott! rief er, ist das nicht Maria vom guten Rath? ist das nicht das Bild, das wir zu Hause gehabt? Wollte Gott, ich hätte es besser geehrt! Ach wie bin ich so übel berathen! Hilf du mir, Maria vom guten Rath!

62. Der Ordensmann drang mit herzlicher und liebreicher Weise in ihn, seine Noth ihm anzuvertrauen; und Katzenmayer gestand, was eben am meisten ihn ängstigte, nämlich die immer wachsende Unruhe wegen des armen Calasanz, dessen Obhut er aus unverzeihlicher Fahrlässigkeit versäumt habe. Der Priester schien nicht allein davon, sondern noch

von Manchem andern Wiſſenſchaft zu haben, er führte den Faden ſeiner Rede durch allerhand rührende und ernſtliche Betrachtungen durch, und wußte mit ſelbem des Geängſtigten Herz ſo enge zu umſchlingen, daß er, von der Wahrheit gefangen und befangen, mehr eingeſtand, als er eine Viertelſtunde vorher möglich gedacht hätte, und letztlich mit groſſer Beſchämung und Herzensreue zur Bitte ſich ermuthigte, ein vollſtändiges und gültiges Bekenntniß alles desjenigen, ſo ſeinem Gewiſſen zur Laſt wäre, ablegen zu dürfen. Der Ordesmann ward aber eilends abgerufen, und Katzenmayer ging indeß, um Eliſa aufzuſuchen.

65. Wie viel iſt's an der Zeit? fragte Eliſe. — Vier Uhr, erwiederte Katzenmayer. — Mein Gott! ſchon ſo ſpät? Und wo iſt mein Vater und Hedwig? — Bereits im Gaſthofe. — Ach, liebſter Gott! ich habe rein auf alles vergeſſen! Sucht man mich? — Er freilich, Jungfer Eliſa, ſchon längſt ſuche ich Sie, und danke Gott tauſend Mal dafür, daß ich Sie habe ſuchen müſſen. — Was meint Er damit? — Damit meine ich allerdings etwas. Ich habe ſehr ehrwürdige und koſtbare Leute kennen gelernt, und nebſtbei auch einen alten nichtswürdigen Schelm. Jungfer Eliſabeth, was meinen Sie wohl? möchten Sie unſerer lieben Mutter Gottes zu Ehren nicht zur heiligen Beichte gehen? — Ja wohl, recht gerne; du nimmſt mir den Wunſch aus dem Herzen! Wie kömmſt du

auf den Gedanken? — Kommen Sie nur mit mir, Jungfer, ich werde Sie vor die rechte Thüre führen.

64. Mit Händen und Füßen gestikulirend vor freudiger Ungeduld, stand Katzenmayer in einiger Entfernung, dem Beichtstuhl gegenüber, zu welchem er Elise hingeleitet; und es waren, als sie nach beendigter Beichte dem Priester ihre Ehrfurcht bezeigen wollte, zum Glück keine Leute da, sonst hätte Katzenmayer ein großes Aufsehen erregt mit seinem Zuruf: So schlagen Sie doch die Augen auf, Jungfer Elisabeth! sehn Sie dem Mann Gottes doch in sein liebes Angesicht! Elise, durch die, wenn schon leise, doch so wohl bekannte Stimme, die sie gehört, schon in einiger Verwirrung, gehorchte der Mahnung. Salemus! rief sie. Mehr konnte sie vor strömenden Freudenthränen nicht sagen, und selbst Katzenmayer fing wieder bitterlich zu weinen an.

65. Der Factor war mittlerweile auch auf's Suchen ausgegangen, und fand nach mancherlei Fragen endlich die Langvermißte. Nur einige Minuten Geduld, sagte Katzenmayer. Sie müssen die Güte haben, Jungfer Elisa nach Hause zu begleiten, denn ich, meinerseits, habe hier noch nothwendige Verrichtungen, und werde immer noch zeitlich genug kommen, um die Strafreden zu vernehmen, die mein Herr mir zugedacht haben wird. Sie haben wohl nicht ermangelt, über mein Stadtleben gehörigen Bericht zu erstatten? — Die Wahrheit läßt sich nicht vermänteln, erwiederte der Factor, übrigens bin ich

der Mann nicht, der seinem Nächsten zu schaden sucht. — Aber haben Sie denn gar keine Spur vom Calasanz? — Ich? kein Wort weiß ich von ihm. — Katzenmayer seufzte und schwieg. Er zog sich in die einsamste Kirchenbank zurück, dort saß und sann er eine geraume Zeit, bis zu der von Talesius ihm bestimmten Abendstunde.

66. Heitern, ja freudestrahlenden Angesichts trat Elise in die Extrastube des Gasthofs ein; wolkigen, ja zerndunkeln Angesichts empfing Herr Jonas sie. Wo warst du? rief er, warst du in der Kirche? — Ja, mein Vater. — Immer in der Kirche? — Ja, immer. Ach leider, ich habe grob gefehlt, vor lauter Freuden vergaß ich, daß wir auf der Reise sind. — Siehst du es ein? Eine schöne Sorte von Frömmigkeit das, in der Kirche zu traumen, und einen alten Vater in allen seinen Mühseligkeiten auf freier Straße allein zu lassen! — Recht, strafen Sie nur, lieber Vater; du aber, Hedwig, brauchst mir eben nicht zu grollen; du kannst immer noch jetzt dich umsehn, und die schöne Kirche besuchen. — Nein! nein! rief Herr Jonas, für heute kommt mir Niemand mehr hinaus. Gegessen hast du auch nichts, Elisabeth? — Des Morgens, wohl. — Des Morgens! Aber zu Mittag? Da sieht man, was Schwärmerei vermag. Hast du denn keinen Hunger? — Ich wüßte nicht. Ach, Herr Vater, Freuden über Freuden! aber ich sage Ihnen nichts, und der Hedwig auch nichts, weil sie un-

freundlich iſt! — Dein Leichtſinn nimmt doch kein Ende! ſagte Hedwig. — O Schweſterchen, erwiederte Eliſe, ich wollte, du wäreſt auf eine Viertelſtunde hinübergegangen, und hätteſt die ſchöne Mutter vom guten Rath gegrüſſet, ſo wäreſt du ſo fröhlich wie ich. Genau das nämliche Bild, wie das unſrige. — Was für ein Geſchwätze iſt dieß? ſagte Herr Jonas. Das haben wir ſchon gehört, wie die Kirche hieroris heißt; kein Menſch übrigens weiß, wie ſo und warum. Ziehe mir lieber die Stiefel aus, du ſchwärmeriſche Seele!

67. Sehr demüthig kam im Abenddunkel Kabenmayer daher geſchlichen, und fand zu ſeinem großen Troſte Herrn Jonas bereits im Bette liegen, obwohl noch wach. Um allem Wortwechſel vorzubeugen, nahm er den Mund gleich etwas voll. O Jungfer Hedwig, rief er, was eine ſchöne Kirche! was ein ſchönes Bild! was Troſt, was Freude! Leibhaftig unſer gutes altes Bild Maria vom guten Rath! — Fängt der auch an! rief Herr Jonas. Wie oft noch heute dieſelbe Leyer? Gib lieber Aufſchluß über Calaſanz und über deinen Koffer, und gib die drei Schluſſel her zu den drei franzöſiſchen Schlöſſern! — Morgen, beſter Herr, erwiederte jener, morgen bei guter Zeit, ſobald wir aus der Kirche zurück kommen. — Ei, Kirche und immer Kirche! zürnte Herr Jonas, und zürnte ſo lange, bis er einſchlief.

68. Gleichwie nicht ſelten nach einer gewittervollen Nacht ein ungemein klarer und lieblicher Mor-

gen folgt, so fühlte auch Herr Jonas beim Erwachen eine Heiterkeit des Geistes, die er selber nicht begreifen konnte. Gern hätte er sich über diese heitere Stimmung sogar geärgert, allein es wollte keine Verdrußlichkeit zu Stande kommen, selbst da nicht, als er von Hedwig erfuhr, daß Elise mit Katzenmayer schon längst und in aller Frühe in die Kirche gegangen sei. Was haben denn die Beiden? sagte er. Reiche mir meine Kleider her, und gehe dann inzwischen an's Fenster, bis ich fertig bin; wir wollen ihnen einen Streich spielen, und ihnen nachgehen. Hedwig war deß wohl zufrieden, und bald schon hatten sie in der Kirche hinter Elisen's Rücken Platz genommen.

69. Wie staunte aber Herr Jonas, als mit dem nächsten Stundenschlag ein junger feiner Mann im priesterlichen Gewande hervor trat, der schlechthin Niemand anderer als sein Franz Salesius seyn konnte! und als er einen jungen Menschen das Missal vor ihm her zum Altare tragen sah, der ganz gewiß sein Calasanz war! Augenblicklich war Hedwig an Elisens Seite, um mit ihr die zweifache Überraschung zu theilen, diese aber bat lächelnd mit leisen Worten, sie möchte für jetzt nur des Priesters und der heiligen Function gedenken, den Bruder würde sie zu gelegener Zeit schon sehen und sprechen. Hedwig fügte sich dem Rath, so gut sie konnte, und heftete, während des Meßopfers, auch ihrerseits manchen flehentlichen Blick zu den barmherzigen Mut-

teraugen empor; dem Herrn Jonas ward allgemach ein väterlich Gefühl rege, mit unverwandtem Blick betrachtete er den fremd gewordenen Sohn, und fand, daß er seinem Vater doch Ehre machte, und daß seine Mutter, die selige Frau Jonas, vor Entzücken außer sich wäre, wenn sie's erlebt hätte, ihren Liebling an diesem Orte zu sehen. Noch weiter meditirend mußte er sich's eingestehn, daß der geistliche Stand dem Erwerbsstand, wenn man dessen Sorgen, Unfalle und oft so trüben Ausgänge beherzigen wolle, so gar weit nicht nachstehe, und daß es kein so übler Rath sei, jemanden zur Wahl dieses Standes zu rathen: nichts deste weniger hätte dieser Salesius, bei seinen guten Geistesanlagen, worin er seinem Vater so sehr nachgerathen sei, doch auf etwas gescheideres sich verlegen können, zumal in solchen Zweigen der Jurisprudenz, zu welchen Prudenz erfordert werde. So und ähnlich lauteten des Herrn Jonas Meßgebete.

70. Es war aber dem Herrn Jonas heute nicht allein das seltene Loos beschieden, Messe zu hören, er sollte sogar noch eine Predigt vernehmen. Denn weil es eben ein Tag in der Octave von Maria Geburt war, so erschien Herr Salesius neuerdings, und zwar auf der Kanzel, und hielt eine kleine Homilie, worin er sehr schön zu beweisen wußte, daß nichts Besseres christlichen Leuten zu rathen sei, als in allen ihren Nöthen und Verlegenheiten bei Maria vom guten Rathe sich Raths zu erholen. Dieß war

eine Propoſition, die dem alten Herrn Jonas zu ſcharf durch ſeinen Scharfſinn ſchnitt, als daß er nicht mit aller kritiſchen Schärfe einem Vortrag, der ihn ſo nahe anging, hätte aufhorchen müſſen. Ein ſolcher Leſer aber, der etwan der Meinung wäre, daß hierorts, als im Verlaufe der Erzählung, von jener Homilie gar nichts mit einflieſſen werde, ein ſolcher Leſer würde ſich höchlich irren.

71. Denn es fragte Herr Saleſius zuerſt, was guter Rath, bonum consilium, denn eigentlich ſei? Er holte weiter aus, und kam auf den hohen Nutzen der Klugheit zu reden, der chriſtlichen nämlich, welche unter die beſten practiſchen Tugenden gehöre, und welche Sanct Auguſtin als wirkſame Erkenntniß der Dinge, welche zu ſuchen, und welche zu meiden ſeien, bezeichne. Der Klugheit erſtes Geſchäft aber ſei der gute Rath, als wodurch die Mittel, um das rechte Ziel zu erreichen, aufgefunden werden; ihr zweites Geſchäft aber die Herrſchaft, mit welcher der Verſtand dem Willen gebieten müſſe, damit dieſer alles, was dem Zweck gemäß iſt, emſiglich vollführe. Man rede nun von Klugheit überhaupt, oder von gutem Rath und Willensſtärke beſonders, immer ſeien dieß himmliſche Geiſtesgaben, Gaben des heiligen Geiſtes, ohne welche der Chriſt ſein glorreich Ziel nicht erreichen werde.

72. Wahrhaft guter Rath ſei von rechter Klugheit nur zu hoffen. Die wahre Klugheit aber ſei, mit St. Paulus zu reden, Geiſt, Leben und Frie-

den; sie rathe uns, lieber die ganze Welt zu verlieren, als an unserer Seele Schaden zu leiden; sie rathe uns, gegen unsere eigene Weisheit auf der Hut zu seyn, und willig und freudig dem Gesetze Christi uns zu unterwerfen; sie lehre uns, daß die Klugheit der Welt, mit allen ihren Ränken und Listen aus der Finsterniß komme, und zur Finsterniß führe; daß derjenige allein wohl berathen sei, der stets auf das Ende sieht, und der lebendig glaubet, daß er einstens, und zwar bald, und zwar zur Stunde, deren er sich am wenigsten versehe, sterben werde. Denn weil der Leute so wenig seien, die dieses Glaubens leben, so sei deßhalb auch so Wenigen zu rathen.

73. Dieß aber sey die höchste und eigentlichste Bedeutung der Gabe des guten Rathes, daß sie eines christlichen Menschen Vernunft erleuchte und erhebe, damit er, in allen seinen Handlungen ihr unterthan, die Bewegungen der Natur weislich zu unterscheiden wisse von jenen der Gnade, die Befehle der Leidenschaft von jenen des göttlichen Willens und der heiligen Pflicht, und solcher Maßen, von keinem Zufalle überrascht und überwunden, allezeit Mittel finde, der Versuchung zu entgehen. Wem guter Rath leuchte, der werde kein solcher Thor mehr seyn, für eine thierische Lust, für ein unrecht erworben Metall, für eine armselige Hingabe an träge Bequemlichkeit, und für die verächtliche Freude der Selbstanbethung.

ein göttliches Erbtheil von ewigen Gütern und unvergänglichen Freuden zu verschleudern.

74. Daß nun aber guter Rath so theuer sey, sey lediglich unsre eigene Schuld. Kommt nicht jede gute Gabe von oben, vom Vater der Lichter? Und ist der Vater denn sparsam mit seinen Gaben? Er hat dem ganzen unberathenen Menschengeschlecht seinen eingebornen Sohn gesendet, der uns alle Wahrheit gelehret hat. Seine heiligste Mutter aber sprach die vielbedeutenden Worte: »Alles was Er euch sagen wird, das thut;« und schon damals sprach sie als eine Mutter vom guten Rath. Wir rufen sie an und preisen sie als die allerweiseste und mächtige Jungfrau, Trösterin der Betrübten, und Hülfe der Christen. Sie ist mächtig, als eine Auserwählte des allmächtigen Vaters; Sie ist weise, als eine Mutter des ewigen Worts, oder der ewigen Weisheit. Darum weiß sie zu helfen, zu rathen, zu trösten; und da unter den Erschaffenen, kein liebreicheres und gütigeres Wesen mag gefunden werden, als Sie, so will sie auch aus der Fülle ihres reinsten Herzens, alles, was sie weiß und vermag.

75. Wenn nun guter Rath dennoch theuer sey, so sey er's sicherlich für diejenigen nur, die, unselig genug, zur himmlischen Trösterin den Blick nicht erheben. Wer Maria findet, der findet das Leben, und erlanget Heil von dem Herrn. Wer die Mutter findet, der findet den Sohn, wer den Sohn hat, der hat auch den Vater. Sie, die Jesum uns gebar, sie

iſt für uns auch eine Vermittlerin aller übrigen Gnaden. Wer ſchildert ihre Huld? Wer begreift ihre Würde? Wer beſtimmet die Gränzen des Vertrauens, das auf ſie zu ſetzen iſt? Wer hat jemals zu ihr gefleht, und hat nicht Troſt und Hulfe erfahren? Wer hat nicht den Ausweg aus dem Labyrinthe gefunden, der Maria angerufen? Welcher Chriſt ſiel dem ewigen Tode anheim, dem Maria in der ernſten Stunde beigeſtanden? Wer iſt jemals verzweifelt, der noch an des Verderbens Rande zu Ihr hinaufgeſehn? O wohl eine kräftige Hulfe: »biſt du hulflos, gruße die Helferin!« O wohl ein ſüßer Troſt: »biſt du troſtlos, klage es der Tröſterinn!« O wohl der beſte Rath: »in Freud' und Leid, in guten und böſen Tagen, rufe allezeit zur Mutter vom guten Rath!«

76. Was dieß Wenige, ſo von der Homilie (nicht ohne Keckheit, einer rationaliſtiſchen Partei gegenüber) hier mitgetheilt worden, auf Herrn Jonas für Einfluß gehabt habe, iſt ſchwerer zu beſtimmen, als bei ſeinen Töchtern und ſelbſt bei Ratzenmayer, denn dieſen entfloſſen reichliche Thränen. So viel inzwiſchen war doch zu bemerken, daß Herr Jonas den Rednertalenten ſeines Sohnes und der dadurch bewirkten ſichtlichen Rührung des Volkes durch vielfaches Kopfnicken ſein väterlich Behagen und Wohlgefallen zollte. Die Homilie war geendigt, und noch blieb er in tiefen Gedanken ſitzen: wie einer, der darüber nachdenkt, ob er wirklich mit ſeiner ganzen körperlichen Exiſtenz hier an dieſem Ort vorhanden

ſey, und nicht im Traume bloß. Katzenmayer war inzwiſchen, beſonders ſeit er das verlorne erwachſene Kind Calaſanz, von welchem Herr Saleſius abſichtlich nichts entdeckt hatte, wieder vor Augen geſehen, vor Freude, Rührung und Confuſion faſt tollſinnig geworden; er zog den erfreuten Jüngling mit aller Haſt in die Kirche herein, und zur Bank, worin Herr Jonas ſaß. Komm', komm'! ſagte er mit ziemlich hörbarer Stimme, dort iſt er, dort iſt der Herr Vater! — Die Verſammelten wurden geſtört, man verwies dem Ungeſtümen ſeinen ungeziemenden Lärm, er aber ließ ſich nicht abſchrecken: wie kann man wohl anders? ſagte er vielmehr, die Freude iſt zu groß, dort, und da, leiblicher Vater, leibliche Schweſtern, von wem? vom Herrn Saleſius! von demſelben Herrn Saleſius, der uns eben ſo ſchöne Wahrheiten geſagt hat! — Herr Jonas bemerkte das Aufſehn, und begab ſich auf den Weg, man neigte ſich vor ihm und ſeinen Töchtern mit freundlichſter Ehrerbietung, und dieß machte ihm viel Vergnügen, noch mehr aber die ehrenvolle Einladung von Seite des Priors, die eben jetzt ihm gemeldet wurde.

77. Der Prior, ein gleich ehrwürdiger, als durch ſeine Bildung anziehender Mann, empfing und bewirthete Herrn Jonas und ſeine ſchüchternen Töchter mit auszeichnender und liebreicher Artigkeit. Er wußte dem Erſteren ſehr bald einen gewiſſen Grad von Zutrauen abzugewinnen: er verſtand ſich auf die Lage ſeines Geſchäfts und auf ökonomiſche Gegenſtände,

er theilte ihm ein sehr probates Mittel mir gegen seine Gichtbeschwerden, er lobte den (abwesenden) Calasanz, als einen fähigen und gesitteten jungen Menschen, der für die anzufangenden Gymnasialstudien zu sehr guten Hoffnungen berechtige: er freute sich, in Hedwig und Elisabeth so wohl erzogene Kinder eines so würdigen Vaters kennen zu lernen; zuletzt kam er mit gleich ungekünstelter und herzlicher Offenheit auf das Lob des Talesius zu reden, den Herr Jonas, was immer auch früher vorgegangen seyn möge, wieder in seine väterliche Liebe auf- und anzunehmen allen Grund hatte.

Jn. Ich will, erwiederte Herr Jonas: da ich mit einem so grundvernünftigen Manne zu reden die Ehre habe, Ew. Ehrwürden nicht verhehlen, daß dieser Talesius mir viel Verdruß gemacht hat. Es ist wahr, seine Mutter, eine in ihrer Frömmigkeit etwas eigensinnige Frau, übrigens eine vortreffliche Frau, hat ihn zum geistlichen Stande bestimmt und bewogen; deßhalb hielt sich der junge Mensch auch für berechtigt, meinen ganz anders lautenden Weisungen beflissen zwar, jedoch hartnäckig sich zu widersetzen. Solches ist sicher nicht schön gehandelt von einem Sohne, der die Pflicht erkennen sollte, seinem Vater beizustehen, wiewohl ich dieses Beistandes, Gott sey Dank, bis auf diese letzten Monate, niemals nöthig gehabt habe. Jeder solide Mann handelt nach soliden Grundsätzen; deßhalb habe ich dem Widerspenstigen gezeigt, daß es mir Ernst sei, und nur

ſeine fernere Correſpondenz verbethen, auch ſeine Briefe nicht beantwortet. Denn, Vaterherz hin, Vaterherz her, conſequent muß man doch bleiben. Nun aber, wie ich ſehe, iſt mein Sohn auch nicht unconſequent, worin er mir allerdings nachgeräth, und das iſt löblich. Kommt Zeit, kommt Rath. Dieß Sprichwort konnte ich zwar vormals nicht wohl leiden, ich finde aber doch, daß etwas Wahres daran ſei. Auch merke ich keine Spur von Widerwillen oder Groll in meinem Herzen, denn überhaupt bin ich von Natur ein traitabler Mann, der gerne guten Rath annimmt; hergunter geht es auch bereits mit mir, was ſollte ich da noch mit meinen Kindern in Unfrieden leben? Iſt es nicht wahr? Habe ich nicht recht? finden Eu. Ehrwürden dieſe meine Anſichten nicht gegründet?

79. Der Prior fand dieſe Anſichten ſehr vernünftig, human und edel, er ließ Saleſius und Joſeph herzu rufen, und nahm herzlichen Antheil an der großen und vielfältigen Freude der nach ſo langer Trennung nun Wiedervereinigten. Um ſie ungeſtört zu laſſen, empfahl er ſich fur's erſte, und kaum war er, mit dem Auftrage an Saleſius, der Familie die Merkwürdigkeiten des Hauſes zu zeigen, aus dem Sprachzimmer getreten, als ſich Rabenmayer ſeinerſeits auch herein wagte, und ganz demüthig an der Thüre ſtehen blieb.

80. Meine Kinder, begann Herr Jonas, ſchier fange ich zu glauben an, daß die Selige ſo unrecht nicht gehabt hat; es will faſt ſcheinen, als ob an

dieſem Bildniß Maria vom guten Rath ein Segen für uns hafte, wenigſtens haben wir uns heute bei dieſem Bildniß alle zuſammen gefunden! Nun, jeder mag davon halten und glauben, was ihn freuet. Was ſagſt Du davon, Joſeph? — Ich, Herr Vater, meine, daß Sie recht haben. — Das iſt eine löbliche Meinung, mein Joſeph. Nun, und was für guten Rath haſt du etwan hier ſchon empfangen? — Den, mein Vater, fleißig Latein zu lernen, keine Romane mehr zu leſen, keinen Müßiggang zu gehen, und bei den Studien öfters einen chriſtlichen Gedanken zu erwecken, wie es die Studenten vor alten Zeiten in Brauch hatten, weßhalb ſie es auch im Latein und in andern guten Dingen ſo weit gebracht haben ſollen.

81. Ein curioſer Menſch, der Calaſanz! verſetzte Herr Jonas. Aber ſag' mir doch einmal, wie du eigentlich hierher gekommen? Wer hat dich denn hierher gebracht? — Herr Aſpe, mein Vater. — Aſpe? rief Herr Jonas mit einiger Beſtürzung: Aſpe, der Architekt? Iſt er noch hier? — Ja, Herr Vater! — Hedwig! ſagte Herr Jonas, ihr freudig Erſchrecken leicht bemerkend, jetzt kommt die Reihe an dich. Was für einen guten Rath hat Maria dir gegeben? Und haſt du aus der Predigt deines Herrn Bruders da dir nichts zu Herzen geführt? Du ſcheinſt wohl die Abſicht noch nicht gefaßt zu haben, in ein Kloſter zu gehn? — Lieber Vater, ſprach mit bittender Miene Eliſe, fragen Sie lieber mich! — Dich? erwiederte Herr Jonas. O was dich betrifft, ſo weiß ich ſchon

im Voraus, was du antworten wirst. Was dein Eigensinn dir sagt, das wirst du für den Willen-Gottes erklären, und als guten Rath ausposaunen. Bist du nicht eine Närrin, eine Haupt- und Capital-Närrin? In's Kloster will sie, mein Herr Sohn Salesius, Sie wissen wohl auch noch davon, aber woher wird sie, bei meiner jetzigen Lage, das Capital nehmen, welches zur Mitgift gehört? Siehst du nicht selber, daß du eine Närrin bist? — Mein Vater, seit gestern fühle ich mich fester als jemals entschiessen, dem Willen meiner seligen Mutter zu folgen! — Närrchen, was hilft dein Entschluß? kannst ihn doch niemals ausführen! —

82. Doch, Herr, ließ plötzlich Katzenmayer sich hören; doch, und auf alle Weise! Hierin weiß ich guten Rath! Ich werde so viel Geldes noch zusammen bringen, daß die nöthige Summe heraus kommt, die will ich der lieben Jungfer Elisa herzlich gerne zu Füßen legen, und mich selbst dazu, um sie zu bitten, daß sie es annimmt, und damit ins Kloster geht, und für mich alten Bösewicht bethet. Anieches ist mein vollkommener Ernst, wahrhaftig, gewiß und Amen! — Katzenmayer, rief Herr Jonas, was redest du da? was für Prahlereien? wie kommst du mir vor? Oder hast du dich etwan plumper Weise verrathen? Hätte ich etwan doch recht vonwegen des schweren Koffers mit den drei neuen französischen Schlossern? Den hast du mir mittlerweile wohl schon aus den Augen geraumt?

83. Ach, mein Herr, erwiederte Katzenmayer, solchen Verdacht sollten Sie eigentlich auf mich nicht setzen. Bin ich nicht Ihr alter Diener? kann man bei guter Wirthschaft in mehr als zwanzig Jahren nicht etwas zurücklegen? Allerdings kann man dieß, und zwar auf zweierlei Art: per fas et nefas. Was heißt dieß? Ich bin kein Lateiner, wie der junge Herr Calasantius; aber ich erkläre mir die Sache so: fas hat einen Boden, nefas hat keinen Boden. Ein Faß, das keinen Boden hat, hat auch keinen Grund. Unrecht hat niemals einen rechten Grund, sonst wär's ja kein Unrecht! Nun, ich will gern alles eingestehn. Zwar haben Sie, liebwerthester Herr Franz Salesius, mir dieses abgerathen, und es mit mir verabredet, daß Sie selber alles ausgleichen und auf's Reine bringen wollen, wie Sie denn auch die bewußten drei Schlüssel bereits in Händen haben; allein, mir ist's einmal zu Muthe, als müßte ich fein offenherzig selber alles sagen; mit oder ohne Verschweigung.

84. Liebster Gott! ein christlicher Mensch, der ein Fuchs seyn will, wird in Bälde ein Wolf werden. Hat nicht Christus der Herr den Herodes einen Fuchs geheißen? Das wirft kein feines Licht auf seine Füchse. Ohne Ruhm zu melden, dumm bin ich nicht gewesen: gut berathen aber nicht. Nun hat die Mutter Gottes auch mir zu einem guten Rath geholfen. Du Thor, ist mir in meinem Gewissen gesagt worden: gelesen hast du genug, und bist doch unwissend;

zuſammen geſcharrt haſt du genug, und biſt doch erſchrecklich arm. Du, und Jungfer Hedwig und Monſieur Joſeph haben erdichtete Geiſtergeſchichten geleſen, und haben darüber ſchier vergeſſen, wie man Gott, der ein Geiſt iſt, im Geiſt und in der Wahrheit dienen ſoll; wir haben Familiengeſchichten und Liebesgeſchichten geleſen, und haben der heiligſten Familie, und ihrer himmliſchen Liebe, nur allzu ſelten gedacht. Jeſus, Maria, Joſeph, ach das iſt das Schlimmſte noch lange nicht. Ich bin ein ungerechter Hausverwalter geweſen, ich habe zum fas das nefas hinzu gethan, in Jahr und Tag ſcharrt ſich, wenn's an gunſtigen Geſchaften nicht fehlt, kein unrundes Summchen zuſammen, damit will man ſich in ſeinen alten Tagen gutlich thun, und ſeinen eigenen Herrn machen; um letztlich dem Furſten der Ungerechtigkeit auf ewig als Sclav anheim zu fallen.

87. Nun denn, heraus geſagt ware es; das Ubel iſt geſchehen, gut gemacht kann's und ſoll's auch werden. Gott ſei Dank! was fur ein unbegreiflich Gluck, wenn ein Menſch den unerhörten Muth findet, den ungerechten Mammon uber die Schwelle ſeines Hauſes hinaus zu werfen! Dieß war der gute Rath, der freilich kein ſolcher iſt, wie man ihn ſich ſelber zu geben pflegt: Alter Mann, wo wirſt du dieß armſelig bischen Geld laſſen, wenn du hinuber mußt? hier auf dieſer Welt. Und was wirſt du mitnehmen? das boſe Gewiſſen. O ſei klug, gib den Mammon gleich jetzt auf, ehe dann du mußt, und

nimm dafur ein gut Gewiſſen mit. Hat dich, o verſtocktes Herz, nicht mehrmals ſchon das Unglück gerührt, das deinen Herrn, den alten Jonas, getroffen? Iſt dir nicht einige Male ſchon der Gedanke eingefloßt worden, der Junafer Eliſabeth in ihrem frommen Vorhaben behulflich zu ſeyn? Wie lang, o verſtocktes Herz, wirſt du noch der Gnade widerſtehen? Und wer wird dir helfen dann in der Todesſtunde? Eine Zuflucht der Sünder iſt Maria, aber nur der reuigen. Und ſo hat mir denn endlich mit Gott Herr Saleſius aus dem böſen Traume geholfen!

86. O Katzenmayer! verſetzte nach einer ziemlichen Pauſe Herr Jonas: ſo iſt es dennoch wahr, daß zuweilen alte Sünder ſich bekehren? und ſcheinet auch wieder mit dem Bildniß Maria vom guten Rath die Sache zuſammen zu hangen; obwohl ich ſchier über nichts mehr nachdenken kann, ſo viel geht heute mir durch den Kopf. Wenn alles, was du da meldeſt, wahr iſt, ſo biſt du allerdings ein ſchlechter Menſch, wenigſtens geweſen. Warum ſchelte ich dich nicht tuchtig aus? Warum laſſe ich dich nicht einſperren? Wie iſt mir denn heute, daß ich nicht ohne alle und jede Schonung —— funf und zwanzig Jahre lang mich zu betrugen! iſt das erlaubt? iſt das billig? — Saleſius dammte den drohenden Zornes Erguß; er fragte, ob es nicht gefallig ware, jetzt das Kloſter anzuſehen? Herr Jonas ließ ſich beſchwichtigen und folgte ihm; dabei ließ er den Calaſanz nicht von der

Seite, so gern auch dieser in aller Eile vorausgelaufen wäre.

87. Von dem hohen Gerüst eines neuen Baues, vor welchem Salesius mit den Seinigen eben stand, Anlage und Zweck desselben erklärend, hüpfte mit hastigen Sätzen ein junger Mann herunter, und näherte sich mit einer Mischung von gleich großer Freude als Verlegenheit. Es war Herr Aspe; und daß er, auf dieses Begegniß im Mindesten nicht vorbereitet, doch noch vom Gerüst herab den Weg gefunden, ist in seiner Art bewundernswerth genug, und dürfte diese tugendliche Mäßigung und Überlegtheit vielleicht eben auch dem Einflusse Maria vom guten Rath zugeschrieben werden. Er fühlte sich schon ungemein glücklich, da Herr Jonas mit freundlichem Gruße ihm zuvor kam, und gleich auch die Gelegenheit benutzte, ihm aufs verbindlichste für die Sorgfalt zu danken, womit er um Calasanz sich angenommen. Daß Hedwig's und Elisa's unverkennbare und herzliche Freude ihn noch ohne Vergleich glücklicher machte, versteht sich von selbst.

88. Eben so wohl versteht sichs, daß am heutigen Tage von keiner Abreise nach der Manufactur die Rede gewesen wäre, auch wenn Kayenmayer schon daran gedacht hatte, die Reparatur des alten Reisewagens zu veranstalten, wofür bis jetzt noch im Mindesten nicht gesorgt worden war. Es gab so viel noch auszugleichen, abzuthun und einzuleiten, und die Mittagstafel bei Aspe, an welcher der Prior we-

sentlichen Antheil hatte, nahm auch so viele Zeit hinweg, daß noch für den nächsten Tag Verhandlungen genug übrig blieben. Die drei französischen Schlösser wurden aufgethan, und das gleich bittere als heilsame Geschäft der Restitution glücklich zu Ende gebracht. Für Calasanz ließ sich Herr Jonas von freien Stücken zu einem mäßigen jährlichen Kostgeld herbei; über Elisens Lebensplan schwieg er mit Weisheit, zumal da das Dotum ihren eigenen Händen durch den Katzenmayer'schen Seelen-Rechtsanwald und Executor Salesius war anvertraut worden; gegen Aspe benahm er sich viel zu verbindlich und freundschaftlich, als daß er nicht dadurch stillschweigend erklärt hätte, es sei mit einer andern Zeit auch ein anderer Rath gekommen. So schienen denn die Umstände allseitig ganz anständig sich zu ordnen, und ohne weitere Umständlichkeit einem friedlichen Schlusse nahe zu seyn, als plötzlich, gleich am nächsten Vormittage, da Elise und Hedwig in Calasanz und Aspe's Begleitung von einem Besuch bei Salesius zurück kamen, vor der Einfahrt des Gasthofs die beiden Schecken sich zeigten.

89. Sind Wagen und Pferde dort, rief Aspe, nicht des Herrn Ceres? — Gewiß, Herr Aspe, sagte Calasanz, ich kenne sie ganz genau. — Gewiß, gewiß! rief Vincenz, und fiel dem Architecten mit ungeschlachter Zärtlichkeit um den Hals. Also da findet man Sie? nein, diese Freude hätte ich mir auch nicht vorgestellt! — So, Vincenz? sagte Hedwig, und

seine Geschwister sieht man gar nicht an? — O Fräulein Hedwig, Fraulein Lise, das hat noch Zeit! Bin ich denn nicht euretwegen hierher gefahren? Und renne ich in diesem Augenblicke nicht schon den ganzen Markt durch, um euch zu finden? Aber der da ist mir lieber als ihr beide, mitsammt der langen Stange da, welche die Ehre hat mein Bruder zu seyn. Wie habt ihr ihn denn gefunden, meinen wackern Freund da? erzählt, erzählt! — Erzähle du lieber, sagte Elise, wie du so plötzlich herkommst? Meinst du vielleicht, es sei uns schon zu bange nach dir geworden?

90. O du schnippische Schwester, erwiederte Vincenz, die du nicht sowohl eine Schwester, als vielmehr eine Betschwester bist, und auch eben jetzt aus der Kirche zu kommen scheinst; freue dich, mache dich recht groß; denn es gibt vernünftige Leute, die nichts deste weniger behaupten, daß sie ohne dich nicht leben konnen. Ich meines Theils wüßte in Wahrheit nicht, was an euch beiden so gar sehr Liebenswürdiges seyn soll? Aber ihr Zierganie habt schon das Glück. Kennst du die Schecken, die eben dort auf- und abgeführt werden? Sie schwitzen sehr. Und warum schwitzen sie also? Weil sie trotz des bösen Wegs aus allen Kräften rennen mußten. Und warum mußten sie also rennen? Weil Herr Ceres, weil Herr Ceres, nun was weil Herr Ceres? Das wird er dir selber sagen. Ihr waret kaum fort, als das Lamento schon anging. Wie konnte ich doch so unsinnig seyn, klagte

er, durch gemeines Interesse mein Herz übertäuben zu wollen! Ohne sie (das hilft du) mag mich nun einmal nichts freuen mehr! Und jetzt ist er gerade oben beim Vater, und macht ihm Propositionen, die dem Vater gewiß über die Maßen gefallen werden!

91. Genug, genug, fiel ihm Elise ins Wort; zu viele leichtfertige Zweideutigkeiten auf einmal! bist du denn ganz wieder der alte Leichtsinn? — Verehrungswürdigste! erwiederte Vincenz, mache so saure Mienen, als du immer willst, meine Nachrichten freuen dich doch! deiner Eitelkeit schmeichelt so etwas auch noch! Damit du aber nicht etwan gar zu hoffärtig wirst, so will ich dir nur sagen, daß Herr Ceres im Übrigen nicht ganz allein deinethalben eigens diese Reise gemacht hat, es ist ein bloßer Umweg nur auf seiner Reise ins ferne Böhmerland, wo er Hopfenkönig werden, und viele große Säcke Hopfen einkaufen will. Bei dieser Gelegenheit will er dich zur Hopfenkönigin machen, ohne zu bedenken, daß, wenn er einmal dich zur Frau hat, Hopfen und Malz an ihm verloren sei.

92. Vincenz, sagte Ave, das klingt selbst für einen Bruder etwas zu unartig. Mussen Sie denn wie ein Irrlicht herum fahren? Erst neuerlichst wieder die tolle Aufführung, da Sie den Arm brachen! hat Sie das Unglück nicht gewitzigt? — Ja so! erwiederte Vincenz, der fängt zu moralisiren an! Der Baumeister führt erbauliche Reden! Kommen Sie

lieber mit herauf zum Papa. — Herr Aſpe entſchuldigte ſich, Geſchäfte vorſchützend. — O Sie geniren ſich wohl des Herrn Ceres wegen? Das wäre doch kindiſch! Hedwig, ich befehle dir als jüngerer Bruder, ihm zu befehlen, daß er mitgeht! Oder geht nur voraus, ich bringe ihn ſchon nach!

93. Als die Geſchwiſter in die Extraſtube hinauf kamen, fanden ſie den vielbemeldeten Herrn Ceres in eifriger Redeführung, Herrn Jonas aber im ſchweigſamen Nachdenken. Liſe, rief er dieſer entgegen: mache dein Compliment! Herr Ceres erweiſet uns die Ehre, auf ſeiner Reiſe nach Saaz, gen Sachſen zu, und hat eigens deßhalb einen Umweg gemacht, um mit dir ein ernſtlich Wort zu reden. Er offerirt mir den Freihof wieder, damit ich meine alten Tage in dem gewohnten und geliebten Hauſe ruhig beſchließen könne, und ſetzt mir dafür Bedingungen feſt, die nicht annehmlicher ſeyn können. Er will auch dich aufs vortheilhafteſte bedenken, und du ſollſt endlich einmal dich günſtig erklären. Nun urtheile ſelbſt, was deinem alten Vater für den Reſt ſeiner Tage Angenehmeres geſchehen könnte! Mein Glück, und auch das deine, ſind in deinen Händen. — Liſe antwortete ohne Worte, ſie ſah ihren Vater bloß mit einem Blicke an, in welchem hinlänglich viele Worte geſchrieben ſtanden. Ich verſtehe dich ſchon, ſagte Herr Jonas etwas betroffen; deine Mutter hat mich auch ſo mit den Augen zu dominiren

geſucht, aber du ſollſt lieber reden, und zwar etwas, was naher zur Sache fuhrt!

94. Herr Ceres nahm auch das Wort, und war eben mitten in der glanzendſten Beleuchtung ſeiner Angelegenheit, als Vincenz die Thure aufriß und den Architecten herein zog. Herr Ceres! rief er, kennen Sie ihn noch? — Was Himmel! rief dieſer entgegen, Herr Aipe? Welch ein gluckliches, unverhofftes Zuſammenfinden! O laſſen Sie ſich beſtens umarmen! Wenn auch gewiſſe Mißverſtandniſſe unſere alte Freundſchaft geſtort haben, wir denken nicht mehr daran, jetzt iſt's vorbei; nicht alſo? Alte Freundſchaft kann nicht untergehen; alte Liebesneigung noch weniger. Schatzen Sie ihn nicht auch, Herr Jonas? ſind Sie dem grundgeſchickten Mann nicht auch gewogen? — Ich habe alle Urſache ihn hochzuſchatzen, ſagte Herr Jonas — Nun alſo! fuhr Herr Ceres fort, ſo iſt ja alles im ſchonſten Einvernehmen, was kann wohl Erwunſchlicheres ſeyn? In etwan acht bis zehn Wochen komme ich von der Reiſe zuruck, da hoffe ich Sie bereits zu Hauſe und in der alten Ordnung zu finden; Herr Aipe beſucht uns auch, oder bleibt vollends bei uns, und hernach, nun, und hernach? Auf wen kommt's lediglich hier an? — Nota bene, rief Vincenz dazwiſchen, ich reiſe mit, und das iſt die Hauptſache!

95. Wohin, Vincenz? fragte Saleſius, der, eben eintretend, bei der Thure ſtehen blieb; wohin denn? — In das Hopfen-Eliſium, erwiederte Vin-

cenz, unter die Hopfenſtangen, wo man dich eben brauchen könnte! — Er hatte gemeint, daß etwan Calaſanz die Frage ſtellte, nun ſah er ſich um, und erblickte ganz wen Andern. Quid video? ſchrie er, ſoll dieſer Schwarze etwan gar mein Herr Bruder ſeyn? Es ſcheint! es ſcheint! Nun laß' dich küſſen, wenn's erlaubt iſt. Ich kann dich eigentlich gar nicht leiden, und doch freut's mich, dich zu ſehen. Überraſchung auf Überraſchung! Biſt du etwa in dem Kloſter hier eingeſperrt? O Pater! du biſt doch mein Bruder! O Bruder, wir wollen uns heut recht lieb haben, Nachmittag reiſe ich ohnehin wieder fort, mit dem Herrn Ceres hier, meinem Gönner. Wie? kennen ſich die beiden etwan ſchon? Wohl möglich! du biſt ja, ſo viel ich mich erinnern kann, auch einmal ſchon in dem Lande geweſen, wo der edle Hopfen blüht. Da ſeid ihr dann irgend wo einmal zuſammen gekommen, und kennt euch nun; ganz natürlich!

96. Saleſius hatte den Herrn Ceres ſehr freundlich gegrüßt, dieſer aber ſchien etwas merklich die Farbe zu wechſeln; wenigſtens wollen Eliſe und Hedwig es bemerkt haben. Herr Jonas fand zwar ein Wohlgefallen an dieſem alten Bekanntſchaftsfunde, hielt ſich jedoch dabei nicht auf, ſondern wollte, ohne daraus ein Geheimniß zu machen, die unaufſchiebliche Sache weiter verhandelt wiſſen; insbeſondere aber wollte er dem Herrn Sohn die Ehre erweiſen, ihm ſelbe zur Prüfung und Entſcheidung, ſo wie zur

Ertheilung eines dießfälligen guten Rathes mitzutheilen und vorzulegen. Der Herr Sohn benahm sich aber hierbei so bestimmt als trocken, denn das Bestimmte, scharf Begränzte und Feste kann nicht anders als trocken seyn; (daher auch das Trockene der Glaubenswahrheiten für weichlich empfindelnde Gemüther); — er erklärte: daß, wo einmal der göttliche Beruf sich zu erkennen gebe, und unter Umständen, die es leicht machen, ihm zu folgen, von keiner andern Wahl und Entschließung mehr die Rede sei; gleichwie schon auf Erden hier gegen eine kaiserliche oder landesherrliche Willensäußerung kein Vernunftiger und Gesitteter etwas zu unternehmen sich erdreisten werde. Auf diese Rede hatte Vincenz viel Witziges zu entgegnen gehabt, würde ihn der Ordensmann nicht mit einem Blicke angesehen haben, der seine Schwingen lahmte; da aber Herr Ceres so breit als gewichtig seine Widerlegung beginnen wollte, nahm Talesius ihn ernst und zutraulich bei der Hand, zog ihn in eine Fenstereke, und sagte ihm etliche Wörtlein ins Ohr. Dieselbigen schienen auf Herrn Ceres einen tiefen Eindruck zu machen.

97. Es hatte auch bei diesen wenigen Worten noch nicht sein Bewenden; die beiden Geheimnißkramer begaben sich hinaus auf den Gang, zogen sich in einen ganz einsamen Ort zurück, und setzten die begonnene Zwiesprache auf's eifrigste fort. Die Zurückgebliebenen waren dafür um so stiller, sie sahen bloß einander ganz verwundert an, und schwie-

gen. Nur Herr Jonas unterbrach einmal das Stillschweigen mit der Bemerkung: ein wunderlicher Mann, dieſer mein Taleſius! Wo immer er hinkommt, da hat er etwas Beſonderes vor, und was er immer anpackt, das zwingt er. Ganz meine Natur und Weiſe.

98. Nach einer geraumen Weile erſt kamen die Beiden zurück, und nahmen ſich wie die herzlichſten Freunde mit einander. Herr Ceres bat ſich die Ehre aus, mit der werthen Familie das Mittagsmal einnehmen zu dürfen, und begleitete inzwiſchen ſeinen geiſtlichen Freund nach Hauſe. Bei Tiſche war er geſprächig und wohlgemuth, doch ließ er kein Wörtchen mehr von allen früheren Propoſitionen fallen, als wäre nie derſelben gedacht worden. Er fragte ſogar Eliſabeth, obwohl wie im halben Scherze nur, bis zu welcher Zeit ſie ſchon in's Kloſter zu gehen gedenke? — Und als Vincenz, da er die Schecken wieder einſpannen ſah, ernſtlich wie einer, der mitreiſen will, ſich benahm, bedeutete er ihm mit höflichem Ernſte, daß von einer ſolchen Begleitung wirklich keine Rede ſeyn dürfe, indem die Reiſe bis gegen den Winter hinein dauern, und folglich dem liebtheuern jungen Manne in ſeinen Studien durchaus hinderlich werden müßte.

99. Herr Ceres beurlaubte ſich von Jonas, ſeinen Kindern und Aſpe mit groſſer Rührung; er war allen ſeit der letzten Stunde lieb und werth geworden, und in Vincenz hatte er wenigſtens eine nach-

denkliche Stimmung hinterlaſſen, obwohl nicht auf lange, denn er brach in ganz zornige Reden aus, ſchmälte derb genug über Bruder Saleſius, der ihm die ganze ſchöne Reiſe ſo boshaft verdorben habe, und hätte dieß Einzige nur gern gewußt, was wohl zwiſchen den Beiden vorgefallen ſei? wobei er jedoch verſicherte, er wolle ſchon auf die Spur kommen! — Dieſe Hoffnung, mein Kind, ſprach Herr Jonas, laſſe dir nur vergehn! Ich kenne meinen Mann beſſer. Was Saleſius weiß, wird mit ihm begraben; er iſt die Verſchwiegenheit ſelbſt, und das iſt ein väterlich Erbtheil. Meinſt du etwan, ich zerbreche mir nicht auch den Kopf darüber? Aber ich bringe nichts heraus, ich müßte mich denn etwa mit der ungenügenden Idee hin halten, es möge hier auch wieder die Mutter des guten Rath's mitgewirkt haben, obwohl ich nicht wußte wie!

100. Es waren dieſe Beſchwichtigungen bei weitem nicht kräftig genug für einen jungen Brauſekopf, deſſen Herz die Reiſeluſt bereits ſo ſehr in Wallung geſetzt. Er fing wieder an, ſeinem ungezogenſten Unmuth ſich zu überlaſſen, und man hatte Urſache, es für ein beſonderes Glück zu ſchätzen, daß Aſpe zugegen war, und ihn mit ſich fortführte. Was der Bruderliebe des Saleſius kaum gelungen wäre, das wußte Herr Aſpe durch die wärmſten Freundſchaftsbezeigungen, durch kluge Vorſtellungen und wohl gezeichnete Zukunftsbilder oder doch Schattenriſſe für's erſte wenigſtens vorzubereiten. Gegen Abend

fanden ſich der Prior und Caleſius zu ihnen. Vincenz, durch die heiteren Reden des Freundes ſchon ziemlich beautigt, wagte nun, aus unwillkührlicher Ehrfurcht vor dem Prior, noch weniger ſeinen Groll gegen den Bruder auszulaſſen. Er ward auch ſo liebreich von ihm zum Abendtiſch eingeladen, daß er es nicht ablehnen konnte, ſo weit auch ſolch eine Einladung außer dem Kreiſe ſeiner Wunſche lag.

101. Es macht auf einen jungen oder alten, in den Tag hinein lebenden Menſchen, deſſen Gemuth noch nicht ſtumpf geworden, allezeit einen ganz beſondern Eindruck, wenn er das erſte Mal, ſei es auch nur zur Tiſchzeit, in einer wohl geregelten Gemeinde von Religioſen ſich befindet. Er komme ſich nun vor, wie ein Zeiſig unter Nachteulen, oder wie ein Saul unter den Propheten, höchſt ſeltſam wird ihm immer zu Muthe ſeyn, und das Benedicite ſowohl als das edle Silentium, die geiſtliche Leſung, die ganze Diſpoſition der rings umher Sitzenden, welche deutlich den goldenen Satz: man eſſe lediglich nur, um zu leben, lebe aber nicht, um zu eſſen, ausdruckt, ſo wie der Ernſt und die Wurde der bei Tiſche Dienenden, welche nicht geringern Ranges als die Sitzenden ſind, alles dieſes floßet dem Fremdling ein lebhaft Gefühl gewiſſer Wahrheiten und Erkenntniſſe ein, die in evangeliſchem Lichte ſtrahlen, und einen leichtfertigern Menſchen noch, als Vincenz iſt, nachdenklich zu machen im Stande ſind, wenn er auch zu gleicher Zeit ſich glücklich preiſet, an keinen ſo

traurigen Aufenthalt gebunden zu ſeyn. Was jedoch dem armen Vincenz dieſen Abend wieder etwas verſüßte, war der Troſt, daß Herr Aipe neben ihm am frugalen Tiſche ſaß, und die faſt kindliche, unbefangene Heiterkeit, welche die nachfolgende kleine Converſation belebte.

102. In eine neue Betreffenheit geriet Herr Vincenz, da Saleſius ihn fragte, ob er etwan ſchon in ſein Schlafzimmer ſich verfügen wolle? — Wie? rief er, im Kloſter hier? in einer Zelle? — Herr Aipe hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß im Gaſthofe kein Raum wäre, und daß man ihm neben ſeiner eigenen Wohnung ein recht anſtändiges Gaſtzimmer zubereitet hätte. Er mußte ſich alſo darein fügen. Saleſius und Aipe begleiteten ihn, letzterer blieb noch ein Stündchen bei ihm ſitzen. Die friedliche Kloſterſtille, die Nettigkeit und freundliche Armuth des Zimmers ſelbſt, und die eben erlebten Eindrücke hatten Vincenz zu einer beſondern Sanftmüthigkeit geſtimmt. Aipe verſäumte nicht, dieſe gute Stimmung zu benutzen.

103. Vincenz, ſagte er, wie kommſt du mir vor? Führe ich jetzt noch ſo verworfene Reden wie ſonſt? bin ich noch ſo ſtürmiſch und friedlos? — Beſcheider, erwiederte Vincenz, kommſt du mir allerdings vor; glücklicher auch; nun das letztere erklärt ſich leicht. — Nein, mein Vincenz, darin irrſt du. Glücklich oder unglücklich, in Wohlergehn oder in Leiden, dieß ſoll den innerſten Frieden, und die

Herrſchaft der Vernunft doch niemals ſtören. Man kann im Glück ſo armſelig ſeyn wie im Unglück, und das Glück allein hilft keinem Menſchen etwas; auf den guten Rath allein kommt alles an! Wer wohl berathen iſt, der allein beſitzt die echte Kunſt des Lebens, der allein iſt zu ruhmen; wer aber ſeiner Leidenſchaft folget, iſt allezeit ſo erbärmlich als ungeſchickt. Wie traurig ging mir's ſtets von dieſer Seite! Als ich, zu meinem gröſten Glücke durch des Herrn Ceres Feindſeligkeit verdrängt, hierher kam, hat Ihr guter Bruder mein Übel bald mir angeſehen; und ſein kluger und treuer Rath iſt mir eine Quelle des Troſtes und der Freude geworden. Wollte Gott, ich könnte alle Unberathenen bewegen, daß ſie ein Gleiches thun! Das Mittel iſt ſo leicht, und Niemand will daran; es iſt ſo alt und Niemand will es kennen, es iſt ſo koſtbar, und doch wird das allerſchlechteſte Geſchäft ihm vorgezogen!

104. Vincenz ward durch dieſe und ähnliche Reden zu einiger Neugierde bewegt, die er jedoch am nächſten Morgen ziemlich wieder ausgeſchlafen zu haben ſchien. Er rannte ſogleich in den Gaſthof, wo er ſeinen Vater ganz allein antraf. Vincenz, ſagte dieſer, heute Vormittag reiſen wir endlich ab. Was willſt du deinerſeits thun? Im Freihof haſt du kein Geſchäft mehr, dort iſt alles abgethan. Dich mit mir zu nehmen, habe ich ſo ganz und gar keine Luſt, daß ich dich auch wirklich nicht mitnehmen werde. Dich müßigen Stiefelverderber und umher gaukelnden

Zeittödter noch fernerhin zu füttern und zu kleiden, dazu gebrichts mir an Vermögen; ich muß damit für Hedwig und Calasanz sorgen, an denen es doch angewendet ist! Was willst du also thun? Woher wirst du guten Rath nehmen? Ich rathe dir, zu Salesius zu gehn, und dich fein unterwürfig seinen Ansichten zu fügen. Wenn du deine Studien fortsetzen willst, in diesem Falle allein gebe ich dir die Hoffnung, nach Möglichkeit etwas zu deiner Erhaltung beizutragen; im Übrigen wird dir ein bischen Noth und Sorge nicht schaden; ohne Kummer und Sorge gelangt kein Mensch jemals zu gutem Rath!

105. Dem armen Vincenz begann diese Sache in ganzem Ernste bedenklich zu erscheinen, und sie ward's ihm vollends, als es, nach mannigfaltigen Erklarungen, Verabredungen und Abschiedsgrüßen, endlich dahin kam, daß der alte Reisewagen, worin Jonas mit seinen Töchtern saß, langsam durch den Markt hinaus rollte. Calasanz war mitgefahren, um einige Tage bei ihnen zu bleiben, und dann, vor Anbeginn der Schulen mit Rabenmayer zurück zu kommen, welchem Salesius einen Dienst in der Kirche ausgemittelt hatte. Da stand nun Vincenz allein, und gleichsam sich selbst überlassen, nur dauerte dieß Schicksal kaum einige Minuten; denn Salesius und Aspe mischten sich darein, und wußten dem Leichtsinnig-Schwermüthigen so schonend zu begegnen, daß er sich selber überredete, als bliebe er aus eigener Wahl, und ohne Kränkung seines,

wie er ihn nannte, edlen Stolzes, bei dem brüderlichen Freund und dem freundlichen Bruder.

106. Ehe er sich's deutlich versah, fand er sich an jener reichen Quelle von Rath und Hülfe sitzen, von welcher Aive ihm schon am ersten Abend seines Hierseyns, obwohl dunkel, etwas angedeutet hatte. Ein wohl gearteter Leser, dem guter Rath auch willkommen ist, wird wahrscheinlich hier belehrt zu werden verlangen, was für eine Quelle dieß sei? Darauf kann ihm, billiger Kürze halber, nicht besser geantwortet werden, als: es finde sich diese Quelle in ihm selber, werde aber nicht anders gefunden, als durch eine hinlänglich weite Wanderung in sich selbst hinein, zu welcher Wanderung, maßen es innen sehr dunkel ist, ein so genanntes Grubenlicht, oder auch eine flammende Fackel mitgenommen werden müsse, welche in weniger verblümter Sprache das Licht des Glaubens genannt wird. Vor Zeiten waren diese Spaziergänge viel besser beliebt: der große Wegweiser in der Felsengrotte von Manresa hat dazu einen neuen Weg gebahnt, und auch damit, sonder Zweifel! der Menschheit so viel genützt, als ein Vasquez de Gama, Albuquerque, Cortez oder Magellan durch ihre neuen Wasser- und Landwege je gethan haben: denn gewisse Entdeckungsreisen und Weltumschiffungen muß jeder Christ in seinem Leben vornehmen, soll er die Versicherung haben, dereinst den Weg in die neue Welt, ins Land der Seligen zu finden, wohin man bald über

rauhe Berge, bald auch mitten durch's (moraliſche) Weltmeer ſeine Reiſe lenken muß.

107. Sollte einem gütigen Leſer dieſe Erklärung des fraglichen Gegenſtandes noch nicht genügen, ſo müßte man allerdings mehr geradezu reden, und die Sache bei ihrem verſchiedenen Namen nennen, als das ſind: Recollection, Gemüthsverſammlung, geiſtliche Einſamkeit oder Einöde auf drei, auf ſieben, auf zehn Tage; Exercitien, geiſtliche Übungen, und dergleichen. Auf Worte und Namen kömmt es hier nicht an, wer aber am Nutzen dieſes Geſchäftes zweifeln möchte, dem wäre zu wünſchen, daß er den jungen Herrn Vincenz geſehen hätte, als er, nach einigen ziemlich regelmäßig verlebten einſamen Tagen, wieder zum Vorſchein kam. Wenn er ſogleich jetzt auf's emſigſte zu ſtudiren anfing, um, wo möglich, das verſäumte halbe Studienjahr nachträglich einzubringen, ſo war dieß ſonder Zweifel ſchon eine von den vielen guten Wirkungen des viel genannten Geſchäfts, da es nicht möglich iſt, daß Eine Tugend allein beſtehe; vielmehr jede Tugend nur in Geſellſchaft mit anderen erwachen und wachſen kann.

108. Zur Zeit, da Vincenz in die Stadt zog, um daſelbſt den juridiſchen Studien ordentlich ſich zu widmen, war bereits alles in erfreulicher Ordnung. Aipe und Hedwig befanden ſich im glücklichen Stande der Neuvermählten, Herr Jonas hatte ſein Geſchäftsweſen auf eine noch ganz ehrbare Weiſe

arrangirt, und war gesonnen, den Rest seiner Tage bei seinem Schwiegersohn zuzubringen, und die kleine Oeconomie, die dieser inzwischen in Pacht genommen, zu führen; Kayenmayer, nach so großen Opfern, die er nicht sowohl der heidnischen Themis, als der göttlichen Gerechtigkeit gebracht, fand nun in dem innern Frieden seines Herzens das wahre Capital, von welchem der Mensch im Alter sich gütlich thun, und reichlich leben könne; statt der Romane hatte er nun gute Bücher in Fülle, doch las er am liebsten in dem schönen Gemälde am Hochaltar, dessen Obsorge und Beleuchtung sein liebstes Geschäft ward. Er hatte Mühe, von diesem Geschäft ein Zeitlang sich zu entfernen, da er nämlich den Auftrag erhielt, Elise nach der Stadt zu begleiten, welche zugleich mit Vincenz dahin abreiste, um endlich in das Haus der heil. Elisabeth einzutreten. Es floß da freilich noch manche Thräne, und mit gerührtem Herzen sprach Herr Jonas: Meine Tochter, bete für mich. So weit hatte Herr Jonas es schon gebracht; so weit aber auch in dieser Gegend schon Elise, daß hundert und hundert Segenswünsche der Dürftigen und Kranken ihr nachfolgten. Das Frauenbild hat sie dem jungen Ehepaar zum Andenken zurückgelassen.

109. Die Winterdecke war bereits über Stadt und Land gebreitet, als Vincenz eines Tags, auf seinem Gange aus dem Collegium, von einer mächtigen Wildschur aufgehalten wurde, die sich ihm

in den Weg ſtellte. Er ſah auf, und erblickte ein wohl bekanntes Angeſicht. Herr Ceres? rief er. Ja wohl, mein beſter Herr Vincenz, ſagte dieſer, und druckte ihn ſo eng an ſein warmes Herz, als die Wildſchur es geſtattete. Seit geſtern bin ich hier; hätte ich gewußt, das auch Sie hier ſind, ich würde auf der Stelle Sie aufgeſucht haben! Wie geht's zu Hauſe? — Vincenz meldete ihm alles, und Herr Ceres war doch erfreut. Liebſter, ſagte er, ſollte es nicht möglich ſeyn, der guten Eliſe einen Beſuch abzuſtatten? Wäre es heute Vormittag nicht thunlich? denn ſpäter kommen meine Frachtwägen mit den ſchweren Hopfenſacken, da werde ich Vieles zu thun haben, und muß dann meine Abreiſe beſchleunigen. Vincenz fand gerade zu dieſer Zeit den Beſuch noch möglich, und Herr Ceres bat ihn, mit ihm vorerſt in den nahen Gaſthof zu gehn, wo er noch Jemanden abzuholen hätte.

110. Lore, rief daſelbſt Herr Ceres, nimm deinen Sammthut, wir wollen jetzt Eliſe heimſuchen. Dieſer junge Herr iſt ihr Bruder! — Verwundert machte Vincenz ſein Compliment, verwundert ging er auf der Gaſſe neben dem lachelnden Brautmeiſter her. Man gelangte zur Kloſterpforte, und er bat, Schweſter Franciſca Thereſia ins Sprachzimmer kommen zu laſſen. Schweſter Franciſca Thereſia erſchien, und grüßte den alten Freier in größter Unbefangenheit, dieſer aber gab ſeine aufrichtigſte Freude zu erkennen, ſie nunmehr in einem Stande glücklich

zu sehn, nach welchem sie so lange sich gesehnt hätte; zugleich gab er sich die Ehre, ihr seine nunmehrige Frau, mit welcher er sich kürzlich erst vermählt, und die ihren würdigen Bruder Salesius zu kennen das Glück habe, aufzuführen und vorzustellen, auch ihrem gütigen Andenken bestens zu empfehlen. Da er nebstbei auch eröffnete, daß er auf der Rückreise den Umweg nach Maria vom guten Rath wieder einschlagen wolle, so trug ihm Elise-Francisca viel schöne Grüße auf, und schied mit herzlichem Danke für den erfreulichen Besuch.

111. Am folgenden Abend, da Herr Ceres und Vincenz traulich beisammen saßen, fragte der erstere, ob Herr Vincenz sich jetzt noch wundere über die schnelle Änderung seines Planes? — Vincenz meinte, daß sich der Zusammenhang einiger Maßen errathen ließe. — Mein lieber Jonas, fuhr Herr Ceres fort, hüten Sie sich vor Leichtsinn! Ohne Ihres Bruders Dazwischenkunft wäre meine arme, sehr wohl erzogene Lore, im Stande ihre Verlassenheit und Unehre, gewiß verkümmert; nur wenige Worte brauchte er mir, bei jener unvermutheten Zusammenkunft, zu sagen, um mich aufs tiefste zu erschüttern, Gott ist mit ihm. Wie bin ich nun so heiter und zufrieden! Meine Frau ist gut und milde, und hat mir verziehen! ich betrieb alles aufs schleunigste, um in ihrer Heimath noch die Verbindung einzugehn. Die Familie ist schon größer gewesen, doch ist das arme Kind auf der Reise hier-

her erkrankt und gestorben; deßhalb, und des früher Erlittenen willen, sieht meine Lore auch noch so leidend aus. Nun mache ich mit ihr die Wallfahrt zu Maria vom guten Rath, dort wollen wir der himmlischen Frau unsern Dank bringen für den weisen Rath, der durch ihre Güttigkeit mir geworden ist. O Vincenz, es gibt sonst keinen guten Rath, als jenen, der uns lehret, unsre Pflicht thun, und den Frieden suchen! Und ich habe Ihnen im Vertrauen alles sagen wollen, damit Sie erkennen, an welchen Abgrund eine leichtfertige Denkart führe!"

112.

Maria vom guten Rath!
In dunklen Lebenszeiten
Wolle uns leuchten und leiten
Auf schmalem Pfad!

Maria vom guten Rath!
Wer emsig von dir lernte,
Erfreut sich reicher Ernte
Von seiner Saat!

Maria vom guten Rath!
Eine Helferin Dich zeige,
Eh' an des Lebens Neige
Der Richter naht!

Der Menſch und die Leute.

Ein Drama mit Chor.

Der Menſch.

Nun ſei gelobt viel tauſendmal,
Mein Schöpfer, Einig Drei und All!
Dir bring' ich Preis und Jubel dar,
Wie biſt Du doch ſo wunderbar!
Wie ſchrecklich und wie mildiglich!
Ich fürchte Dich, ich liebe Dich,
Ich kenne Dich, mein ewig Licht,
Doch kann ich Dich begreifen nicht;
Mein Aug vermag Dich nicht zu ſeh'n,
D'rum muß es oft in Thränen ſteh'n;
Mein Herz fürwahr verlangt nach Dir,
Doch kann's nicht von der Erden hier;
So ruf' ich denn zu Dir hinauf:
Gib meinen Thränen freien Lauf,
Gib, daß in dieſer Lebensfriſt
Du mir mein Gott und Alles biſt!

Die Leute.

Seht einmal den Menſchen an,
Wie ihm doch die Augen näſſen!
Hat ihm wer was Leid's gethan?
Oder hat er nichts zu eſſen?

Der Menſch.

Ach Herr, Du Herr der Ewigkeit,
Sieh an mein banges Herzeleid,
Sieh an mein Leid und meine Pein,
Gedenke der Erbarmung Dein!
Zu Dir allein, für Dich allein
Soll dieſes Herz geſchaffen ſeyn,
Auf daß Du d'rinnen liebend thronſt,
Und überſchwenglich es belohnſt
Mit Deiner Gnade Himmelslicht,
Doch ach, dieß Herz, es liebt Dich nicht, —
Es liebt Dich nicht, ſo wie es ſoll,
Iſt tauſend eitler Dinge voll,
Und ſucht die Nacht, und ſucht das Licht,
Und hat die rechte Liebe nicht!

Die Leute.

Dieſer Menſch ſteckt tief im Tiefſinn,
Oder iſt es etwa Schiefſinn?
Oder ſind es ſchwere Sorgen?
Geldneth? will ihm Niemand borgen?
Iſt ihm etwas mißgeglückt heut?
Oder iſt es gar Verrücktheit?

Der Menſch.

Die Stunden verrinnen
Die Tage vergeh'n,
Bald werd' ich von hinnen
Geſchieden mich ſeh'n;
Dieß Träumen und Sinnen
Wird lautlos verweh'n,
Wie wird mein Beginnen
Vor Dir dann beſteh'n?

Die Leute.

Kömmt er jetzt nicht ganz von Sinnen?
Laßt uns ihn am Ärmel rütteln:
Mensch, was ist hier dein Beginnen?
Dieß ist jetzo auszumitteln!

Der Mensch. Was wollt ihr von mir, ihr lieben Leute? Was ist euer Begehren?

Die Leute. Wie steht's mit dir, guter Mensch? hast du Fieber? oder geht dir etwas ab? Sprich nur aufrichtig. Wenn es ein Anfall ist, so wollen wir gleich einen Lehnwagen holen.

Der Mensch. Macht euch keine Sorgen, ihr guten Leute, und geht nur eurer Wege. Es ist nichts Merkwürdiges an mir, was bleibt ihr stehen?

Die Leute. Das merken wir schon, daß etwas Merkwürdiges an dir ist, sonst blieben wir nicht stehen. Wo die Leute stehen bleiben, da ist immer etwas Merkwürdiges. Was weinst du da vor allen Leuten? Was thust du?

Der Mensch. Ich bete meinen Schöpfer an

Die Leute.

Seht ihr, seht ihr, daß wir's wußten?
Haben dießmal nicht geirrt!
Gleich wir es erkennen mußten!
Armer Mensch, er ist verwirrt!

Der Mensch.

Ihr wunderlichen Leute,
Morgen wie heute,
Heute wie gestern,
Allzumal Brüder und Schwestern,
Vernünftig ist wohl selten Einer,

Weiſe Keiner,
Verwirret Viele
Im unluſtigen Spiele,
Im Rennen nach unbewußtem Ziele;
Aber warum
Stellt ihr euch g'rade um mich herum,
Bin ich mehr als eures gleichen,
Oder muß ich im Rang' euch weichen?

Die Leute.

Ich bete m. .en Schöpfer an!
Dieß, Freund, wirſt du doch wohl capiren,
Gehört auf eine and're Bahn,
Auf dieſem Platz geht man ſpazieren.
Zum Beten iſt hier nicht die Stelle,
Und mahnt's dich d'ran,
So geh' in die erſte beſte Capelle.

Der Menſch.

Ach ihr Leute,
Was das Beten
Wohl bedeute,
Und daß man auf allen Stätten
Stets es übe,
Stets es treibe,
Daß nicht trübe
Uns der ſchöne Spiegel bleibe,
Den wir in der Seele tragen,
Wißt ihr's oder ſoll ich's ſagen?

Die Leute.

Bei Leibe!
Wer wird damit die Zeit vertragen?

Der Menſch.

Ach wüßtet ihr, was ihr nicht wißt,
So gönntet ihr euch wohl die Friſt!

Die Leute.

Ei wenn man ſpazieren geht,
Läßt man alles hubſch bei Seite,
Was da führt zu ſehr in's Weite,
Und zuletzt den Kopf verdreht.
Friſche Luft geht man zu ſchöpfen.
Wie man g'rad ſie haben kann,
Fliegen Hüte von den Köpfen,
Trifft man gute Sippſchaft an.
Geht auch wohl in einen Garten,
Wo es Bier gibt oder Wein,
Muß man oft gar lange warten,
Fügt man ſich geduldig d'rein.
Kommen Neuigkeiten aus,
Discurirt man auch des Breitern;
So ſucht man ſich zu erheitern,
Und zuletzt geht man nach Haus.

Der Menſch.

Ihr Leute ſprecht da recht geſcheidt,
So wie ihr pflegt, recht ſeicht und breit,
Allein, ſo wie mir wohl bewußt,
So fändet ihr wohl größ're Luſt,
Wenn ihr betrachten wolltet fein
Die Himmelsbläue klar und rein,
Den weiten mildbeglänzten Raum,
Der Wolken lichtbeſtrahlten Saum,
Der fernen Berge duftig Blau,
Den Schmelz der Trift im Abendthau,
Des Niederganges Purpurglüh'n,
Des nahen Haines ſchattend Grün,
Und all das Schöne mannigfalt,
Das euch in Bild und Ton umwallt,
Und euch ohn' Ende kündet an:

Zum Himmel hebt den Blick hinan,
Gedenkt des Schöpfers, der uns ſchuf,
Dankt Ihm mit frohem Herzensruf;
Dieß alles ſchuf er nur für euch,
Nichts kommt von uns euch Menſchen gleich,
Er liebet euch, o liebet Ihn,
Zu Ihm, zu Ihm einſt ſollt ihr zieh'n!

Die Leute.

Seht ihr's, er leidet an ſeen Ideen!
Stärker ſind die als die Liebe zum Geld!
Werfet die Katze, wie immer ihr wollt,
Wieder gleich wird auf den Füßen ſie ſtehen!

Der Menſch.

An ſeen Ideen ihr alle leidet,
Wohl dem, der ſich mit der rechten beſcheidet!
Wohl dem, der dieſe hat und behält,
Der hat ſein Haus nicht auf Sand geſtellt!
Denn mit allen den andern Ideen
Könnt ihr Leute nicht lange beſtehen.

Einer von den Leuten. Das iſt wahr, in Verlegenheit kömmt der gute Menſch doch nicht. Wollten Sie ſich wohl darüber näher erklären?

Der Menſch. Sehr gern, mein Nächſter! Sie haben wohl von dem heiligen Paulus etwas gehört?

Einer von den Leuten. Allerdings; es war ein groſſer Mann. In welchem Jahrhundert hat er denn gelebt?

Der Menſch. Im erſten. Nun wollen Sie bedenken, was dieſer groſſe Apoſtel geſagt hat, als er zu den wunderlichen Leuten und Müßiggängern

in Athen sprach: Gott, der die Welt erschaffen hat, und was darinnen ist, der Herr des Himmels und der Erden, dieser ist's, der allen Menschen das Leben gibt, und den Athem, und den Geist, und Alles, damit sie Ihn suchen sollen, ob sie Ihn vielleicht finden möchten; wiewohl er nicht weit ist von einem jeglichen unter uns; denn in Ihm leben, weben und sind wir.

Einer von den Leuten. Wie ich merke, so citiren Sie die heilige Schrift?

Der Mensch. Sie sind ganz auf der rechten Spur. Belieben Sie selber nachzusehen, wenn Sie etwan eine in Ihrer Bibliothek haben sollten, und Sie werden die nämliche Idee auf jedem Blatte finden. Gott allein ist; Ich bin der ich bin, so verkündigt Er Seine ewige Wesenheit. Wahrlich, ehe denn Abraham war, bin ich, sagt Er in der Person der ewigen Weisheit jenen Leuten, welche den Namen der Pharisäer trugen. Seh'n Sie jetzo was für eine wahrhaft fixe, unveränderliche, bleibende, in sich selbst befestigte, ewige Idee ich meine?

Die Leute.

Dieser Mensch, so wie man spürt,
Wirklich hat er viel studiert,
Schade, Schade, Jammerschad'
Daß er's übertrieben hat!
Ja er hat zu viel studiert!
Ist der Mensch nicht zu beklagen?
Muß man erst so lang' sich plagen,
Bis man den Verstand verliert?

Der Mensch.

Sintemal ihr lieben Leute
Denn für heute
Habt entdeckt,
Daß mein Kopf verwirret sei,
Also bitt' ich frank und frei:
Nimmer necket,
Nimmer quälet
Mich mit euren schiefen Fragen,
Was euch wecket
Und beseelet,
Lasset ihr euch doch nicht sagen.

Die Leute. Dummer Mensch! du solltest dir eine Ehre daraus machen, daß wir mit dir reden. Auf jeden Fall interessirst du uns, und dienest uns zu einiger Unterhaltung. Seht doch den Einfaltspinsel an, der nicht einmal mit sich reden lassen will!

Einer von den Leuten. So sind diese Menschen, die in der Ideenwelt leben! Phantasten, Hypochondristen, Separatisten. Bester Freund, das taugt nichts.

Die Leute. Gar nichts taugt das, gar nichts!

Einer von den Leuten. Man muß Grundsätze haben, aber man muß sich keine Ideen in den Kopf setzen.

Die Leute. Nur Grundsätze! Ideen sind allzeit schädlich!

Einer von den Leuten. Die wahre Humanität besteht in der Leutseligkeit.

Ein andrer von den Leuten. Merk' Er

ſich das, er wunderlicher Menſch. Von dieſem vernünftigen Herrn da kann Er's ſchon annehmen!

Der Menſch. Ich habe gar nicht das mindeſte dagegen einzuwenden, dieß einzige etwa ausgenommen, daß die Leutſeligkeit zwar eine ganz vortreffliche Sache iſt, die Seligkeit der Leute hingegen von keiner ſonderlichen Bedeutung.

Die Leute. Spitzfindigkeiten, Spitzfindigkeiten! Was muß der Menſch damit meinen?

Der Menſch. Das ſolltet ihr doch leicht verſtehen! Leutſeligkeit bedeutet liebreiche Geduld, wie etwa ein Menſch derſelben bedarf, der mit den Leuten umgehen muß; die Seligkeit der Leute aber bedeutet eher eine Unſeligkeit als eine Seligkeit, folglich bedeutet ſie nichts.

Die Leute.

Viel bedeuten, nichts bedeuten,
Was iſt das?
Haſt du etwan mit den Leuten
Deinen Spaß?

Der Menſch.

Ich ſcherze nicht, es iſt mein Ernſt, ſo wahr
Die lange Weil' euch quälet immerdar!
Ja fern von euch iſt echte Seligkeit,
So lang' ihr Leute nur, nicht Menſchen ſeid.

Die Leute.

Menſch, o rede nicht zu viel!
Brauche nicht ſo harten Styl!
Dunkel redeſt du und grob,
Unſer Herz erſchrickt darob!

Der Mensch.

O wollt nicht immer Leute seyn,
Schaut endlich in euch selbst hinein!
Es kann der Mensch nicht Leute seyn,
Denn jeder ist für sich allein.

Die Leute.

Entweder ist hier gar kein Sinn,
Oder wir finden ihn nur nicht d'rin.

Der Mensch. Habt ihr wohl einige Sprachgelehrsamkeit? Ihr werdet ja wohl wissen, daß ihr, wenn ihr Leute seid, etwas unbestimmtes und vielfaches seid? Ihr alle zusammen seid Leute, und wenn noch mehrere herum stunden, so wären es noch mehr Leute: aber was ist denn ein Einziger von euch? Kann man Einen auch Leute nennen? Kaum; denn wenn irgendwo nur zwei, drei von euch zugegen sind, so heißt es: gar keine Leute gibt's hier! Man spricht zwar freilich auch von ordentlichen und von gemeinen Leuten, welche letztere insgemein wieder Pöbel genannt werden.

Einer von den Leuten. Und wohin zielt wohl dieß alles?

Der Mensch. Das werden Sie schon sehen, wenn ich deutlich genug bin, um noch ein Weilchen mit Ihnen zu reden. Sie geben mir also zu, daß ein Einzelner, wie zum Exempel Sie, oder ich, nicht Leute heißen kann, sondern Mann oder Frauenzimmer, oder überhaupt Mensch. Ja ein jeder von den Leuten nennt keineswegs sich selber Leute, sondern nur den Haufen der Übrigen, unter welchen

er ſteht. Man ſagt auch nicht: dieſer oder jener iſt einer von guten Leuten, ſondern ein guter Menſch, und wenn man ſchimpft: ein böſer Menſch.

Einer von den Leuten. Das wird langweilig.

Die Leute. Sehr langweilig!

Der Menſch. Dem Himmel ſei Dank, ſo werde ich euch doch bald los. Um nun wieder auf die Leute zu kommen, ſo frage ich euch, was ſind denn alſo Leute? Ich bin's nicht, du biſt's nicht, er iſt's nicht, Niemand alſo iſt's. Niemand iſt alſo Leute, oder Niemand ſind Leute, oder, per inversionem, Leute ſind Niemand. Wenn alſo die Leute Niemand ſind, was werden ſie für eine Seligkeit haben? die Seligkeit, die Niemand hat. Was hat aber Niemand für eine Seligkeit? keine. So ſeht ihr dann, daß die Leute keine Seligkeit haben.

Die Leute. Spitzfindigkeiten! Spitzfindigkeiten!

Der Menſch. Wohledelgeborne! Spitzfindigkeiten ſind immer beſſer als Stumpffindigkeiten. Es liegt ja aber ohnehin am Tage, daß ihr als Leute nichts habt, was euch ſelig machen kann. So lang ihr immerfort aus euch hinaus ſchaut, und nichts als die Welt im Auge habt, ſo ſeid und bleibt ihr Leute oder Niemand; denn die Welt beſteht ſchlechterdings nicht aus Bäumen und Thieren, ſondern aus Leuten. Sobald ihr aber anfangt in euch hinein zu ſchauen, ſo werdet ihr euch bald ſehen und er-

kennen, und zwar jeder sich selbst, und dann werdet ihr weder ein unbestimmtes Vielfaches, noch ein Niemand mehr seyn, sondern ein bestimmtes Einfaches, — und ein Jemand, id est Personen, Menschen. Das Übrige gibt dann schon Gott der Herr.

Die Leute. Das Gerede da versteht kein Mensch.

Der Mensch. Lieben Leute, wie könnt ihr dieß behaupten, da ihr doch nur Leute seid, und noch die rechte Erkenntniß davon nicht nehmen wollt, was das sei: ein Mensch. Nachdenken! nur Nachdenken! aber freilich, Leute denken nicht nach; nur jeder Einzelne für sich kann nachdenken. Nachbeten, ja, das könnt ihr, insofern man ungeschickter Weise darunter das Nachplaudern versteht.

Die Leute.

Seht einmal, nun heißt er
Uns noch selber Thoren!
Immer wird er dreister!
Laß uns ungeschoren!

Der Mensch

Ihr dürft nur geh'n, so habt ihr Frieden,
Ich hab' euch nicht hieher beschieden,
Nicht aufgesucht, auch nicht vermieden,
Ihr selber habt mich angesprochen,
Dieweil der Kitzel euch gestochen,
Auf eure Weisheit recht zu pochen,
Denn weil ihr gerne weise wäret,
Ihr Andre gleich für Narr'n erkläret,
Damit ihr euren Glanz vermehret.

Die Leute

Sprich, wie kannſt du dich erkecken,
Uns zu ſchrecken,
Mit der Schmach uns zu bedecken,
Daß die Seligkeit der Leute
Nichts bedeute,
Daß ſie wirklich nichts bedeute?
Wie? genießen wir das Leben
Nicht ſo eben?
Thun wir nicht im Wohlſeyn ſchweben?
Haben wir nicht, was wir brauchen?
Ein'ge rauchen,
And're ſich in Bierduft tauchen,
And're bleiben beim Gefrornen;
Mit verlornen
Herzen ſich zum auserkornen
Gegenſtand die andern drängen;
Mit Geſängen
Und mit der Guitarre Klängen
Treiben and're luſt'ge Poſſen;
Hoch auf Roſſen
Traben and're unverdroſſen;
Jeglicher nach ſeiner Weiſe,
Denn im Kreiſe
Dreht man ſich auf altem Gleiſe.

Der Menſch.

Ach ihr Leute,
Wenn es euch nur wirklich freute!

Die Leute.

Ei freilich macht es uns Vergnügen;
Nur darein müſſen wir uns fügen:
Daß wir mit Tropfen uns begnügen,
Wo and're trinken in vollen Zügen.

Der Menſch.

Ach ihr Leute,
Wenn es euch nur niemals reute!

Die Leute.

Ei freilich gibt es Überdruß,
Nicht lange dauert der Genuß,
Jedoch, es rinnt bergab der Fluß,
Und alles kömmt ſo wie es muß.

Der Menſch.

Ach ihr Leute,
Wenn ſich's immer friſch erneute!

Die Leute.

Ei freilich wäre dieß bequem,
Und obendrein recht angenehm,
Doch iſt's nun einmal nicht an dem,
Weil ſonſten nichts ein Ende nähm'!

Der Menſch.

Ach ihr Leute,
Wenn man nur den Tod nicht ſcheute!

Die Leute.

Ei freilich, nun, das wäre klug,
Zu denken an den Aſchenkrug!
Der Tod hat ſeinen ſichern Zug,
Der kömmt noch immer früh genug.
Der Tod! der Tod! wer ſpricht davon?
Wozu die abgedroſch'nen Reden?
Nun ja, er harret eines jeden,
Wenn's an der Zeit iſt, kömmt er ſchon.
Wir wiſſen ſchon die Neuigkeit,
Und wahrlich wär' es endlich Zeit
Die Sach' auf ſich beruh'n zu laſſen,
Allein, man kennt ſchon die Grimaſſen!

Der Menſch.

So lebt denn, ihr Leute
Von geſtern auf heute,
Von heute auf Morgen,
Ganz ledig von Sorgen,
Erwerbet euch Brot,
Sucht Gater zu mehren
Und kommet zu Ehren,
Der Tod, der Tod,
Der bleibt euch dennoch die größte Noth!

Die Leute. Weißt du nichts Geſcheidteres vorzubringen?

Der Menſch. Nein.

Die Leute. Da ſiehſt du alſo ſelbſt, du armer Menſch, wie du dir umſonſt das Leben verbitterſt. Meinſt du etwa, wir hätten nicht Sorgen genug, um uns auch mit dieſer den Kopf einzunehmen?

Der Menſch.

Der Tod, der Tod,
Von allen Nothen die größte Noth!

Die Leute. Du biſt ein recht obſtinater Menſch. Das wäre uns ein ſchönes Leben das, welches immerfort dem Tod ſeine furchtſame Reverenz macht.

Der Menſch.

Was iſt der Tod?
Der Tod iſt friſches Morgenroth;
Was iſt das Leben? das Leben iſt Nacht.
Der Vater hat alles ſehr gut gemacht;
Die Schlange hat viel Unheil gebracht,
Das Weib und der Mann

Haben die Augen aufgethan,
Seither ſind viele Leute gekommen,
Die erſten hat die Fluth genommen,
Die zweiten haben Babel erbaut,
Ein einz'ger noch hat dem Vater vertraut.
Der Vater hat alles ſehr gut gemacht,
Der Sohn hat Licht und Erlöſung gebracht,
Der Geiſt die treuen Seelen bewacht,
Die Jungfrau leuchtet, ein Stern der Nacht,
Es hat die Braut Ihr Haus auf einem Fels erbaut;
Der Schlange mit zertretnem Haupt
Iſt immer noch ſich zu regen erlaubt,
Sie windet und wendet ſich hin und her,
Umringet, umſchlinget die Leute ſehr;
Die Leute haben es niemals geglaubt,
Sie glauben nichts, oder doch nicht viel,
Die Schlange hat da ein leichtes Spiel,
Das Herz iſt lau, der Glauben iſt todt,
Da folgt auf die Nacht kein Morgenroth. —
O Tod, o Tod,
Von allen Nöthen die gröſte Noth!

Einer von den Leuten. Sagen Sie mir, guter Menſch, ſind Sie etwan gar ein Myſtiker? Ich weiß zwar ſo genau nicht, was man darunter verſteht, aber aus einem Converſations-Lexicon gedenke ich mir doch die gehörige Notiz davon zu verſchaffen.

Die Leute. Ja, ja, er iſt einer.

Der Menſch. Ja ich bin einer. Ich bin nämlich uberzeugt, daß es wenigſtens eben ſo viele ganz unwahrſcheinliche Dinge gibt, die wahr, als wahr-

ſcheinliche, die ganz erlogen ſind. Auch bin ich überzeugt, daß der heilige Apoſtel Paulus nicht umſonſt ermahnet hat: Sehet auf das Unſichtbare, und nicht auf das Sichtbare. Auch glaube ich an das Reich Gottes, welches nicht von dieſer Welt iſt. Auch habe ich eine heilige, und überaus liebreiche Mutter, die doch nur in ihren Kindern ſichtbar iſt, die allgemeine Kirche. Oder, habt lieber ein wenig Geduld, ich werde euch unſern heiligen Glauben verbeten.

Die Leute. Heuchler! Gleißner!

Einer von den Leuten. Wie einfältig er ſich da hinſtellt vor unſeren Augen. Dieſe Menſchen thun demüthig, und von innen halten ſie ſich für beſſer, als alle Leute.

Die Leute. Der Gleißner! der Heuchler!

Einer von den Leuten. Muß man nicht gleich an den Phariſäer denken, der da gebetet hat: Herr, ich danke dir, daß ich kein ſolcher Sünder bin, wie andre Leute?

Die Leute. Ja, ja, an den Phariſäer!

Der Menſch. Ihr habt zwar kein ſonderliches Gedächtniß für gewiſſe Dinge, aber es wäre zu wünſchen, ihr hättet noch ein ſchlechteres. Dieſes Evangelium habt ihr euch gut gemerkt, das iſt wahr, und ihr wißt es zu gebrauchen. Ach, ihr armen Leute!

Die Leute. Der Menſch unterſteht ſich uns zu bedauern?

Der Menſch. Ja ihr dauert mich. Denn wie lange wird's mit eurer Weisheit dauern?

Die Leute.

O, wir meinen,
Länger doch, als mit der deinen!

Der Menſch.

O, wie weinen
Einſt, die jetzo luſtig ſcheinen!

Die Leute.

O wie kläglich
Schwätzeſt du und wie alltäglich!

Der Menſch.

Ja unſäglich
Quälet mich der Schmerz alltäglich,
Quälet mich das Herzeleid,
Daß ihr Leute
So zerſtreute
So verwirrte Leute ſeid.

Die Leute.

Jetzo kömmt er gleich in Wuth,
Leute, ſeid auf eurer Huth.

Der Menſch.

Dürft ihr einen Narr'n mich ſchelten,
Darf ich's kühnlich euch vergelten;
Geb' ich euch doch ſanften Muthes
Für das Böſe lauter Gutes.

Die Leute.

Nun ſo rede, edler Narr,
Sieh, wir hören, ſtumm und ſtarr!
Rede zu, du kranker Mann,
Zeig' uns deine Weisheit an.

Der Menſch.

Von meiner Weisheit red' ich nicht,

Denn Lüge flieh'n iſt ſtrenge Pflicht,
Sanct Paulum lieber fuhr' ich an:
Nichts weiß ich, ſpricht der hohe Mann,
Als Chriſtum den Gekreuzigten.
Ach möchtet ihr dieß Wort verſteh'n!
Und ihr verſteht es wenn ihr wollt,
Als Chriſten auch ihr wollen ſollt.
So euer Wille richtig wär',
Wär' das Verſtändniß gar nicht ſchwer,
Denn Gnaden ſtets um Gnaden gibt
Der Herr dem Herzen das ihn liebt,
Wer viel annimmt, bekommt noch mehr,
Doch wer verſchmäht, bleibt trüb und leer.
Ein jeder ſein bemeſſ'nes Pfund
Bringt mit auf dieſes Erdenrund:
Wer wohl damit zu ſchalten weiß,
Gewinnt den allerſchönſten Preis,
Doch wer's vergräbt, verwirft, verthut,
Zur Rechenſchaft bringt banaen Muth;
O Tod, o Tod, o bitt'rer Tod,
Du aller Nöthen ärgſte Noth!

Die Leute.

Immer in die alte Leier
Greift der ſchlecht berath'ne Schreier;
Möcht' uns um die Faſſung bringen.
Doch das wird ihm nicht gelingen.

Der Menſch.

O thut mit Faſſung nicht ſo groß,
Des Todes Lange bricht euch los.
Wär't ihr auch noch ſo feſt gefaßt,
Daß alles in den Rahmen paßt,
Den ihr euch ſelbſt habt angeſchmolzen,
Ihr Undankbaren, Eitlen, Stolzen!

Die Steine ſchimmern zwar nicht ſchlecht
Doch keiner iſt gerecht und echt.
O daß ihr nicht ſo beobachtet,
Und dennoch ſo vergeſtlich wär't!
Ob ihr auch alles kennt und wißt,
Vernünftelt, abſprecht, wägt und mißt,
So ſeid ihr dennoch allzumal
Recht dumm und ſtumm, recht kahl und ſchal,
Dieweil ihr nimmer denket gern
An Jeſum Chriſtum unſern Herrn,
Und gar am allerwenigſten
An Jeſum den Gekreuzigten.

Die Leute.

Immer keder, immer freier
Wird der unberuf'ne Schreier,
Ängſt'gen möcht' er uns und ſchrecken,
Doch wird alles nicht erſtecken.

Der Menſch.

Müßt ihr es ſelber nicht geſteh'n,
Wie wenig euch zu Herzen geh'n,
Die Leiden all, die Angſt und Noth,
Zu der die Liebe ſich erbot,
Als ſie, vermenſcht, zur Erde kam,
Und unſ'ren Jammer auf ſich nahm?
Stellt ihr die Schmach und Qual euch vor
Die Dornenkron', das Binſenrohr,
Der Geißel Wuth, des Kreuzes Laſt,
Der Schergen ungeſtüme Haſt,
Der Wunden Pein, das tiefe Blut,
Des letzten Kampfes Schmerzensgluth?
Gedenkt ihr wohl der Wundernacht,
Des Siegesrufs: Es iſt vollbracht!

Die Leute.

Welch ein Lärm! man möchte ſchwören,
Daß er ſelber es geſeh'n;
Nimmer iſt er anzuhören,
Kommt und laßt uns weiter geh'n.

(Die Leute gehen ab.)

Der Menſch.

Send' uns o Herr dein Gnadenlicht,
Erbarmer, ach, verlaß uns nicht!
Aus lauer Luſt und dunklem Wahn
Zieh' unſer Herz zu dir hinan,
Froh wandern wir die Kreuzesbahn,
Du Held der Helden zogſt voran;
Doch weil gar eng die Pforte iſt,
Zu deinem Reich, Herr Jeſu Chriſt,
So mach uns durch die Demuth klein,
Und wolle dann uns gnädig ſeyn!

(Der Menſch geht auch ab. Die Sonne geht unter.)

Die Prinzessin von Oranien

und

der Papagei.

Der Papagei der Prinzessin von Oranien (einer Mutter Wilhelm des III., Königs von England) spielte am Hofe dieser ehrenwerthen Fürstin eine Rolle von großer Bedeutung; und man würde alle Ursache gehabt haben, sich seiner Protection zu empfehlen, wäre ihm neben seinem Witze nur etwas weniges von Menschenverstand eigen gewesen. Schon die ungemeine Zierlichkeit seiner kleinen Gestalt, die Nettigkeit seines schneeweißen Gefieders, und die Pracht seiner feuerfarbnen leuchtenden Schopf- und Schweiffedern, würden jeden Naturfreund entzückt haben; wenn nicht sein ganz stupendes Papageien-Genie, die Lebhaftigkeit seiner possenhaften Bewegungen, die Stärke seines Gedächtnisses und seiner Nachahmungsgabe, ihn vollends zum liebenswürdigsten und anmuthigsten von allen unvernünftigen Schwätzern erhoben hätte, die jemals aus den Affenwäldern der heißen Zonen in die gebildeten Zirkel des kühlen Europa's eingewandert sind. Was

jedoch sein Ansehen vorzüglich begründete, war die ganz ausnehmende und zärtliche Liebe, welche die Fürstin zu ihm hegte. Sie konnte sich niemals an ihm satt sehen, und so groß war ihre Anhänglichkeit an diesen Liebling, daß sie oftmals selbst von Jagd-Partien, an denen sie ein großes Wohlgefallen hatte, sich ausschloß, ja sogar Besuche, welche die Etiquette und andere Rücksichten vorschrieben, nicht selten unterließ, bloß allein, um den Anblick ihres Lieblings nicht entbehren zu müssen, den sie bei solcher Gelegenheit nicht mitnehmen konnte.

Mußte die gute Fürstin zuweilen doch der Nothwendigkeit gehorchen, und für mehrere Stunden von dem kleinen Günstling sich entfernen, so war man's bereits an ihr gewohnt, daß sie bei ihrer Rückkehr mit fast leidenschaftlicher und beflügelter Hastigkeit die Treppen hinan, und durch alle Säle und Zimmer eilte, um das Gemach zu erreichen, das ihren artigen Liebling beherbergte, und die langersehnte Lust seines Anblicks wieder zu genießen.

Über alles dieß wird kaum Jemand sich verwundern, auch nicht einmal die Nase rümpfen, am wenigsten Damen, die mit der erlauchten Fürstin von Oranien gleiche Empfindungen theilen, und zwar für ähnliche, wenn schon nicht durchaus so liebenswürdige Geschöpfe, zumal, da man, ohne weitere Beweise, kühnlich behaupten darf, daß gar keines mehr zu finden sei, das an Wohlgestalt und Schönfeiterei mit jenem weiß und flammendroth gefieder-

ten kleinen eloquenten Stutzer sich vergleichen ließe. Allein, was nunmehr zu berichten kömmt, ist allerdings verwunderlich zu nennen, und seltener noch als der unvergleichliche kleine weiße Papagei selber.

Als die Fürstin nämlich eines Morgens auf die Jagd ritt, um gegen Abend erst nach Hause zurückkommen, ließ sie ihren Liebling der Obhut ihrer Kammerfrauen und Zofen über, indem sie, wie bei solchen Gelegenheiten immer, in einer ausführlichen Ermahnung ihnen die große Pflicht ans Herz legte, nicht das Mindeste von Allem zu versäumen, was zu dieser Obhut und Fürsorge gehöre, und insbesondere ihnen die Vorsicht einschärfte, ihn ja niemals aus dem Auge zu verlieren.

Wie groß mochte aber nun die Bestürzung der guten Fürstin seyn, als sie bei ihrer Rückkehr, anstatt den kleinen Liebling ihres Herzens auf der Hand einer ihrer Zofen wieder zu finden, alle diese Kammerfrauen, Zofen und Mägde sammt und sonders, bleich und zitternd sich ihr zu Füßen werfen sah!

Wo habt ihr meinen Papagei? rief sie. Ach Ihro Durchlaucht, erwiderte eine von ihnen, sein Käfig hat sich aufgethan, er ist hinaus geflogen, und wie sorglich und an wie vielen Orten wir auch seitdem gesucht und nachgefragt haben, so war doch keine Spur von ihm mehr aufzufinden. Alle vergossen heiße Thränen, alle rangen angstvoll die Hände. Sie machten sich sämmtlich auf nichts Anderes gefaßt, als augenblicklich aus dem Dienste gejagt zu werden,

und die Troſtloſigkeit der armen Leute erreichte die höchſte Stufe, als die Prinzeſſin eben zu ſprechen anfing, denn nun ſchien der Zeitpunct da, wo der härteſte Ausbruch ihrer Ungnade erfolgen ſollte.

Die tugendhafte Furſtin aber ſprach ganz ruhig: »Ihr ſeid wohl recht thöricht, meine Kinder, um eines Thieres willen ſo zu weinen! So ſchön es auch immer ſeyn mag, iſt es doch der Thränen eines Chriſten nicht werth. Das Unglück iſt ſo groß nicht; tröſtet euch nur darüber, ſo wie gleichfalls ich, und daß ja keine Rede mehr davon ſei!«

Wer hierin nicht wahre, und zwar chriſtliche Geiſtesgröße findet, der überlege und forſche doch zuvor mit einiger Wahrheitsliebe, wie er ſelbſt wohl ſich geberden werde, wenn ihm dasjenige entzogen wird, was bei ihm die Stelle des Lieblingspapageien vertritt.

Felix Entenſchnabel's

mühſelige Liebesverhandlung ſammt poetiſchen und algebraiſchen Bedenklichkeiten.

Pagina I. Am 17. Auguſt.

Schön iſt ſie, das iſt ganz richtig,
Ihre Augen ſprüh'n, die ſchwarzen,
Aber Alles das iſt nichtig,
Mächtig iſt die Hand der Parzen!

Dieſe Reime habe ich ſo eben im Nachhauſegehen neu zuſammengeſtellt, und eile, ſie ſchriftlicher Maßen von mir zu geben.

Wie anmuthig heute wieder einmal dieſes Sabinchen war! Flink wie ein junges Reh, anwelches da herumburſt in denen Wäldern und auf denen Triften! Und die munteren, ſatyriſchen, und, wie man dennoch meinen könnte, gutmüthigen Augen! — Ich wollte, ich wäre zu Hauſe geblieben, und hätte ſtudirt.

Es gibt doch gar zu zierliche Leute auf dieſer Welt! Man ſchämt ſich ordentlich ſeiner eigenen miſerabeln Figur, wenn man vor ſo einem fein gedrechſelten Weſen da ſteht, und ſie Einen vollends mittendurch durchſieht, als wenn man nichts weiter

wäre, als ein groſser Regentropfen, der eben aus einander flieſsen will, oder als eine Seifenblaſe, die eben zu platzen im Begriffe ſteht! — Ich wollte, ich wäre zu Hauſe geblieben, und hätte ſtudirt!

Ein Mal hat ſie einen ſo gutmüthigen, liebreichen, holdſeligen Blick zu mir hingeſendet, daſs es mir einiger Maſsen vom Herzen aus in alle Fingerſpitzen lief. Allein was hilft das? Ein Paar Minuten darauf rede ich etwas, und gewiſs nichts Albernes, denn ich habe es aus einem Buche excerpirt, und was ſagt ſie dazu? — ſie ſieht zum Fenſter hinaus, und plaudert mit der Nachbarin gegenüber. Halte ich nun jenen vortrefflichen Blick zuſammen mit dieſer befremdlichen Gleichgiltigkeit, was habe ich, was bleibt mir? Nichts, gar nichts. Und ſo geſchieht es mir alle Tage!

Ich wollte, ich wäre zu Hauſe geblieben, und hätte ſtudirt; ſo hätte ich doch wenigſtens in dieſen zwei Stunden einige Axiome, Probleme und Corollaria beſtens einſtudirt. Das Frauenvolk aber ſtudirt man in ſeinem ganzen Leben nicht aus! —

D'rum Felix, iſt's beſſer, du ſtudirſt, und gehſt gar nicht mehr hin. Und dabei bleibt es.

Pagina II. Am 20. Auguſt.

Diſteln ſtreuet
Nur das Grollen;
Nicht erfreuet
Mich das Schmollen!

Vieles zu tragen,
Bin ich erbötig:
Alles zu tragen,
Iſt nicht nötig!

Groß iſt, was der Menſch ſich vornimmt; klein, was der Menſch vollführt — und ſo bin ich dann heute wieder allda geweſen.

Es iſt mir allda noch viel ſonderbarer ergangen, als am 17. hujus. Mit dem Studiren hat es ſeine guten Wege. Man muß ja auch nicht immer ſtudiren! Das ewige Studiren, und beſonders der Algebra, trocknet Leib und Seele aus, und da iſt es wohl kein Wunder, daß Sabine heute zu mir ſagen mußte: »Lieber Felix, Sie ſind ſehr langweilig!«

Und doch, das weiß Gott — ich habe heute gewiß keine Langeweile gehabt! Man darf ſie nur anſehen, die ſeltſame Perſon, und man unterhält ſich beſſer, als wenn man zwei Stunden im Collegio ſaße! Zu ſagen hätte ich ihr freilich viel gehabt, allein da wählt man ſo in aller Stille immerfort unter zierlichen und ſchön geſtellten Redensarten, und ſo trifft es ſich denn, daß man vor lauter Nachdenken nicht zum Reden kommt.

Es gibt freilich wieder Menſchen, die vor lauter Reden nicht zum Nachdenken kommen, und ein ſolcher iſt der junge Herr Flacker, bei dem ein Wort das andere gibt. Eben bin ich im Begriff, Sabinchen etwas recht Tiefes und Sinnreiches zu ſagen, da bürſt der Geck herein, dreht ſich auf dem Abſatz

herum, küßt ihren Ärmel, singt ein Liedchen, holt sich einen Stuhl, setzt sich zwischen mir und Sabine mitten hinein, und kehrt mir den Rücken zu. Und Sabine? Die wird mit einem Male so lustig, und so gesprächig, als wenn sie eben erst aus dem Schlafe erwacht wäre. — Und mit mir hatte sie doch nicht sechs Worte gesprochen. —

Ich ging auch gleich meiner Wege. Lieber Himmel! ich kann mich freilich nicht so hurtig auf dem Absatz herumdrehen, auf das Handkussen verstehe ich mich auch nicht gut, Liedchen habe ich meine Lebetage nicht auswendig gelernt, und einen Stuhl getraue ich mir auch nicht so ohne Umstände zu holen, als wäre ich da zu Hause. Dafür hat aber der Geck in seinem ganzen Leben nicht gehört, was Algebra sei. Überlegung und Nachdenklichkeit ist wenigstens nicht in ihm, sonst hätte er nicht so albern hinter mir drein gelacht, als ich ging. Und, was mich am meisten verdroß, Sabine lachte mit! Wahrscheinlich geschah dieß auf meine Unkosten.

Sabine scheint zwar ihren Fehler nach Verlauf einiger Zeit wieder bereuet zu haben, denn sie kam zur Stiege hinaus, da ich eben auf der letzten Stufe stand, und lächelte zutraulicher Weise zu mir herunter, und rief: »Adieu, Felix!«

Ich aber sagte: »Adieu, Sabine! Adieu für immer!« Denn seh' ich auch das Axiom: dieß mit einem Lächeln begleitete Felix sei gut, sehr gut: so war doch jenes ohne Adieu, und mit einem Lachen

begleitete: Mich geh'n laſſen, ſchlecht, ſehr ſchlecht: gleiche entgegen geſetzte Dinge heben ſich auf; facit: Null.

Lebe wohl, neckiſcher Leichtſinn, leichtſinniges Evakind! Ob auch Mutter, Magd und Geſchwiſter im Hauſe ſich wundern darob, Felix wird daſelbſt nicht mehr geſehen werden.

Pagina III. Am 29. August.

Es iſt nicht gut, ich ſag' es frei,
Daß der Menſch alleine ſey;
Zwar erwirbt er Wiſſenſchaften,
Schwere Sätze bleiben haften:
Aber ſtets Zimmerſitzen
Kann doch auch nicht immer nützen!

Wenn der Menſch zu viel ſtudirt, ſo wird der Menſch endlich dumm.

Ich kann gar nicht mehr ſo beſtehen! Gott ſei Dank, morgen iſt Examen, da geb' ich dieſe Algebra wieder an den Tag, die ich in Stunden der Nacht in mir verborgen und vergraben, und übermorgen — Was ſoll übermorgen geſchehen? Wiederum mich hin verfügen? Gewiß nicht! niemals! ſchwerlich!

Pagina IV. Am 1. September.

Nimmermehr mir's ſelbſt verhehlend,
Ruf' ich: Ja, es iſt ein Elend!

Wohin der Mensch gern geht, dahin geht der Mensch oft.

Ich saß zu Hause unter meinen Büchern, vor mir den Euklid, und studirte darüber, wie ich bei meinem gestrigen Examen hätte antworten sollen, da sah ich, ich weiß nicht warum, über den Tisch weg, zum Fenster hinaus, und der heutige Tag war gar zu schön. Die Lerchen zwitscherten in hoher Luft; und ich hörte sie zwar nicht, denn ich saß unter meinen Büchern, aber sie zwitscherten ganz gewiß. Und ich nahm meinen Spazierstock, verschloß meine Stube, und ging, um die Lerchen zu hören.

»Guten Abend, lieber Herr Felix!« hörte ich rufen. Ich sah hinauf, Sabine nickte mir freundlich zu. So artig ist sie gar noch niemals gewesen!

»Wollen Sie sich nicht herauf bemüh'n?«

Ich bemühte mich hinauf. Lieber Himmel, wer konnte da widerstehen? Ich trat ein, und küßte ihr die Hand. Freilich, wer's so gut verstände, wie der junge Herr Flacker, der Geck! Einen Stuhl holte ich mir aber nicht selber, denn Sabinchen schob mir ihn selbst unter meine zum Sitzen organisirten Theile. Da war's auch schon zu spät, mich auf dem Absatz herum zu drehen, aber ein Liedchen dachte ich, durfte doch noch an Ort und Stelle seyn; solchergestalten ich pfiff.

»Warum pfeifen Sie?« sprach sie.

Ich meinte, nachdem ich über die Abfassung der passendsten Antwort sattsam nachgedacht hatte in

aller Geschwindigkeit: es sei so meine Gewohnheit. Es ist aber eigentlich nicht meine Gewohnheit.

Sie schwieg hierauf, und strickte.

Ich schwieg nicht minder, wollte aber bald darauf sagen: »Das wird wohl ein Nachtleibchen?« da hatte Etwas kaum angeklopft, als es schon über die Schwelle hereinsprang, und ganz dieselben Leichtigkeiten sich herausnahm, wie am 20. vorigen Monats. Dieses Mal trat es mich sogar ganz unsanft auf den Fuß, und weil mich das einer Seits schmerzte, anderer Seits verdroß, und weil ich, sowohl wenn mich etwas schmerzt, als wenn mich etwas verdrießt, um so mehr aber wenn Beides sich zusammenfindet, gewöhnlich eine eben so schmerzhafte als verdrießliche Miene anzunehmen pflege, und weil endlich die Schadenfreude und die Bosheit der Menschen, selbst Sabinchen nicht ausgenommen, an derlei Begebenheiten gute Kost und Sättigung findet: so war es denn kein Wunder, daß sowohl sie als der Gek hellaut zu lachen anfingen. Wer sollte da nicht ein dummes Compliment machen, und davon gehen?

Pagnia V. Am 2. September.

Es hat Sabinchen ihre Lust daran,
Mich bei der Nase 'rum zu führen;
Doch Fetir Entenschnabel ist ein Mann,
Thut nicht verlaufen d'ran verspüren!

Wenn der Mensch sich ärgert, so vergißt der Mensch gar leicht das Beste.

Es war nämlich, wie ich mich jetzt erinnere, geſtern noch nicht das Ende vom Lied, denn Sabinchen begleitete mich bis zur Thür, und flüſterte mir ins Ohr: »Lieber Herr Felix, kommen Sie doch morgen ganz gewiß zu uns, ich habe Ihnen etwas recht Wichtiges zu ſagen.«

Sie hat dem lieben Herrn Felix etwas recht Wichtiges zu ſagen: das iſt gut, ſehr gut. Sie lacht mich aus, und noch dazu in der Beckengeſellſchaft, das iſt übel, ſehr übel; negativ gegen poſitiv addirt, Summa: Null. Aber ſie nimmt dabei mit einiger Zutraulichkeit meine Hand — das iſt Etwas, das bleibt ſteh'n, das gibt den Ausſchlag.

Unten auf der Hausflur traf ich noch die alte Frau an, welche in der That eine kluge freundliche Frau, und einiger Maßen liebenswürdiger denn ihre Tochter. Denn davon bin ich überzeugt, daß ſie ſich mit mir viel lieber unterhält, als mit dem Herrn Flacker, aus dem Sabinchen gar ſo viel Weſens macht. Aber ich will dieſer letzteren zeigen, daß ich nicht jederzeit ihr allerunterthänigſter Sclave bin, und daß ich mich zu Zeiten auch noch ein wenig fühle, obwohlen ſie mir die Hand nimmt, und ſo ſchön bittet. Heute hätte ich hinkommen ſollen; aber ich gehe nicht, es hat Zeit bis morgen. Ja, Vortrefflichſte! heute werden Sie wohl nimmer Gelegenheit finden, mich auszulachen!

Pagina VI. Am 3. September.

Von Gift und Galle ſtrotzen
Und eigenſinnig trotzen,
Und dem ſich widerſetzen,
Was uns doch mag ergetzen,
Iſt für kein Glück zu ſchätzen!
Dann ſteh'n wir da, und ſtutzen,
Es bringt uns keinen Nutzen!

Wenn der Menſch mit ſich ſelbſt zu zanken hat, ſo iſt der Menſch am ärgerlichſten!

Lieber Himmel! ich möchte vor Verdruß auf eine oder auf die andere Art an den Wänden hinaufklettern. Ich komme hin, ſie war nicht zu Hauſe. Alle Thüren auf das Sorgfältigſte verſperrt, ſelbſt die Klingel weggenommen. Ich frage unten zu ebener Erde: was hör' ich? Die Frau Mama ſei mit ſammt ihrer Tochter und der Magd auf das Land gefahren, und würde über eine Woche ausbleiben. Und wohin? das könne man mir nicht ſagen, ich müßte denn etwas Nothwendiges auszurichten haben, denn die Frau Mama wolle ungeſtört die Landluft genießen, ſo lang' es ſchön ſei.

Dießmal, o Felix, haſt du dich verrechnet.

Pagina VII. Am 4. September.

Ich ſitz' in einer Ecke,
Und möchte gern ſtudiren,
Doch, wie ich's mag probiren,
Es geht nicht recht vom Flecke.

Wenn der Mensch zum Studiren keine Lust hat, so soll er keineswegs studiren.

Ich bin ein freier Mensch, und das Examen ist vorbei. Und wenn das Examen auch nicht vorbei wäre, so bin ich demungeachtet ein freier Mensch. Und wenn ich auch kein freier Mensch wäre, so ging ich doch auf jeden Fall spazieren; denn ich muß spazieren gehen.

Hätte ich nicht trotzen wollen, und wäre ich zur rechten Zeit hingegangen, da ich bestellt war, würde mir Sabine gesagt haben, wohin ihre Mutter reise, und so würde sie auch allenfalls hinzugesetzt haben: »Mein lieber Herr Felix, machen Sie uns einmal das Vergnügen;« und ich würde dann nicht hier sitzen, und alle Augenblicke ein anderes Buch zumachen. Aber ich sage jetzt: sullicit, wir wollen auf Entdeckungsreisen ausgehen; wir wollen herumsuchen in denen Dörfern und auf denen Meierhofen, bis daß wir finden, wornach unser Herz sich sehnt. Frisch gewagt ist halb gewonnen; sothanes Sprichwort wollen wir in Erfahrung bringen, und uns drei Viertel Pfund Creyer-Käse und etwelche frugale Brote einkaufen, auf daß und damit uns auf dem Wege kein Hunger überfallen und vom Ziele abwenden möge.

Pagina VIII. Den 4ten Abend.

Und die Lerchen singen schöne,
Und man höret ihre Töne
Weit und breit aus blauen Lüften,
Und ich wandle durch die Auen.
Und ich kann kein Dorf erschauen,
Und es schmerzt mich um die Hüften.*

Wenn der Mensch lang zu Fuß geht, so wird der Mensch sehr müde.

Da sitze ich auf einem Feldstein, und habe so meine Schreibtafel vor mir, und konnte noch eine Menge Verse hineinschreiben. Aber was helfen die Verse? Ich bin wenigstens schon durch drei Dörfer und sechs Meierhöfe gegangen, und nirgends war eine Spur von Sabinchen anzutreffen. Vielmehr hat mich der Hühnerhund im letzten Dorfe ganz verzweifelt in beide Waden gebissen, die ohnehin niemals in einem guten Status sich befinden. Was ist doch die Liebe für ein närrisches Ding? Da geht man in der Welt herum, wird erbärmlich müd, und läßt sich von Hunden beißen. Wenn nur keine Wuth daraus wird, das wäre eine elendigliche Geschichte!

Demungeachtet lasse ich mich nicht abschrecken, denn ich setze Sabinchen, das ich suche, gleich dem x, den Ort, wo sie sich aufhält, gleich dem y, meine Füße und all die Dörfer, die vor mir liegen, gleich den bekannten Dingen in der algebraischen Gleichung, und der wunderliche Umstand ist nur der, daß ich das y sogleich weiß, sobald ich das x

ausfindig mache, nicht aber auf jeden Fall das x, wenn ich schon das y wüßte. Vielleicht war jenes Dorf, wo es mir so übel erging, schon jenes y, aber ich konnte es nicht als solches erkennen, weil das x, d. i. Sabinchen, nicht zum Vorschein kam. Man nennt das in der Algebra eine unbestimmte Gleichung; das kümmert mich aber wenig, denn an dem y ist mir ganz und gar nichts gelegen, wenn ich nur das x finde.

Pagina IX. Am 5. September.

Durch alle Fingerspitzen
Fühl' ich die Freude blitzen,
Kann nicht die Feder spitzen,
Kann stehen nicht, nicht sitzen,
Fühl' Alles in mir zucken,
Ein unbeschreiblich Jucken,
Ein banges Herzedrücken,
Ein Rieseln über'm Rücken,
Ein Kitzeln in den Sohlen,
Kurzum, in allen Stücken
Ich sag' es unverhohlen,
Will mich die Lust verrücken!

Wenn der Mensch zu viel Vergnügen hat, so ist er eben so dumm, als wenn er zu viel Verdruß hat.

Ich weiß in der That nicht, wo ich zuerst anfangen soll, demungeachtet will ich anfangen.

Ich hatte mich gestern wieder aufgemacht, und war weiter gegangen. Die Dämmerung brach ein, der Hunger brach aus. Ich genoß in stillen Betrach-

tungen eins von meinen Broten, und ein erkleckliches von meinem Croyer Käse. Alle Leidenschaften schwiegen in mir, bis auf den Appetit, und selbst dieser wurde nach und nach ruhiger. Endlich schwieg er ganz, ich schloß daraus, daß ich genug der Gaben Gottes zu mir genommen habe, und beschäftigte mich, die noch ziemlich ansehnlichen Überreste wieder gehörig einzuwickeln, da fühlte ich zwei weiche Händlein um mein Angesicht sich schlingen, und mir fest die Augen zudrücken. Gleich darauf erschrak ich sehr heftig, ermuthigte mich jedoch, und dachte in mir: dieß sind gar liebe Hände, die sich einen unschädlichen Scherz mit dir machen, und wirst du, so fern du nur geduldig da sitzen thust, über kurz oder lang in Erfahrung bringen, wem sie angehören. Ich hatte auch wirklich das rechte Mittel ergriffen, denn über meinen Haaren hauchte es ganz anmuthig warm, und endlich lachte es gar überlaut, und da war ich gleich so besonnen, und sprach: »Mamsell Sabinchen.« Und da stand sie auch richtig vor mir, das x sowohl als das y waren gefunden.

»Habe ich Sie endlich?« rief ich ganz laut, und hatte vor lauter Freude die Keckheit, ihr die Hand zu drücken. Sie erwiederte dieß zwar nicht, indessen, sie hatte mir ja die Augen zugedrückt, und das ist auch ein Druck, der etwas zu bedeuten hat. Mir thun die Augen noch wehe davon, bis auf den heutigen Tag!

Wer weiß, was ich nicht noch Alles gesagt hätte,

wenn es so fortgegangen wäre. Aber die Frau Mama trat jetzt auch hervor, und ich verfiel einiger Maßen in Respect, der eine natürliche Folge der schuldigen Ehrerbietung war, den man gegen die Frau Mama haben muß. Sie war so gütig, mich in den Garten herein zu nöthigen, auf einem steinernen Bankchen daselbst mich niederzusetzen zu heißen, und mir eine Flasche Bier holen zu lassen, aus welcher Sabinchen selbst mir einschenkte. Welch eine doppelte Aufmerksamkeit! Sie wußte, daß der Wein meinem Gleichgewichte nachtheilig sei, und daß das Bier mir nur dann recht herrlich schmecken könne, wenn es von Sabinchens Hand eingeschenkt wird. Was sind das für erfreuliche Aussichten!

»Warum sind Sie damals nicht gekommen?« fragte Sabinchen halblaut, als sie mir selbiges Bier einschenkte. Ich wurde feuerroth, und stotterte etwas, was sie wahrscheinlich verstand, ungeachtet ich es selbst nicht verstand. Sie lächelte, und das mit einer gewissen anständigen Ernsthaftigkeit, die ihr ganz unvergleichlich gut ließ, und sah mich sodann mit einem so großen dunkelbraunen Blick an, welcher mir deutlich sagte: ich weiß, daß du getrotzt hast, allein ich bin nur vergnügt, daß ich dich wieder einmal vor mir sehe. Weiter aber sagte sie kein Wort mehr, sondern setzte sich mir gegenüber, strickte mit ihren allerliebsten Fingern, die meinen Augen so weh und so wohl gethan hatten, emsig fort, und sah mich von Zeit zu Zeit recht zu-

traulich und freundschaftlich, und mitunter auch etwas verwundert an. Und daß sie sich über mich verwunderte, hatte sie ganz recht, ich wunderte mich selbst über mich, so gelaufig war meine Zunge, und so viel und geschwind wußte ich zu reden. Freilich nur mit der Frau Mama, aber Sabinchen saß ja dabei, und konnte sich nun recht gut überzeugen, daß ich einen vernünftigern Discurs zu führen im Stande sei, als der junge Herr Flacker, der Geck.

Was mag mich aber dazu getrieben haben, fortzugehen, wo ich doch so gern geblieben wäre? Die Frau Mama bat mich so dringend, diese Nacht dort zu bleiben, und noch einen Morgenspaziergang mit ihnen zu machen, ich aber lehnte es ab, und behauptete, ich hätte entsetzlich viel zu thun. Und ich habe doch eigentlich jetzt gar nichts zu thun, oder viel mehr, ich kann nichts thun, denn zu thun hat der Mensch immer, besonders wenn er die Algebra studirt, und unbekannte Dinge sucht. Die Frau Mama nannte das Eigensinn, ich aber nenne es anders. Ich sage, der Mensch soll niemals gar zu sehr vergnügt werden, und noch weniger soll der Mensch sein Glück beschleunigen, und seine Freude, so zu sagen, mit Löffeln essen. Genug, dachte ich in mir, genug! Du hast deinen Wunsch erreicht, du hast dein x gesehen, und es ist dir freundlich gewesen: was willst du mehr? Die Formel in der Gleichung hast du nun einmal gefunden, mache keinen gewöhnlichen arithmetischen Calcul daraus, und lasse du

nicht einfallen, die vielbedeutenden Buchstaben in beschränkte Ziffern umzuwandeln. Noch immer weißt du nicht diese Sabine zu entziffern, noch immer ist sie dir ein geheimnißvolles x, bei welchem du dir eben sowohl Alles, als auch gar nichts denken kannst, und du wirst noch eine Menge Gleichungen auffinden müssen, ehe du mehr zu erfahren im Stande bist. Mache daher den Zurückgezogenen, den Bescheidenen, der du wirklich bist, und trolle dich deiner Wege.

So ging ich denn auch, und Sabinchen sagte ganz freundlich, genau so wie ich's erwartet hatte — »Lieber Herr Felix, machen Sie uns bald wieder das Vergnügen.« Was aber die Frau Mama sagte, habe ich wahrhaftig nicht gehört.

Pagina X. Am 6. September.

Es schwebt der Mensch im Gaudium
Nicht lange,
So wird ihm bald hinwiederum
Recht bange;
Nicht ist ihm, wohlgemuth zu seyn,
Beschieden,
Denn Regen folgt dem Sonnenschein
Hienieden.

Wenn der Mensch nicht weiß, wie er daran ist, so ist er sehr übel daran.

Und wenn der Mensch auch noch so viel gelesen und studirt hat, so scheint der Mensch bei Allem dem doch nicht klüger zu werden.

Es exiſtirt zwar eine gute alte Fabel von dem guten alten Gellert, enthaltend die Geſchichte einer geſchwätzigen Auſter auf dem Kirſchbaum. Hatte dieß einfältige Thier nicht ſolch ein Geſchrei von ſeiner Glückſeligkeit erhoben, ſo waren nicht ſo viele andere herbeigeflogen, um den Fund mit ihm zu theilen, oder gar für ſich allein zu behalten. Und hätte ich dieſe Fabel auch nicht geleſen, aber nur den Sinn davon in mir getragen, ſo wurde ich jetzt nicht ſo übel daran ſeyn. Großer Euklid! unſterblicher Vater der Algebra! du haſt gewiß niemals geſchwätzt, und nichts vermochte dein tiefſinniges Schweigen zu löſen. Ich kleiner Felix aber ſchwätze, und komme ganz aus der Gleichung.

Ich ſitze eben um die Abendſtunde zwiſchen meinen Büchern, jedoch ohne zu ſtudiren, da klopft etwas, und ich ſage: »Herein.« Tritt nun Jemand ein, macht mir ein in der That ſehr anſtändiges Compliment, und iſt Niemand anderer, als der leibhaftige Herr Flacker ſelbſt! Ich erſtaune über alle Maßen, der Geck aber thut ſchon wieder, als wenn er da zu Hauſe wäre, ungeachtet es das erſte Mal in ſeinem und meinem Leben iſt, daß er zu mir kommt. Ich will ihm einen Stuhl anbieten, aber er ſitzt ſchon. Ich will ihn fragen, was ihn denn zu mir führe? aber er ſpricht ſchon. Was ſolche Leute doch ungenirt ſeyn können!

»Beſter Herr Entenſchnabel,« ſagte er, »laſſen Sie ſich küſſen.« Ich ließ mich küſſen, denn der Kerl

iſt um ein Bedeutendes ſtärker als ich. »Sie haben Sabinchen geſehen?« fuhr er fort. »Sie glücklicher Menſch! Ich weiß Alles.« — »Woher wiſſen Sie?« rief ich mit einer Heftigkeit aus, und hatte eine Art von tödtlichem Schrecken dabei. — »Woher?« antwortete er, »das können Sie leicht errathen. Ihr Schulfreund Schlipp, dem Sie heute Nachmittag Alles erzählt haben, kommt zu meiner Schweſter, und ſpricht davon, meine Schweſter kommt zu mir, und ſpricht wieder davon, und ich komme ſogleich zu Ihnen, um noch ein Mal davon zu ſprechen. Sie ſind ein findiger Geiſt, ich aber ein ſpitzfindiger. Werden Sie nicht morgen wieder hingehen? Ich weiß, daß Sie es thun wollen, und wie froh wär' ich, wenn ich Sie begleiten dürfte! Aber ich habe keine Zeit. Sind Sie recht gut aufgenommen worden? O gewiß, Sie gelten ja bei Sabinchen Alles! Ich ſag' Ihnen, ſie ſchätzt Sie, als einen wohlerzogenen und gelehrten jungen Mann, und bedauert nur, daß Sie ſo wenig reden.«

Ich mußte nur lächeln bei dieſen Worten, denn ich wußte ja noch, wie viel ich geſtern geſprochen hatte. Das wird ſie nimmer bedauern, dachte ich.

»Sie lächeln,« fuhr er mit einer entſetzlichen Geſchwindigkeit fort; »wahrſcheinlich wiſſen Sie, warum. Lieber Gott, ich möchte weinen, daß ich nicht morgen mit Ihnen gehen kann. Allein meine Geſchäfte halten mich noch dieſe ganze Woche hier feſt, und doch hätte ich Sabinchen ſo viel Wichtiges zu ſagen.

Sie, lieber Herr Felix, könnten mir da eine sehr große Freundschaft erweisen.« — »Ich?« sagte ich ganz verwundert. — »Ja, Sie,« sprudelte er weiter, und drückte mir an die vier oder fünf Mal die Hand. »Sie könnten ihr diesen Brief von meiner Mutter überbringen, da Sie doch ohnehin hinausgehen: Sabinchen wird Ihnen sehr vielen Dank dafür wissen, und ihre Frau Mama auch. Beide werden dadurch gar sehr erfreut werden. Solch eine Gelegenheit, sich diesen Damen gefällig zu erweisen, werden Sie doch nicht ausschlagen? O dafür sind Sie viel zu dienstfertig!« — Und hiemit legte er ohne Weiters den Brief auf den Tisch, umarmte mich, küßte mich, wünschte mir für morgen eine glückliche Reise, und ging.

Nun frage ich, was für neue, unerwartete, sonderbare, verwirrte und unerklärliche Dinge? Wie werde ich aus allen diesen Buchstaben eine Gleichung zusammensetzen, mittelst welcher ich mich aus der übeln Lage, worin ich mich befinde, herausfinden kann?

Für heute will ich schlafen gehen.

Pagina XI. Am 7. September.

Es strahlt Aurora von den Ziegeln
Der nachbarlichen Dächer wieder,
Darum bemüh' Dich aufzuriegeln,
Freund Felix, Deine Augenlieder;

Es hatten Träume Dich zum Narren,
D'rum iſt anjetzt Dein Kopf ſo wüſt;
Doch darfſt Du nimmer zweifelnd harren,
Ein Mann iſt, wer ſich raſch entſchließt!

Wenn der Menſch früh aufſteht, ſo hat der Menſch gute Gedanken.

Und wenn der Menſch mit der Morgenſonne fortgeht, ſo kommt der Menſch mit der Mittagsſonne an Ort und Stelle.

Ich will alſo gehen, und dieſen fatalen Brief abgeben. So ganz fatal iſt er nun doch nicht, denn ohne ihn hätte ich mich kaum hinzugehen getrauet, nun aber kann ich es getroſt thun, ich komme ja nicht um nichts und wieder nichts; ich habe ja einen Brief abzugeben. Und was für einen Brief? einen wichtigen, einen angenehmen Brief. Freilich, bedenke ich auf der einen Seite, von wem er kommt, und auf der andern Seite, daß ich dadurch quasi zu einem ſogenannten Briefträger erniedrigt werde, wozu auch ein Menſch gut genug iſt, der gar keine Algebra verſteht, ſo wird mir wieder etwas flau. Allein, was iſt zu thun? zu Hauſe bleiben? das will ich nicht. Den Brief nicht mitnehmen? das darf ich nicht. Auf der dritten Seite darf ich ja auch nur bedenken, daß dieſer Brief nicht von dem jungen Flacker, ſondern von ſeiner Mutter geſchrieben iſt, das gibt auch wieder eine kleine Erleichterung. Die Adreſſe ſieht freilich nicht darnach aus, indeſſen, man weiß ja, daß die Frauenzimmer nicht gern ſelbſt Adreſſen ſchreiben.

Auf der vierten Seite aber tritt eine neue Bedenklichkeit ein, und die beſteht darin, daß ich nicht gerade zur Mittagsſtunde hinkommen möchte, damit es nicht den Anſchein habe, als wäre es, gewiſſer niedriger Abſichten wegen, ſo eingeleitet. Dem wäre zwar leicht abzuhelfen, wenn ich ſpäter ausginge, und folglich auch ſpäter daſelbſt ankäme; allein da ſind wieder einige andere Umſtände dagegen: einer Seits, daß es in den Morgenſtunden viel angenehmer zu gehen iſt, anderer Seits, daß ich nicht müd' und matt anlangen möchte, maſſen eine ſolche Müdigkeit nicht nur zu einem erbärmlichen Ausſehen, ſondern auch zu Unbehutſamkeiten im Gehen, Stehen, Complimentiren und Reden Gelegenheit geben könnte.

Wie helfe ich mir da wieder heraus? Ganz einfach, und ſehr natürlich. Ich gehe jetzt fort, mache nach zurückgelegten zwei Dritteln des Weges Halt, erquicke mich mit mitgenommenen Victualien, ruhe aus, und gehe dann muthig bis an das Ziel. Und ſomit iſt dann Alles ausgeglichen.

Ließen ſich doch die übrigen Gleichungen auch ſo gut conſtruiren, als dieſe! Das wird ſich zeigen.

Pagina XII. Am 7. hujus Abends.

Es geht der Menſch mit ſeinen Füßen
Den weiten Weg gar viele Stunden,
Und läßt ſich keine Müh' verdrießen,
Bis was er ſucht er aufgefunden;

Ob Disteln auch mit tausend Spießen
Und scharfe Steine ihn verwunden,
Ob alle Führer ihn verließen,
Und jeder Fußsteig ihm entschwunden;
Rasch steigt er immer fort, und müßt' er ewig steigen,
Bis, was sein Herz erfreut, sich seinem Aug' muß zeigen.

Und ist der Mensch zum Ziel gekommen,
So will's ihm dennoch wieder bangen,
Es ist sein Herz gar sehr beklommen;
Es kneipt ihn, wie mit heißen Zangen;
Er macht sich Muth, doch will's nicht frommen,
Es ängst'gen ihn des Argwohns Schlangen:
Das Brieflein, das er mitgenommen,
Ist ihm nicht aus dem Kopf gegangen;
Und wie er endlich auch die Sache mag bedenken,
Umflochten sieht er sich von wunderlichen Ränken.

Wenn der Mensch nicht auf seinen Weg sieht, so verirrt sich der Mensch.

So ist es mir gestern gegangen, und erst gegen Abend erreichte ich meiner Wanderung Ziel. Sabinchen und ihre Frau Mama bewillkommten mich sehr freundlich, aber traurig. Sie wurden jedoch bald darauf wieder lustig, und das machte der Brief. Bei den ersten Zeilen schon fing Sabine helllaut an zu lachen, und sah auf mich, ich aber wurde etwas ernsthaft und sah auf Sabine. Sie las immer geschwinder, immer fröhlicher wurden ihre Züge, und die Frau Mama konnte sich ihrer Seits auch nicht satt lesen. Endlich lief Sabinchen auf mich

zu, machte mir einen holdſeligen Knix, druckte mir ganz deutlich die Hand, und ſprach: »Ich danke Ihnen, lieber Felix.« — »Sabinchen,« rief die Frau Mama, »haſt Du die Nachſchrift ſchon geleſen?« Sabinchen las die Nachſchrift, hüpfte auf, wie ein junges Hühnlein, küßte ihrer Mama die Hand, kam dann wieder auf mich zu, und — — .

Ich kann unmöglich weiter ſchreiben.

Pagina XIII. Am nämlichen Abend.

Wenn Etwas geſchieht, was ſich nicht ſchickt,
So iſt's kein Wunder, daß man erſchrickt.

Ich erſchrak auch wirklich, und wäre gewiß blaß geworden, wäre ich nicht bis über die Ohrläppchen hinauf erröthet. Du lieber Himmel! Dergleichen iſt mir gar noch niemals widerfahren! Ich habe wohl geleſen, was verſchiedene Poeten davon melden, aber das thut gerade ſo viel, um einen rechten Begriff von der Sache zu geben, wie ein Kuchenzettel, den ein Hungeriger lieſ't, um ſich zu ſättigen.

»Was iſt das, Sabinchen,« hörte ich die Frau Mama rufen. »Biſt du ſchon wieder leichtfertig?«

»Liebe Mama,« ſagte Sabinchen darauf, »Sie haben Recht, aber es iſt in der Übereilung nicht anders möglich geweſen. Ich muß ja dem guten Felix meinen Dank bezeugen.«

»Das kann man auf eine anſtändigere Weiſe thun, Sabinchen.«

»Liebe Mama, Sie haben Recht, aber der gute Felix ist ein so lieber, stiller, gesetzter Mensch, dem ich recht sehr gut seyn kann.«

»Du hast ihn aber durch dein kindisches Betragen ganz in Verwirrung gesetzt.«

»Liebe Mama, dafür kann ich ja nicht? und daß ich so vergnügt bin, und gleich mit ihm einen Walzer tanzen wollte, dafür kann ich auch nicht.«

»Man muß sich niemals so kindisch freuen, Sabinchen, besonders wenn man einmal im siebenzehnten Jahre ist. Sie müssen ihr verzeihen, lieber Herr Entenschnabel.«

Ich lächelte, vermuthlich ein wenig einfältig. Ach, was kann ich dafür, daß ich zuweilen gleichsam ein Esel bin. Ich wußte jetzt eine Menge Sachen, die ich darauf hätte antworten können, aber damals fiel mir eben nichts ein. Und was das Verzeihen anbelangt — lieber Gott, damit hats bei mir gute Wege. Ich würde vielleicht gesagt haben: »Ich wünsche nur recht oft in den Fall zu kommen, dergleichen zu verzeihen« — wenn ich mich unterstanden hätte, so witzig zu seyn, wie der junge Herr Flacker, der ganz gewiß diesen, überaus angenehmen Brief selbst geschrieben hatte, nicht aber seine Mutter, wie er mir weiß machen wollte. Man ist zwar dumm, aber so viel Einsicht hat man doch!

Ich wußte auch sonst wirklich nicht, warum dieser Brief noch wenigstens sechs Mal von Sabinchen gelesen wurde, so, daß die Frau Mama mehr als

einmal sagte: »Sabinchen verderbe Dir nicht die Augen.« Mir verdarb selbiger Brief wenigstens den Appetit zur Abendmahlzeit, so, daß die Frau Mama mehr als hundert Mal sagte: »Herr Entenschnabel langen Sie zu! Ein junger Mensch muß essen!« Da legte mir Sabinchen endlich selbst vor, und da aß ich; darauf las sie wieder ihren Brief, und da legte ich wieder die Gabel nieder, und so hatte denn die gute Frau Mama in Einem fort zu reden und zu mahnen.

Es mochte dieß auch die Ursache gewesen seyn, daß sie so bald schlafrig ward. Sie nickte ein, und schlummerte süß, da saß ich denn mit Sabinchen so, was man allein nennen kann. Sie lächelte und sprach Allerlei, das weiß Gott, warum ich nichts davon gehört, und noch weniger davon mir gemerkt habe. Warum sah sie auch zwischen jeden fünf Worten wieder in den verwünschten Brief! Ich muß aber eigentlich etwas Sonderbares in meinen Augen gezeigt haben, denn es dauerte nicht lange, so zupfte Sabinchen die Frau Mama ganz manierlich und sittig am Arm, und sagte: »Frau Mama, Herr Felix ist schlafrig.« Und so standen wir denn auf.

Die Mädchen sehen Einem zwar Alles an, aber dießmal hatte sich Sabinchen doch geirrt. Ich weiß, daß ich nicht schlafrig war, sonst würde ich jetzt schlafen, und diesen Tagsbericht auf morgen verschieben. Aber ich kann nicht schlafen!

Es läßt Sabinchen ganz prächtig, wenn sie so

in einer Hand die Schlüssel, in der andern Hand den Leuchter trägt, vorangeht, und das Zimmer aufsperrt. Sie that das Alles mit so viel Aufmerksamkeit für mich, und ich wußte gar nicht, wie ich mich gegentheils recht höflich und dankbar anstellen sollte. Sie gab mir den Leuchter in die rechte Hand, drückte mir die linke, sagte: »Schlafen Sie wohl, lieber Felix, und lassen Sie sich etwas recht Angenehmes träumen,« und verschwand. Ich aber blieb stehen, und sah ihr lange nach, wohl eine Viertelstunde. Und jetzt sitze ich so da, und es ist mir ganz wunderlich.

Was soll ich auch davon denken? Jene fast kindische, freundliche Freude- und Dankerweisung hat erstaunlich viel zu bedeuten; kömmt mir vor, wie eine unendliche Größe, und gehört ganz eigentlich in die Indifferential-Rechnung. Leider hebt dieser Brief jene Gunst wieder auf, und ich kann da nicht in das Klare kommen. Die Aufmerksamkeit, mit welcher sie mir vorleuchtete — ich erinnere mich jetzt auch, daß sie mir sagte: Stolpern Sie nicht, lieber Felix,« — der Händedruck beim Gehen, und dergleichen mehr, sind zwar kleinere Factoren, die aber gegen einander kein unerhebliches Product geben. Freilich hätte sie mir lieber die rechte Hand drucken sollen, als die linke, aber sie bedachte ja dabei, daß ich den Leuchter nicht anders als in die rechte Hand nehmen konnte, oder habe ich vielleicht selbst, gewohnter Maßen, die rechte Hand darnach gelangt, und sie

ist dann vollends nicht Schuld an der Verwechslung? Ich will morgen im Nachhausegehen darüber nachdenken, für jetzt aber mich in das Bett legen, und im Gedanken einige algebraische Aufgaben machen; vielleicht, daß ich darüber einschlafe.

Aber nein, da fällt's mir zum Glücke wieder ein, daß Sabinchen mir sagte: »Lassen Sie sich etwas recht Angenehmes träumen.« In was für Beziehung, aus welchen Absichten mag sie wohl das gesagt haben? Was dachte sie sich dabei? Was meinte sie damit? Was soll ich mir dabei denken?

Pagina XIV. Am 8. September.

Zorn, Du bist ein spitzer Dorn
Wuth, Du bist wie Kohlengluth;
Matt gejagt vom Rachesporn,
Und veräschert all' mein Muth

Sitz ich da — —

Der Mensch ist nicht dazu bestimmt, die Briefe anderer Menschen hin und her zu tragen.

Und wenn es auch Menschen gibt, die sich damit befassen, so thun sie es nicht qua Menschen, sondern qua Briefträger. Ich aber mag durchaus kein Briefträger seyn. Insbesondere mag ich des jungen Flackers Briefe an Sabinchen eben so wenig bestellen, als Sabinchens Briefe an den jungen Flacker. Sie glaubte wohl, es könnte mir gar nicht einfallen, daran zu zweifeln, daß das Briefchen, das sie mir einhändigte, etwas Anders seyn könne, als ihre

und ihrer Frau Mama Antwort an des Herrn Flackers seine. Wenn die Sache nicht gar so natürlich wäre, so hätte ich auch in der That einen Glauben daran, allein sie hätte den Brief nur etwas versichtiger zuschließen, und nicht so dicht an alle Ränder vollkritzeln sollen; denn wenn der Mensch etwas trägt, so darf er es doch wohl ansehen? Und da sind mir denn hie und da abgerissene Worte anschaulich geworden, die zusammen eben keine unbestimmte Meidung construiren!

Ich bin heute sehr geschwind nach Hause gegangen, und so mud' ich bin, kann ich doch nicht sitzen. Demungeachtet fahrt mir ein ganz guter Gedanke durch den Kopf. Dieser Brief, den ich billiger Weise und genauer überlegt, ein Mal für alle Mal doch abgeben muß, ist, abgesehen von allen unüberlegten und listiger Weise gemachten Entdeckungen, ein Mal für alle Mal nicht an den jungen Flacker selbst, sondern an die Mutter dieses fatalen Menschen überschrieben. Es folgt daraus, wie der Zusatz aus einem Grundsatz, ganz algebraisch, daß ich ihn nicht an den jungen Flacker abgeben darf, an den er eigentlich gerichtet ist, sondern an dessen Frau Mama, an die er eigentlich nicht gerichtet ist.

Nun frage ich aber, wie will ich ihn abgeben an diese Frau, deren Wohnung ich nicht kenne, und von der ich nicht einmal wußte, wie sie heißt, wenn sie nicht einen Gecken zum Sohn hatte, der mich auf den Fuß trat, und mich zum Briefträger ge-

braucht, wie und wann es ihm beliebt. Allein auf dieser Welt hängt Alles zusammen, und Eins folgt aus dem Andern, wie in der Algebra. Wer war eigentlich Schuld an der ersten Briefpost? Mein geschwätziger Schulfreund, Schlipp, der mir, trotz seiner Geschwätzigkeit, doch noch niemals gesagt hatte, daß der junge Flacker ein besonderer Freund von ihm sei. Wer soll also die Retour-Post bestellen? Derselbe, und ich will weiter mit der ganzen Sache nichts mehr zu thun haben.

Pagina XV. Denselben Abend.

Daß dieser junge Mensch nichts tauge,
Gesch'n hab' ich's mit meinem Auge;
Daß sie nicht mehr sein Netz umgarne,
Ist's Zeit, daß ich Sabinchen warne,
Drob sie in mir den Freund erkenne,
Und mich den lieben Felix nenne!

Was der Mensch sieht und hört, das weiß der Mensch gewiß.

Und wenn der Mensch auch Ein Auge zudrückt, so bleibt doch das andere offen.

Dieser junge Herr Flacker soll mich nicht umsonst zum Narren gehabt haben. Was ich von ihm gesehen habe, will ich zwar nicht an Mann bringen, wohl aber an Sabinchen, und das nicht boshafter, sondern gerechter Weise. Das gute Kind soll einsehen, daß er sie nicht minder hintergeht als mich, sie soll wissen, daß er es nicht mit ihr allein hält, sondern

auch mit Andern. Was sind diese jungen Herrn doch ruchlos! Während Unsereins sich auf alle mögliche Art den Kopf zerbricht, um herauszubringen, wie er mit einer Einzigen stehe, ob er ihr wichtig, oder ob er gleichgiltig, ob er ihr angenehm, lieb und werth, oder aber ob er ihr unlieb und unwerth sei, und ewig sucht, ohne zu finden, wo und was und warum es fehle, suchen diese unseligen Glückskinder gar nichts, weil sie Alles finden, ehe sie noch zu suchen anfangen. Sie bedürfen der Algebra gar nicht, denn für sie gibt es kein x, und keine Grösse ist ihnen unbekannt; hingegen werfen sie sich ganz platt auf die gemeine Arithmetik, und was haben sie davon? Man sieht ihnen in die Rechentafel, und weiß auf den ersten Blick, wo sie sich verzählt haben.

Weiche von mir, Schlaf, sobald das Frühlicht aufdämmert; denn eilen will ich durch Reif und Nebel, durch Stoppeln und Herbstwiesen, zu Sabinchen.

Pagina XVI. Am 9. September.

So ich nunmehr heim gestiegen,
Fühlt' ich wunderlich Vergnügen.
War mir wohl, und mocht' ich springen,
Und zerschied'ne Lieder singen,
So ich's hätte in der Übung;
Blieb jedoch nicht lang so helle,
Merkte bald des Herzens Trübung,
Da ich ihn sah, auf der Stelle;
Weiß nicht, wie ich dem Verwegnen
Aller Orten muß begegnen.

Sabinchens Frau Mama war nicht zu Hause, sie selbst aber lief mir ganz freudig entgegen, ergriff meine Hand, und sagte: »Ach mein guter Felix, bringen Sie mir einen Brief?«

»Nein, Sabinchen,« sagte ich, »der Herr Flacker hatte dieß mal keine Zeit gehabt, und er hat wohl schwerlich daran gedacht, an Sie zu schreiben.«

»Hat er — hat seine Mutter — haben Sie« —

Hm hm! dachte ich bei mir, jetzt ist Sabinchen in Verwirrung, Verirrung, Zerstreuung und Bestürzung gerathen. Vermuthlich erschrickt sie darüber, daß ich den Zusammenhang mit den Briefen so gut einsehe? Sie soll noch mehr erschrecken, und wirklich erschrak sie noch mehr.

»Ach, mein lieber Felix,« sagte sie, als ich meine Erzählung geendiget hatte, »ist es wirklich wahr? haben Sie recht gesehen?« und dabei weinte das gute Kind, und sah so betrübt und schmerzlich vor sich hin, daß es mir in die Seele weh gethan hatte, wenn es mir nicht lieb gewesen wäre. Je traurigter sie wurde, deste vergnügter fühlte ich mich in mir selbst, ich stand gewisser Maßen kühl und ruhig da, und gedachte in mir: »Jetzt kommt die Reihe an dich.«

Sie nahm mich bei der Hand, führte mich zu einer Weinlaube, ließ mir eine Schüssel Milch holen, und Brot, solches darein zu brocken. Sie setzte sich, und lehnte ihr braungelocktes Köpfchen an die Hände. Ich aber ließ die Milch unberührt stehen, und brockte auch kein Brot hinein, sondern ich saß da, und be-

merkte, daß das Laub der Weinreben in verſchiedene Lappen ausgeſchnitten ſei. Nicht lange aber ſchwieg Sabinchen. »Alſo, es iſt wirklich wahr, daß Sie ihn geſehen haben?«

»Ja, Sabinchen! mit beiden Augen.«

»Und ein Mädchen ging mit ihm?«

»Ja, Sabinchen.«

»Und einſam?«

»In der engliſchen Anlage. Ich lag eben im Gras, und neben mir der Euklid; da kamen ſie vorbei hinter dem Geſträuche.«

»Und was ſprachen ſie zuſammen?«

»Allerlei. Einiges davon habe ich gehört, und Einiges habe ich nicht gehört. Wie ich eben recht aufpaſſen wollte, und mich dazu aufrichtete, machte ich einiges Geräuſch, und dann gingen ſie weiter. Aber den Namen Sabinchen habe ich ihn ausſprechen gehört.«

»Meinen Namen? waren ſie luſtig dabei?«

»Sie ſcherzten und lachten zuſammen.«

»So hat er mich am Ende noch verlacht, verſpottet?«

»Möglich! Was iſt ſo ein junger Herr nicht Alles im Stande! Solche Gecken unterſtehen ſich, mit den ernſthafteſten Dingen ihren Spaß zu treiben! In der That, Sabinchen, ich begreife nicht, wie Sie einem ſolchen Menſchen gut ſeyn können! Es gibt Leute, denen er ins Geſicht lacht, und die freilich zu Zeiten etwas ungeſchickt ſind, weil ſie es nicht beſſer gelernt haben, und weil ſie ſo ſehr mit Stu-

dien beſchäftigt ſind, daß ihnen keine Zeit übrig bleibt, dergleichen hergebrachte und unweſentliche Dinge zu lernen, die es aber auf jeden Fall herzlicher und aufrichtiger meinen, als er, und die ſich gewiß nie unterſtehen werden, Sabinchen ſo leichtfertiger und frevlerischer Weiſe zu taufchen.«

Bei dieſer meiner Rede, die mir ſelbſt gefällt, indem ich ſie hier wieder aufſchreibe, ſeufzte Sabinchen, drückte mir die Hand, und fragte, warum ich denn nicht eſſe. Ich wußte darauf keine Antwort, als, daß ich keinen Hunger hatte. Ich ſah hierauf eine Thräne in ihrem Auge, und konnte daraus entnehmen, welches Mitleid ſie mit mir habe, und daß ſie gar wohl einſehe, warum ich keinen Hunger habe. »Ach,« ſagte ſie, »mir iſt jetzt Alles verleidet! Ich muß zu meiner Frau Mama, lieber Felix, ſie erwartet mich drüben auf dem Felde, wo ſie dem Flachs nachſieht. Ich würde ſie einladen mitzugehen, aber meine Geſellſchaft würde Ihnen heute lange Weile machen!«

»Ich will Ihnen gar nicht lästig ſeyn, Sabinchen: auch muß ich wieder fort.«

»Adieu, lieber Felix,« ſagte ſie. »Kommen Sie morgen gewiß wieder, gewiß! Seyn Sie mein Freund, tröſten Sie mich, haben Sie Mitleiden mit mir. Ich weiß, wie aufrichtig Sie es meinen!«

»Adieu, Sabine,« ſagte ich. Mir war, als müßte es wieder ſo kommen, wie am 7. hujus: aber nicht alſo.

Da sind nun freilich wieder viel positive Größen in meiner Gleichung, Dinge von großer Bedeutung und klarer Verständigkeit. Hätte ich nur den verwünschten jungen Flacker nicht angetroffen, sammt seiner boshaften Freundlichkeit! Ich war noch eine volle halbe Stunde gegangen, und war eben in einem tiefen Wäldchen, im Schatten der Gedanken, da hört' ich plötzlich etwas rauschen, ich blickte auf, und sah einen Pferdskopf, und wie ich höher hinauf sah, sah ich auch einen Menschenkopf, und dieser gehörte dem leibhaften jungen Flacker. Gleich hielt er an, schwatzte einige tückische Höflichkeiten her, und wollte sich mit mir in eine Art von Gespräch einlassen, ich aber machte ihm ein stummes Grußzeichen, was mehr von der Hand zum Hut, als vom Herzen zum Kopf hinwirkte, und sprang in das Gebüsch. Ich hatte mich durch dieß entschlossene Benehmen auch wirklich mit Ehre aus der Sache gezogen, wäre hinter diesem Gebüsche nicht ein Waldgraben im Hinterhalte gelegen, der mich in seine Tiefe aufnahm. Der Gaul lachte hellaut, gab seinem Gaul die Sporn, und sprengte davon, indem er mir zurief: »Lassen Sie Ihren Euklid nicht liegen!«

Was war dieß für eine Anspielung auf meinen Euklid? Woher weiß er am Ende auch, daß es einen Euklid gebe? Was sieht ihn auf einmal an, daß er Sabinchen einen Besuch macht? Wieso hat er jetzt Zeit dazu? Und wird sie ihm nicht den Rücken zuwenden? Und wird er hernach nicht in sie drin-

gen, warum ſie ihm ſo unfreundlich ſei? Und wird ſie ihm nicht ſeinen Frevel verhalten? Und wird er nicht ſogleich an mich denken, weil ich ihm unglücklicher Weiſe in den Weg gekommen bin? Das ſind eine Menge Fragen, zu welchen ich die Antworten theils errathen, theils nicht errathen kann! Unterdeſſen ſuche ich zu Hauſe meinen Euklid, und finde, daß er nicht zu finden ſei.

Pagina XVII. Am 10. September.

Es geht der Menſch ganz friedlich ſeiner Wege
Und denkt nichts Arges ſich in ſeinem Herzen,
Die Vögelein hört er in den Büſchen ſcherzen,
Und ſetzt ſich hin, daß er der Ruhe pflege.

Da ſtürzen ſie aus dunklem Waldgehege,
Die liſtig ſich mit Ruß das Antlitz ſchwärzen,
Und überladen ihn mit bittren Schmerzen,
Und meſſen nicht und zählen nicht die Schläge.

Und was ich Armer rufen mag und bitten,
Und was ich meine Unſchuld mag betheuern,
Sie ſchlagen fort, als müßt' es ewig dauern.
Was herrſchen doch für ungeſchlachte Sitten!
Wie iſt die Welt ſo reich an Ungeheuern!
O arge Welt, wie biſt du zu betrauern!

Auf was der Menſch am wenigſten gefaßt iſt, das trifft den Menſchen am erſten.

Und ob dem Menſchen Unrecht geſchieht oder nicht, das kümmert die Andern wenig.

So bin ich denn auf eine Art gemißhandelt worden, die vor der Hand meinem Körper weher thut, als meinem Gemuthe, nach der Hand aber meinem Gemuthe mehr, als meinem Körper. Diese blauen Flecke, von denen ich die zahlreichsten nicht einmal erblicke (ich müßte mich denn zwischen zwei Spiegel stellen, was mein jetziges Hausgeräth nicht zuläßt), werden über kurz oder lang verschwinden, aber die mit selben verbundene Kränkung wird niemals verschwinden. Ich, der ich selbst als Kind nie Schläge erhalten habe, dessen sittsamer, stiller, fleißiger Lebenswandel allen übrigen Buben und sonstigen jungen Leuten zum Muster aufgestellt wurde, ich, der nie eine Mücke beleidigte, werde hinterrucks angefallen, und unanständiger Weise durchgeprügelt! Ich habe mich auch nicht im mindesten widersetzt, denn ich bin solchen pöbelhaften Unternehmungen ganz fremd; auch waren es ihrer Zwei.

Wie mögen es denn die Beiden so aus gewußt haben, daß ich um diese Zeit den Spaziergang zu Sabinchen machen werde? Und was hatten sie denn für ein Recht dazu, mir diesen Spaziergang zu verleiden? Sie hatten mich ohne viel Umstände in das Gras geworfen, und da blieb ich auch, da sie wieder fortsprangen, eine gute Weile liegen, und dachte nach. Wie ich wieder aufstand, fühlte ich ganz unvermuthet ein Buch in meiner Rocktasche. Ich zog es hervor, es war mein Euklid. Ich denke über den Zusammenhang dieser Dinge weiter nach, und erin-

nere mich, daß Etwas, was, den Umriſſen nach, einem Buche glich, meinem Rücken empfindlich geweſen war. Dieſer Euklid in meiner Taſche, dieſer Euklid auf meinem Rücken, dieſer Euklid, den ich zu Hauſe vermißte, dieſer Euklid, auf welchen der junge Flacker anſpielte, als er geſtern vor mir vorbeiritt, dieſer nämliche Euklid, der neben mir lag im Graſe, als ich jenes jungen Herrn geſelliges Spazierengehen oder Luſtwandeln belauſchte, und endlich der junge Geck ſelbſt, der mir geſtern noch auf dem Rückwege von Sabinchen begegnete, Alles dieß gegeneinander geſtellt, gibt eine ſo klare Gleichung, daß das dießfallige x, darſtellend die Perſon Desjenigen, der mich ſo ſchmählich geprellt, ganz klar daraus hervorgeht. Nur das y, der Spießgeſelle und Secundant iſt mir im Dunkeln.

Pagina XVIII. Nachtrag.

Schlimmer denn ein Frauenzimmer,
Kann's nimmehr kein Weſen geben;
Flimmer, Glimmer, eitler Schimmer,
All ihr Weben, Leben, Streben!
Dämmer, grimmer werd ich immer.
Nimmer will mein Groll ſich heben.

Ich will eben meinen Euklid abſtauben, und ihn in den Bücherſchrank ſetzen, da fällt Sabinchens Brief an des Herrn Flackers Mama heraus. Ich will gar nicht unterſuchen, wie ſo dieſer fatale Brief in meinen Euklid gerathen ſeyn mag, ſondern nur die

Abſchrift davon zum ewigen Angedenken in mein Tagebuch ſetzen. »Mein lieber Ernſt!« (So heißt dieſer Spaßvogel.) »Mir war ſchon recht bange nach Ihnen. So viele Tage hatte ich ſchon von Ihnen nichts gehört und nichts geſehen! Ich tröſtete mich zwar mit dem Gedanken, daß Sie fleißig ſind und fleißig ſeyn müſſen (ja wohl fleißig!) um das Examen abzulegen, welches Ihre nahe Anſtellung fordert; (wie?) aber Sie wiſſen ja, wie wir Mädchen ſind! (Ja wohl.) Wie freut es mich nun, von Ihnen alles Gute und Schöne zu erfahren! Ich wünſche Ihnen für morgen alles mögliche Glück; meine Mutter wünſcht Ihnen dasſelbe. Wir zweifeln nicht an dem guten Erfolg (aber ich), und hoffen, daß Sie uns baldmöglichſt das Übrige ſelbſt erzählen werden. Sie wollen wiſſen, ob ich Ihnen noch gut ſey? Solche Fragen kann nur Jener thun, der ſelbſt ein böſes Gewiſſen hat. (Ganz recht!) Oder wollen Sie noch zweifeln? Die Prüfungen ſind längſt aus der Mode, unſer Zeitalter iſt nicht das romantiſche. (Das verſteh ich nicht.) Ihr Einfall, dem guten Felix ihren Brief mitzugeben, war mir wirklich poſſierlich. (Poſſierlich!) Der arme Menſch meint mir's recht gut, (ſchon vorbei!) und ich kann ihn auch in der That gut leiden, (ſchönen Dank!) ſo albern er ſeyn mag. (Ueberlamer Diener!) Ich habe ihn heute außerordentlich drollig gefunden, (immer beſſer!) und mußte alle Augenblicke in die Lippen beißen, um nicht laut aufzulachen; der Menſch ſtudirt zu viel, und wird dabei zuſehends

kummer. (Das iſt leider wahr.) Wir wollen uns, wenn wir einmal unſer eigenes Haus machen (was?) ſeiner annehmen. Er muß täglich zu uns kommen, damit wir ihn abrichten. (Ich bin nicht Dero Pudel!) Morgen wird er wieder kommen, antworten Sie durch ihn gewiß, oder, wenn es nur irgend möglich iſt, kommen Sie lieber ſelbſt. Mit Freuden erwartet Sie Ihre Sabine.«

Kommen Sie lieber ſelbſt! Das iſt ein lieber Ausdruck das! Laſſen Sie den albernen Kerl zu Hauſe, und kommen Sie lieber ſelbſt! Ich möchte vor Wuth zum Fenſter hinunter ſpringen, aber was würden die Menſchen dazu ſagen? Weg, weg mit allen Töchtern Eva's! fort mit jedem Gedanken an dieſe Schlangenſeelen! für mich allein will ich leben, und den Wiſſenſchaften obliegen, mit vor Sabinchen vorbeigehen, ohne den Hut abzuziehen! Sie ſollen es nicht merken, daß ich mich ärgere! Ich will gleichgültig ſeyn, und ruhig, und eiskalt, und ihnen zeigen, daß ich ſie bis zur Indifferenz verachte.

Pagina XIX. Zweiter Nachtrag.

Sonder Scheu,
Sonder Reu
Sind ſie, dieſe Leute,
Ihre Scham,
Meinen Gram.
Sehen ſie bei Seite;
Was ſie gethan,

Ficht ſie nicht an,
Machen nur Scherz aus der Sache;
Ach, und ich muß
Dieſen Verdruß
Tragen, und weiß mir nicht Rathe!

Ich warf meinen Rock von mir, und legte mich in das Bett. Da hörte ich zwei Leutchen vor meiner Thür, die ich ſogleich an der Stimme erkannte, denn ſie machten keinen geringen Lärm. So beſtürzt ich über dieſe ihre Unverſchämtheit war, nach ſolchem an mir verübten Gräuel zu mir auf das Zimmer zu kommen (denn daß der Eine davon, mein ſauberer Schulfreund, jener Spießgeſelle war, hatte ich nun gleich weg), ſo faßte ich mich doch ſogleich, und verſchloß meine Augen feſt, als ob ich ſchliefe.

»Stille!« ſagte der junge Flacker im Eintreten, »er ſchläft.«

»Da thut er recht,« ſagte Schlipp, mein Schulfreund. »Kein Wunder nach einer ſolchen Metion.«

»Wir haben ihm doch ein wenig zu viel gethan,« meinte Jener. »Ach nein,« ſagte Dieſer darauf: »es ſchadet ihm ganz und gar nicht. Er hat eine zähe Haut, die ſchon etwas aushalten kann, und einem Verleumder muß man dick kommen.«

Sabinchen war böſe darüber, bemerkte Herr Flacker.

»Laſſen Sie immerhin ſie böſe ſeyn,« entgegnete Herr Schlipp, »es macht ihr eigentlich doch viel Spaß. Was iſt auch viel daran? Morgen früh hat er es aus-

geschlafen, er schüttelt sich ab, und denkt sich seinen Theil.« »Ich möchte wissen, ob er uns erkannt hat?« fragte der Erstere. »Ich zweifle sehr,« antwortete der Andere; »dazu ist er beinahe zu dumm. Auf mich hat er gewiß keinen Verdacht. Um so größere Augen wird er machen, wenn ich ihm's sage!«

»Ist nicht vonnöthen,« sprach ich, ohne die Augen aufzumachen, »ich weiß es ohnehin.«

»Er spricht, hol' mich Der und Jener, im Schlafe!« sagte Schlipp.

»Lassen wir ihn schlafen,« erwiederte Herr Klacker, der Geck. »Ich will mich jetzt nur geschwind umsehen, wo Sabinchens Brief ist. Ich weiß es genau, daß ich ihn damals, wie mir ihn meine Schwester gab, in der Hand hielt; wie ich hernach in der englischen Anlage Entenschnabel's Buch fand, und mir nach Hause nahm, legte ich ihn hinein. Wahrscheinlich habe ich ihn heute mitsammt diesem Buche in Entenschnabels Rocktasche gesteckt.«

Sie gingen hin, und suchten ganz keck in meinen Kleidern herum. »Wart' einmal,« sagte Schlipp, »ich kann mich erinnern, daß es der Euklid war. Der steht entweder in seinem Schrank, oder er liegt auf seinem Schreibtisch. Wir wollen sehen.«

Sie tappten auf dem Tische herum, sie fanden den Brief neben diesem meinem Tagebuch liegen. Eben langten sie nach dem letztern, und wollten sich darüber her machen, da entbrannte mein Zorn lichterloh, ich sprang aus dem Bette, und riß es aus

ihren Klauen. »Geht zum Guckguck!« schrie ich mit einer ungemein groſsen Heftigkeit; »packt Euch, und laſst mir meine Sachen in Ruhe!«

»Wie,« sagte Schlipp, »bist du bei Leben? Nun, wie hat es angeschlagen?«

»Mein bester Herr Felix,« nahm der Andere das Wort, »ich hoffe nicht, daſs wir Ihnen zu grob gekommen sind. Wir haben Ihnen nur auf eine honette Art begreiflich machen wollen, daſs die Augen des Menschen oft Dinge sehen, die ganz natürlich und recht sind, wenn man weiſs, wie es sich damit verhalt, nicht so, wenn man dergleichen nicht weiſs. Das Mädchen, in deſsen Gesellschaft Sie mich belauscht haben, war meine Schwester, welche durch Freund Schlipp den Brief erhielt, den Sie mir von Sabinchen zu bringen die Gewogenheit hatten. Ich hatte eben den Brief gelesen, und wir freuten uns über ihn und manches Andere; da raschelte es im Gebüsche, ich stieg hinein, und fand den Euklid, mit Ihrem Namen auf dem Schmutztitel. Das andere werden Sie also von selbst verstehen, denn Sie sind so dumm eben nicht, als Sie aussehen. Der Verdruſs, den Sie zwischen mir und Sabinchen erregt haben, hat mich, und der falsche Verdacht, den Sie auf die unschuldige Person meiner Schwester geworfen haben, hat den da, sonst Ihren guten Freund, bewogen, Ihnen eine erkleckliche Lehre zu geben, die Sie mit aller Ihrer Algebra nicht herein gebracht hatten.

Übrigens bleiben Sie mein Freund, und umarmen Sie in mir Sabinchens Verlobten.«

»Wie? iſt es möglich?« ſagte ich. Mehr konnte ich für dieß Mal nicht reden.

»Ja, Felix,« ſagte Schlipp, »ſo iſt es. Du darfſt Dich auch gar nicht darüber wundern, denn das iſt ja eine Sache, die längſt ſtadtbekannt war. Freund Flacker hatte nur auf die Erreichung ſeiner Anſtellung zu warten, und die hat er nun. Friſch, Felix, ſei munter! Was geſchehen iſt, wird vergeſſen, wir bleiben die Alten!«

Sie fielen Beide über mich her, küßten und herzten mich, und gingen ihrer Wege. Ich aber ſitze hier, und weiß gar nicht mehr, was ich denken ſoll. Weinen könnt' ich, doch das mag ich nicht, fluchen möcht' ich, doch das darf ich nicht, ſchlafen wollt' ich, doch das kann ich nicht, ſtudiren ſollt' ich, doch das vermag ich nicht, zu ſterben wünſcht' ich, doch das ſoll ich nicht. Aber krank bin ich, und krank will ich ſeyn.

Pagina XX. Am 11. September.

Morgenſonne will mich wecken
  Traum, hinweg!
Nimmer ſollſt Du mehr mich ſchrecken,
  Bitter Schreck!
Immer ſah ich in den Hecken
  Jenen Fleck,
Wo ſich mochte Schlipp verſtecken,
  Und der Geck;

Fühlte dann mich niederstrecken,
Und mit Schlägen mich bedecken,
Und noch hintendrein mich necken,
Dreist und keck!

Wenn der Mensch irgend eine Sache überschlafen hat, so wird dem Menschen die Sache gleichgültiger.

Demungeachtet fühle ich mich noch immer matt und abgeschlagen, und es dürfte schon möglich seyn, daß ich wirklich krank bin. Ich will mich auch gar nicht ordentlich anziehen, sondern den ganzen Tag zu Hause bleiben. Und bin ich auch nicht im Stande etwas Ordentliches zu studiren, so will ich mir wenigstens für den künftigen Wintercurs, der nunmehr herannaht, eine hinlängliche Anzahl Hefte zusammennähen.

Pagina XXI. Nachmittags.

Nun gut!
Die Sache
Ist abgethan!
Nur Muth!
Ich mache
Mich eifrig d'ran,
Mit Fleiß
Mein Wissen
Jetzt zu erweitern.
Ich weiß
Es müssen
Versuche scheitern,
Wenn man arbeit,
Dann wird

Man matt
Und klug,
Und hat
Genug!

Um Mittag war Schlipp bei mir, brachte mir einen Gruß von Sabinchen, mit der Bitte, zu ihr zu kommen, weil ſie ſammt ihrer Frau Mama nun vom Lande zurückgekommen ſei.

»Schlipp,« ſagte ich, »du ſiehſt, ich bin krank, und du kannſt zum Theil wiſſen, warum. Ich verabſcheue dich in etwas, und weiß nicht, wie du dich unterſtehen kannſt, zu mir zu kommen. Sabinchen laſſe ich mich ganz gehorſamſt empfehlen, und werde in einigen Wochen ſo frei ſeyn. Ihrer Frau Mama laſſe ich die Hand kuſſen. Das ſag' ihnen, Schlipp, und laß mich in Frieden.« Und hiemit warf ich mich wieder auf das Bett.

»Du biſt ein guter Eſel,« ſagte Schlipp, »nimm dich nur zuſammen, wir wollen uns keiner annehmen.« Hiemit ging er wieder fort. Er war ſo grob nicht, ehe er mit dem Flacker in Bekanntſchaft geſtanden.

Es war noch keine Stunde vergangen, da machte ich nach einem erquicklichen Schlummer die Augen auf, und Sabinchen ſaß an meinem Bette. Neben ihr ſtanden Flacker und Schlipp. Sie war ſehr hübſch, und hatte ein weißes Band um den Strohhut geſchlungen, und unter dem Kinn zuſammengebunden. Da konnte ich auch in gar keinen rechten Zorn ge-

rathen, und mag ſie wohl ſehr wehmüthig angeſehen haben, denn ſie lächelte mich an, und das ließ ihr gut.

»Guter Felix,« ſprach ſie zu mir mit artigen Geberden, »es iſt mir wahrlich ſehr leid, daß Ihnen ſo übel mitgeſpielt wurde, hätte ich darum gewußt, ich würde es nicht zugelaſſen haben. Aber warum haben Sie ſich auch ſo ſeltſam betragen? Warum hinterbrachten Sie mir Nachrichten, die nichts bedeuten, mit einer Art, die mich und meinen Freund beunruhigte? Wenn Sie damit ihm ſchaden wollten, ſo haben Sie ſich ſehr verrechnet, denn wir ſind aufrichtig genug gegen einander, um uns bald wieder zu verſtehen. Sie mögen ein ſehr guter Menſch ſeyn, aber lernen müſſen Sie noch viel. Kommen Sie nur recht oft zu uns, wir wollen uns gewiß alle Mühe geben, um Sie für das geſellige Leben tauglich zu machen. Kleine Scherze dürfen Sie nicht abſchrecken, ſie ſind Ihnen recht nützlich! Es ſteht nicht Alles in den Büchern, was der Menſch wiſſen muß.«

Sie ſagten mir noch allerlei Bitteres und Süßes, und gingen davon. Und ich will mich anziehen, und ein wenig in das Freie hinausſchleichen. Dieſe Drei glauben um Vieles geſcheidter zu ſeyn, als ich. Ich will es auch zum Theil zugeben, wiewohl ſie Alle mit einander nicht ſo viel wiſſen, als ich ſchon vor ſechs Jahren gelernt habe. Beſonders haben dieſe Mädchen das Recht, gar nichts zu wiſſen, und doch alle Augenblicke den Gelehrteſten zu beſchämen. Sei

es! die Mädchen allein machen die Welt nicht aus! Ich bin nunmehr neunzehn Jahre alt, was iſt das für ein Alter? Bei den vielen Kenntniſſen, die ich ſchon beſitze, was kann nicht erſt noch aus mir werden? Aber — vergeſſen muß Sabinchen werden, vergeſſen, als ob ſie niemals auf der Welt geweſen wäre. Und was der Menſch ſoll, das vermag der Menſch, obgleich er nicht immer vermag, was er will.

So ihm jede Luſt iſt hingeſchmolzen,
Möcht er ſich in dunklen Träumen wälzen,
Seine Zukunft hinkt herum auf Stelzen,
Seines Lebens Mark will ſich verholzen!

Doch entſagen will er ihr, der Stolzen,
Deren Herz kein Fleh'n vermag zu ſchmelzen,
Hüllen will er ſich in Winterpelzen
Vor Cupido's fein geſpitzten Bolzen!

Nur der Algebra gilt all ſein Sinnen,
Keine Liebſchaft werd' ihm angeſponnen,
Nimmer ſoll ſein ſchwaches Herz entbrennen.

Mag man ihn den dummen Felix nennen,
Handelt er nur feſt und wohl beſonnen,
Wird auch ihm nicht Ehr' und Glück entrinnen!

Pagina XXII. Dritter Nachtrag.

Was dem trübſinnigen ſentimentalen Euklidianer am meiſten nachzutragen iſt (ſetzt der Herausgeber dieſer ſeiner Blätter hinzu), iſt wohl dieſes, daß in ſeinen algebraiſchen Forſchungen das x, als

das allgesuchte Object der Glückseligkeit, noch immer mit solchen bekannten Grosen in Verhältnisse gesetzt erscheint, durch welche das Wahre und Rechte weder gesucht noch gefunden werden kann. Eben deßhalb sind auch seine Reime so schlecht, und seine Prosa so schleppend, beide werden sich bessern, sobald, wie wohl zu hoffen steht, seine Ansichten und Strebungen aus den Tölpeljahren hervortauchen, welcher Zeitpunct eben auch mit einem x bezeichnet werden muß. So weit der Herausgeber.

Der Jüngling und der Wolf.

Eine Erzählung.

Es war um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als ein altadeliges, mit mittelmäßigem Vermögen begabtes Ehepaar sein hoffnungsvolles, schlank erwachsenes Söhnlein, Fidelis mit Namen, auf eine hochberühmte Schule in schwäbischen Landen ziehen ließ, um ihn dann mit furtrefflichen Wissenschaften und ersprießlichen Kenntnissen geziert, zu eigenem sonderlichen Trost, und der lieben Menschheit zum Frommen, stattlichen Ansehens dereinst wiederkommen zu sehen. Haben derowegen auch diese wohlgesinnten Ältern dem bemeldeten Fidelis bei weitem so viel Geld nicht mitgegeben, als ihre Vermögensumstände wohl erlaubt hätten, sondern sein ganzes äußerliches Lebensbild in den knapven Rahmen weiser Sparsamkeit einschließen wollen, wohl wissend, daß die Wissenschaften auf gar zu fett gedüngtem und schweren Boden nicht gut fortkommen, sondern ein leichtes, etwas mageres, warmes Erdreich verlangen; außerdem aber auch eines festen, stämmigen Pfahles bedürfen, an dem das junge Bäumchen des

dereinſtigen Staatsbürgerlebens gerade und ſicher hinaufwachſen möge, um zu einem tüchtigen Baume zu werden, und nicht, durch die Windſtöße jugendlichen Leichtſinns hin und her gebeugt, und durch wuchernde Seitentriebe im Aufſteigen gehemmt, zu einem knorrigen, verworrenen, niedrigen Strauch zu verkümmern. Man wird ſich zwar einiger Maßen darüber verwundern, daß der hoffnungsvolle Fidelis alles dieß wohl eingeſehen habe, dergeſtalt, daß er mit der eben belobten ſparſamen Bemeſſung ſeiner Ausgaben ganz wohl zufrieden war, und man wird dieſe gleichſam unglaubliche Zufriedenheit keineswegs daraus zu erklären im Stande ſeyn, daß etwan die Studenten im ſiebenzehnten Jahrhundert in ſolchen Puncten vor jenen des neunzehnten ſo ſehr ſich ausgezeichnet hätten, denn unter Studenten gibt es jederzeit ſolche junge Leute, die mit dem Gelde flott umzugehen wiſſen, und, wenn ſie eben keines mehr haben, je zuweilen ſtudiren. Um ſo ſicherer iſt daraus zu erſehen, von welchem Geiſte der Ordnung, der Zucht, der Beſonnenheit, und des redlichen Strebens der junge Herr Fidelis erfüllt geweſen ſeyn müſſe, wie denn dieß junge Blut auch alle Anſtalten zu treffen ſchien, um den alten Spruch: »Jugend hat keine Tugend« aufs kräftigſte zu widerlegen, und das ihm inwohnende Jugendfeuer vollends in Liebe himmliſcher Güter und in eifrigen Dienſt der Seelen entflammen zu laſſen. Bei den ſchönen natürlichen Fähigkeiten, die der gute Studioſus beſaß, brachte er

es durch seinen unermüdlichen Fleiß bald so weit, daß er seinen Studiengenossen allen voranging; noch mehr aber zog sein sittsamer Wandel und die Anmuth seines bescheidenen, stillen Betragens Aller Augen auf ihn, und es war als eine ausgemachte Sache bekannt, daß er dem geistlichen Stande sich zu widmen im Sinne trage. In der That war dieß des wackern Fidelis innerster Wunsch und Vorsatz, weil er den entschiedensten Beruf dazu in sich wahrzunehmen glaubte; er hatte sich auch schon ein bestimmtes Ordenshaus auserwählt, wo er um Aufnahme sich zu bewerben gedachte. Alles dieß mochte sehr gut seyn, nur hatte sich leider in den schönen Blumen und Fruchtkorb eine aufgeblasene, häßliche Kröte hineingestohlen, die sich überall gern aufhält, wo es finstere Winkel gibt, sei es auch zwischen Blumen und Früchten, vielleicht unter solchen am liebsten. Fidelis fing an einzusehen, daß er wirklich ein edler, musterhafter, für seine Jahre bereits gelehrter, wohl auch artiger Jüngling sei, an dem Gott der Herr eben so gut als die Menschen ihre Freude haben müßten. Je klärer er diese Wahrheit einsah, desto deutlicher erkannte er auch, wie Niemand ihm besser zu rathen verstehe, als er eben sich selbst; darum fand er es auch höchst unnöthig, über sein Vorhaben, das ihn allerdings, seit er es mit Festigkeit beschlossen, mit großer Gemüthsruhe erfüllte, einem erfahrenen Freunde etwas zu eröffnen, und lebte gänzlich mit sich zufrieden, im köstlichen Hochgefühle triumphirender

Selbstgerechtigkeit fort; oder besser gesagt, er glitt schon ganz gemächlich zum Rande des Abgrundes hinunter.

O Fidelis, o Fidelis,
Sprich, wo hast du die Gedanken?
Reben, so nicht aufgebunden,
An der Erde kriechend ranken,
Hat man Trauben dran gefunden?
Und wenn noch so zarte Blüthe
Auf dem Frühlingsbaum erglühte;
Wunderts dich, daß sie nicht reifte,
Wenn ein böser Reif sie streifte?
Und wenn Funken auf dem Zunder
Bald verlöschen, nimmts dich Wunder,
Wenn da Niemand bläst und hauchet,
Daß, was glimmet, nicht verrauchet?

Er konnte nämlich gar nicht fehlen, daß Herr Fidelis nicht über die Vorzüge, die er bereits selbst an sich wahrgenommen, auch von Anderen belehret wurde, und es ist gewiß, daß kein Mensch zu hochmüthig ist, um nicht über dergleichen willig eine Belehrung anzunehmen. Wen aber jedes Lob erfreut, den wurmt auch jeder Tadel. Wie hätte es nun den jungen Mann nicht verdrießen sollen, da er bald schonende, bald spöttische Versicherungen empfing: er sei zwar ein fleißiger und tiefstudirter Mensch, aber noch etwas linkisch, noch etwas läppisch, er verstünde sich auf keinen Umgang mit den Menschen, (das beliebte Buch darüber konnte er freilich noch nicht studirt haben); er habe insbesondere zu wenig

Anſtrich von einem Gentilhomme, und verſtehe ſich nicht auf die groſſe Kunſt, dem ſchönen Geſchlechte mit manierlichem Weſen und agreablen Geſten jene Aufmerkſamkeit zu bezeigen, die der gute Ton erfordert. Er möge nicht vergeſſen, daß die jetziger Zeit aufblühenden, zart ausgedrechſelten, feinen Sitten es zur Pflicht machen, bei eleganter Frauenzimmerwelt ſeine beſſere Bildung zu ſuchen, und jezuweilen die grobe deutſche Rede mit ſüßen franzöſiſchen Brocken zu untermiſchen und zu ſchmeidigen; auch allerdings ein ſchönes modernes Kamiſol mit groſſen Knopfen, und einen Rock nach ähnlichem neueſtem Schnitt an die Stelle der altväteriſchen Kleider Platz greifen zu laſſen. Solche an- und eindringliche, vernünftige Unterweiſungen hatten alsbald auf Fidelis einen ſolchen Eindruck gemacht, daß der Boden ſeiner bisherigen Grundſätze unter ihm gewaltig zu ſchwanken anfing, bis er endlich völlig wich, und den jungen Studioſus in die ſüß bitteren Fluthen des Muſiggangs einſinken ließ. Da verließ derſelbe allgemach die trockener Studien, um einen ganz neuen Curſus, und zwar gleich practiſchen Inhalts zu beginnen, worin es an raſchen Fortſchritten um ſo weniger fehlen konnte, je ſchneller ein leichtes Gemüth auf den obgenannten Fluthen dahinſchwimmt, bis es von bitterer Schuld belaſtet, zum Untergang eilt. Bald ſah man den edlen Fidelis, etwas modiſcher als ſonſt verkleidet, in den Trinkgärtchen und Schmausbosquets ſo manchen Abend zubringen, ein

Karten- oder Würfelspiel mitmachen, einen Miethgaul reiten, ja selbst des Tanzes sich unterfangen, und nicht ohne Artigkeit die Frauenzimmer zu unterhalten sich bemuhen. Weil er auch zu den Künsten gute Anlagen mitbrachte, so erreichte er bald eine so ungezwungene liebenswürdige Keckheit, und eine solche Meisterschaft in der etiesen Kunst, daß er es nimmer für nöthig fand, Schulen und Kirchen, mehr als zur Noth zu besuchen, und in Kurzem auch aller seiner frommen Vorsätze und fester Entschließungen erledigt ward, als welche eine von des Müßiggangs Schwestern, die Vergeßlichkeit, in Verwahrung genommen hatte, nachdem die Lauigkeit von ihr im geheimen Dienste abgelöst worden war. Und obschon jeder Gutgesinnte über ihn trauerte, und viele Andere wenigstens die Achsel zuckten, so ging ihm doch dermalen nichts anders zu Herzen, als der Mangel desjenigen Aggregats, welches zum honetten Müßiggang eben so nöthig ist, als Wasser zu einem Teich; und womit er, aus obbemeldeten Gründen, so sparsam versehen war, daß er, als alle anderen Metall-Quellen versiegten, zuletzt auch seine Bücher dem Trödel übergeben mußte, um nur mit seinen lustigen Gesellen noch ein Weilchen länger sich umhertreiben zu können; seit welcher Zeit auch diese klägliche Art von Buchhandel bei den Studenten in Schwang gekommen seyn soll.

Unter so bewandten Umständen konnten die ehrbaren Ältern, die theils über die ungewöhnlichen

Summen Geldes, auf welche der theure Sohn zu dringen begann, in Erstaunen gesetzt, theils auch von verschiedenen Leuten gewarnet und belehret wurden, mit den mehr zierlichen als löblichen neuen Eigenschaften, die Fidelis sich erworben hatte, nicht lange unbekannt bleiben, und, ohne mindeste Neugierde, den Sohn in seiner stutzerischen und vorlauten Fein- und Hochbildung zu beaugenscheinen, dachten sie vielmehr in tiefer Bekümmerniß nur darüber nach, wie ihm wieder auf rechten Weg zu helfen sei. Nach reiflicher Berathung bot sich ihnen kein besseres Mittel dar, als den Luftigen eine Luftveränderung vornehmen zu lassen, um durch Vertauschung seines Aufenthaltsortes auch allen seinen lustigen Brüdern und gewohnten Gelegenheiten entrissen zu werden; daher schrieben sie ihm in gar strengen und ernsten Worten, daß er unverzüglich abreisen, und an eine andere Schule, die sie ihm nannten, sich verfügen solle, woselbst er auf seine Lebensweise wohl Acht haben, und aus dem Grunde sich bessern möge, wofern er nicht erleben wolle, von seinen Ältern, als ein undankbares und ihren Namen entehrendes Kind für immer verstoßen zu werden. Und damit er einestheils erkenne, wie ernst es mit dieser Warnung gemeint sei, anderentheils auch einige empfindliche Strafen erfahre, erhielt er zugleich mit diesem Briefe ein so karg bemessenes Reisegeld, oder vielmehr Zehrpfennig, daß er sich gezwungen sah, nicht allein dem

Befehl der Ältern genaue Folge zu leiſten, ſondern auch die Reiſe ganz einſam und zu Fuß anzutreten.

So ſchritt denn der trübſelige Fidelis, im Spätherbſt bei erſtem Tagesgrauen mit Ranzen und Stab, und einem etwas ſchuchternen, kleinen Studentendegen an der Hüfte, ganz kleinlaut ſeinen Fußſteig dahin, und gelangte am Vormittag ſchon zum berüchtigten Schwarzwald, durch den ſeine Reiſe ihn führte. In ſicherer Hoffnung, gegen den Abend eine gewiſſe Herberge, ſo er ſich zum Ziele geſetzt, ohne große Mühe zu erreichen, war er ſchon viele Stunden lang im Walde fortgegangen, als die Dunkelheit ihn überraſchte, und, wie es der Dunkelheit Gebrauch iſt, auch hier ihm bald den rechten Weg verhüllte. Dießmal erkannte er's freilich früher, daß er auf Irrwegen gehe, und im finſtern Walde, ohne Spur eines ordentlichen Weges, alle Schrecken fühlend, die bei ſolcher Gelegenheit erwachen, rannte er eine ziemliche Zeitlang bergauf, bergab, bis er zwiſchen den Bäumen ganz in der Nähe ein Licht hervorſchimmern ſah. Da nahm er noch einmal die geſunkenen Kräfte zuſammen, machte ſich eilends hinzu, und fand eine Bauernhütte, die ihm wenigſtens ein ruhiges Nachtlager zu verſprechen ſchien. Auf ſein lärmendes Klopfen trat zwar ein ſehr betagtes Weiblein mit einer Laterne aus der Hütte hervor, das den Jüngling verwundert und gutmüthig anſah, aber trotz ſeines inſtändigen Bittens, und ſeiner Bereitwilligkeit mit irgend einem Winkel und

etwas Suppe vorlieb zu nehmen, und dankbarst es zu bezahlen, schlug es ihm sein Begehren ganz trocken ab. Als er aber durchaus nicht ablassen wollte, erwiederte das Mütterchen: Mein lieber junger Herr, Er sollte mich nicht für so unbarmherzig halten, denn damit ich Ihm die Wahrheit sage, es wäre mir um das liebe junge Blut leid, Er muß nur wissen, daß hier in dieser Hütte ein Trupp der grausamsten Mörder sich aufhalten, die mich aufgefangen haben, damit ich ihnen koche und sonstige Dienste thue, und denen ich, weil meine Füße mich nicht recht tragen, schwerlich mehr entfliehen werde. Sein Glück, daß sie eben nicht zu Hause sind, weil sie auf der Straße einem Fuhrmann, der viele Waaren in die Stadt führt, auflauern; wahrscheinlich sind sie mit dem saubern Geschäfte schon zu Ende, und dann können sie augenblicklich da seyn. Deßhalb wird Er am besten thun, sich in den Schutz des Herrn zu empfehlen, und diesen erschrecklichen Ort zu verlassen, so geschwind Er's vermag. Hierauf fing das arme Weib vor großem Mitleiden bitterlich zu weinen an, gab dem bleichen Wanderer ein Stückchen Brot, und zeigte ihm, welche Richtung er nehmen müsse, um den Mördern zu entkommen.

Der todtmüde, von Durst und Hunger gepeinigte Fidelis würde keinen Schritt mehr haben thun können, hätte die ungeheure Angst ihn nicht laufen gelehrt. Es dünkte ihn noch ein großes Glück zu seyn, als die volle Mondscheibe herauf stieg, und

das Waldgeſtrippe wenigſtens ſo viel beleuchtete, daß er nicht mehr jeden Augenblick über vorragende Baumwurzeln und Blöcke ſtrauchelu und fallen durfte, ſondern den Weg doch erkennen konnte, den er im Zickzack durch das Dickicht nahm. Auf dieſe Weiſe hatte er, mit Händen und Füßen arbeitend, von Schweiß überfließend, am ganzen Leibe zerfleſſen, und von jedem Tritte mit neuen Schmerzen durchzuckt, eine ziemliche Strecke zurückgelegt, und fing ſchon einige Hoffnung zu ſchöpfen an, daß er nunmehr doch der Gefahr entronnen ſeyn durfte. Aber der Arme wußte nicht, daß er eigentlich nur in der Runde herumgelaufen war, und mit jedem Schritte ſeinem Unglück näher entgegen renne. Denn gerade als er noch, einem gehetzten Hirſche gleich, einige raſche Sätze machte, und jetzt aus dem Dickicht an einen freieren Ort hervorſprang, befand er ſich plötzlich mitten unter den Räubern, welche den zu plündernden Wagen, von der Straße weg, hieher geführet hatten, und ſo eben beſchäftigt waren, den erſchlagenen Fuhrmann unter die Erde zu verſcharren.

Erſtarrt von Entſetzen und von Todesangſt durchrieſelt ſtand der arme Fidelis nun in Mitte der Mörderrotte, die mit Blitzesſchnelle ihn umringt hatte, alle Gelegenheit zur Flucht vernichtend. Mit gräßlichem Scherze ſchwangen ſie ihre Säbel und Dolche vor ſeinen Augen, den leichenblaſſen und zitternden Jüngling verhöhnend, deſſen ſo ſchauerlich verunglückte Nachtreiſe ihnen ſehr beluſtigend vorzukom-

men ſchien. Die Scene mochte wohl ſo anzuſehen geweſen ſeyn, als wenn ein hulfloſer Europäer ehemals einem Trupp Hyänen begegnete, die nun, in gefühlloſer Grauſamkeit, auf eine Auswahl recht furchtbarer Qualen ſinnen, und inzwiſchen an der Angſt des Gefangenen ſich weiden. Sieh da, rief Einer von ihnen, ein Schaflein, das den Wolfen geradezu in den Rachen lauft. Wenn du nichts mitbringſt, ſchrie der Andere, ſo ſchlagen wir dich gratis todt. Seid auf eurer Hut, rief ein Dritter, ſehn ihr nicht das groſſe Schwert an ſeiner Seite? Hier auf lachten Alle mit häſslichem Beifall, bis ſich endlich ein ernſthafteres Wortgefecht wegen des Gefangenen entſpann. Einer von ihnen meinte, man ſollte ihn als ein gar junges Blut verſchonen, ihm bloß ſein Geld und ſeine Kleidung abnehmen, und ſodann ſeiner Wege gehen laſſen. Warum nicht gar! polterte ein Andrer drein: damit er uns etwa wo angebe, und uns die Nachſpurer auf den Hals ziehe? Was gibt's da für viele Umſtande mit dem Buben? So einem kindiſchen Geſellen iſt die Gurgel leicht abgeſchnitten, dann übergibt man ihn dem Fuhrmann da, der kann ihn mitnehmen. Alles dieß, ſo ließ ſich ein Andrer hören, koſtet viele Zeit, und ihr ſcheint gar nicht daran zu denken, daß wir vor Durſt und Hunger bereits vergehen möchten. Laßt uns den armen Schelm vor der Hand in eines dieſer leeren Faſſer einſperren, bis wir uns mit dem Weinfäſschen da ein Genuge gethan, und unſren ſchachmatten Leib

erquickt haben; alsdann laſſet uns wieder hieher kommen, und dem Bürſchlein auf die kurzweiligſte Art den Garaus machen. Dieſer Vorſchlag fand ſo allgemeinen Beifall, daß Einige ſogleich das leere Faß vom Wagen warfen, Andere mit barbariſchem Ungeſtüm den Jüngling packten und in das Faß hinein ſtieſſen. Hierauf ſchlugen ſie es feſt zu, und eilten mit der reichlichen Beute nach ihrem Schlupfwinkel, um geſchwind der armſeligen Freuden ihres Lebens ſich zu verſichern.

Da lag oder kauerte nun der unglückliche Studioſus in ſeinem, ſehr feſt ſchlieſſenden, weingrünen Faſſe, das ihm gänzlich wie ein Sarg vorkam, und der Weingeruch wie Grabesduft, und der hie und da angeſetzte Weinſtein, der nicht umſonſt von alten Zeiten her Tartarus genannt wird, wie die traurigen Überreſte menſchlicher Vergnügungen; ja dieſer von geiſtiger Gährung zu Boden geſetzte Stein ſchien ihm einem Grabſtein gleich, unter welchem er nimmer ſich hervorarbeiten ſollte. Durch das Fenſter ſeines Kerkers, das offene Spundloch, ſahen zwar Mond und Sterne zu dem Gefangenen herein, ſonſt aber war dieſer erzwungene Nachfolger Diogenes ſo völlig von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt, daß es ungemein ſchwer zu wiſſen wäre, was er in ſeiner (dießmal nicht ſowohl von einem Zimmermann, als von einem Binder limitirten) Einſamkeit unternommen habe, hätte er nicht ſelbſt in ſpätern Jahren davon aufrichtige Mittheilung gegeben. O Himmel, ſeufzte er,

achdem er sich von der ersten Betäubung des Schre-
kens etwas erholt hatte, kann auch ein elenderer
Mensch auf dem ganzen Erdboden gefunden werden?

Ade, du süßes Leben mein,
Ade, ihr Jugendjahre,
Ade du holder Mondenschein,
Bald ich von hinnen fahre.
Ade du junges frisches Blut,
Bist nimmer lang mein eigen;
Wie, ach, so weh das Sterben thut,
Das wird dir bald sich zeigen.
Ade ihr guten Ältern mein,
Das Söhnlein von euch scheidet,
Ade ihr Spießgesellen fein,
Mir ist die Lust verleidet.
Ade, ade, du schöne Welt,
Kann dein nicht mehr genießen,
Ade, bald ist der Streich gefällt,
Blut wird in Strömen fließen.

»O Himmel,« so fuhr Fidelis in seinen wehmü-
thigen Betrachtungen fort, »so ist es nun wirklich mit
mir zu Ende? So ist keine Hoffnung mehr, daß in
der Welt etwas aus mir werden soll? So habe ich
umsonst so fleißig studirt, und so viel Kenntnisse er-
worben, und muß jetzt elendiglich umgebracht wer-
den, ohne daß ein Hahn nach mir kräht! O Gott,
siehst du meine schreckliche Noth nicht an? Ich habe
es wohl oft vernommen, daß ohne deinen Willen
kein Sperling je vom Dache fällt, und keinem Men-
schen ein Haar gekrümmt wird: aber, mein gütigster
Herr und Heiland, was habe ich verschuldet, daß du

mich so grausamen Mördern hast in die Hände fallen lassen? Zwar ja, ich erkenne dieß wohl, daß ich viele Zeit mit eitlem Spiele verschleudert habe, aber ach mein Gott, wo soll ein unruhig, jugendlich Blut die Geduld hernehmen, Tag und Nacht bei Büchern und Schriften auszudauern? Und Erholung ist doch auch immer nöthig? Es ist wahr, ich habe im letzten Jahre manche Flasche Wein ausgestochen, und frohlichen Gesellen wacker Bescheid gethan, aber ich habe mich dabei niemals ausgelassen betragen, und es nie bis zu einem Rausch kommen lassen, also daß ich den übrigen mit gutem Exempel vorgegangen bin. Es ist wahr, ich habe viel Zeit versplittert, um bei jungen Fräulein mich beliebt zu machen, und von ihnen für einen höflichen und anmuthigen Junker angesehen zu werden, aber ich weiß doch, daß ich jederzeit in den geziemendsten Schranken bescheidentlicher Aufführung mich gehalten habe. Was habe ich denn also verbrochen? worin habe ich gar so gröblich mich vergangen? — Bei diesen Gedanken kauerte der Armselige sich im hintersten Winkel seines Gefängnisses zusammen, und weinte viel schmerzliche und bittere Thränen, die bald immer häufiger und wehmuthiger, und zuletzt wirklich stromweise zu fließen begannen; also daß sein Faß mit einer viel köstlichern Feuchtigkeit, als selbst der älteste Hochheimer seyn mag, benetzet ward, mit den Thränen demuthigen, innigen Reuegefühls. Denn es war ihm — gleichwie es im Menschengemüthe durch höhere Kraft so zu geschehen pflegt — plötzlich

ein Licht aufgegangen, die wahre Beschaffenheit seines Gewissens aufs klarste beleuchtend, dergestalt, daß er nunmehr Schuld und Gericht mit einem Mal erkannte, und laut aufseufzen mußte: »Nun, o Herr, erkenne ich, daß ich furwahr kein Fidelis, kein Getreuer, sondern ein Ungetreuer bin. Nun gedenke ich des festen Versprechens, womit ich dir, o Unsichtbarer, zu dienen mich erbotb, und wie treulos ich die Hand rucklig an den Pflug gelegt, und dann nicht allein zurück gesehen, sondern in raschen Sprüngen mich davon entfernt habe. Ich habe dich verlassen, o Herr, und nun verlassest du mich. Du hast mich gerufen, und ich habe mich geweigert: du hast die Arme deiner göttlichen Liebe nach mir ausgebreitet, ich habe nicht einmal darnach hingesehen. Aber siehst du nicht, Erbarmungsreicher, daß ich in einem Elende sei, aus welchem Niemand, denn du allein mich erretten kann, da auch Niemand, als du allein mich siehet?«

»Nun denn, mein Herr und mein Gott, so wie du mich gewahrst, und mit dem Auge deiner Gerechtigkeit mich anschauest, so will ich hinwiederum um dieser deiner Gerechtigkeit willen dich preisen. Ich will mich gänzlich und ohne Rückhalt in deinen heiligsten Willen ergeben, du aber verleihe mir die Gnade, daß ich mindestens für diese kleine Lebensfrist, so du mir vergönnest, dir getreu bleibe. Ich bekenne vor dir meine armselige Unbeständigkeit, und da ich diese Schuld mit Thränen nicht auszulöschen vermag, so

will ich ſie gerne durch mein Blut büßen, ſofern es dein Wille ſeyn ſollte. Aber iſt es deiner Allmacht nicht möglich, mich aus dieſem Kerker und vom dräuenden Tode zu befreien? Biſt du nicht der Herr, von welchem die Schrift ſagt: der Herr gibt den Tod, und gibt das Leben, er führet in das Grab, und wieder zurück? Wie oft haſt du deine Getreuen errettet, wie oft auch jene, die dir treulos waren, damit ſie deine Macht und Herrlichkeit erkennen! Ja, wie einſtmalen Jonas aus ſchauerlichem Kerker im tobenden Meere zu dir gerufen, ſo rufe auch ich: Da meine Seele in mir bedrängt und geängſtigt ward, habe ich deiner, o Herr, gedacht, auf daß mein Gebet zu dir gelange. Und ferner flehe ich mit den Worten des Pſalmes zu dir: Noch hoffe ich, o Herr; noch ferner wird meine Seele leben, und deine gerechten Urtheile preiſen, die mich zu beſſerem Leben geführt. Ich habe geirret, und war ferne von dir, du aber biſt mir nahe geblieben; du haſt mich gezüchtiget, und in den Schatten des Todes geführt; wiederum wirſt du meine Bande zerbrechen, und dich meiner erbarmen. Denn du durchſchaueſt mein Herz, und ſiehſt meine Reue; ich aber erneure, was ich gelobt, und will mein Gelübde treulich halten, und um beharrliche Treue Tag für Tag dich anflehen. O Jeſu, erbarme dich meiner! O wunderbare Mutter und Jungfrau, wende dein mitleidig Auge zu mir! O heiliger Schutzengel, flehe um Schutz und Schirm für deinen treuloſen Bruder!«

Unter solchen, mit groſser Inbrunst aus der Tiefe des Gemüthes empor geschickten Gebeten hatte der arme Fidelis kaum seinen seit Jahren gefaßten und befestigten Vorsatz mit kräftiger Willensmeinung erneuert, als schon ein süßer Frieden in seinem Herzen aufging, von gar tröstlicher und blühender Hoffnung begleitet, die ihm, wie mit schwebenden, wortlos redenden Tönen der Aolsharfe zuflüsterte, daß er baldigst der gegenwärtigen, augenscheinlichen Lebensgefahr entgehen werde. Und obschon, lediglich verständiger und gleichsam natürlicher Weise nicht die mindeste Aussicht zu solch einer Rettung sich darbot, ja auch die Zeit immer näher heranzog, wo die ruchlosen Raubthiere in Menschengestalt aus ihrer Höhle hervorbrechen mußten, um, dem Tagesanbruch voreilend, ihr grausames Versprechen zu erfüllen, so fühlte sich Fidelis doch eine nicht geringe Weile hindurch aller Furcht und Bangigkeit erledigt, als welche dem innigen Troste, wie die Nacht vor siegreich herauf ziehendem Morgenroth, weichen mußte. Zwar, wenn zu erklären käme, was es mit so wundersamen Tröstungen mitten im Drangsal für Bewandtniß habe, so könnte nichts Anderes gesagt werden, als dieß, daß es allerdings wundersame Tröstungen seien, die der Mensch wohl empfangen muß, maßen er sie nicht selber sich zu geben vermag, denn könnte er sich selber Trost geben, würde er ja nie trostlos seyn, und folglich auch des Trostes nicht bedürfen? Wer dergleichen jemals in sich erfahren

hat, der verſteht es wohl; wer es nie erfahren hat, den wird der gütige Gott es wohl noch erfahren laſſen. Aber wie alles, was von irdiſcher Schwere beherrſcht wird, nicht immerfort, ſei es auch von mächtiger Kraft getrieben, in die Höhe zu ſteigen vermag, ſondern früher oder ſpäter wieder mit zunehmender plumper Haſt zur Erde fallt, ſo pflegt auch die Menſchenſeele, von trägem Leibe und bleierner Verzagtheit gefeſſelt, nicht lange zwiſchen Himmel und Erde ſich ſchwebend zu halten, wohin ſie die Gnade ihres Erlöſers auf Augenblicke zu freiem Emporflug hatte ermuntern wollen. Auf ſolche Weiſe geſchah es, daß auch der Seele des, ſeit einigen hochbegnadigten Augenblicken nur dem Leibe nach eingeſperrten Fidelis, das Faß wieder zum öden und grauenvollen Kerker ward. Und als ſich vollends bald darauf ein nicht kleines Geräuſch um das Faß herum hören ließ, fühlte er ſofort den kalten Angſtſchweiß wieder über ſein Angeſicht herabträufeln, nicht anders vermeinend, als daß nunmehr ſein Stündlein geſchlagen habe. Noch einmal ſuchte er ſich, mit krampfig zitterndem Herzen, zu ſammeln, und wenigſtens ſo viel zu thun, um über jenes Geräuſch, das von Zeit zu Zeit näher am Faſſe vorbei zu ſtreichen ſchien, und zuweilen wieder verſtummte, näheren Aufſchluß zu gewinnen. Er legte alſo ſein Auge an das Spundloch, und das erſte, was ſeinem Blicke begegnete, war ein ſehr haariges, langgezogenes, zugeſpitztes, ganz unmenſchliches Geſicht, das auch in der That

keinem Menſchen, ſondern einem Wolfe zugehörte; und nun konnte er deutlich erkennen, woher jenes Geräuſch veranlaßt worden, denn es war eine kleine Streifpatrouille von Wölfen da, welche wittrend und ſcharrend in einem fort um das Faß herum ſchlichen.

Die Wölfe, deren allmählich mehrere herbeigekommen ſeyn mochten, ſetzten eine gute Weile ihre Runde um das Faß herum fort, da und dorten, wo zwiſchen den Dauben eine Spalte ſich zeigte, prüfend die Schnauze anlegend, um von der Anweſenheit eines ſo honetten Wolfsfrühſtücks mehr und mehr ſich zu überzeugen. Je höher dieſe ihre, auf dem Wege einer feinen Naſe erlangte Überzeugung ſtieg, und je mehr zugleich die Recognoscirung ihnen den Mangel alles Zugangs bewies, deſto gräulicher fingen die Faßbelagerer zu heulen an: und je willkommener Fidelis den Wölfen, deſto unwillkommener war ihnen das Faß; bei Fidelis aber war dieß gerade umgekehrt: denn jetzt freute er ſich erſt, durch eine ſolche Feſtung gegen die vierfüßigen Raubthiere geſchützt zu ſeyn, in welche die zweifüßigen kurz vorher ihn eingeſperrt hatten. Und ohne auf die alte Vorſchrift Rückſicht zu nehmen, daß man mit den Wölfen heulen müſſe, hielt er ſich vielmehr ganz ſtill, und hörte mit einer Art von ſchauerlichem Vergnügen den ohrzerreißenden Dithyramben zu, welche ſeine neuen Feinde in der Ohnmacht ihres

heißhungrigen Grimmes disharmonisch in den Wald hinein sangen.

Mittlerweile hatte einer dieser wüsten Isegrimme auf der um das Faß herum schon zum zwölften Male wiederholten Entdeckungsreise das Spundloch aufgefunden, welches ihm, auf seine Weise, wenigstens eben so wichtig vorkommen mochte, als einer Nordpol-Expedition die Durchfahrt durch die Davys-Straße. Und wiewohl er, mit seinem natürlichen thierlichen Wolfsverstande ohne viel Kopfbrechens einsehen mußte, daß das räumliche Verhältniß dieses Zugangs zu seinem eigenen Leibesumfang in einem etwas zu großen Exponenten sich darstelle, oder, zu deutsch, daß er durch dieses Spundloch unmöglich in das Faß hineinspringen könne, so wollte er's doch wenigstens, als ein echter Naturalist, der, um etwas zur Gewißheit zu bringen, alle seine Sinne zu Hülfe nimmt, zur bessern Ausmittlung jenes Factums benützen, wovon ihm die Nase schon so wahrscheinlichen Bericht erstattet hatte. Bei uns Menschen zwar gibt man als das sicherste Mittel zur Erhebung eines Factums an, dasselbe mit Händen zu greifen; ein Wolf jedoch, der keine Hände, sondern bloß Füße besitzt, muß hierin auf eine andere Weise zurecht zu kommen sich bemühn, wie es denn in gegenwärtigem Falle auch sich gezeigt hat. Denn Herr Isegrimm, die Tiefe des Fasses berechnend, die tiefere Nachsuchungen, und nicht bloß oberflächliche Beobachtungen erheischte, benahm sich hier so,

wie es sein Stiefbruder, der berühmte Herr Reineke Fuchs, im Gebrauche hat: er hielt nämlich seinen Schweif durch jenes Fenster in das Faß hinein, und fuhr damit dem Studiosus, der eben wieder heraussehen wollte, fein sanft über das Angesicht. Dieser aber, eigentlich ohne in dem Augenblicke recht zu wissen, zu welchem Ziel und Ende er es that, ergriff selben sogleich mit beiden Händen, und zog ihn mit aller Gewalt an sich. Kaum merkte der, auf dergleichen Verfalle nicht gefaßte Wolf, daß er gefangen sei, und auch mit seinen Zähnen sich an dem Feinde nicht rächen und von seiner Gewalt erretten könne, als er in verzweifelter Angst so jämmerlich zu heulen anfing, daß alle übrigen vor unbändigem Schrecken sogleich die Flucht ergriffen, und ihren Gefährten im Stiche ließen.

Zwischen den beiden Gefangenen erhub sich jetzt ein dergestalt seltsamer Streit, daß man die Bemühungen Isegrimms, der alle seine Stärke anwendete, um sich loszuwinden, wohl verstehen kann, nicht so sehr aber jenes des Faßbewohners, der gleiche Kraft anstrengte, den einmal gefaßten Feind nicht aus den Händen zu lassen. Es ist aber dieß, ohne eigentliche Absicht so hartnäckig fortgesetzte Bemühen, sein arges Glück gewesen, denn es dauerte nicht gar lange, so begann das Faß sammt Inschluß den wüthenden Anstrengungen der geängstigten Brutalität nachzugeben und fortgezogen zu werden. Dieß wollte dem im Fasse gar nicht mißfallen, weil

er für's Erste doch den Räubern aus den Augen gerückt zu werden hoffte, er ließ nun um so weniger ab, seinem neuen Kutschgaul den Zügel, so er in Händen hielt, nachzulassen, und dieser, auf das mühseligste fort trottirend, und alle sechsten Schritte gezwungen, sich unter dem, über ihn hinrollenden Fasse hervor zu arbeiten, schleppte den unbequemen Wagen eine ziemliche Strecke über Stock und Dorn, wobei der arme Fidelis, eben nicht sänftiglich hin und her geworfen, manchen empfindlichen Anstoß erlitt, doch aber so tapfer sich hielt, daß der bewegenden Kraft von der Last keine Trennung gestattet wurde. So geschah es endlich, daß Roß, Wagen und Fuhrmann bis zum Rande eines steilen, jähen, steinigten Abhanges gelangten, da rumpelte sofort alles über einander den Berg hinab, bis das Faß in Trümmer ging, und Fidelis auf freiem Fuße stand.

Ob es nach solchem Ereigniß zwischen den Beiden noch viel Redens und Wortwechsels bedurft habe, ist leicht zu ermessen; es haben beide von einander, ohne große Umstandlichkeit, Abschied genommen. Der Wolf, recht zu Tode froh, aus der Klemme zu seyn, hat sich nicht sonderlich mehr um jenen umgesehen, nach dem er früher solche hungrige Sehnsucht geäußert; vor großer Abmattung wohl alles Appetits verlustig, trabte er seinen Weg zur Waldschlucht hinab, und Fidelis sah sich von Kerker, Mördern und Wölfen erledigt, unter den hellfunkelnden Gestirnen des nachmitternächtlichen Himmels, in nun

erſt wieder troſtreicher Einſamkeit. Da wird nun freilich Niemand zweifeln, daß er vorerſt, Hunger, Durſt, Angſt und Müdigkeit beinahe vergeſſend, auf die Knie geſunken iſt, um dem himmliſchen Vater, den er vorher durch den Herrn Jeſum um Hülfe angerufen hatte, nun ſeinen heißen thränenreichen Dank für ſo unverhoffte Rettung darzubringen. In großem Vertrauen, daß derſelbe Gott, Herr und Heiland, der ihn durch ſo wunderſame Mittel aus den Händen der Mordluſtigen gerieſen, auch ferner ihm beiſtehen, und äußerlich wie innerlich auf rechten Weg leiten werde, machte er ſich bald wieder auf, und wanderte den Reſt der Nacht hindurch im wüſten Walde fort, ſein Herz aber lobete ohne Aufhören die unendliche Güte und Barmherzigkeit des Allmächtigen, und es kamen ihm viel lebenskräftige Sprüche aus heiligen Schriften zu Sinne, die ihn mit großer Freude erfüllten. »Wie gut und wie heilſam war's mir, daß du mich gedemüthigt haſt, auf daß ich deine gerechten Wege erkenne! Ja, mein Herr, nun habe ich erkannt, daß deine Urtheile eine lautere Gerechtigkeit ſind, und deine Erbarmungen ſonder Zahl! Erleuchte mein Herz, daß es deine Gebote bewahre; lenke mein Auge, damit es auf eitles Spiel nicht ſehe! pflanze mir heilige Furcht ins Herz, belebe mich auf deinen Wegen! In meiner Angſt ſchrie ich zu dir, und du haſt mich erhöret; aus der Tiefe des Elends hab' ich zu dir gerufen, du haſt meine Stimme nicht verworfen! Vor

deinem Antlitz war ich schon verstoßen, doch wieder werd' ich deinem heiligen Tempel nah'n.«

So kam er endlich mit Tagesanbruch in eine sichere Herberge, wo ihm diesen Tag und die nächste Nacht auszuruhen, und seine erschöpften Kräfte wieder zu sammeln vergönnet war. Je mehr diese wiederkehrten, desto inniger ward auch zugleich sein neu erwachter Eifer; er fühlte statt der, in den letzten Zeitläuften seines jungen Lebens ihn quälenden Unruhe eine friedliche, überaus süße Heiterkeit, statt des stutzerischen Leichtsinns eine für immer befestigte Ernsthaftigkeit; statt des albernen und aberwitzigen Hochmuths eine recht klare Erkenntniß der eigenen Armseligkeit, der, was sie immer von Gott empfängt, alles aus purer göttlicher Gnade, aus selbst eigenem Verdienst aber gar nichts, ausgenommen gerechte Strafe für Verlassung des Guten, zu Theil wird. Drum ging er nunmehr in großer Freudigkeit am nächsten Morgen seine Straße fort, und sang:

Herz, mein Herz, nun fröhlich sei,
Weil du wieder lebest,
Und dich dankbar hebest
Zu dem Herrn frank und frei.

Herz, mein Herz, bist nimmer mein,
Bist dem Herrn geschenket,
Der dich weise lenket;
Ihm gehorche ganz allein.

Herz, o Herz, nun lobe laut
Deines Herrn Güte,
Immerfort ihn grüße;
Selig, wer dem Herrn vertraut!

Von außen und innen gestärkt, hatte Fidelis an diesem Tage einen sehr ansehnlichen Weg zurück gelegt, und mit laut pochendem Herzen klopfte er am Abend leise an die Thüre der elterlichen Wohnung an. Bald lag er weinend zu den Füßen der guten Altern, die so sehr von zärtlicher Liebe bewegt waren, daß sie lieber selbst den armen Sohn um Verzeihung gebeten hätten, und gar keine Spur von Groll gegen ihn in sich entdecken konnten. Er saß mit ihnen bis in die tiefe Nacht hinein, ohne Hehl seine Verirrungen und die Abenteuer der letzten Reise erzählend, und ließ sie selbst urtheilen, was ihm nun für seine fernere Lebenszeit zu thun geboten sei. Da waren denn die guten alten Leute überaus froh, und dankten Gott, und zeigten sich in allem mit dem, durch das Feuer schwerer Prüfung und Bedrängniß geläuterten Sohn einverstanden, also daß dieser nach wenigen Tagen wieder aus dem väterlichen Hause zog, und nach jenem Ordenshause sich begab, das er schon lange vorher sich auserkoren. Er ist auch daselbst mit offenen Armen empfangen worden, und hat von dieser Zeit an einen so demüthigen, gottesfürchtigen, liebreichen und emsigen Lebenswandel geführt, daß der Herr, von dem alles Gute kommt, durch ihn eine lange Reihe von Jahren hindurch viel Gu-

tes und Erſprießliches zum Heile der Menſchen geſchehen ließ, welchem die Ehre ſei in Ewigkeit.

Für diejenigen ſchließlich, die nichts mehr fürchten, als ſich der Leichtgläubigkeit zeihen zu laſſen, möge hier zur verläßlichen Nachricht ſtehen, daß dieſe, hiermit zu Ende geführte Geſchichte, durchaus keine Fabel, ſondern ein durch und durch wahres Ereigniß ſei; das nämlich unter beſtimmtem Dato ſich wirklich einmal begeben und zugetragen hat, auch durch die ſelbſteigene Erzählung des nachmaligen Pater Fidelis, ſo er in ſeinen ſpäteſten Lebensjahren einem vollkommen glaubwürdigen Berichterſtatter mitgetheilt, zur allgemeinen Kenntniß gekommen iſt. Alles dieß iſt in alten Büchern zu finden, wie auch der folgende Spruch:

Alles glauben, gar nichts glauben:
Sollſt dir Beides nicht erlauben.

Der Gastwirth.

In der Hausflur steht der widerwärtige Mann, hinter seinem ungeheuren Einfahrtsthor, und lauert. Er ist der vornehmste Wirth der altberühmten Alt- und Neustadt Jericho, und so stolz, daß er nicht etwan mit einem Schilde sich begnügt, wie z. B. zur Stadt Londen, oder: zur Stadt Pecking, oder: zur Riesenschlange, oder: zum Zeitgeist, oder: zum Chimborasso, sondern sein Gasthof muß den Namen führen: »Zur Welt.« Einige Bürger und Reisende zu Jericho pflegen zwar diesen Gasthof fälschlich: »zu dieser Welt« zu nennen, allein der Gastwirth will diese anzeigende Fürwort nicht leiden, und wird sehr zornig, wenn er sein Haus so nennen hört.

Nun ist zwar dieser Wirth ein grundgescheidter Mann, denn er hat sein Einkehrhaus auf der gangbarsten Chaussee angelegt, so daß Alle, die von Jerusalem nach Jericho zu reisen haben (und wie viele sind deren nicht!) hart in seine Einfahrt hinein müssen. Dennoch ist er auch ein unverschämter Mann, und ein Erzbetrüger; der, bei all seinem Reichthum und Hochmuth dennoch keinen Anstand nimmt,

den niedrigsten Wirthen des schönen Landes Italia seine Kniffe abzubergen. Denn da kommt er euch Reisenden überaus höflich und freundlich entgegen, hilft euch aufs artigste aus dem Wagen heraus, nimmt euch aufs liebreichste unter den Arm, versichert euch aufs gewisseste, daß bei ihm anders nichts, als rein das Allerbeste zu haben sei, der beste Wein, die ausgesuchtesten Speisen, die nettesten Zimmer, das bequemste Lager; was aber dafür zu vergüten, werde das Allerbilligste seyn, ja es sei kaum eine Rede davon, Ihr möget euch ohne viel Umstände als Herren des Hauses betrachten, und euch geben lassen, was immer beliebet, denn dieß gereiche ihm zum wahren Vergnügen. Hierauf begleitet er euch zu Tische, wartet euch auf, ermuntert euch zum Essen, unterhält euch mit anmuthigen Scherzen, mit alten und neuen Anecdoten, sagt euch Schönheiten: endlich führt er euch zu Bette, macht euch aufmerksam auf die neuen Überzüge, stellt euch ein Nachtlämpchen hin, wünscht euch dabei eine gute Nacht, einen erquicklichen Schlaf, und eine glückselige Ruhe. Bisher, ihr guten Reisenden, ist alles trefflich gegangen, man möchte versucht seyn, zu glauben, als sei dieß kein Gastwirth, sondern euer liebreichster Bruder, euer zärtlichster Freund. Inzwischen habt ihr euren Traum ausgeschlafen, der Tag bricht an, ihr stehet auf, und rustet euch zur Abreise; da kommt der Wirth euch entgegen: er ist heute ein ganz anderer Mann, sieht herb und tre-

cken aus, hat in seinem ganzen Benehmen etwas Absolutes, führt eine große schwarze Schiefertafel mit sich, daraus liest er euch mit einem Minosgesicht und einer Rhadamantusstimme euer Urtheil vor: soviel habt ihr zu bezahlen. Darauf entfärbet ihr euch etwas, und die Indignation versetzt euch einen nahmhaften Stich durchs Herz, und ihr ruft mit Staunen: Wie? Wir haben so wenig gegessen, so schlecht geschlafen, und so viel sollen wir zahlen? Wie ist das möglich? Wo sind die Versprechungen, die du uns gemacht hast? O daß wir niemals dieß Gasthaus gesehen hätten! Der Gastwirth aber laßt sich grimmig an, betrachtet euch mit rollenden Augen, stellt sich wie ein drauender Bruckenkopf in den Weg, und ruft: Wißt ihr den Brauch nicht? Hier zu Land ist kein Utopia. Ihr habt gezehrt, nun müßt ihr zahlen!

Genau so, wie gesagt, macht es der von Jericho, nur treibt er sein Wesen mehr ins Große. Ein prunkender Schild gefällt den Leuten, den jungen noch mehr als den alten. Kaum langt ein solcher junger Reisender an, der eben seinen ersten Ausflug macht, da der Wirth zur Welt schon fußtäglich ihm entgegen tritt, und alle die holdseligen Einrichtungen und Ergetzungen seines Hauses encyclopädisch ihm darstellt: Kommen Sie nur herein, vortrefflichster junger Mensch, sehen Sie sich bestens um, erwarten Sie ja nicht zu wenig. Sie finden in meinem Hause die Kunst, die Natur, den guten Ton, und die

feinſte Bildung, die Lebensphiloſophie, den Umgang mit Menſchen, den edlen Lebensgenuß, die wahren Grundſätze, den rechten Geſchmack, die liberalſten Anſichten, die Befreiung von allen Vorurtheilen, die Ungebundenheit der Converſation, die Mittel und Wege, Ihr Glück zu machen, ja Sie finden da Ihr Glück ſelbſt, und ein glänzendes Glück. Sind Sie ein vorwitziger junger Mann, und tragen Belieben an der Augenluſt, ſo iſt mein Haus ein Panorama aller romantiſchen und pittoresken Gegenden, und aller ſehenswürdigen Dinge, ſie ſeien nun erlaubt oder verboten. Haben Sie auf andere Ergötzungen ihre Sache geſtellt? Mein Haus iſt ein Arkadien. Iſt die Hochfahrt des Lebens Ihres Begehrens Ziel? Mein Haus iſt hoch und breit genug, man kann ſich darin hoch und breit machen. — Ach, ſeufzt etwan der junge Reiſende: Ich komme eben von Jeruſalem herab, es iſt noch nicht an dem, daß ich meinen Katechismus vergeſſen; man hat mir beigebracht, daß der Menſch nicht alles ſehen, denken, reden, genießen, leſen und thun dürfe, was ihm eben gefällt; es ſtehe zuletzt eine ſcharfe Nachrechnung bevor, u. ſ. w. Aber da ſtößt ihn der Gaſtwirth verweiſend und ſpaßhaft am linken Ellbogen, glättet ſein Geſicht zur allerfreundlichſten, väterlichſten Philantropie, und ſagt mit cosmopolitiſcher Salbung: Nicht doch, Freundchen, nicht ſo reden! Was für engherzige, feigherzige, finſtere Meinungen! Sünde, Beleidigung Gottes, Zorn Gottes,

Gericht, Hölle: lauter mönchiſche Fabeln, Geburten der Finſterniß. Gott hat den Menſchen nicht erſchaffen, um ihn zu verdammen. Gott iſt barmherzig. Gott iſt die allerreinſte Liebe, und liebt alle Weſen, auch den Belzebub nicht ausgenommen. Und hat er den Menſchen mancherlei Triebe eingepflanzt, von welchen der Pöbel ſagt, ſie ſeien finſter und böſe, wie wird er ihn dafür beſtrafen? Es handle ein jeder nur nach guten Grundſätzen, und laſſe dieß bischen Lebenszeit ſich nicht verbittern. Will jemand ganz ſicher ſeyn? ſoviel Zeit und Kräfte wird er doch noch auftreiben, um den Pſalm Miſerere zu beten, oder fünf Vater Unſer? Aber auch dieſes wird von einem Manne von Bildung nicht gefordert. Ein vernünftiges und honettes Benehmen beim Abſchied, ein einziger Schwung des Geiſtes zum Schöpfer des Weltalls, und es iſt genug! — O wie ſüß und wie lieblich klingt dieſe gaſtwirthliche Predigt dem jungen Reiſenden ins Ohr! Sein ſentimentales Herz ſagt ihm: hier iſt Wahrheit. Er begibt ſich alſo mitten in den lärmenden Wirrwarr des Gaſthofs hinein, luſtwandelt in allen Gärten, wirbelt in allen Sälen umher, trinket, wie der deutſche Dichter ſagt, den guten wie den ſchlechten Wein, in ſich hinein, iſt ihm eins wie das andere eben! — träumt viel böſe und tückiſche Träume, hat die künſtlich erhellte Nacht im Coma oder Schlummerwachen und muhſeliger Luſtbarkeit durchgetobt; da bricht der Tag an, der ſchwere lange Wagen rollet mit dumpfem

Lärmen durch die breite Hausflur herein, wendet um, und macht Halt, dem jungen Reisenden gilt's, der inzwischen um ein Gutes älter geworden. Zögernd schleicht er die Stufen hinab, von Absatz zu Absatz, da steht auf der letzten Stiege der alte Gastwirth mit trotzigem Gesicht und der ungeheuren Schiefertafel: Wohlan du, zahle nun! — Wie viel denn? — Hier unter dem Strich stehet die runde Summe: zehntausend Talente. — Wie? für so geringe und schale Bewirthung? für so hohle Freuden und nichtige Träume? für so unverschämte Lügen und trügliches Gaukelspiel? — Ganz recht; eben dafür. — O daß ich niemals in dieß Gasthaus hereingekommen wäre! Weh mir, daß ich geboren worden! — Vergebliche Klagen! vergebliche Reue! Die Rede ist jetzt von Rechnung und Zahlung. Warum hast du die Rechnung ohne Wirth gemacht, so lange ich den Wirth ohne Rechnung vorstellte? Sobald der Wirth seine Rechnung schließt, ist er kein Wirth mehr. So lange ich also dein Wirth war, konnte ich die Rechnung nicht schließen. So lange der Gast im Hause ist, wird lediglich aufgeschrieben. Und hast du nicht gehört, was Jemand gesagt hat, dem du davon gelaufen? Wahrlich, hat er gesagt: ihr werdet nicht von hinnen kommen, bis ihr den letzten Heller bezahlet.

Dieß alles, ihr vielgeliebten Passagiers zu Jericho, möchte ich euch im Vertrauen mitgetheilt haben, und zwar so, daß es der Wirth nicht erfahrt,

denn der Mann würde mir ſonſt etwas anthun. Und weil die bloſſe Warnung auch nicht viel fruchten möchte, wird ſie nicht von weislichem Rathe begleitet, ſo ſetze ich auch dieß hinzu: ihr ſollet, wie es von euch zu erwarten ſteht, vernünftige Leute ſeyn, und den beſſer gewitzigten Reiſenden im Lande Italia es nachthun. Denn dieſe, bevor ſie ein Zimmer beziehen, oder eine Speiſe ſich bringen laſſen, handeln vorher aufs genaueſte den Preis aus, und kaufen die Sache, ehe ſie davon Gebrauch machen. So ſollt ihr auch gegen den Wirth von Jericho euch verſehen. Wenn er ſeine Koſtbarkeiten, ſeine Wolluſte, ſeine lockeren Grundſätze euch anbietet, ſo ſollt ihr vor allem um den Preiszettel oder Tarif euch umſehen, welcher vielleicht gar in eurem eigenen Gewiſſen aufgeſchrieben iſt, oder doch wenigſtens im lieben Evangelium, als zum Beiſpiel: daß man für jedes unnütze Wort einſt werde zur Rechenſchaft gezogen werden, daß auf leichtfertig Gelächter ein groſſes Weh angeſetzt iſt, daß auf hoffärtige Groſsthuerei eine tiefe Erniedrigung nachkomme, daß der geizige Reiche hienieden mit ſeinem ganzen Troſt fertig werde, daß alles, was als Unkraut auf den Dungbeeten der Uppigkeit frech emporwächſt, dem ewigen Feuer aufbewahrt ſei; und wenn Zahlungen und Rechnungen dieſer Art euch allzu bitter dünken, ſo ſollt ihr, als Koſtverächter, vor dem groſſen Thore vorüber gehn.

Denn ſeid ihr einmal hinein gegangen, und

hat der Wirth seine rothe Mütze abgezogen, euch zu empfangen, so steht es um eure Sache schon gefährlich. Der Mann bezaubert euch dann so sehr, daß ihr geschwind aller Warnungen vergesset, die man euch mitgetheilt; und Wenige sind so entschlossen und standhaft, wie jener große Erhofmeister Arsenius. Kaum hatte dieser die Tücke seines Wirthes von fern geahndet, so eilte er aus dem großen Gasthof hinaus, und begab sich in die fernste Wüstenei. Dem Wirthe war dieß gar nicht gelegen, denn der Gast war vornehm. Flugs ward ein Brief an ihn bestellt, ausgestellt vom größten damaligen Herrn, seinem ehemaligen Zögling Namens Arcadius Augustus, mit der Bitte, zurück zu kehren, und dafür die Einkünfte aller Zölle Aegyptens zum Lohne anzunehmen. Allein, Arsenius sprach zum Briefträger: Geh hin und sage, Gott verzeihe uns Allen unsre Irrthümer! Geld sammeln sei des Arsenius Sache nicht, denn die Todten haben kein Geld zu zählen. Wiederum ward ein anderer Bote zu ihm gesendet, Namens Magistrianus, der brachte ihm das Testament seines Vaters, das ihn zum Erben einsetzte; Arsenius aber sagte: Ich bin früher gestorben als mein Vater, was setzet der Todte den Todten zum Erben ein? Nimm deine Schrift und gehe. Über solche Leute nun zieht der Wirth gewaltig los, er nennt sie ebenfalls todte Leute, Schwärmer und Wahnwitzige. Paula, Melania, Hieronymus, Benedictus, Franciscus, Carl von Borromä, das sind

Namen die er nicht einmal hören mag. Und in der That hat er, in seiner Art, nicht recht? Wenn der Gastwirth unter seinem Thore steht, und sieht eine Menge Reisende, zu Fuß und zu Wagen vor seinem Hause vorbeiziehen, und in einem andern einkehren, wird dieß den alten Neidhardt nicht wurmen? Oder wenn ein Gast, mit Roß und Wagen, schon hereingekommen ist, dann erst mit vornehmer Miene sich umsieht, das Haus und die Bewirthung nicht anständig findet, und wieder weiter zieht, um anderswo zuzusprechen, wird er sich darüber nicht ergrimmen? Oder, wenn der Gast zwar in diesem Hause schon bleibt, aber darauf bestehen will, bessern Wein, besseres Stroh, bessere Pfühle, bessere Speisen aus einem anderwärtigen Hause kaufen und herbeitragen zu lassen, wird der Gastwirth darüber nicht höchlich beleidigt seyn? wird er zum Gaste nicht sagen: solchen Schimpf verbitte ich mir? So erlaubt euch der aufgeblasene Wirth von Jericho denn auch dergleichen nicht: es wird im Gasthofe »zur Welt« nicht gestattet, etwas Besseres einzukaufen, was außerhalb des Hauses, und unter einem andern Schilde zu suchen oder zu finden wäre, als z. B. bessere Ansichten, bessere Grundsätze, bessere Wahrheiten, bessere Tugenden, bessere Freuden, bessere Tröstungen, bessere Pläne, bessere Hoffnungen, bessern Frieden, — (»den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht, wie die Welt ihn gibt«) — es ist dort durchaus verboten, die sogenannten geistigen

oder himmlischen Güter zu suchen, oder Schätze im Himmel zu sammeln. Ja, als Zachäus zu Jericho solcher Ab- und Seitenwege sich unterfing, und sogar auf den Baum am Wege hinan kletterte, um bessere Aussicht zu gewinnen, hat der Wirth alle seine Gäste gegen ihn aufgehetzt.

Überhaupt benahm er sich dazumal ganz toll und wild, als jener große Reisende, der von Jericho gen Jerusalem den Weg einschlug, vor seinem Gasthof vorbei ging, auch nicht eines Blickes ihn würdigend, und hingegen bei diesem Zachäus einkehrte, einem Manne, der bisher doch nur ein Gast gewesen war, und auch jetzt nichts weniger vorstellte, als einen guten Wirth, indem er Hab und Gut vergeudete. Zürnend und scheu betrachtete er den hehren Wandersmann, es war ihm, als gellte ihm der Posaunenschall wieder in die Ohren, unter welchem vor uralter Zeit Josua, der Held, seine Gemäuer und Gehöfte niedergeworfen und den Flammen zum Raube gegeben. Damals wäre er ein armer und ganz hilfloser Mann geworden, und unfähig, seine Wirthschaft wieder empor zu bringen, hätte nicht Achan, ein Mann nach seinem Herzen, drei kostbare Sachen aus dem Schutte gerettet: einen goldnen Richtscheit oder Maßstab, einen weiten und faltigen Mantel, und einen Sack mit zweihundert Sickel Geldes; wie im Buche Josua, Hauptstück 7. vollständiger zu ersehen. Mit Hilfe der goldenen Regel stellte er sein Lehr-, Nähr- und Zehrgebäude

bald wieder in guten Stand, und ordnete seine Grund- und Folgesätze aufs neue; mittelst des weiten Mantels hüllte er sich inzwischen, bis wieder Alles unter Dach gekommen, in seine Unschuld; mit dem Gelde konnte er den Wucher wieder neu beginnen. Und weil ihm (wie im 3. Buche der Könige Cap. 16. zu lesen) der aufgeklärte Achab günstig gewesen, so war nunmehr sein Wohlstand, mehr als zuvor, begründet. Aber jener Reisende, der auch einen ähnlichen Namen trug, wie Josua, machte ihm bange, sein verachtend Benehmen erfüllte ihn mit Zorn, und sein zuversichtlich und geheimnißvoll Beginnen brachte ihn aus der Fassung. Und hierin hat der Wirth von Jericho ganz recht gehabt, denn es war geradezu auf seine Ehre und sein Gewerb abgesehen, da hart vor seinen Augen ein neues gastwirthliches Gebäude von der Erde zum Himmel emporstieg. Denn die Weisheit hat sich ein Haus gebauet und sieben Säulen aufgerichtet. Sie hat ihr Opfer geschlachtet, den Wein gemischt, und ihren Tisch aufgestellet. Sie hat ihre Mägde ausgesendet, um zur Burg die Gäste zu rufen: So jemand klein ist, komme er zu mir. Und zu den Ungewitzigten sprach sie: Kommet, esset mein Brot, und trinket den Wein, den ich euch zubereitet; verlasset die Kindheit und lebet, und wandelt die Wege der Klugheit. Und die ihr kein Geld habt, eilet herzu, kaufet und esset: kommet, kaufet, Wein und Milch, ohne Geld, und ohne irgend einen Tausch oder Preis. Warum

gebt ihr euer Geld dar, und nicht für Brot? warum eure Arbeit, und nicht für Sättigung? (Sprichw. 8. Isai. 55.)

Also rufet der uneigennützige Gastwirth neben Jericho; der Gastwirth von Jericho aber sucht alle Wege zu ihm ungangbar zu machen, und gibt sich erstaunliche Mühe, die Reisenden sämmtlich zu sich zu locken. Ja, wenn er den verhaßten Gasthof, genannt »zum guten Hirten,« mit Brechstangen und Feuer verwüsten könnte, so hätte er es schon längst gethan; allein es ist ihm der Felsen im Wege, auf welchem die Fundamente stehen. So sehe dann jeder vernünftige Reisende wohl zu, wo er einkehrt, und hüte sich weislich vor dem Gastwirth von Jericho.

Wolfgang Amadeus Dornmäyer's

Lebens-, Leidens- und Kreuzstationen.

I. Der Weg und der Wegweiser.

Der Abend nahte, und ich war auf die Rückkehr von meinem Spaziergang bedacht, als ich, wo die Straße sich theilte, einen kräftigen greisen Mann ersah, der, vor einem großen Kreuzbilde kniend, meine Aufmerksamkeit gefangen nahm. Der schwere Tragkorb, der neben ihm auf dem Schemmel stand, schien die zeitliche Sorge anzudeuten, die der Betende für jetzt bei Seite gestellt, während sein treuherzig Auge innig und unverwandt zu Dem empor sah, Dem offenbar all sein Glauben, Hoffen und Lieben galt. Ach, du dürres Herz, gedachte ich bei mir, du innerlich stummer Mensch, — der du zwar auch vermeinest, an deinen Herrn und Meister zu glauben, und dir's nicht zur Ehre rechnest, den Herrn der Majestät zu verläugnen, — wie weit zurück bist du doch hinter diesem dürftigen Korbträger, der sicherlich auch ein Kreuzträger ist! Wie viele Körbe voll unnützer und zerstreuter Gedanken hast du auf diesem Spaziergange gesammelt und wie oft

hingegen haſt du an dein Heil und deinen Heiland gedacht? — So ſinnend und grollend ſtand ich mit abgezogenem Hute vor dem Crucifix, der Kniende aber erhob ſich, grüßte mich, indem er den Korb aufhuckte, und ſprach lächelnd: Leſen Sie auch in dieſem Buche? — Wohl, erwiederte ich, es iſt nicht ſo leicht leſen, wenn man das Alphabet noch nicht kennt. — Ei, warum nicht? ſagte jener; man braucht hier bloß vier lateiniſche Buchſtaben zu wiſſen, das A ſammt dem M, das O ſammt dem R; in deutſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Sprache aber ſind es fünf. Denn was ſteht wohl anders da aufgeſchrieben, als die Worte: »Alſo hat Gott die Welt geliebet!« oder dieſe: »Hierin hat die Liebe Gottes zu uns ſich offenbaret, daß Er Seine Seele für uns geſetzet hat.« — Ich verwunderte mich nicht wenig über des Mannes Erudition, er aber erklärte ſich, und ſprach: Es iſt da nichts zu verwundern, ſintemal ich vor Zeiten ein Sprachmeiſter geweſen bin; habe jedoch dieß Gewerbe aufgeben müſſen, ſeit die neue Sprachenverwirrung überhand genommen hat, und man in keiner Sprache mehr die ewige Wahrheit hören will. Ja, mein lieber Herr, weil ich den Kindern, die ich in irgend einer Sprache zu unterrichten hatte, vor allem das Gebet des Herrn oder den engliſchen Gruß in dieſer Sprache beibringen wollte, ſo haben die Altern, noch mehr aber die Erzieher und Hofmeiſter mich gewöhnlich wieder fortgejagt. — Unglücklicher Sprachmeiſter und was iſt jetzt euer Geſchäft? — Ich arbeite im

Taglohne, und gehe meinen vergnügten Weg, durch Kreuz und Leid, und viele Freud', denn das ist ja der rechte Weg. — Mag seyn, versetzte ich; das ist der mystische Weg; um aber von dem gewöhnlichen zu reden, führt euer Weg euch ebenfalls in die Stadt? — Er verneinte es, und zeigte mir das nahe Dorf, wo er seine Heimath habe, er wies aber auch hinauf zu den schweren Regenwolken, die mittlerweile sich versammelt hatten, und bot mir sein Obdach an. Gerne folgte ich dieser Einladung.

II. Der Fußpfad und die Heerstraße.

Lassen Sie uns, sprach der Alte, den Feldsteig hier einschlagen, damit wir fruher unter Dach kommen, eh' uns der Regen uberrascht. Er überraschte uns dennoch, und zwar als ein tuchtiger Platzregen, vor dem wir mit genauer Noth unter das Gereisig einer alten Feldhütte uns retteten. Ich ward nachgerade verdrüßlich, er aber sprach: Wie's eben kommt, so nimmt man's hin. Ist das nicht ein herrlicher Regen? Nehmen Sie's nicht übel, Herr, daß ich's nicht besser vorgesehen. Die Straße hätte uns zu einem Wirthshaus geführt, auf dem Steg hier haben wir bloß die Hütte gefunden, in der wir gebeugt nur Raum haben. Aber die Hütte ist besser, als das Wirthshaus, und der Steig besser als die Straße. Wieder im mystischen Sinn? fragte ich. — Nun freilich, entgegnete er, oder im wahren

Sinn. Die breite Straße ist die Zerstreuung des äußeren Lebens, der Fußsteig ist die Meditation. Im Wirthshaus ist nichts denn Ausgabe für fried- und freudlos und bestandlos Welt-Unwesen, ja ewig Leidwesen; in der Hütte aber ist reiner barer Gewinnst, an Schätzen, die nicht rosten. Zur Güte, haben Sie wohl schon jemals meditirt? — Nein. — Nicht bloß nein sollten Sie sagen, lieber Herr, sondern: leider! Wissen Sie denn nicht, daß breit die Straße sei, die zum Verderben führt, und schmal der Pfad auf dem man ins Leben eingeht? Innerlich nur ist das Leben, innerlich also auch nur der Weg, und eben die Meditation ist dieser Weg. Ist Ihnen auch niemals noch ein Leid, ein Unglück widerfahren? — O vielleicht nur zu viel! — Es wird schon noch mehr kommen. Denn dieß ist die Gnade Gottes, daß er unseren Weg verzäunt mit vielem Dorngehäge, auch mit Gestein und Gräben belegt und durchfurcht, auf daß ihm die zu große Breite benommen werde. Ach lieber Herr, es gibt gefährliche Weg- und noch gefährlichere Stationen! Nur ein Weg ist der rechte und der sichere, es ist der Kreuzweg sammt den Kreuzstationen; aber, liebster Gott! den lernt man bloß in der Meditation, nicht aber in der Distraction. Und wie wirds denn am Ende aller Wege? wer nicht mit Mir sammelt, der zerstreut; der Herr hat's gesagt.

III. Aufgang gen Gethsemani.

Immerzu ergoß sich der Regen, und bereits fing ich heimlich wieder zu seufzen an, über den verunglückten Spaziergang. Der Alte aber sprach: nun geht's zu Ende, denn der Wind hat sich gedreht, ich merke es an dem Abendgeläute, das er vom Dorf herüber trägt. Er nahm seine Kappe herunter, und betete, und als er fertig war, blieb er eine gute Weile im stillen Nachdenken. Der Regen hat nachgelassen, sagte ich, laßt uns nun gehen. Aber was hat euch plötzlich so schweigsam gemacht? Mein lieber Herr, erwiederte der Alte, Sie werden sich wohl erinnern, daß heute Donnerstag ist, und daß das letzte Geläute der Erinnerung an die Angst Christi galt. Ich kann nicht läugnen, daß mir diese Zeit gar werth und theuer ist, so große Trauer sie auch führt, und so sehr es mich durchschauert, wenn ich der Worte gedenke: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Als ich noch Soldat war, und einstens schwer verwundet auf dem Felde lag, und einige entseelte Körper auf mir, da habe ich die Todesangst wohl erfahren, und die Last sündhafter Erinnerungen lag noch schwerer auf mir, als die Leiber von Freund und Feind. Aber was sind alle Qualen, verglichen mit meines Erlösers letzten Stunden auf dem Ölberg? als die ganze Reihe der unaussprechlichen Leiden, die in immer wachsender Zahl und Gräßlichkeit Seiner harreten,

auf einmal dem Herzen des Menschensohnes sich darstellte? als, was noch unendlich herber seyn mußte, die Vergehungen und die Laster des ganzen Menschengeschlechtes allgesammt auf ihn hereinstürmten, als auf das freiwillige Sühnopfer der göttlichen Gerechtigkeit! Ach wie viele Millionen lebendig Todter lasteten da auf Ihm, denen sein Tod zur Quelle des Lebens ward! wie unzählig viel Undankbare, die den Ischariotes an ihrer Spitze, seine göttliche Liebe verschmähend, dereinst wieder in die Untiefen des Todes zurück sich stürzten! Welche Schreckniße aller Zeiten mußten da, mit allen Gräueln der ganzen Weltgeschichte, durch die Seele Desjenigen ziehen, der einstens kommen wird zu ihrem Schlusse, zur Lösung aller ihrer vielverschlungenen Knoten, zum Weltgericht! Auch meine Laster, auch meine Treuloßigkeiten haben Ihm den bittern Kelch bereitet, und den blutigen Todesschweiß; auch für mich hat Er Seine Seele gesetzet! ja, auch den elenden Wolfgang Amadeus Dornmayer hat Er dort oben schon zu sehen sich gewürdiget, und hat ihn nicht verstoßen, sondern ihm die goldenen Thore der Hoffnung aufgethan, und den Namen Jesus ihm mit Liebesgewalt in's harte Herz gedruckt! — Mein bester Dornmayer, sagte ich, sind diese Vorstellungen nicht übertrieben, phantastisch und gleichsam allzu detaillirt? — O wie trostig, erwiederte jener, wie altklug und frostig! gehören Sie auch noch zu den trostlosen Herzen, die nur alles nach den vier Spe-

cies berechnen, und vor lauter Verſtand nicht zum Denken kommen? O daß doch die holdſelige Einfalt in den Chriſtenherzen wohnen möchte, damit ſie wieder die Liebe ahnden könnten, und zwar, wie der Apoſtel ruft, ihre Breite und Länge, ihre Höhe und ihre Tiefe! Der ſichtbare Herr der Welt, der Wahrheit und des Lebens, betet, mit dem Antlitze auf der Erde liegend, die Er ſchuf, zum Unſichtbaren, und opfert dem Vater ſich für alle Menſchen; die Apoſtel indeſſen ſchlafen, die Phariſäer und Sadducäer berathſchlagen Seinen Tod, die Fülle der Menſchen kümmert ſich nichts um die ewigen Rathſchluſſe, und lebt in die Welt hinein. O wie Wenige wachen und beten mit dem leidenden Jeſus! — Das ſind doch wirklich bloße Redensarten! ſagte ich. Denn Chriſtus der Herr hat wohl einſtens gelitten, lebt aber leidet Er nicht mehr, ſondern iſt in der ewigen Glorie, zur Rechten der Kraft Gottes. — Schön! erwiederte der Redner, ſchön und wahr, und doch kein richtiger Grund für Ihre Meinung da von den bloßen Redensarten. Was geſchehen iſt, was geſchieht, was noch jemals geſchehen wird, iſt vor Gott nicht alles gegenwärtig? Was immer wir dermal Lebenden denken, unterlaſſen oder thun, es ſey mit Jeſu, oder ohne Ihn und gegen Ihn — denn wer nicht für Ihn iſt, iſt gegen Ihn — was wir ferner noch mit Gedanken, Worten und Werken für alle Ewigkeit thun werden, alles dieß war ja, wie jetzo, ſo damals ſchon, dem Gottmenſchen ge-

genwärtig, was hätte Ihm denn sonsten auch den Blutschweiß ausgepreßt? Dem Allsehenden war Alles gegenwärtig, die Zeit aber ist's, in welcher es für uns und in uns sich entwickelt, weßhalb auch uns gesagt ist: Wirket, so lang es Tag ist. Der Tag ist die Zeit, die Zeit aber ist nichts anders, als das irdische Leben. Wie aber wollen wir Gutes wirken? Der Herr sprachs: ohne Mich könnt ihr nichts thun. Und wer ihm nicht folget, findet das Leben nicht, denn Er Selber ist das Leben. Nun hat Er, wie der Apostel sagt, für uns gelitten, und uns durch Sein Beispiel belehrt, auf daß wir Seinen Fußstapfen folgen. Wie aber? Nicht zur Gloria des Himmels können unsere Gedanken sich erschwingen, aber den Olberg ersteigen, und dort unseren Willen mit dem göttlichen vereinigen lernen, dieß müssen wir.

IV. Nacht- und Irrgänge.

Dornmayer, sagte ich, im Predigen bist du sehr bewandert, aber ob du daruber den rechten Weg nicht verfehlst, ist eine andere Frage. Waten Sie nur geduldig fort, erwiederte jener, und wenn die Geduld Ihnen ausgehen will, so schöpfen Sie hurtig neue aus dem Quell der Meditation. — So? und zum Beispiel? — Wenn ich in finsterer Nacht fortgehe, so denke ich gerne an das nächtliche Dunkel auf dem Olberg, wie der Verräther und die blutgierigen Lichtfeinde schon herauf kommen, und das Licht der Welt,

das ihren blinden Herzen nicht leuchtet, mit russigen Fackeln und Blendlaternen suchen. Der Herr aber, weil die Stunde gekommen ist, da Er das große Versöhnungswerk vollenden will, geht ihnen selbst entgegen, und fragt: Wem suchet ihr? Sie aber, von einem Strahl der Majestät getroffen, weichen zurück und stürzen zur Erde. Da denke ich nun ferner: Wie nun, Dornmayer, wenn dein Herr und Gott dich fragen würde: Wen suchst du? — oder wenn Er einstens fragen wird: Hast du von ganzem Herzen Mich gesucht? Wir Menschen suchen alle, alle im Dunkeln, alle nach irgend einem Gut, aber suchen wir auch Jesum? und so wir es thun, suchen wir den Gekreuzigten? Ach, Er ist so leicht zu finden, Er sucht ja selbst uns auf, Er geht uns entgegen, wir aber weichen zurück, und fallen auf die Erde, an die unser Herz so sehr gefesselt ist! Wissen Sie wohl, mein Herr, wie oft mir dieses schon geschehen ist? — Nun, wie oft denn? — So oft ich in Gelegenheit kam, mich zu verläugnen. Verläugne dich selbst, spricht der Herr, und folge mir; und wer da gerne gehorcht, und Ihm nachfolgt, der bleibet Ihm immer nah. Ich aber wich gewöhnlich zurück. Besann ich mich später auch, und ging, so folgte ich doch, wie Petrus, nur ganz von ferne. Hier gilt das alte Sprichwort nicht; hier heißt es vielmehr: je ferner vom Ziel, desto näher dem Todespfeil. Wer sich nicht verläugnen will, verläugnet Jesum. Er geht hin und wieder

in der Nacht, zittert vor einigen Lotterbuben, ängstigt sich vor einer albernen Magd, wie damals Simon Petrus, eh' er der Felsen ward; er kennt Jesum nicht mehr, weiß gar nicht wer Er sei, schwört bei Stein und Bein, er sei keiner von den Jüngern. Mir Armseligen ist's leider so ergangen, zumal in jener schändlichen Zeit, da die Lotterbuben und Söldlinge, die sich geistreiche Köpfe nannten, wie jene auf Gethsemani, das Licht mit ihrer Brandfackel verfolgten, und die alberne Magd, die Mode, welche dem Zeitgeist wäscht und aufräumt, ein Zettergeschrei gegen jeden erhub, dem sie's anmerkte, daß er mit Jesu einige Gesellschaft gepflogen. O siegreicher Hahnenruf! o schmetternder, erweckender, triumphirender Hahnenruf! — Was ist's, sagte ich, mit diesem Hahnenruf? — Der Alte sprach, oder sang vielmehr:

Petrus der Hahn!
Zum zweiten Mal kräht er dich an!
Du nun zum dritten Mal
Hast schon verläugnet in Seiner Qual
Deinen Herrn und Meister,
Den König der seligen Geister —
Petrus, ach Petrus, was hast du gethan?

Petrus, der Hahn!
O siehe, der Tag bricht an!
Schweigend, doch viel beredt,
Sein himmlisches Antlitz zu dir sich dreht;

Du liebst Ihn auf's Neue,
Du büßest mit Thränen der Reue,
Petrus, ach Petrus, den sündlichen Wahn.

V. Wegdistel und Klette.

Dornmayer fuhr fort, und sprach: Und Petrus ging hinaus und weinete bitterlich. Glückseliger Petrus! Nicht weil der Hahn ruft, bricht der Morgen an, sondern umgekehrt: weil der Morgen anbricht, läßt der Hahn sich hören; und wem der Herr einen Lichtstrahl in's Herz sendet, dem wird auch das Gehör wieder aufgethan, daß er die Stimme des Gewissens vernimmt. Und dann geht er hinaus, und flieht die böse Gelegenheit, und lebt auf in Liebesreue. Petrus weinet, Judas verzweifelt, Kaiphas wüthet, Herodes lacht, der Herr schweigt und duldet. Als der Böse ausging, um Unkraut unter den Weitzen zu säen, hat er auf Disteln, Scharten, Kletten und Stechapfel nicht vergessen. Dieß Unkraut ist das sachtige Witzgesinde, und das sarkastische Gift, und Herodis Hofsaat war ein geistreicher, witziger Hofsaat. Das Unkraut wächst fort bis zur Ernte, und der Witz blüht immerfort, wird immer witziger und spitziger, und der Herodianer gibt's überall genug. Darum, mein guter Herr, seien Sie wohl auf Ihrer Huth! denn die böse Gelegenheit ist aller Orten fast zu Hause, das Unkraut hält man hoch im Werth, und die Weitzenhalme stehn im Schatten. — Wie meint Ihr das mit den

Herodianern? — Es sind die Hochklugen, mit vermeinter Erhabenheit über den Pöbel Vornehmthuenden, sammt allen, die ihnen nachplaudern. Sie sind so wenig fähig, die ewige Wahrheit zu fassen, als Herodes mit seinen Trabanten es war, und Christus redet zu ihnen nicht mehr, gleichwie er jenem keine Sylbe geantwortet hat auf naseweise Fragen; an Witz und Schlauheit aber haben sie gleichen Ueberfluß, wie Herodes, welchen Christus selbst einen Fuchs genannt hat. Noch immer sprudelt ihr Witz, auf ähnliche Weise, noch immer werfen sie Christo den zerrissenen weißen Schimpfmantel um, und wissen wie Herodes zu rufen: Wir sind so einfältig nicht! uns macht man dergleichen nicht weiß! Vermeintliche Schriftgelehrte in Herodis Diensten hören auch nicht auf, das Ihrige zu thun, sie wissen alle Wunder auf eine recht wunderliche Weise zu analysiren, sie reden auch wohl von edler Schwärmerei, und von schwärmerisch begeisterter Liebe, und sind mit dem weißen Mantel nicht zufrieden, sondern wollen mit ihren Dintenklexsen ihn verzieret sehen. — Halt ein, Freund Dornmayer, sagte ich; Ihr werft ja selber mit Kletten herum?

VI. Nesseln und Dornen.

Der Alte seufzte aus tiefer Brust, und sprach: Es ist schwer zu entscheiden, was ärger sei, Disteln und Kletten oder Nesseln und Dornen, und was peinlicher, Schimpf und Schande, oder Striemen

und Wunden. Der sich erniedriget hat bis zum Tod am Kreuze, Der uns geliebet hat, und Sich Selbst für uns dargegeben, hat beides ertragen, ohne Unwillen, ohne Klage, ohne Widerstand; und dennoch stiegen Schmerz und Schmach von Stufe zu Stufe, in größerem Maße, als ein Menschenherz fassen kann. Zuerst eine boshafte Rotte von Knechten der Hohenpriester, dann der Pharisäer versammelt Otterngezücht, hierauf Herodis frecher Hofstaat, dann römischer Kriegsknechte viehische Cohorte, endlich eines ganzen entarteten Volkes aufgehetzte, mordsüchtige Menge; die alle wechselten mit einander ab, um den König der Glorie, welchen die Bessergearteten unter den Herodianern wenigstens mit dem Namen des Gehabensten und Weisesten aller Menschenfreunde ehren, in den Koth zu treten. O wie furchtbar mit stachligem, dornigem Gesträuch bewachsen ist Sein Kreuzweg! Wir jammern schon, und bemitleiden uns, wenn wir mit der Hand zufällig über Nesseln streifen, und denken an die Taussende von Geißelhieben nicht, die vom Haupt bis zu den Füßen Seinen jungfräulichen Leib zerfleischten. Wir wehklagen, wenn wir uns einen Dorn in die Fußzehen getreten, und werden von der Erinnerung nicht bewegt, daß ein Gezweig voll der sharresten und spitzigsten Dornen, zu einer gräulichen Krone gewunden, an Scheitel, Schläfen und Stirne Ihm häufig rieselnde Blutquellen eröffnet. Wir murren, und kranken uns, oder werden zu ungestümen

Zorn gereizt, wenn Wände, die Ohren haben, das mindeste Wörtchen in unser Ohr leiten, das unserer Ehre nicht günstig genug uns vorkommt; aber ach, wie gleichgultig sind wir, sollen wir die Unbilden und Schmachworte beherzigen, welche auf Jenen einstürmten, Dem allein alle Ehre gebuhrt! Ach, ach, sogar sind wir zu zärtlich, und von zu feiner Bildung, um davon zu reden; die Ästhetik verdrängt die Ascetik. Sind Sie auch ein so Feingebildeter, Gefuhl- und Geschmackvoller? und dem vor lauter Zartgefuhl kein Gefuhl übrig bleibt für seines Erlösers Leiden? Tiefer kann auch die verächtlichste Creatur nicht erniedriget werden, als ein Gottmensch hier, einem Wurm gleichend, wie der Psalm weissagt, und keinem Menschen mehr. Seine Jünger verlassen Ihn und fliehen allgesammt, ein Judas wagt Ihn zu küssen; die Knechte der Juden ergreifen und binden Ihn mit Stricken, und reißen Ihn gewaltsam fort, wie grimmige Hunde, die ein Lamm zur Schlachtbank zerren; der elende Knecht schlägt vor dem Hohenpriester Ihm ins Antlitz; die versammelten Priester speien Ihm in's Angesicht, ihre Miethlinge zerblauen es mit ihren Fäusten. Sie verhullen Ihm die Augen, und hohnen dann: Weissage uns nun, wer dich geschlagen hat? Aber Er hat schon lange Jahrhunderte vorher durch den Propheten es weissagen lassen: »Meinen Leib gebe ich und meine Wangen den Schlägern hin, mein Antlitz wende ich nicht ab von denen, die es mit Fäu-

ſten ſchlagen und mit ihrem Geifer beſpeien. Sie ſchleppen Ihn von Annas zu Kaiphas, und von Pilatus zu Herodes, dort wird Er als ein Ohnmächtiger verſpottet, weil Er kein Zeichen und Wunder thut, als ein Unwiſſender, weil Er keine Frage beantwortet, als ein Blödſinniger, weil Er ſich nicht vertheidigt. Ein wahnſinnig wuthendes Volk begehrt lärmend Seinen Tod, einen verworfenen Aufwiegler und Mörder Ihm vorziehend; rohe Kriegsknechte reißen mit unmenſchlicher Grauſamkeit, unter gräßlichem Scherze, Ihm die Kleider vom Leibe, binden an eine Säule ihn, ſchwingen über Ihm die ſtachligen Geißeln, führen Ihn, mit Blut überronnen, in den Vorhof, verſammeln die ganze Cohorte, werfen Ihm einen alten, rothen Kriegsrock ſtatt eines Purpurmantels um die Schultern, preſſen die Schmach- und Schmerzenskrone Ihm bis an die Hirnſchale in's Haupt, legen ein Schilfrohr ſtatt des Scepters in Seine Rechte; werfen ſich nieder vor Ihm, und rufen mit haßlichem Gelächter: ſei gegrüßt du König der Juden! ſpucken ihren unflätigen Speichel Ihm in's Geſicht, ſchlagen mit dem Rohr über's wunde Haupt Ihm, daß alle Blutquellen von neuem ſtrömen, und ſchonen des Antlitzes nicht mit Schlägen, bis der Mann der Schmerzen, vorher der Schönſte unter den Menſchenſöhnen, zum ſchauerlichſten Wunder der Welt verwandelt iſt, zum Ecce Homo.

VII. Ankunft bei den Stationen.

Genug, sagte ich zu Dornmayer, setzet dem Strome Eurer Rede eine Schleuße entgegen. Wer kann dieß alles auf einmal fassen, behalten, betrachten? — Schon recht, erwiederte Dornmayer, nunmehr sind wir auch schon zu Hause. Er klopfte an ein kleines Fenster, die Hofthür ging auf, der Hund bellte, eine Schaar von fünf oder sechs Knaben umringte uns, und drängte sich freudig zu des Vaters Händen, die größeren halfen ihm den Tragkorb herunter heben, und schleppten ihn hinein. Drinnen lag eine kranke Frau, und eines von den Kindern saß bei ihrem Bette. Ich setzte mich in einen Winkel, und ließ die guten Leutchen ihre wechselseitigen Fragen und Antworten abmachen, während ich mich in der reinlichen, doch höchst dürftigen Stube umsah, und über die rührende Genügsamkeit des ganzen Haushaltes, welche aus allen Ecken mich ansprach, so wie über der Kinder treuherzig Wesen mich erfreute. Waren doch aber Gegenstände, die zum strengen Bedürfniß nicht gehören, in dieser Wohnung zu finden, so machten sie weit weniger durch Zierlichkeit, Schmuck und Farbenglanz, als vielmehr durch ihre Anzahl sich bemerklich; denn die Bilder, so der Reihe nach an den Wänden hingen, hatten ein ziemlich trübes und berauchtes Colorit, und waren meist nur alte Kupferstiche; aber es fanden sich ihrer vierzehn in einer einzigen Reihe, dicht

es am andern, und nur mit schwarzen Papier-
ifen von einander geschieden; ja bei genauer Be-
tigung ergab sich's, daß sie alle insgesammt an
ammen geleimtem Kartenpapier befestigt waren,
d so ein Ganzes bildeten. Der Hausvater ließ
ch nicht lange allein, er meldete mich seiner kran-
n, etwas grießgrämischen Frau, er führte sein
chterchen und seine Knaben mir der Reihe nach
uf, mit genauer Angabe ihrer Namen, Gemüths-
rten und übrigen Qualitäten, wie Väter gern zu
un pflegen. Hier sehen Sie nun, sagte er, mein
anzes Hauskreuz beisammen, und für wie viele
Seelen ich Verantwortung habe. Essen können sie
uch erstaunlich viel, aber diese Sorge ist doch noch
ie geringste von allen. Wenn Sie mit dem Bis-
hen Armuth vorlieb nehmen wollen, können Sie
sich gleich überzeugen, wie es diesen jungen Welt-
bürgern schmeckt. Setzen Sie sich nur nieder, Herr,
essen Sie einmal mit armen Leuten, es gilt für eine
Mortification in dieser hochtheuern Buß- und Fa-
stenzeit. Ey, Dornmayer, erwiederte ich etwas be-
leidigt, macht doch so viele Umstände nicht! es sitzt
sich recht anmuthig hier in diesem friedlichen Kreise,
und ich wollte, ich könnte oft so bei Euch seyn.

VIII. Ruhestation und Hauskreuz.

Wer die süße Würde der Religion empfinden
will, der sehe einen alten Vater an, wie meinen
braven Dornmayer, wie er, von sechs Knaben um-

ringt, alle ihre Kappen haltend zwiſchen den gefalteten Händen, alle zum Bild des Gekreuzigten an der Wand mit dem treuen Blick gewendet, mit ihnen das Gebet des Herrn ſpricht, und einige Reſponſorien als Tiſchgebet. Mir traten die Thränen in die Augen; ich pries den Regen, durch welchen der Himmel mich hierher getrieben. Auch die Milchſuppe behagte mir zum Erſtaunen gut, und als ich etwas geſättiget und ausgeruhet mich fühlte, hatte die Krittlernatur und das kühl beobachtende Weſen in mir auch wieder neue Kräfte gewonnen. Mein lieber Hausvater, ſagte ich, Euer Hausweſen zeigt ſattſam an, wie muhſam Ihr euch durch die Bedürfniſſe des Lebens winden mögt, und ich werde gewiß mir alle Mühe geben um Mittel und Wege, wie Euch ein wenig aufzuhelfen wäre. Ja, ja, rief die Kranke herüber, thun Sie das, beſter Herr! Dornmayer lächelte, ich aber fuhr fort und ſprach, Eines nur iſt bei Euch mir auffallend, doch darf Euch's nicht verdrießen; — die vielen Bilder meine ich. Siehſt du, ſiehſt du, Wolfgang? rief die Frau. O das ſind lange noch nicht alle, entgegnete Dornmayer, wir haben deren noch einen ganzen Stoß, nicht wahr, Kinder? Aber, erinnerte ich, ſollte das auch in der Ordnung ſeyn? Ich ſehe viele darunter, die erſt ſeit Kurzem erſchienen ſind, die müſſen Euch doch kein geringes Geld koſten? — Nicht ſo viel als die Bücher, ſprach Dornmayer. Sehen Sie drüben dort auf der Stelle, in den ſchwarzen Lederbänden,

das Leiden Christi von Thomas a Jesu; dieß Werk hab' ich erst heuer angekauft, und mußte es freilich meinen Kindern vom Munde absparen. — Da hören Sie selbst! jammerte die Frau. So macht er's, all mein Bitten und Protestiren ist umsonst! — Mutter, sagte Dornmayer, habe ich dir nicht erst das Brustpulver und die Mandeln aus der Stadt geholt, sammt dem Eibischsaftchen? und jetzt strengst du deine kranken Lungen wieder an! Wertheser Herr, fuhr er, zu mir gewendet, fort: ist der Leib nicht besser als die Kleidung, und die Seele besser als die Speise? Was dem Leib gegeben wird, vergeht mit ihm, was der Seele geweiht wird, bleibet in und mit ihr. Meine Kinder leben nicht vom Brot allein, sondern vom göttlichen Worte auch: Kinder lernen gerne mit Augen, dazu brauche ich so viele Bilder; jede heilige Zeit meiner Kirche verlangt eine gewisse Reihe von Bildern; kommen Sie um Ostern, kommen Sie im Advent, so finden Sie immer wieder eine andere Gallerie. Jetzt ist die verdienstlichste Zeit, die Zeit, da man die unbegreiflichen Schätze der göttlichen Liebe am fleißigsten sammeln, die Leiden Jesu für unsere Wiederbelebung und Beseligung emsig, ja unaufhörlich sich ins Herz prägen muß: Wer's nicht thut, ist ein undankbarer verrätherischer Judas, und soll wohl zusehen, wie er einstens zurecht kommt, wann die Stimme ihn erschüttert: Ich kenne dich nicht! — Habe ich also Unrecht, wenn ich meines Heilands bitteren Kreuzweg in seinen

vierzehn Stationen ſtets vor Augen habe? Paulus, der Gelehrteſte ſeines Volkes, wollte keiner andern Weisheit ſich rühmen, als der Thorheit des Kreuzes. Wenn wir mit Ihm leiden und ſterben, ruft der glorwurdige Apoſtel, ſo werden wir mit Ihm auch auferſtehen. Wie nun, wenn meine Kinder da, die dummen Jungen, von der Wiſſenſchaft des Heiles mehr verſtehen, als manche gebildete und gelehrte Leute, ſollte das nicht ein gutes Licht auf meine Bilder werfen? — Wunſchen Sie eine Probe davon? — Ich gab meinen Wunſch zu erkennen. Wohlan Kinder, ſprach Dornmayer; macht eure Teller vollends rein, dann wollen wir unſeren Kreuzweg gehen, und dann zur Ruhe, ſo iſt ja der ganze Lebensweg auch.

X. Vierzehn Stationen im ältern Styl.

Wohlan, ſprach Herr Dornmayer nach aufgehobener Milchſuppen-Tafel, laſſet nun uns auf den Weg machen. Ich gehe voran, und ſpreche: Verleih' Herr Jeſus uns die Gnad', mit Dir zu geh'n den Kreuzespfad; Dein' ſüße Lieb', Dein herbes Leid laſſ' uns betrachten allezeit. — Die Kinder ſtanden in einer Reihe vor den Stationsbildern, und wechſelten mit einander ab in folgenden Betrachtungen:

Die erſte: Zum bittern Tod am Kreuzesſtamm, verurtheilt wird das Gotteslamm; Herr Jeſus büßt die Schulden mein, ſetzt Seine Seele für mich ein.

Ach treue Liebe sonder Maß, will lieben Dich ohn' Unterlaß.

Die zweite: Das Kreuz lädt man Ihm auf ergrimmt, mein Jesus es mit Freuden nimmt, Er nimmt es auf die Schulter Sein, trägt's und gedenkt in Liebe mein. Das Kreuz so Er mir sendet, will ich tragen freudig auch und still.

Die dritte: Ach unter schwerer Kreuzeslast, mein Jesus fällt und stirbet fast; die Geißeln sammt der Dornenkron' Ihm Blut und Kraft genommen schon. Durch diesen Fall behüth' uns all', Herr Jesus, vor dem Sündenfall.

Die vierte: Maria an der Straße steht, allwo ihr Sohn vorüber geht, ihr Aug' in heißen Thränen schwebt, ihr Mutterherz vor Leid erbebt. Maria solcher Pein gedenk', auch uns dein sußes Mitleid schenk.

Die fünfte: Schier unterm Kreuz der Herr erlag, wer ist der's mit Ihm tragen mag? Nur Simon kömmt, doch mit Verdruß, er kommt und trägt, bloß weil er muß. Herr, jedes Kreuz aus Deiner Hand, laß tragen mich ohn' Widerstand.

Die sechste: Ihr Tuch Veronika reicht hin, Sein Antlitz bleibt gezeichnet drin. Dieß Antlitz, sonst so schön und klar, von Blut entstellt ist's ganz und gar! O Herr durch all die Striemen Dein, mach' meine Seel' von Makeln rein.

Die siebente: Zu schwer die Last, zu groß die Qual! mein Jesus fällt zum zweiten Mahl; Er fällt dahin auf stein'gen Grund, verletzt auf's neu die Glieder wund. Gib Herr, daß ich nach Leid und Reu, nicht immer fall' in Sünde neu.

Die achte: Da Jesus blutend geht einher, mitleid'ge Frauen weinen sehr. Um Mich nicht, Er zu ihnen sagt: um euch und eure Kinder klagt! — Wohl mich bewein' ich, denk' ich d'ran, wie oft ich Unbild Ihm gethan.

Die neunte: Mein Jesus kaum sich mehr erhält, zum dritten Male niederfällt. Welch bitt'rer Weg zum bittern Tod! ach allzu groß ist solche Noth! Doch diese Schwäche Kraft uns bringt, so jede böse Lust bezwingt.

Die zehnte: Kaum angelangt mit Seiner Last, schon reißen sie mit grimmer Hast die Kleider Ihm vom Leib herab, die Haut selbst streift sich blutend ab. Herr, reiß auch mich von Allem los, daß ich nach Dir mich sehne bloß.

Die eilfte: An's Kreuz sie Jesum schlagen an, Sein Aug' Er wendet himmelan, zum Vater wendet Er's hinauf, für unser Heil sich opfert auf. Zu Jesu Füßen will ich knien und weinen bis Er mir verzieh'n.

Die zwölfte: Ganz dunkel wird es überall, drei Stunden währt die Todesqual; vollbracht ist was mir Heil erwirbt, mein Jesus neigt Sein Haupt und stirbt. O mein Erlöser Jesu Christ, Dein Tod mein einz'ge Hoffnung ist.

Die dreizehnte: Den Leib des Herrn vom Kreuze los sie legen in der Mutter Schooß. Durchbohrt von Schmerz, in stillem Harm, Maria hält den Sohn im Arm. Dich fleh' ich an durch diese Pein, auch meine Mutter wollest seyn.

Die vierzehnte Stationsbetrachtung: In's Grab den Leib sie legen nun, um bis zum dritten

Tag zu ruh'n. Ich bitt' an diesem Grabesstein. Du wollest, Herr, mir gnädig seyn, daß wenn mein Leib wird auferstehn, mich lassen ein in's Leben gehn.

X. Die Stimme von Golgotha.

Die Kinder beteten noch fünf Vater unser und Ave zum Trost für die abgeschiedenen Seelen, legten dann ihre Strohpolster und ihre sanften Pfuhle von ungeschlissenen Hühnerfedern in die Ordnung auf den Boden, und bald breitete der Schutzengel des stillen Dornmayer'schen Hauses seine friedlichen Fittige über die Schlummernden aus. Ich alter Knabe mußte auf einem, vormaligen freiherrlichen Prunk verrathenden, noch einige geschorne Sammtblumen aufweisenden Kanape meinen Ehren- und Ruheplatz nehmen. Ich verhielt mich still, und hörte verstohlen dem alten Sprachmeister zu, wie er, bei der kranken Frau sitzend, manch ein treffliches Wort zu ihr sprach. Und als das Sprechen nichts mehr zu fruchten schien, sing er, in der Voraussetzung, daß ein stiller und melodischer Sang schlafende Kinder nicht allein nicht weckt, sondern, noch tiefer in den Schlaf hinein singe, mit gar rührend sanfter Stimme, die man dem Manne nicht angesehen hätte, ein Lied zu singen an. Ich habe mir die Strophen gemerkt:

Wie, klagt der Herr, was hab ich dann,
Mein Volk, dir je zu Leid gethan,
Und worin dich betrübet?

Hab' ich dich denn nicht jederzeit
Ganz überhäuft mit Gütigkeit
Und ohne Maß geliebet?

Dich ſucht' mein Herz ohn' Unterlaß,
Doch du belohnſt mit Spott und Haß
All meine Lieb' und Treue —
Liebe zu dir iſt's ja allein,
Daß Ich erdulde Schmach und Pein,
Und auch den Tod nicht ſcheue.

Für dich das Kreuz trug Ich herauf,
Opferte Mich dem Vater auf,
Um deine Schuld zu büßen;
Für dich vergoß Ich all Mein Blut,
Sterbend Mein Herz dir auf ich that,
Mit dir den Bund zu ſchließen.

Willſt du dem Tod denn nicht entgeh'n,
Willſt du das Leben nimmer ſehn,
Und in der Sünde ſterben?
Siehe dein Herr noch wartet hier,
Breitet die Arme aus nach dir,
Will dir dein Heil erwerben.

Wär' deine Sünd' auch roth wie Blut,
Wär dein Vergeh'n wie Purpurgluth,
Rein ſollſt du wieder werden!
Wende zu Mir nur Herz und Sinn!
Um dich an Mich empor zu zieh'n
Bin ich erhöht von der Erden!

Komm' doch, o komm' und ſäume nicht,
Wende zu Mir dein Angeſicht,
Eh' wir auf ſtets geſchieden —

Wer treu Mich liebt, hält Mein Geboth,
Ihn führ' Ich siegreich durch den Tod
In Meinen ſüßen Frieden.

Herr Dornmayer, ſagte ich, von meinem Lager mich aufrichtend, wie heißt dieß Lied? — Auf den Namen kommt's nicht an, erwiederte jener; doch könnte man es die Stimme vom Calvarien-Berge überſchreiben. Ich habe die Singweiſe aus einem alten Buche ausgehoben, und ich weiß nicht, ob dieſer Fund mir nicht mehr Freude gemacht hat, als hätte ich eine Note per hundert Gulden gefunden. — Was der Mann doch für Thorheit daherredet, jammerte die Kranke. Mit nichten, ſprach Dornmayer, ſiehſt du das nicht ein? Die Note hätte ich an den rechtmäßigen Beſitzer zurück geben müſſen, das Lied aber kann ich Tauſenden geben, und mein bleibt es doch; und ſo verhält ſich's mit jeder echten Gottesgabe.

XI. Vierzehn Stationen im neuern Styl.

Euer Lied hat mich munter gemacht, ſagte ich, und ſo Ihr's erlaubt, will ich mit Euch wachen, und hier bei der Kranken bleiben. Wie es gefällig iſt, erwiederte Dornmayer. Die Arme hat keinen Schlaf, der ſtete Huſten foltert ſie ſehr; an Kreuz und Noth iſt bei ihr wahrlich keine Noth; jetzt handelt ſich's nur noch um die Geduld, und ſie iſt ſelig zu preiſen. Denn wer den Kreuzweg geht, nach den, von der Fürſehung ihm bemeſſenen Stationen, der

iſt glückſeliger, als mit unſeren Gedanken ſich ermeſſen läßt, aber ein Kreuzweg ohne Geduld iſt kein Kreuzweg, und Stationen ohne Geduld ſind keine Stationen. — So? bemerkte ich, was ſind dann aber (ich wurde hier gleichſam witzig) die Poſtſtationen? es wird Euch ja ein altliches Lied noch bekannt ſeyn, welches dieſelben mit den Lebensſtationen gar zierlich in Vergleich ſetzt? — Ich weiß, ich weiß, erwiederte Dornmayer; aber das iſt auch nur ein weltliches Lied, ein Weltlied. Die weltlichen Lebens- und Luſtſtationen freilich, das ſind echte Poſtſtationen. Denn was zeichnet Poſtſtationen aus? die Eile, die Unruhe, die Ungeduld, das blinde Vorüberfahren, das raſche vom Fleck kommen. Der chriſtliche Menſch, der in der Meditation lebt und webt, nennt ſich einen Wandersmann, einen Pilger, welcher der wahren Heimath zugeht; der Wanderer geht aber Schritt vor Schritt, umſichtig, fürſichtig, geduldig. Das eitle Weltkind hingegen, das nach Freuden, Ehren, Wolluſten, Schätzen und Narrheiten jagt, und kein ewiges, unwandelbares Ziel vor Augen hat, aber queckſilberigen Unfrieden im Herzen, dieß freilich ſucht mit Extrapoſt zu fahren, und ſolche Paſſagiere tummeln ſich gewaltig, weil ſie auf keiner Station das finden, was ſie geſucht oder erwartet haben. Der Pilger oder Wandersmann ſucht gern den Fußſteig auf, den ſchmalen, über Berg und Thal und Stein und Dorn, der Paſſagier auf der Poſt muß auf der Heerſtraße bleiben. D'rum

geht jener in der Meditation, und dieſer in der Diſtraction (wie ich Ihnen bereits zu ſagen die Ehre hatte), jener im Trockenen, dieſer durch Staub und Koth, jener am Stabe der Geduld, dieſer mit acht Pferdefüßen thieriſcher Gelüſte und den vier Wagenrädern eitler Glücksgedanken. Wie oft erlahmt ein Fuß, wie oft bricht ein Rad! der Stab der Geduld bleibt immer unverſehrt, nur muß er vom grünen Holze ſeyn, und nicht vom dürren. — Wie meinet Ihr das mit dem grünen Holze? fragte ich. — Ei, ſprach Dornmayer, wiſſen Sie nicht, daß unſer Herr mit dieſem Sinnbild von ſich ſelber geſprochen, und zwar in der achten Station ſeines Leidensweges? Das grüne Holz allein iſt's, welches Blüthe und Frucht bringt, und wenn der Kreuzſtab uns etwas Dauerhaftes nützen ſoll, ſo muß er von einem Kreuzholze ſeyn, das mit dem Kreuze Jeſu Chriſti vereinigt iſt. Denn gleichwie Er der Weinſtock iſt, und wir die Reben, ſo iſt unſer Leiden und Wirken nur dann von Bedeutung, wenn wir um Chriſti willen handeln und um Chriſti willen leiden, das Übrige alles, das nicht in dieſem Namen geſchieht, iſt für uns rein verloren, und ohne Frucht für das wahre Leben, das hier nur knoſpet, um jenſeits erſt zu erblühen. Dürres Holz treibt keine Knoſpen, und die es beſitzet, da es vom grünen abgebrochen worden, dorren für immer dahin. — Aber, beſter Dornmayer, ſagte ich, Ihr redet ſo erſchrecklich viel durcheinander! es mag wohl al-

les ſeinen Sinn haben, jedoch man verſteht Euch nicht! — Ja, ja, bekräftigte die kranke Frau, ſo macht er's immer! ſo redet er in einem fort! — Leider! erwiederte der Ex-Sprachmeiſter, das iſt mein Fehler von jeher! Wie aber, wenn ich die vierzehn Stationen in ganz beſondern Exempeln zu erläutern dennoch im Stande wäre? Er ſchwieg, wiewohl mit der Miene eines Mannes, der etwas Tüchtiges im Hinterhalt führt: und ich hatte recht inſtändige Bitten nöthig, ſammt dem Zureden der Frau, welche verſicherte, daß ſie nunmehr ſchlummern werde, bis er ſich herbeiließ, mich durch dieſe beſondern Exempel zu führen. Wir ſetzten uns zuſammen in eine Ecke der Stube, Herr Dornmayer nahm mich bei der Hand, ſah mich feierlich und doch etwas ſchalkiſch an, räuſperte ſich, und ſprach: Sollten wir nicht lieber im Thomas a Jeſu leſen? — Nein, ſagte ich, erzählen, erzählen, nicht leſen!

XII. Die Station auf Gabbatha.

Abermal erſeufzend nahm Dornmayer das Wort, und ſprach: Wie ekel ſind wir doch und zugleich wie geitles! wie wiſſensvoll und gewiſſenslos! und welcher Mißbrauch mit unechtem Kellnerwaſſer und falſchem Frieden! — Dornmayer, ſagte ich, Ihr redet wohl aus dem Traume? — Wir ſaßen auf Gabbatha, ließen Waſſer herbeiholen, wuſchen unſere Hände vor dem Volke, und riefen: Wir ſind unſchuldig. — Von wem redet Ihr, wer that ſo?

— Pontius Pilatus und Amadeus Dornmayer, und vielleicht auch Sie. — Ich? wie ſo? — Wer immer die Fabel vom weiß zu waſchenden Mohren an ſich ſelbſt ausführen, ſich rein machen und entſchuldigen will, der hat zur Abſicht, ſich aus eigenen Mitteln den Frieden zu verſchaffen, und ſein eigener Erlöſer zu ſeyn, womit er dann dem wahren Erlöſer, als einem, deſſen er nicht bedarf, das Urtheil ſpricht. Da gilt es vor den Leuten, nicht vor Gott, die Hände rein zu waſchen, nicht die Seele, denn was wiſſen die Leute von der Seele? Da gilt es, ſich einen guten Geruch und Glanz zu geben, das Grab zu übertünchen, den Moder zu parfümiren. Darum nennt der Wollüſtling ſich mild und gefühlvoll, und hat leider den einzigen Hang nur, der ihn hinreißt, den aber hat die Natur ſo mächtig in ihn gelegt! darum betheuert der Habſüchtige, ſein Stand fordere von ihm, ſich ſo viel zu erſchwingen, daß er mit Anſtand lebe, und gewißlich ſei es ſeine Sache nicht, jemanden zu verkürzen! darum perorirt der Scheel- und Rachſüchtige: dieſe Leute muß man nicht ſchonen, man muß ſie züchtigen, ſonſt ſpielen ſie auch Andern mit, wie mir! So bleiben wir alle, die wir uns entſchuldigen, und unſere Schuld auf Andere ſchieben, beim unglückſeligen Richter ſitzen auf Gabbatha, desſelben Waſchbeckens uns bedienend, anſtatt bei Jeſu zu ſtehen, in ſeiner Entäußerung. Und ſtatt mit Ihm, nach Ihm, den Kreuz- und Lebensweg zu wandeln, von Gabbatha gen

Golgotha, verfauren wir auf der erſten Station, und rufen immerfort: wir ſind unſchuldig, wenn auch liederlich, träge, unlauter, grimmig, ſelbſtſüchtig, — kein Menſch ohne Fehler! Halbwitzige treten auf, und erleichtern es ſich und dem ganzen Menſchengeſchlecht mit der herzerhebenden Behauptung: der Menſch iſt gut! ja der Menſch iſt von Natur gut! Verhältniſſe bloß, und Vorurtheile, und Erziehungsfehler, und die Schwäche der Neigungen ſammt der Stärke der Leidenſchaften, und die Miſchung des Blutes und der Galle, und das Temperament — iſt das nicht ein ganzer Ocean von unechtem Köllnerwaſſer? kann darin nicht die ganze Menſchheit ihre Hände waſchen? Aber, wendet etwa jemand dagegen ein: Wofür floß denn alſo, wenn's ſo iſt, des Erlöſers Blut? — Ich ſtille, ſtille mit dieſer Einwendung, denn ſie möchte die nämliche Wirkung machen, wie Pilati Worte, da er ſprach: ich bin unſchuldig an dem Blute dieſes Gerechten, da ſehet ihr zu! auf die Juden. Denn da ſchrien dieſe alle miteinander: Sein Blut komme über uns und unſere Kinder! Wir machen uns nichts daraus! wir ſind in dieſem Puncte ganz ſorgenlos! es iſt da nichts zu befürchten. — Wie ſonderbar, daß ſo viele Chriſten jetzt gerade ſo ſchreien, und aus vollem Halſe noch dazu, wie die Juden einſt! iſt das nicht erbärmlich? Auch möchte man ſagen, daß faſt unſer ganzes Zeitalter wieder bei der erſten Station ſteht, und ſich beſinnt, wohin es wolle. —

Wie ſo das, mein Dornmayer? — Chriſtus wird verſchmaht, verurtheilt, dem Ungläuben überliefert, des Pontius Pilatus Leibwache hat die alte Wuth noch gegen ihn, und ſtatt des antiken Heidenthums ſucht modernes ſich geltend zu machen; die Sadducäer beſorgen neue Auflagen von d'Alembert und Conferten, die neuen Phariſäer fechten mit ſcheinheiligem Eifer für Vernunft und Menſchenwurde gegen Offenbarung und Kirche; was endlich den Barabas betrifft, ſahen wir ſeines Gleichen nicht in ganzen Schaaren frei- und losgelaſſen in Süd und Weſt?

XIII. Wohlan!

Dornmayer, Dornmayer, ſagte ich, Ihr hält nicht Wort. Ihr wolltet erzählen, und kommt nur immer tiefer in dieſes Peroriren. Wohlan, erwiederte jener, laſſen Sie in der That uns weiter gehen. Iſt nicht jeder ſelig zu preiſen, wer dem Rufe folgt, der auf der zweiten Station ertönt? Wohlan, nimm dein Kreuz auf deine Schulter, und komm', und folge mir nach! Wohlan es iſt eingeſpannt! Die Reiſegelegenheit, die dich ins Land des Lebens, der Liebe, und Wahrheit führt, ſteht vor der Thüre, das Kreuz iſt der Wagen, die Räder ſind die Leiden, die Geduld iſt die Bespannung und der Fuhrmann; was zögerſt du noch? Wenn ein irdiſcher Fürſt ſeine Hofequipage nach dir ſendet, wirſt du dem ehrenvollen Ruf nicht eiligſt folgen? Und ſiehe, hier beruft dich der Fürſt der ewigen Gloire! — Schon geſagt, Dornmayer,

aber heißt das erzählen? — Ach mein Herr, da wäre viel zu erzählen! Die Geschichten aller Menschen, aller Buß- und Unbußfertigen. Sind denn nicht Viele berufen, d. h. Alle? Wer's nur verstehen wollte, wer nur Aug' und Ohr aufthun wollte, zur Zeit, da das Posthorn vor der Seelenthür den Ruf anstimmt, dem Einen ein sanftes Alvenlied, dem Zweiten ein Ach- und Wehlied, dem Dritten ein Schimpflied, dem Vierten ein Neth- und Kummerlied. Aber wann es heran kommt, das sogenannte Unglück, wie unbändig und unsinnig beginnen wir da uns zu geberden! Welch ein Jammern, Hin- und Herlaufen, Trost suchen, an den Wänden hinauf klettern, welch ein unstät widerspenstig Wesen, das immerzu ruft: Wirf dein Kreuz hinweg, und bleibe zurück

XIV. Erster Glücksfall und dritte Station.

Ich komme jedoch nunmehr zur Sache, und will Ihnen erzählen, wie es so gekommen ist, daß ich ein Sprachmeister geworden bin, und hintendrein ein Taglöhner. Wie ich nämlich auf der zweiten Station mein Brotstudium emsig treiben, das lustige Welttreiben aber entbehren sollte, kam mir dieß Kreuz zu schwer vor, ich warf es demnach ab, und that eine Zeitlang was ich wollte. Unter solchen Umständen bleibt ein junger Mensch nicht lange ohne Schuld, und nicht lange ohne Schulden. Die letzteren wurden damals doch bezahlt, die erstere nicht.

Meine Aeltern zogen die Hand von mir, ganz billig; ich mußte das Bayonett auf die Schulter nehmen, das dünkte mich freilich ein schweres Kreuz. Ich machte in der Subordination so geringe Fortschritte, daß ich, obschon in anderen Gegenständen sonst sehr gelehrig, hierin eine gute Reihe nachdrücklicher Lectionen empfangen mußte. Der Profeß, den ich bei dieser Gelegenheit näher kennen lernte, war ein Mann von altem Schrot und Korn. Er hatte ein Bildniß Christi in seiner Stube, wie er unterm Kreuze niederkniet, davor stellte er mich hin, und hielt eine Rede an mich, die war wie ein Donnerwetter; denn seine Stimme donnerte, sein Auge blitzte, und ergoß sich in einen Thränenregen. Dummer Mensch, sagte er, was nutzt dir sein hochstudirt Wesen, wenn Er nicht gehorchen kann? Ein Soldat muß allezeit Christum vor Augen haben. Der war gehorsam bis zum Tode. Sebastianus war ein Soldat, Victor war ein Soldat, ei ihr glorreichen Heiligen! Ein Soldat, der Christo dem Herrn getreu ist, ist seinem Kaiser getreu, gehorcht auf einen Wink, hat Courage wie ein Löwe, und geht dem Tode entgegen, wie einem herzsüßen Freund; denn Michael, der Commandant des himmlischen Kriegsheers, wird ihm die Medaille der ewigen Glorie umhängen und Christus der Herr wird sagen: geh' ein, du treuer Knecht! In summa, es ist kein Mensch ehrbarer auf dieser Welt, als ein Soldat, der christlich denkt und lebt und ficht; denn er lebt

und webt und ſtirbt im Gehorſam; vivat jeder Kreuzträger! Auch wenn er ſchon zu unterliegen fürchtet, ſo ſchaue er auf den Weg zum Calvarienberge, und er wird wieder aufſtehen. O dummer Menſch, wie iſt er ſo thöricht, und wendet ſein Herz nicht zur jungfräulichen Mutter Gottes, Maria a Victoria? Jeder tapfere Soldat iſt ihr ein lieber Sohn, denn ſie weiß, wie herrlich der Gehorſam iſt, und wer von Chriſto geliebet wird, den liebt auch ſie. — Ich hörte die Rede, und ward bewegt; aber am nächſten Tag ſchon jagte ein neu Vergehen, und die alte Unluſt mir den vollen Ungehorſam in die Füße, ich warf das Kreuz von mir, und rannte auf und davon.

XV. Muttergruß und vierte Station.

Als ich eine geraume Zeit ſo fortgerannt war, tief in die Nacht hinein, blieb ich vor Müdigkeit unter einem groſſen Baume am Feldweg liegen, entſchlief, und erwachte erſt bei hellem Tage. Ringsumher war alles in Sommermorgens Pracht und ſchöner Emſigkeit, mir aber wurde angſt und bang, denn deren Werke böſe ſind, die lieben das Licht nicht, und kommen nicht gerne an's Licht. Ich raffte mich auf, und ſah eine Bildtafel am Baume befeſtigt, und mir ward, als ſtehe der gute alte Profoß vor mir, und deute mit dem Finger hinauf zu dem Gemälde, das wieder Chriſtum vorſtellte, kreuzbeladen zum Tode gehend, wie Seine ſchmerzensreiche Mutter Ihm begegnet. Es war aber der Profoß

doch nicht, sondern ein fremder Mann, der mich anredete und sprach: Landsmann, könnt Ihr mir die Worte unter dem Bilde nicht lesen? Ich sah hin und las: Maria an dem Wege steht, allwo ihr Sohn vorüber geht, ihr Augenpaar zusammentrifft, den Schmerz beschreibt nicht Red' nicht Schrift. Maria mir die Gnad erbitt', daß ich mit Jesu Schritt für Schritt hier durch dieß Leben möge zieh'n, und meinen eig'nen Willen flieh'n. Der Fremde dankte, sah mich etwas scharf an, und ging seinen Weg, ich stand noch ein Weilchen, und überlegte mir den Spruch unter dem Bilde, dann faßte ich doch ein Herz, und es war mir auch gar bald geholfen, denn ich war keine weite Strecke fortgegangen, da schritten etliche von meinem Zuge, wahrscheinlich von jenem Fremden auf die rechte Spur gebracht, auf mich los, und wußten mir das Umkehren begreiflich zu machen.

XVI. Wendestation.

Trübselige Tage waren vergangen, als der alte Profoß zu mir kam, um mir die Eisen abzunehmen. Mein Sohn, sprach er, wie dir schon bekannt gegeben ist, wirst du, sonder Pardon, nunmehr Spießruthen laufen, dreimal auf und dreimal ab. Hierüber freue dich, und danke Gott. Denn erstlich wird seine Gerechtigkeit an dir erfüllt, und du bist wieder quitt; da du hingegen unertappt und ungestraft ein Schelm geblieben wärest. Zweitens kannst du bei

jedem Ruthenstreich denken: Christus mein Herr und Richter, ist für mich vom Haupt bis zu den Füßen gegeißelt worden, und ich treuloser Schurke soll Ihm zu Liebe nicht gerne leiden, was ich so reichlich verdiene? Drittens sollst du die fünfte Station des Kreuzweges dir herzhaft vor's Gemüthe führen, und sagen: Ich bin auch ein Simon von Cyrene, ein Nolens Volens, weil ich schon das Kreuz tragen muß, so will ich auch, ja, recht gerne will ich's tragen, von jetzt an bis zu meinem Ende; du aber, Herr der Wahrheit, sei mir gnädig, und stärke mich, daß ich nicht murre, und wenn ich dann hingehen muß und dem Herrn Major die Hand küssen für die Strafe, daß ich's recht von Herzen gern thue! Dummer Mensch! du weißt gar nicht, wie glücklich du bist! — So sprach der Profoß, und ich weiß, daß er die Wahrheit sagte. Ich nahm mir seine Worte ernstlich zu Herzen, ich suchte darnach mich inwendig zu stimmen. Die alte Hoffart und das stolzische Wesen winselten erbärmlich gegen die erschreckliche Demüthigung, denn was ist Schmerz gegen Schande? Genug, mir ward von der Stunde an in der Conduitenliste eine ganz andere Note zu Theil als sonst; ja ich rückte im nächsten Kriegszuge gar zum Unter-Officiere vor, innerlich aber zu einer viel höheren friedlichen Station, zur sechsten nämlich.

XVII. Belvedere oder Lichtstation.

Wer Christo dem Herrn in seinem Herzen durch Demuth Raum zu machen anfängt, und mit aufkeimender Liebe öfters Seines bittern Leidensweges gedenkt, und wie Veronica, die gute Matrone, auch nur einige Aufmerksamkeit dem göttlichen Dulder bezeigt, dem pflegt Er Sein mildes Licht in's Herz zu gießen, und den Trost Seiner Gegenwart und erfüllet den Segensspruch an ihm, der da lautet: »Der Herr zeige dir Sein Angesicht, und erbarme Sich deiner. Der Herr wende Sein Antlitz zu dir, und gebe dir den Frieden!« Es ist gewißlich eine schöne Sache um den Frieden! auf dieser Erde kann er doch im Entsagen und Dulden nur gefunden werden, so wie des Herrn Antlitz auf Veronica's Schweißtuch nicht des Verklärten, sondern des Leidenden Antlitz ist. Ach, die sechste Station ist noch die letzte nicht, es sind deren noch viele bis zum Ziel, es kann, ja, es wird noch ganz anders kommen. — Aber sind Sie denn nicht schlafrig? — Nein, Dornmayer, sagte ich, ich mag Euch recht gerne zuhören.

XVIII. Siebente Station und zweiter Glücksfall.

Sie kennen ja wohl, fuhr Dornmayer fort, den Satz: wer da meinet, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle? Nun kann man aber auf dem Lebens-

wege nicht ſtehen bleiben, der Weg will gegangen ſeyn, und das Gehen ſelbſt iſt ja gleichſam ein ſtetes Fallen und wieder ſich aufrecht halten, wie Ihnen aus der Naturlehre bekannt ſeyn wird. Wer ſtehen bleiben will, der iſt vom Falle ſchon nicht mehr weit. Ich kam weit umher in manchen Feldzügen, wobei ich nicht allein die verſchiedenen Sprachen lernte, ſondern auch bis zum Poſten eines Feldwäbels mich erſchwang. Weder die Sprachen, noch die Feldzüge, noch der Dienſtrang können mich entſchuldigen, daß die echte Liebe in mir allmählig zu erlöſchen begann, und ich gar lau und gleichgültig ward im Dienſte, im Gottesdienſte nämlich, bis endlich eine Kugel auch mich erreichte, und auf das Schlachtfeld mich hinſtreckte. Da ward mir, wie ich Ihnen ſchon draußen auf dem Wege geſagt habe, überaus bange um's Herz, da habe ich freilich Gott gebeten, daß Er mir wieder aufhelfe, um von Neuem den rechten Weg zu gehen, da verſtand ich wieder, was das Gutes ſei: leben um zu leiden, und leiden um zu leben. Und von nun an kam die harte Prüfung erſt.

XIX. Station der Thränenweiden.

Als ich vom Fieberwahnwitz genas, fand ich mich in einem gar freundlichen deutſchen Bürgerhauſe, wo ich ehedem ſchon im Quartiere geweſen, und herzensgute Leute recht ſorgfältig um mich beſchäftigt. Die Kranke dort ſaß damals bei meinem Bette, und hatte ganz verweinte Augen, und je

mehr ich mich erholte, desto schlimmer schien's mit diesen Augen zu werden; und als mein Abschied nahe war, da thaten sich vollends die Thränenschleußen auf. Mein lieber Freund, hüten Sie sich ja vor Weiberthränen! Es ist wahr, die Frauen verdienen das Lob, daß Mitleid und Barmherzigkeit bei ihnen vorzugsweise zu finden sei. Wer waren es auch, die bei Christi Kreuzweg nicht lästerten, höhnten und lachten, sondern mit Thränen und Wehklagen Ihn begleiteten? wer anders als fromme Frauen? Aber es ist dennoch ein Pünctlein dabei, Weinet nicht über Mich, sprach der Herr zu ihnen, sondern über euch selbst und eure Kinder! weinet nicht aus bloßem Mitleid und menschlichem Gefühle, beweinet aber vielmehr die Schuld und das tiefe Elend, um derentwillen euer Erlöser so Vieles leidet! — Ich wollte die Gute trösten, ich versicherte sie, daß ich ein recht elender, und bereits auch alternder Kauz sei, es wollte nichts fruchten, und ich wußte nicht, wie sehr ich selber schon gefangen war. Die Arme! sie dauert mich noch immer; jetzt ist sie freilich herabgekommen, damals aber konnte sie auf ihre Schönheit und Geschicklichkeit schon Einiges sich einbilden; um so mehr fühlte ich meinen Willen bestürmt; ich ging um meinen Abschied zu erhalten, und ließ mein Ehrenwort zurück.

XX. Dritter Glücksfall und neunte Station.

Wertheſter Freund, wenn Sie ein recht ſchweres Kreuz erfahren wollen, ſo verehelichen Sie ſich aus purer blinder Liebe von der einen oder der anderen, oder von beiderlei Seiten. Meine Frau dort hat gar bald mich näher kennen gelernt, darum konnte ſie nicht lange ſich glücklich fühlen; aber warum ſollte ſie nicht auch den rechten Weg, den Kreuzweg gehen? Von jetzt an verſtand ſie es wohl, daß es, wie ich in einem alten Buche fand, unter den Chriſten dreierlei Claſſen gebe. Es ſind ihrer überaus Viele, die ſuchen zwar Chriſtum zum Freund zu haben, aber fliehen das Kreuz, dergleichen die Bequemen alle ſind, und die Trägen und Zärtlichen, und die luſtern an Vergnügungen der Sinne hangen; wieder viele Andere gibt es, die ſuchen das Kreuz, und fliehen Jeſum, dergleichen die Ehr- und Habſüchtigen und Rachgierigen ſind, alle wahren Martyrer der Welt; endlich gibt es welche, die Chriſtum ſammt dem Kreuze gern umfangen. Glückſeliger Eheſtand, der in der Liebe Chriſti und des Kreuzes geführt wird! Es fehlte uns an Gelegenheit zur Übung nicht. Der Vater meiner Frau ſtarb, ſein Vermögen war im Kriegesfeuer dahin geſchmolzen, das Kreuz lag ſchwer auf uns.

XXI. Station der Armuth.

Ich wanderte wohl wieder in mein Vaterland zurück, und wir wollten uns unter die städtischen Familien zählen, und ich fing an den Tyrachmeister zu machen; erstlich mit vielem Glück, alsbald aber mit raschem Verfall, wovon ich Ihnen draußen beim Crucifix an der Straße schon sattsam den Grund angegeben habe. Mittlerweile wuchs die liebe Familie immer mehr, und mit der Familie die Noth, und es stellte jener nicht genug zu liebende und zu lobende Zustand sich ein, welchen man die Armuth nennt. Da mußte ich endlich zur kleinen Wirthschaft hier langen, wo ich neben vielen Freuden den Kummer habe, meine gute Frau allmählig unterm Kreuz erliegen zu sehen. Sie sehen demnach, auf welcher Station ich jetzt mich befinde, es ist, Gott sei Dank, die Zehnte; betrachten Sie nur das Bild dort, das Zehnte in der Reihe. Heiligster Erlöser, wie will ich von Armuth reden und Noth, wenn ich deine allervollkommenste Armuth und Entäußerung betrachte! Dort standest du auf der Höhe von Golgotha, aller Kleider beraubt, entblößt, zitternd und todmüde; von Wunden, Beulen, und rieselndem und stockendem Blut bloß wie mit einem Purpurgewand bedeckt, zerfleischt und unkenntlich fast, wann die blutende Schulter und die dornige Schmerzenskrone dich nicht kennbar machten und der Strahl von Licht und Liebe aus dem vielfältig verletzten Auge! Dort hast du dem

ewigen Vater dich dargebracht, ein vollkommenes, reines, unendliches Sühnopfer, und bist eingegangen in dein ewiges Priesterthum! Dort hast du den Kelch bis auf die Hefen geleert, damit wir in allen Widerwärtigkeiten, die uns begegnen, deines von Myrrhen und Galle bereiteten Tranks gedenken, damit wir jede Art von Armuth mit ruhigem Gemüthe tragen; damit wir alles meiden, was deine Reinigkeit mit schmählicher Blöße kränken würde. — Dornmayer schwieg ein Weilchen, und schien in Gedanken sich zu vertiefen, dann kam er wieder zu sich, oder vielmehr zu mir, und fragte, ob ich denn nicht schlafen wolle?

XXII. Am Ziele.

Vester, sagte ich, es sind ja vier Stationen noch übrig, wollt Ihr von diesen mir nichts mehr kund geben? Dornmayer lächelte und sprach mit Wehmuth: Ja wohl ist noch manche Station zurückzulegen, und wer kann sagen, er sei am Ziele, eh den Leib nicht seine Mutter die Erde, den Geist aber die Ewigkeit umfangt? eh er rufen kann: »Tod wo ist dein Sieg, Hölle, wo ist dein Stachel?« — Sie haben übrigens Recht, bei den letzten vier Stationen sollen wir ohne Unterlaß uns aufhalten, wir würden da im Vorhof des Paradieses wohnen, welcher, obgleich der bequemste nicht, doch der einzig sichere Aufenthalt ist in dieser Zeitlichkeit. Allein es ist vor der eilften und zwölften Station am Kreuzaltar

ſelbſt unendlich mehr zu betrachten und zu lernen, als hundert Foliobände faſſen können. Ich höre da die furchtbar dröhnenden Hammerſchläge, die, auf ſtumpfe Nägel treffend, ſie mit gräßlicher Gewalt durch meines Erlöſers Hände und Füße treiben. Ich ſehe Maria wie ſie von ferne heran kommend, vor den dröhnenden Schlägen erbebt, deren Bedeutung ihr geängſtigt Herz erkennet. Ich ſehe den Gottmenſchen nun hangend am Kreuze ſchweben, auf keine anderen Puncte geſtützt, als auf ſeine Wunden, durch keine andere Stütze feſtgehalten, als durch eben dieſe Wunden. Ich betrachte dieß ſchauerliche Sterbebettlein, und vertiefe mich mehr und mehr in den unergründlichen Abgrund Seiner Leiden, immer ſteigend, immer wachſend, in ununterbrochenem Fortgang, und weiß nichts zu denken, und nichts zu ſagen mehr, als: Wer biſt Du Herr? wie magſt Du ſo unſäglich leiden? und für wen? Denn ich erkenne, daß Du alle Deine Feinde liebſt, und bis in den Tod ſie liebeſt. Da ſehe ich hinauf zur Spitze des Kreuzes, und finde den Titel und die Überſchrift, und indem ich dabei verweile, erhebe ich mich wieder in etwas. Denn da ich weiß, daß dieſer Titel in drei Sprachen geſchrieben war, ſo komme ich in meinen Gedanken auf die neueren Sprachen, in denen ich Sprachmeiſter geweſen bin, und auf die neue Sprachverwirrung, und bedenke die vielen Titel, die dermalen Jeſu Chriſto beigemeſſen werden von Halbgläubigen, Schwachgläubigen, Schiefgläubigen und

Ungläubigen. Da fällt mir »der Weiſe von Nazareth« ein, und der groſſe Reformator der Religion und Sittlichkeit« und »der erhabenſte Prophet,« und »der von göttlicher Weisheit beſeelte Volkslehrer,« und »der Stifter einer vernunftmäßigen reinen Gottesverehrung« und hundert andere unterſchobene Titel mehr. Und ſpricht auch der Gottmenſch: Herr, verzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun, — ſo nehmen dieſe Titelmacher doch wenig Notiz davon, eben weil ſie ſehr wohl zu wiſſen glauben, was ſie thun, und ihren Herrn und Meiſter in Abhandlungen und Paragraphen auf wiſſenſchaftliche Weiſe neuerdings verurtheilen und kreuzigen.

XXIII. Todes- und Schlummerſtation.

Die Kranke wachte auf, und ſagte: Wann wirſt du endlich ſchlafen gehn, Wolfgang? vergiſt du, daß morgen wieder ein Tag iſt, wo du deine Kräfte brauchſt? — haſt recht, erwiederte Dornmayer, wir gehen ſchon, ſchlummere nur wieder ein, meine Liebe. Er wandte ſich wieder zu mir und fuhr mit leiſerer Stimme fort: Wir wollen nun wirklich den ſchlummernden Kleinen dort Geſellſchaft leiſten, und weil Schlaf und Tod ein ſo ehrlich Brüderpaar ſind, im Einſchlummern auf der letzten Station zu verweilen ſuchen, da Jeſus mit lauter Stimme gerufen: es iſt vollbracht, und neigte dann Sein Haupt, und gab den Geiſt auf, in Seines Vaters Hände. Wir wollen auch ſagen vor jedem Schlummer: es iſt voll

bracht, das Lebens-Capitel des heutigen Tages, ach, aber wie? und in welchem Namen? Wir wollen dürsten darnach, dieß recht wahrhaft zu erkennen und ohne Selbstbetrug, drum wollen wir an die sauere Arbeit gehn, und den frischen Essigtrank der Selbstprüfung und Gewissenserforschung trinken, und weil wir dann finden werden, daß es mit der Selbstrechtfertigung rein nichts sei, und daß wir inniger und fester an unsren Erlöser uns anklammern müssen, so soll das Gebet: Herr Jesu, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist, billig das letzte dieses Tages, und aller unsrer Tage seyn.

XXIV. Schwertlilien und Palmweiden.

Und als Freund Dornmayer die Kerze ausgelöscht, und die Nachtlampe hinter ein aufrecht gestelltes Legendenbuch gesetzt hatte, hörte ich, während er seine Kleider ablegte, noch folgende Lection von ihm über die zwei letzten Stationen.

Schwertlilien, weiß und reine, wie ihr so edel blüht
In segensreichem Garten, jungfräulichem Gemüth.
Maria, ach Maria, durchbohrt vom Schmerzensstahl,
Wer nennet deine Liebe, wer nennet deine Qual?
In herber Prüfung unerschüttert du allein
Sollst Zeuge Seines Opfers und Seines Todes seyn.
Du hast Ihn ja erkennet, geliebt von Anbeginn,
Du der Apostel und der Blutzeugen Königin;
In Glaub' und Hoffnung konntest du wanken nimmermehr,
Und unterm Kreuze standest du huldend, leuchtend hehr,
Am Werke der Erlösung da nahmst du hohen Theil,

Mit deinem Sohne litteſt auch du für unſer Heil.
O nimm, weil du aus Liebe für mich geſtorben biſt,
Nimm mich in deine Liebe, mein Heiland Jeſus Chriſt;
Und du o Mutter! wende zu mir die Augen klar.
Zu deinem Knecht mich Armen nimm an für immerdar.

Palmweiden grün und zart umwollt,
Ihr nunmehr knoſpen und blühen ſollt.
Liegt zwar im Grab noch Jeſus hier,
Leblos und ſtarr, und ſonder Zier,
Wird doch, eh' drei der Tage vergeh'n,
Er glorreich, ſtrahlend auferſteh'n,
Wird ſchwingen zur Rechten des Vaters ſich,
Da herrſcht Er im Frieden ewiglich.
Palmweiden, gränet und blühet ſchön,
Hoſannah, Hoſannah in Himmelshöh'n!

Edmund Sylveſter Strauchler's

Recollectionen.

Erſtes Stundlein.

Da bin ich denn endlich, ich unſeliger Menſch, in meinem einſamen Kämmerlein, und ſchlieſſe die Thüre hinter mir zu, und will hierſelbſt mein Gemüth verſammeln.

Denn alſo befiehlt es mein Herr: Wann du beten willſt, ſo geh' ein in dein Kämmerlein, und ſchlieſſe die Thüre hinter dir zu, und bete zum Vater im Verborgenen. Und dein Vater, der im Verborgenen ſieht, wird dir gewähren.

Die Thür iſt zugeſchloſſen, und ich bin einſam hier, aber nicht allein; allein, aber nicht einſam. Denn die Welt iſt mit mir herein gekommen. Die Welt und die Zerſtreuung, die Thorheit und das innerliche Getümmel. Fort, Bilder, Bilder! fort mit euch! will ich nicht mein Gemüth verſammeln?

Wenn ich es erſt verſammeln will, ſo muß es wohl zerſtreut ſeyn. Und wenn es zerſtreut iſt, wo iſt es? In der Welt. Und wo iſt die Welt? Die Welt iſt in mir, und ich in der Welt. Habe ich nicht

die Thür zugeſchloſſen? Nein, ſie ſteht offen, ſperr-angelweit, es geht alles aus und ein: eine Gaſſe iſt mein Herz, ein Jahrmarkt zu Plundersweilen.

Ich will doch ſehen, was auf dieſem Jahrmarkte geſchieht. Da iſt eine ungeheure Bude voll Trödel-waaren, und auf dem Schilde ſteht geſchrieben: Ed-mund Sylveſter Strauchler's Praeterita. Was für welche? Nun denn, Freuden, Lieblingsſtudien, mo-derne Olimskleider, Meriten und gehabte Ehren, geleſene Romane, und verſchiedene Verſuche in ge-ſellſchaftlichem Witz. Wer kauft? Kein Menſch; ſelbſt Strauchler nicht; brecht die Bude ab, werft dieſe Abgeſchmacktheiten hinaus in alle vier Weltgegen-den. Es ſteht aber ein prächtiger Kiosk darneben, ſammt einer garſtigen Kellergruft. Nun, und was iſt da zu haben? Strauchler's gegenwärtige Amuſe-ments und Chagrins, Strauchler's öffentliche Freu-den und geheime Leiden, Strauchler's weltbekannte Erluſtigungen und verborgnes Herzgewürm. Ei, die Erluſtigungen erluſtigen mich nicht mehr, was geht mich die ganze Familie dort an, Mama und Frau-lein Tochter, und die Sippſchaft kecker Brüder, und dort im Winkel die Billardkugel ſammt den Whiſt-karten, und vorn in der Kellergruft, Springbein, der abgeſchmackte Alcibiades, der mich ſo eben wie-der über die Achſel anſieht; und die verunglückten Verſuche in ſechs neu componirten Guitarre-Con-certen, ſammt dem Dutzend Pfeifen darneben, mit welchen ſie ausgepfiffen worden ſind? Ich bin doch

recht gekränkt, recht sehr gekränkt! Und daß ich mir einen vordern Zahn mußte reißen lassen, und deßhalb Anfangs etwas unförmlich redete, muß man deßhalb mich so spöttisch auslachen? Und daß mir das elende bischen Geld ausgegangen ist, müssen das die Spatzen auf den Dächern erzählen? Der Schelm, der Rumpelmann, wird mir's theuer genug büßen müssen! Warte du!

Aber wo bin ich? Wo flattern meine Gedanken herum? Wo dein Schatz, dorten ist dein Herz; wo dein Herz ist, dort ist dein Verdruß; wo dein Verdruß ist, dort sind deine Gedanken. Wolltest du deine Gedanken nicht versammeln, bist du nicht deßhalb dem wüsten Jahrmarkte entlaufen, um dein Gemüth auf ernste Betrachtung zu wenden? Sei immerhin traurig, aber nicht verdrießlich: ärgern sollst du dich nicht, aber betrüben darfst du dich wohl. Denn da weiter innen in der Kellergruft, da thut sich eine Kluft auf, die geht dunkel hinab in's Bodenlose; da, Edmund Sylvester Strauchler, da suche nach deinen verlebten Jahren, da suche nach deinen Thorheiten, Bosheiten und Unbesonnenheiten, da ziehe an's Licht herauf all das graufe und in heimtückische Knäuel verwickelte Herzgewürm, das dich einst anzischen wird mit giftigen Schlangenzungen, im Stundlein des Todes.

Edmund Sylvester Strauchler, es ist an dem, daß du sterben wirst. Wann, wo und wie, das weißt du nicht; aber du sagst inwendig: Nichts abgedro-

ſchener als dieſe Redensart; der Tod iſt gewiß; nun ja, nun, und was weiter? Wer wird denn ſo abgedroſchenes, abgebrauchtes, abgelegenes und abgeſchmacktes Gedankenſtroh wieder von neuem dreſchen?

Hörſt du's, Strauchler, was du da eben in dir ſagſt? Aber was liegt dir an ſolchen dummtrotzigen inwendigen Reden? Warum denkt und ſpricht Jedermann tagtäglich gern von Lieblingsſpeiſen, von Lieblingsgetränken, vom Wetter, Politik und ſeinen Nachſten, und wie wird ſo leeres Stroh gar emſig fortgedreſchen, alſo daß nichts langweiliger iſt, als das Alltagsleben ſelbſt, da hingegen nichts kurzweiliger als der Tod? Denn Niemand macht der Langweile, d. i. dem Alltagsleben ſo ſicher und ſchnell ein Ende, als eben der Tod. Aber es fragt ſich nur, was darauf folgt? Die Ewigkeit ſagt man. Gut. Wie ſteht's jedoch mit der Ewigkeit? Wenn jemand Langweile hat, ſo ſeufzt er: Das dauert noch eine Ewigkeit! das iſt ein ewiges Einerlei! — und wenn er Schmerzen hat, als wie z. B. ich, bevor ich den Zahn aufheben ließ aus ſeinen Grundfeſten: o Nacht, o Nacht, ſo wirſt du dann kein Ende nehmen? Wie nun, wenn geſchieht es wohl, daß die Langweile mich peinigt? Allerdings, wenn ich nichts ſehe, nichts höre, nicht empfinde, was für mich Reiz, Anmuth oder Intereſſe hat. Als z. B., ſo ich in einer Stube ſtehe zwiſchen vier kahlen Wänden, ſtundenlang, nüchtern, fröſtelnd, und ohne Hoffnung baldiger guter Neuigkeiten. O Strauch-

ler, mache dir eine Anwendung hiervon! Was wirst du sehen nach dem Tode? was für Musik hören? was schmecken, was riechen, was sonst wahrnehmen? Verliert der Strauchlerische Geist nicht Auge, Ohr und Zunge, und was sonst mit der Natur ihn befreundet hat? Wird Strauchler's Leib nicht zum Gräuel werden für alle annoch im Leibe lebendigen Leute, und wird er nicht alsbald in Staub zerfallen? Womit wird jener Geist alsdann sich unterhalten? Wodurch wird er der langen Weile entgehen, die nun wahrhaftig zur Ewigkeit geworden ist? Ewige Langweile, ewiger Überdruß, ist das nicht etwa die —

Ja, ja, Strauchler, zweifle nicht, stocke nicht, denke es nur gerade heraus: es ist die Hölle. Sonderbar, wie kömmst du doch auf den Gedanken? Meinst du es ernst, Strauchler? Wer wird denn noch solche Reflexionen ausbrüten?

Doch, doch. Es gibt ernste Stunden, und ganz bedeutende Anlässe. Ich möchte darauf kein Gewicht legen, daß ich bereits vier Wochen lang ohne Geld lebe, was mich nicht bloß traurig macht, sondern auch ernsthaft. Denn ich lernte zwar diese Woche einmal einige Anfangsgründe des Hungerleidens kennen, habe auch sonst an meiner Reputation Abbruch gelitten, und bin der Meinung, ich hätte dafür an gewissen fremden, seltsamen, mahnenden, innerlichen, ganz innerlichen Gedanken einen ganz sonderbaren Schadenersatz erhalten. Aber ich will

vorzüglich daran mich erinnern, wie mir zu Muthe gewesen, als ich jenen Zahn aus seinen Grundfesten heben ließ. Wehe, wehe! geht das Weltgebäude aus seinen Angeln? Wehe, wehe, was für ein dröhnender, mit eiserner Faust den Lebensfaden ergreifender, die Tiefe des ganzen Selbstgefühls durchbohrender, durchzuckender Schmerz! — Schmerz? Nein; Tod. — Und wer ist denn gestorben? Ein einziger Zahn ist gestorben, ein einziger knöcherner Mühlstein, an dem lange noch wenig gelegen ist. Wie aber, wenn der Leib selber stirbt? Wenn die eiserne Faust in das ganze kunstreiche Fadengewebe unerbittlich hineingreift, um es für immer zu zerreissen? Wehe, wehe, ich bin in der Welt, und die Welt ist in mir, und ich selber bin die Welt; sterbe ich, so ist's alle mit der Welt; in Trümmer stürzet das ganze Gebäude, die Sonne lischt aus, die Erde vergeht; allein und verlassen steht die Seele da, es ist alles lauter Irrthum gewesen, es ist nichts denn Elend übrig geblieben, ewiges Elend, ewige Nacht, ewiger Verdruß; das ist die Hölle.

Sie sagen zwar: es gibt keine Hölle, es gibt ganz gewiß keine Hölle: man kann sich darauf verlassen, daß es keine Hölle gibt. Wunderliche Leute, auf deren Aussagen man mehr sich verlassen soll, als auf die Worte Jesu Christi. Diese Leute haben lauter hohle Zähne, aber es thut ihnen keiner weh; drum denken sie auch nie daran, daß es mit ihnen gar so wurmstichig beschaffen ist. Sie gehn ganz ge-

häftig ihren Weg fort, denn sie haben ungemein viel zu schaffen, es ist aber keiner von ihnen, der nicht viel früher sterben wird, als er's vermuthet hat. Und Strauchler? Auch Strauchler will sich nicht recht mit diesem Gedanken befassen. Strauchler sieht es ganz zuverlässig ein, daß er noch heute sterben könne, ja er ist überzeugt von dieser Möglichkeit; aber er glaubt es doch nicht. O Strauchler, Strauchler! wenn du es glaubtest, du würdest wohl ein wenig zittern und beben, und dein Gemüth zu Gott richten, und nicht so zerstreut seyn. Du würdest bedenken, daß man nichts von hier mitnimmt in's Reich der Ewigkeit, als sein Bewußtseyn, es sei nun gut oder böse, und eine Reihe von Gedanken, Worten und Werken, mit welchen man irgend einem Obern gedient hat, wenigstens sich selbst, und nicht selten dem Lügengeist; und kaum jemals recht vollkommen Gott dem Herrn.

Warum anders denn ist die Hölle eine Hölle, als weil sie ewig ist? Ein furchtbares Wort, dieß Wort: ewig. Da ist kein Leid, so das Wort: zeitlich, nicht lindert und hebt; da ist keine Lust, die das Wort: ewig, nicht zur Höllenqual umstimmt. Ewig eine und dieselbe Melodie hören, sollte sie auch die ersten Male entzückend seyn; ewig eine und dieselbe Komödie in ununterbrochener Wiederholung vor Augen haben; ewig und ewig bei der ausgesuchtesten Tafel sitzen: — ich schaudere bereits vor dieser Vorstellung. Wenn es schon mit der Erlustigung so steht,

wie dann erſt mit Leid und Qual? Und wenn ſchon leiblicher Schmerz uns unerträglich dünkt, wie erſt die unendlich ſchärfere Pein der Seele?

Denn, du magſt ſagen was du willſt, Strauchler, du haſt allerdings eine Seele, oder beſſer zu ſagen, du biſt eine Seele, und biſt ein Bürger der Geiſterwelt. Es iſt aber keins von allem dem richtig ausgedrückt. Du haſt deine Seele nicht, denn du übeſt gar keine Gewalt über ſie, und dazu fehlt dir die Hauptſache, die Geduld nähmlich. Denn der Herr hat es geſagt: In eurer Geduld werdet ihr eure Seele beſitzen. Du kannſt auch nicht behaupten, daß du eine Seele biſt, vielmehr zeigſt du dich in deinen Gedanken, Worten und Werken als ein purer Leib, als eine von Inſtinkt, Leidenſchaft und mancherlei andern Ochſenziemern regierte Maſchine, als eine Camera obſcura, worin die Welt in tauſend Bildern unregelmäßig und meiſt verkehrt ſich ſpiegelt. Und einen Bürger der Geiſterwelt unterfängſt du dich zu nennen? Strauchler, ein Weltburger biſt du, und ein Bürger zwar ohne Geſetz und Ordnung, für den du ſelbſt nicht bürgen kannſt. Ein Naturbürger biſt du, der nirgends ſo zu Hauſe iſt, als in der Stätte der ſteten Veränderung, im Schauplatz vorübergehender Phänomene, ein Leib unter Leibern, ein verweslich Weſen, entgegenreifend einem unverweslichen Unweſen, im Lande der Verdammniß.

Verdammniß? — Häßliches, rauhes Mark und

Bein zerreiſſendes, dem Nervenſyſtem feindſeliges Wort! Aber ich habe es nun einmal vorgebracht. Und was iſt dann Verdammniß? Gänzlicher, barer Verluſt an Hoffnung und an Liebe, Verſiegen alles Troſtes für immer, für immer, für immer. Wer wird verdammt? wer von Gott ſich getrennt hat. Wie heißt der, ſo von Gott ſich trennet? — Sünder. Wer verdammt den Sünder? Er ſelbſt. — Wie meinſt du das, Strauchler? Der Sünder verdammt ſich ſelbſt, ſagſt du? — Ja, ja, ſo iſt's. Wer an Mich nicht glaubet, ſpricht der Herr, der wird nicht gerichtet, er iſt ſchon gerichtet. Wer ſich von Gott trennet, der verdammt ſich. Wer mit Bewußtſeyn ſündiget, der trennet ſich von Gott. Der Sünder verdammt ſich ſelbſt, er ſelbſt iſt's, der ſich der Anſchauung Gottes unfähig macht. Niemand ſtürzt in die Kluft der Hölle, er werfe ſich dann ſelber hinein. Dort, am Rande dieſer Kluft, da iſt eine große, breite, blumige, abhängige Wieſe, dort geht der Sünder luſtwandeln; immer näher zum Rande, immer abwärts zur Kluft; ein Augenblick noch, und noch einer, und der Spaziergang iſt zu Ende, und das freche Spiel iſt ausgeſpielt, da verſinkt er ſchon in die ewige, ſchlafloſe Nacht, da iſt Heulen und Zähneknirſchen.

O geh in dich, Strauchler, geh in dich! Weine und klage, daß du ſo gräßliche Wege gewandelt, kehr' um, kehr um, und flüchte dich zu Jeſu Chriſto, Der für dich geſtorben iſt! Fühlſt du nicht dein Herz in großer Bitterkeit beweget? Fühlſt du nicht, es

sei die höchste Zeit? Hörst du nicht, daß geklopfet wird vernehmlich an deiner Herzensthür? Thu' auf, laß eingehn Den, Welcher den Frieden bringt! — O komm, o komme!

— — — — Diese Worte schrieb ich eben nieder, als das Klopfen an die Thüre immer ungeſtümer ward. Und als ich öffnete, wer kam? Der Briefträger: der langersehnte! Nun iſt das Geld endlich da, nun dem Himmel sei Dank! nun wird's mit dem Spotte bald ein Ende seyn; nun warte, Rumpelmann! nun schämet euch! Keine Zerstreuung mehr! Zeigen will ich euch, daß ich ein honnetter Mensch bin, und dann geschieden für immer! Strauchler verachtet euch; er kehrt alsbald zu seiner Recollection zurück! — Strauchler nimmt Brieftasche, Hut und Stock, und wird sich zeigen!«

Zweites Stündlein.

O könnte ich in Bitterkeit aller Bitterkeit, Feder, dich tauchen in meines Herzens tiefinnerſte Bitterkeit, und den Groll dann niederschreiben, den ich hege gegen Strauchler, den Narren, gegen Strauchler, meinen ärgſten Feind. Wie war ich vorgeſtern so fest gesonnen, in meinem Kämmerlein zu bleiben, koſte es, was es wolle, und der Gemüthsverſammlung abzuwarten, die seit 28 Jahren mir abgeht; und siehe, da kam das leidige Geld wieder zu mir, und mit dem Gelde die Hoffart, und mit

der Hoffart die Luſt an Zerſtreuung, und da lief ich wieder hinaus, und das koſtete mich bei weitem mehr, das koſtete mich das ganze leidige Geld, und eine Menge dumme Streiche, ſammt allem, was daraus erfolgen kann, wird und muß.

Hoffart, Hoffart, wer hat dich erfunden? Der Menſch hat dich nicht erfunden, denn es iſt kein Funken geſunder Menſchenverſtand dabei, der Satan hat dich erfunden, in ſeiner entſetzlichen Thorheit hat er dich erfunden, und hat Strauchler damit ausgeſtattet, und alle geiſtreichen Strehkörfe, die mehr Witz als Verſtand haben; denn wo kein Verſtand iſt, da iſt's ein Leichtes, daß der Witz den Verſtand übertrifft. Was iſt das aber für ein Witz? Aberwitz! Furwitz! Gib Acht, Strauchler, ich will dir den Aberwitz zeigen mitſammt dem Furwitz.

Nr. 1 den Aberwitz. Alberner Strauchler! auf was bildeſt du dir kann etwas ein? Darüber ſollſt du mir Red' und Antwort geben. Alſo A auf deinen ſchönen Wuchs, dein kurz geſchorenes krauſes Haupthaar, auf deine kühn gebogene Naſe, auf das, wie man ſich erzählt, Ausdrucksvolle und Einnehmende deines Angeſichts. O Geck, Geck! wie erbärmlich iſt's, auf Knochen, Fleiſch und Haut ſo großen Werth zu ſetzen! wie eitel, etwas für ein großes Gut zu achten, was in jedem Augenblick in Moder zerfallen kann; hörſt du nicht die Stimme in der Wüſte? »Alles Fleiſch iſt Gras, und alle ſeine Herrlichkeit wie die Blume des Feldes; das Gras iſt

verderrt, die Blume iſt abgefallen.« Wie unſinnig, auf etwas ſeinen Hochmuth bauen, woran du ſelbſt nicht das mindeſte gethan, was der Schöpfer und Herr der Natur dir gibt und erhält, ſo lange Er will, und was dir, ſo lange du lebſt, ein Geheimniß bleibt, denn was verſtehſt du von dem Bau und der Natur dieſes Leibes? Und endlich, wenn dein Spiegel dich lobt, iſt's der Spiegel etwa, oder biſt du's ſelber, der, dein eigener Abgott und Götzendiener, aus der Spiegelfläche dich anlügt? Frage doch deine Nächſten, was ſagen dieſe davon? Hm, ſagen ſie, dieſer Strauchler hält ſich auch für einen feingebauten jungen Mann, und merkt nicht, daß er Anlage hat, mit den Jahren, ſoviel ſeine Naſe ſchon zu erkennen gibt, zu einem Rhinoceros ſich auszubilden! Da haſt du's, Strauchler, ſo reden die Leute von dir, ſo Springbein, Rumpelmann und Conſorten.

Worauf bildeſt du dir ferner etwas ein? B auf deinen Geiſt. O Schwachkopf, warum ſchwatzeſt zu doch von Geiſt und geiſtreich immer, und gedenkſt nicht, daß in geiſtreichen Leuten gar oft eine ſehr arme Seele wohnt, in großer Seelenarmuth? Geiſt, und immer Geiſt! Es gibt gar unterſchiedliche Geiſter, und was nicht körperlich iſt, nennt man Geiſt. Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn. Was für einen Geiſt haſt du? Den Geiſt der Keckheit, den Geiſt der Unlauterkeit, den Geiſt der Frivolität. Mein Strauchler, es gibt ſehr böſe Geiſter! Sata-

was iſt auch ein Geiſt. Mein Strauchler! es iſt, glaube mir, gar gefährlich, geiſtreich zu ſeyn, wenn dieſer Geiſt, woran man reich iſt, etwan ein ſolcher Geiſt iſt, wie ſie dem Satanas zu Gebote ſtehen. Und worin beſteht wohl die Größe und Fürtrefflichkeit deines Geiſtes? Daß er dich hoch emporträgt, ſo hoch, daß du dich hinwegſetzeſt über Vorurtheile, und was man ſo nennt? Ei, fliege nicht ſo hoch, gedenk' an Simon Magus, betrachte den Felſen auch, über den du dich ſchwingen willſt, an den jeder kecke Uebertreter und Überſtürzler ſich den Kopf zerſchellt, beim unvermeidlichen Hinabſturz, den Felſen Petri. Beſteht darin die Geiſtesgröße, daß man die Naſe hoch trägt, dann die Augen weit hinwegſehen über Chriſti und ſeiner Kirche Gebiet? Du Narr, das iſt eine ſehr negative Großgeiſterei, eine Un-, eine Nichttugend, eine pure Negation, gleichwie dein Lehrmeiſter, der alte Neidhardt vom Anfang, auch nichts anders als Lügen und Läugnen, Verneinen und Verunreinen kann. O bilde dir nichts ein auf deinen Geiſt, Strauchler: dieſer Geiſt verrauchet wie Weingeiſt, ein brennender, ſchwefelblau flackernder, kopfbetäubender Weingeiſt; weine über dieſen Geiſt, Strauchler, weine!

Oder auf deine Kenntniſſe? auf deine Geſchicklichkeit? O Strauchler, das wenige, was du gelernt haſt, ſchützt dich weder vor Langeweile und Lebensüberdruß, noch vor Thorheit; und das beſte, was du einmal gelernt haſt, haſt du vergeſſen, obſchon

das Einzige, was in jedem Falle noth thut. Was meinst du damit, Strauchler? Etwan den Katechismus? Hm, ja. Aber dafür bist du ja ein Meister auf der Guitarre, und studierst fleißig im Conversationslexicon? Ja wohl, ja wohl; nichts destoweniger sind deine sechs neuen Concerte ausgepfiffen worden, und im Lexicon fehlt, obwohl es das ganze Alphabet umfaßt, doch die Hauptsache, nämlich das Alpha und Omega, ohne welches kein Trost und keine Weisheit ist.

Oder D auf dein Thun, deine Thaten, deine Tugend? Sei still, Strauchler, rede nichts davon, denke lieber an die T und Th, an deine Thorheiten, an dein Taugenichtsthum, an deinen Taumel, in welchem du lebst und webst; dein Thun ist so schlecht als dein Lassen, denn Gutes unterlassen ist eben so schlecht, als Böses thun. Also gestehe, Strauchler, deinen Aberwitz, und wende dich

Nr. 2 zu deinem Fürwitz. Warum zeigen sich Witz und Verstand so selten beisammen florirend? weil der Verstand den Witz zu meistern und zu beschwichtigen verstehen muß, so er anders ein echter Verstand ist. Wo der Witz allein sein Wesen treibt, da ist der Verstand in großer Ohnmacht. Der Witz ist von Eva her, weshalb er auch Mutterwitz genannt wird. Der Menschenverstand, der gesunde, von Adam. Als Adam zu nachgiebig war, da siegte der Witz leider über den Verstand; da erwuchsen Unverstand und Fürwitz, Geschenke der alten Schlange,

zur Machthaberei über das verdunkelte Menschenherz, da wuchsen in selbem die Disteln und Dornen aller Leidenschaften. Der stechende, stichelnde, prickelnde Witz, der Trachel der Schöngeisterei und des gebildeten sich Hervorthuns, das ist das Dorngestaude, das auf dem besten Boden den guten Samen erstickt, und woran jeder hangen bleibt, der sich hinein zu begeben wagt; da kommt kein Schaflein durch, ohne Verlust an seinem weißen Wollenkleide, und ohne blutende Wunden. Zeit wann, Strauchler, bist du unwirsch, und unzufrieden und unselig geworden, als seit der Zeit, da der Furwitz dich zu stacheln begann? — Aber worin besteht denn der Furwitz?

O Strauchler, du maßest dir an, auch einer von den Philosophen zu seyn, laß sehen, was du weißt. Die Aufgabe ist so schwer nicht. Furwitz oder Vorwitz ist ein Witz, der der rechten Zeit vergreift, und das rechte Maß überschreitet. Was wird denn unter Witz selbst verstanden? das Vermögen des Geistes, zwischen verschiedenen Dingen irgend eine Aehnlichkeit oder Gleichheit aufzufinden. Ganz recht. Also wird der Witz damals zum Furwitz, wenn dieß Vermögen gemißbraucht wird, wenn es zu früh, wenn es ohne Maß und Erwägung, nämlich ohne Verstand gebraucht wird. — Strauchler, du redest wie ein Professor, wie ein Buch: wie ein Autor, der zugleich Professor ist, und aus seinem eigenen Buche vorliest. — Nun gehe aber zur Applicatien!

Als die Schlange zu Eva sprach: »Ihr werdet seyn wie die Götter, erkennend das Gute und das Böse,« da unterrichtete sie dieselbe durch jenes wie in der Auffindung einer Ähnlichkeit zwischen zwei unendlich verschiedenen Dingen, da brachte sie also den Menschen ihr Gift, nämlich Witz bei; Witz und Hoffart zugleich, Witz durch Hoffart, Hoffart durch Witz. Was ist hier das wie? worin ist hier die Gottähnlichkeit? Erkenntniß des Guten und Bösen. O glückseliger Mensch, so lange du gar noch nicht wußtest, was böse sei, und ob etwas, das nicht gut ist, sei! Seliges Kind, frei von Reflexion, frei von verzagtem Trotz und trotziger Verzagtheit! O wie hat der Lügner und Laugner dich betrogen, der etwas Neues, den Abgrund der Sünde nämlich, dir zeigte, indem er dich lockte, daß du hineinstürztest! Auch Strauchler hat einmal in und mit Adam, einmal aber für sich, in den verbotenen Apfel gebissen; seit der Zeit ist er immer fürwitziger, immer überwitziger geworden, macht in seiner Hoffart und in seinem Witz sich Gott gleich, indem er sich selbst zum Mittelpunct und Ziele seines Lebens setzt; in der That aber ist er ungleich öfter einem unvernünftigen, aber witzigen Thiere gleich, dergleichen Affen sind und Papageien.

Strauchler, du bist grob gegen dich. Gehst du so mit deinem Nächsten um? wie wenn ich dieser Beleidigung wegen dich herausfordere? — Recht, wirf den Handschuh hin, ohnehin bin ich dir sein

nenfeind. Ich fange die Worte zu verſtehen an: Wer ſeine Seele liebt, wird ſie verlieren; wer ſie haſſet, wird ſie gewinnen. Ich will den Krieg dir ankündigen, ich will allen deinen dummdreiſten und launenhaften Anforderungen ſcharf mich widerſetzen. Ich will dich ſtreng halten, wie ein unbändig Roß; es gibt einen ſchmalen Pfad, darauf iſt nicht Raum für uns Beide. Du willſt den breiten Weg mich fortſchleppen; ich aber ſage: es iſt genug. Erzürnet euch, heißt's in einem Pſalm, erzürnet euch, und wollet nicht ſündigen mehr! Ja nun erzürne ich mich, über mich, über dich; über dich, der du mich beherrſchen willſt, über mich, der ich mich von einem Strauchler beherrſchen laſſe. Nein, es iſt beſchloſſen! In Trümmer muß der Spiegel zerſchmettert ſeyn; der neue Frack (N. B. ohnehin iſt er noch nicht berichtigt) muß zur Werkſtatte zurück, aus der er gekommen iſt. Herab von der Wand muß Pallas Athene, der Chriſt weiß, wer die wahre Minerva iſt, die er grüßet — du Sitz der Weisheit! — Edmund Sylveſter Strauchler, du wirſt von nun an Fürwitz und Aberwitz bei Seite thun. Kannſt du mit deinem Geld ſo geſchwind wieder fertig werden, warum ſollteſt du mit der ſchlechten Münze deines Eigendünkels ſo lange dich herumtragen? Geh' endlich ernſtlich an deine Recollectionen; ſieh, was dich zerſtreuen konnte, haſt du nun ſelber zerſtreut, denn du haſt in dieſen Tagen zwiſchen der erſten und zweiten Recollection neuerdings dein Geld verſpielt, verthan, zerſtreue ſonach

auch die übrigen Zerſtreuungen, gönne dem Springhein ſeine albernen Vergnügen, laſſe den Rumpelmann ſpotten, verweile du in deiner Einſamkeit, gedenke an dein vergangenes, jetziges und zukünftiges Elend, erhebe deinen Geiſt, memento novissimorum — —

Zuſatz von fremder Hand: »Sylveſter, wenn man ausgeht, ſo pflegt man ſein Zimmer zu verſchließen. Und wenn man ſich recolligiren und heilige Gedanken faſſen will, ſo pflegt man nicht auszugehen. Ich hatte deine geheimen Memoires alle mit mir nehmen, und deinem Freund Springhein einhändigen können zur Erheiterung eines geſelligen Herbſtabends, aber du biſt mir zu armſelig, als daß ich dich necken wollte. Ich hätte mir auch die Mühe nicht genommen, dich zu beſuchen, aber die Großmuth treibt mich an, dir aus deinem Elende zu helfen. Hochfliegender Geiſt, vielbelpernder Strauchler, in den Studien ſtecken gebliebenes, eminentes Talent, uneleganter Stutzer, und von Zeit zu Zeit chriſtkatholiſche Farben ſpielendes Chamäleon; ſtürmiſcher, erhabener, vielgekräftiger, ehrgeiziger, wühlender, ängſtlicher Kraftmann! du kannſt Schulgehülfe werden. Das Nähere erfahrſt du in der Tabakhütte neben dem Seifenſieder in der Straße wo ich wohne. Voll herzlicher Verachtung dein Freund Rumpelmann m. p.«

Drittes Stündlein.

Ernstlich, ernstlich! ich will ernstlich anfangen. Wer? Strauchler? Ach, wie sehr ist daran zu zweifeln? Strauchler war schon weit vorwärts gekommen in seiner zweiten Recollection, da trieb ihn eine Art von dazwischenkommender Zerstreuung ans Fenster, und da mußte er jene Frau Vanitas (so will ich sie jetzt nennen) sammt ihren Fräulein Töchtern und dem lustigen Springheim vorübergehen sehen; augenblicklich rannte er da hinaus, und schlich so schlau und umsichtig hinter ihnen her, daß sie ihn bei der ersten Gassenecke schon gewahr wurden. Frau Vanitas zog eine vernehme Miene, ein langes abscheuliches Strauchler'n nie gesehen habendes Gesicht, die Fräulein Töchter kicherten, Springheim aber lachte, und Strauchler strauchelte vor Verlegenheit über den Stein an der Gassenecke. Er hatte kaum sich aufgerafft, da fuhr ein Wagen hart um die Ecke, er flüchtete sich in ein Haus, rannte einen ganzen Garn- und Nadelkram nieder, und fiel zuletzt gar dem Schneider in die Hände, der von seiner Wohnung eben herab kam, und der ihm, Strauchler'n, einen Frack gemacht hatte, den Strauchler ihm, dem Schneider, noch nicht berichtigt hat.

Wie eitel bist doch du, dachte ich im Nachhausegehen, und wie eitel ist die Welt! Du bist in der Welt, und so lange du bei Gelde bist, geht sie dich etwas an, heute aber geht sie dich nichts an. Wie

kühn bist du, im ersten Falle, wie verzagt, wann ohne Geld; wie verzagt und doch wie unbesonnen! Daß du in der Welt bist, ist unvermeidlich, Gott hat dich in diese Welt gesetzt, du hast dich nicht hinein gesetzt. Aber daß die Welt in dir ist, dieses ist allerdings vermeidlich: Gott hat die Welt keineswegs in dich hineingesetzt, du selbst hast die Welt dir eingepfropft. Es ist aber die Welt eine allerarmseligste Eitelkeit und nichts dann Unfrieden. Dieß siehst du heute ein, vorgestern sahest du es nicht ein. Denn der Mammon macht blind: aber nicht der Mammon allein, sondern auch die Sehnsucht nach dem Mammon. Die Armuth aber macht sehend, aber nicht sowohl die Armuth an sich, als die Liebe zur Armuth. Die Armuth besaße ich freilich, doch leider nicht die echte. Denn diese, die ich besitze, ist ein leidiger Besitz, ich habe große Furcht und Scheu vor ihr; ich bin auf eine armselige Art arm, ich bin arm an jener Armuth, welche eine selige Armuth ist. Vorgestern war ich bei Geld, und machte dumme Streiche; heute bin ich alles dessen, was man bar nennt, aller Barschaft, bar und ledig, und bin darum doch nicht klüger. Ich war schon so wohl versammelt innerlich, es hatten sich schon so erhebliche Gedanken in mir entsponnen, da mußte plötzlich der alte Stachel mich stören. Warum sah ich ans Fenster? Was wollte ich beim Fenster?

Sag an, Strauchler, was wollte dieser wankelmüthige Geist beim Fenster? — Zerstreuung? —

Aber wir wollten uns ja der Recollection widmen? Hältst du so deine Vorsätze? O Strauchler, ist's nicht bereits in die 28 Jahre schon, daß diese deine arme Seele, dein armseliges, des Denkens fähiges Ich, bei zwei Fenstern steht? Blicke hin, blicke her, drehe diese beweglichen Spiegelscheiben nach allen Weltgegenden, reiße die Fensterladen weit auf, verschlinge, verschlinge alles Sichtbare, du schaulustiger, neugieriger, vorwitziger, unersättlicher Guckkastenmann! Warum schaust du nicht einmal mit der Hälfte dieser Neugierde in dich selbst hinein? Warum fragst du nicht, wie es mit diesem Strauchler inwendig stehe? Ob auch nur eine geringe Spur von Nettigkeit darin herrscht? ob es darin blumig, sittig, artig, ruhig, zierlich, ordentlich, lieblich, oder aber staubig, spinnewebig, wüste, unheimlich, düster, dornig, stachlig, neblig, widrig aussehe? Nicht wahr, Strauchler, dieß weißt du genau, ob dir ein Wachsfleck, ein Ölfleck, ein Weinfleck, ein Staubfleck, ein Tintenfleck auf dem Rock oder der Weste sitze, ob deine Stiefel standes- und landesmäßig glänzen, ob die Brustnadel zierlich hafte, und andere derlei Quisquilien noch Hunderte und Tausende mehr? Freilich da sehen deine Augen wohl, denn dieß alles gehört auch zur Welt, und bloß zur Welt.

Aber inwendig? inwendig? Was man nicht durch die zerstreuten Lichtstrahlen sieht, sondern durch die versammelten? nicht in der Distraction, sondern in

der Recollection? Und wann wirst du endlich damit zu Stande kommen, mit dieser Recollection?

O wohl, Rumpelmann, hast du so Unrecht nicht, in deiner, obwohl schon etwas groben, schriftlichen Anmerkung. O, Rumpelmann, du hast mir Wahrheiten gesagt, die ich dankbar annehme, mitsammt jenem Antrage. Bereits war ich in jener Tabakhütte neben dem Seifensieder, bereits ist die Sache halb und halb in Ordnung gesetzt. Schulgehülfe in einer Privat-Lehranstalt, so weit hatten wir's denn gebracht, ich und Strauchler. Wir wollten hoch hinaus, jetzt sind wir froh, wann wir das liebe Brot uns verdienen. Dieß, Strauchler, wird doch wohl endlich zur Recollection dich zwingen? Denn ich versichere dich, gar so bald ist keine Aussicht für dich mehr, daß du wieder zu Gelde kommest, oder Geld zu dir. Du hast dessen auch so nöthig nicht, es ist dir gut und nützlich, wenn du von allen Seiten in die Enge getrieben wirst, das wird uns in etwas zur Besinnung helfen.

Denn was ist die Recollection wohl anders, als der ordentliche active Stand, oder, so zu sagen, das Wohlbefinden des — Bewußtseyns? Und Bewußtseyn soll doch im Menschen vorhanden seyn? In wie viel Worten ist dieß abgethan? vielleicht mit den zwei Wörtchen: ich bin? O kaum! Denn da entstehen ja gleich ein Dutzend Fragen: Wer? was? wie? wo? wann? wozu? woher? wofür? wodurch? Ich bin, das ist noch dazu ein kecker Ausdruck, und eine gleich

bündige als kräftige Lüge, eine Lästerung, eine von den Impertinenzen, deren Strauchler so viele im Munde führt. Welcher Mensch untersteht sich zu sagen: ich bin? Ego sum? Die Philosophie sagt mir: dieß ist der Ausdruck des Absoluten. Aber die heilige Schrift, die von Philosophien so wenig verdunkelt wird, als die Sonne vom Johanniswürmchen, diese erzählt mir, daß der Herr aller Wesen, von Moses gefragt, in welchem Namen er auftreten soll vor Pharao im ägyptischen Lande, also seinen Namen geoffenbaret hat: Ich bin, der ich bin. Sum qui sum. Dieser Pharao wird sich verwundert haben, da er die Befehle desjenigen vernahm, der da ist. Denn er meinte doch etwas zu seyn. Aber Pharaonen leben für gewöhnlich nicht im Bewußtseyn. Will ich auch einer seyn von seinem Hofstaat? will ich mit ihm von jenen zehnfachen und hundertfachen ägyptischen Plagen und Übeln mich quälen lassen, von welchen Leute ohne Bewußtseyn geplagt zu werden pflegen? von den Blutwellen der Leidenschaften? von den Fröschen des großen egoistischen Sumpfes? von dem Ungeziefer der Trägheit? von den Mücken der Verdrießlichkeit? von der Pest der unlautern Begierde? von den Geschwüren des Neides? von dem Hagel des Jähzorns? von den Heuschrecken der Gefräßigkeit? von den Finsternissen der Aufklärung? endlich vom Tode aller Erstlinge, d. i. vom gänzlichen Verluste der besten, jugendlichen Jahre, und alles dessen, so man bei guten Kräften gewirkt, gearbeitet, ge-

sammelt hat? so daß man im Momente des Todes von allen diesen vielfältigen, nicht im Namen desjenigen, der da ist, erlebten und gehandhabten Dingen, nicht den mindesten Nutzen gewinnt?

O Strauchler, suche dein Bewußtseyn hervor aus der Tiefe des darüber hergeworfenen Schuttes alter und neuer Zerstreuungen, oder grabe nach selbem nach, wie man durch Sand und Schieferthon nach gutem Metall gräbt. Frage dich, wer du seiest? — Ich bin Strauchler, Edmund Sylvester Strauchler. — Nein, du heißest so. Was du bist, ist so leicht nicht zu sagen, denn ich frage dich: bist du wirklich? Du weißt, daß dieß eine der schwersten Fragen ist. Zwar wirst du antworten: mein Bewußtseyn lehrt mich das. Allein man frägt dich neuerdings: worin besteht dieß Bewußtseyn? Darauf würdest du flugs antworten: das Bewußtseyn ist diejenige Erkenntniß, welche in den zwei Wörtchen ausgedruckt wird: ich bin, oder selbst schon in dem einen: ich, Ich, ego. Mein Strauchler! sage mir, ist das nicht ein Beweiszirkel und Zirkelbeweis? Mein Strauchler, ich werde dir gleich besser und gründlicher sagen, was dein Bewußtseyn sei.

Dein Bewußtseyn ist dein Elend. Je weniger du dieß Elend erkennest, desto elender ist dein Bewußtseyn. Je höher aber dieß Elend steigt, desto schwerer ist es zu erkennen. Dieß aber ist dein Elend, daß du auf Fragen kein Gewicht legen willst, wie die obigen sind: wer? wie? wo? woher? wozu? sammt

den übrigen supra noturten. Sage immerhin: ich bin; aber setze diese Fragen hinzu, und bekümmere dich um die Antworten Das wäre vielleicht die beste Aufgabe für deine gesammte Recollection. Sage: Strauchler ist, aber es war eine Zeit, da er nicht gewesen ist. Woher ist also Strauchler? wozu ist er? was ist sein Zweck? wie muß er seyn, damit er dahin gelange, wohin er gelangen soll? Gott allein ist, und es hat keine Zeit gegeben, da Er nicht war, Ihm allein gebührt dieses ist. Gott allein ist ein in sich selber ruhendes Ich, ein in sich selber gegründetes Bewußtseyn, ein Bewußtseyn ewiger Klarheit und Unwandelbarkeit. Darum sagt Er von Sich, und nennt Sich: Ich bin Der Ich bin. Der da allein ist, war, und seyn wird, Der allezeit ist, und niemals nicht war. Fällt mir da nicht die Stelle des heiligen Paulus ein? Christus gestern und heute und morgen, und allezeit: —

Tiefer, immer tiefer, senke dich, mein Geist: in den Abgrund unendlicher Geheimnisse schwinge kühnlich dich, wage es, ein Gerüst hinabzubauen von wohldurchdachten Gedanken! Siehe, es ist so schön, der ganzen verächtlichen Welt den Abschied zu geben, und sich erhabener Betrachtung zu weihen. Was liegt dir nun an Armuth, Spott, beschränkten Nahrungszweigen, verfehlten Aussichten, Frost und Entsagung, und andern Kleinigkeiten? Du hast einen höhern Weg vor dir, dich hat der Herr der Ewigkeit zur geweihten Stille eines Denkers

berufen. Du siehst, daß es gehen wird; warum verharrest du nicht länger? Was fährt dir auf einmal in die Füße? hast du etwas vergessen? hast du einen Knopf im Schnupftuch? Ja, ja, das ist schon einer; allein was hilft so eine erbärmliche Mnemonik? Nun fällt's mir ein. Strauchler knupfte diesen Knopf, als ich ihm aus dem Traume half, ihm sagend: Dein wahres Bewußtseyn ist dein Elend. Strauchler will dieß näher erklärt haben, denn er versteht es nicht. O Strauchler, ich möchte dir's gern erklären, allein du hast ja weder Ruh noch Rast, siehest nach Thür und Fenster, trippelst mit den Fußen, reibst die Hände, suchst aus der Recollection zu springen, wie aus einem Kerker! — Hunger hast du? wohl, wohl, ich merke das. Kühl ist dir? wohl, wohl, ich fühle das. Es ist dir überhaupt nicht wohl in deiner Haut, nicht wahr? Ein Gläschen Wein, ein warmes Zimmer, und dergleichen, ein Schwank darneben in leichtsinniger Sippschaft, das möchte dich wieder empor bringen? Allein, mein Kind, dazu sind jetzo keine Aussichten. Merkest du nun dein Elend? kommst du nun zu Bewußtseyn? Was ist der Mensch, Strauchler? Was bist du, Strauchler? Ist der Hunger Herr über den Geist? herrschen kalte Füße über einen denkenden Kopf? Ist dieß Leben, das von Elementen regiert wird, das wahre Leben? Ist dieß Ich, das friert und hungert, ein Ich in Sich? Wenn die Elemente des Weins, Kaffehs, der Sonnen- oder Ofenwärme,

machen, daß es dir wohl geht, bist du auch damals im rechten Bewußtseyn? Freue dich, Strauchler, freue dich in deinen Leiden, denn in diesen allein wirst du erreichen, was einzig dir noth thut, nämlich das Bewußtseyn. Hast du niemals zugehört, daß das Leiden einem Christen unentbehrlich sei? weißt du nicht, daß dem Herr und Meister für gut gefunden hat, dich durch die Schule des Leidens zu führen? Was sollst du dann lernen in dieser Schule? Item, eben das Bewußtseyn. Aber bisher bist du draußen vor dem Schulhause herum gesprungen, draußen, wo der große Lärm ist; in der Welt, wo man alles lernt, nur nicht das einzige, was man braucht, nämlich das Bewußtseyn.

Aber da kömmt Rumpelmann, ich kenne ihn am langsamen plumpen Tritt über die Stiegen herauf. Ich will mich vor ihm demüthigen, ja, Strauchler, es kann nicht anders seyn. Er soll mir sechs oder acht Groschen leihen, auf einen tüchtigen Laib Brot, und ein Viertelpfund Käse. — Beschluß der dritten Recollectionsstunde. —

Viertes Stundlein.

Es ist mir so wohl hier, weh und wohl. Ich möchte weinen, und ich könnte es auch. Was sagt der Dichter vom König von Thule? »Die Augen gingen ihm über, trank keinen Tropfen mehr. »Strauchler'n geht's beinahe eben so. Die Augen gehen ihm

über, vor innerlicher Rührung und ernsthaft wehmuthigem Bedenken; von dem Taumelkelch der Weltfreuden trinkt er keinen Tropfen mehr. Wie hätte auch ein armer Schulaehülfe in einer Privat-Lehranstalt für ungezogene Zöglinge einen Antheil noch an Weltfreuden?

Es ist mir so wohl hier, wohl und weh. Die kleine Stube sieht einer Klosterzelle gleich, das Fenster ist der Decke viel näher als dem Fußboden, vergittert, und führt in den Erdhof. Solchergestalt ist von dieser Seite keine Zerstreuung mehr zu fürchten.

Meinem Tischlein gegenüber hat die gute alte Wittfrau, bei der ich wohne, ein Crucifix an die Wand befestiget, das sieht mich bedeutsam an, als fragte es: Kennst du Mich? hast du Mein nicht gänzlich vergessen? Strauchler muß weinen, Strauchler erwiedert: Kaum und beinahe. Kaum, d. i. kaum kenne ich dich mehr, beinahe, d. i. beinahe habe ich Deiner vergessen. Aber hast Du meiner vergessen? Kaum. Und kennest Du mich noch? Nicht beinahe, sondern durch und durch.

Sieh hier den Anker, Strauchler, durch welchen dein Recollections-Schiflein einen festen Standort gewinnen soll in den Fluthen der Zerstreuung. Du wirst nicht in's Unbestimmte und Blaue mehr hinaussteuern, und die bunte Flagge deiner Phantasie im Winde flattern lassen, und die Segel der Meditation allen Stürmen der Thorheit preis geben. Du wirst dir einen festen Punct erwählen, auf den

du dein Augenmerk hefteſt. Du wirſt den Compaß gebrauchen, damit du wiſſeſt, wo Süd und Nord ſei. Du haſt ja einſt Jeſum Chriſtum geliebt? du haſt ja an Ihn geglaubet? Was hindert denn jetzo dich daran? Biſt du jetzt klüger, edler, erhabener, glücklicher, als du einſtens warſt? Biſt du nicht ſtumpfer vielmehr, thörichter, pöbelhafter, unſeliger, verworrener? O der kleine Edmund Sylveſter Strauchler, was war dieß für ein feines Kind! Unbefangen, fröhlich, gelehrig, ſchelmiſch ohne Bosheit, und fromm ohne Mißmuth. Aber als Edmundchen ein Edmund ward, zu viel hörte und ſah und las, dem Furwitz freien Lauf gab, und vom Baum der Erkenntniß naſchte, der außerhalb des Paradieſes wächſt, als Edmund ſeinen Mund weit aufriß, um, wo möglich die ganze neueſte Literatur von philoſophiſchen Romanen und leichtfaßlichen Almanach-Gelehrſamkeiten zu verſchlingen, — ach was für ein lieb- und leidloſer, frivoler, ungeſchlachter Pflaſtertreter iſt er da geworden! Da hat er Jeſum Chriſtum verlaſſen, und iſt deßhalb ganz dumm geworden! halb geiſtreich und ganz dumm! ſtrotzend von Anſicht, ab ohne Licht; munter und vielbeweglich, aber ohne Leben. Denn in Ihm allein iſt das Leben, und das Leben iſt das Licht des Menſchen. Siehſt du dieß ein, Strauchler? will es dir einleuchten?

Ich ſeh hin auf Den, Der einſtens meine Liebe war, aber mehr und mehr verfinſtert ſich mein Ge-

muth. Das machen die philosophischen Romane sammt den kurzen zarten Abhandlungen in denen Almanachen. Die Gelehrten an verschiedenen Flüssen Deutschlands, an der Oder, oder an der Elster, oder an der Spree, strafen mich, daß ich zu jenen mich gesellen will, die ihr Glück darin zu finden suchen, daß sie stundenlang das Bildniß des Gekreuzigten anstarren. Aber es gibt noch Gelehrtere, die deßhalb mich loben. Ich will mich von jenen nicht abschrecken lassen, denn ich könnte ja auch Bücher schreiben! Wird sich wohl ein Held, sei's auch nur ein Federheld, vor dem andern fürchten, sofern er nur ein wahrer Held ist? Nein, ich will alle Lectüre jetzt aus dem Vordergrund des Gedächtnisses zurückschieben; ich will statt der Lectüre die Lection hervorsuchen: Lectio sancti Evangelii. Worin besteht diese Lection? O mein Gott, lediglich in der verständigen, aufmerksamen und herzlichen Anschauung des Gekreuzigten.

Gib wohl Acht, Strauchler, was ich dir sage. Du sollst aufmerksam, verständig und herzlich betrachten, d. h. du sollst dein Gedächtniß, deinen Verstand und deinen Willen dabei zu Hilfe nehmen; denn in diesen drei Übungen besteht die Recollection und Meditation, und durch diese allein kömmst du zum wahren Bewußtseyn.

Was sagt dir dein Gedächtniß? Du kannst nicht läugnen, was kein großer Mann seit achtzehn Jahrhunderten geläugnet hat: Dieser ist erschienen in

der Welt, wunderbar im Leben, wunderbar im Tode. wunderbar nach dem Tode; wunderbar im Wirken, wunderbar im Leiden: nicht ein Muſter von Menſchenliebe und Weisheit, ſondern wahrhaftig die Liebe und Weisheit ſelbſt, unendlich in Worten, unendlich in Werken; unendlich im Leiden, über Alles preiswürdig in göttlicher Sanftmuth, unbegreiflich in ſtarkmüthiger Geduld. Er iſt erſchienen, Er hat gelehrt, geheilt und geſpendet, Er iſt am Kreuze und in Schmach geſtorben, Er hat die ganze Welt umgewandelt, Er hat Seine Seele geſetzet für die Seinen, Er hat Seine Seele wieder zu Sich genommen, denn Er hat das Leben in Sich Selber. Er hat Alle zu Sich berufen. Er will Alle zu Sich ziehen. Und — man mag machen was man will, ſpintiſiren wie man will, in Irrthum und Sünde herumtoben, ſo lang man will, des Namens Jeſus wird man innerlich nie mehr los und ledig: man muß ihn entweder lieben oder haſſen, oder wenigſtens ſcheuen, dergeſtalt, daß man ihn ſo ungern über die Lippen bringt, als ſpräche man dadurch ſein Todesurtheil aus, da es doch vielmehr keinen Namen gibt, der mit ſüßerer Freude ausgeſprochen werden ſollte. Auch Strauchler hat ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, und in Geſellſchaften ſorgfältig ſich fürgeſehen, daß dieſer Name ja niemals ſeinen Lippen entſchlüpfe; nichts deſto weniger, wenn er einem armen Mann einen Kreuzer oder gar einen Groſchen ſchenkte, dachte er wohlgefällig bei ſich: So handelt

ein Mensch, ein Christ! Also ein Christ warst du, Strauchler, und Dem, Der diese Würde dir gibt, hast du gleich tölpisch als boshaft, den Rücken gewendet?

Dein Verstand, Strauchler (so viel du dessen noch hast), dein Verstand tritt auf, und will das Verhältniß finden zwischen Jesu und dir. So viel, sagt er, so finster ich auch geworden bin, so viel erkenne ich doch, daß dieser mein Herr am Kreuz der Mittelpunct und Lichtpunct der ganzen großen Weltgeschichte ist, und auch der kleinen, nämlich meiner eigenen Geschichte oder Biographie. Die große Welthistorie ist noch nicht zu Ende, die kleine oder meine auch noch nicht. Die große zeigt mir klar, daß alles in den Abgrund der Verwüstung und des Grauels versunken wäre, so Jesus nicht erschienen wäre auf Erden, die kleine aber überzeugt mich, daß ich schlechterdings zu Grunde gehen müsse, wenn Jesus nicht im Brennpunct meiner Welt, in meinem Herzen erscheinet. Ach, die Nacht ist keines Menschen Freund! Und aus tausendjährigem Irrthum kömmt man ohne Meister nicht zur Wahrheit. Und aus der knechtischen Versunkenheit der Sünde (was aber Sünde ist, sollst du mir, Strauchler, später sagen) steigt man ohne Erlösung nicht zur Freiheit und Reinheit empor. Und ohne Sonne ist kein Tag auf Erden. Und ohne Gott ist kein Leben in den Herzen. Niemand aber steiget in den Himmel hinauf, es sei dann, wer herabgestiegen ist. Niemand erkennet Gott, niemand

schauet die Wahrheit, als Gott, die Wahrheit Selbst. Niemand kennet den Vater, es sei dann der Sohn, und welchem er es offenbaren will. Er und der Vater sind Eins. Also aber hat Er die Welt geliebet, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, damit, wer an Ihn glaubt, das Leben habe.

Dieß alles halt dein Gedächtniß, Strauchler, deinem Verstande vor, und während du, wie unerfahrene Gelehrte sich ausdrucken, ein Crucifixbild anstarrest, beginnest du allmahlig, Jesum den Gekreuzigten anzuschauen, welcher den Griechen, d. i. den Gelehrten, eine Thorheit, den Juden aber, d. i. den Erde liebenden Sinnenknechten, ein Ärgerniß ist. Was ist er dir? Der mich geliebet hat, und hat Sich Selber für mich dargegeben. Für mich? Ja freilich auch für mich. Weiß ich das gewiß? So gewiß, als ich ein Sunder bin, ja eben deßwegen. Denn wenn ich kein Sunder bin, so geht mich Sein Leiden und Tod nichts an, auch Seine Lehre nicht, Er hat's ja Selber gesagt: Ich bin nicht gekommen um der Gerechten, sondern um der Sunder willen. Die nach Ihm nicht fragen, die müssen wohl dafür halten, daß sie zu den Gerechten gehören. Ich meines Theils habe keine solche Überzeugung von mir, wie sollte ich auch? kenne ich diesen Strauchler nicht an die 28 Jahre schon? kann ich, der ich sein Biograph bin; wenn auch noch so parteiisch, es verhehlen, daß ich ohne Scham und Schauder, ohne Verdruß und Bitterkeit an seinen Lebenslauf nicht ge-

denken mag? Weiß ich mir einen andern Troſt, als dort hinzuſehen, zu Dem, Der mich geliebet hat, Der mich liebet, und Der die Hand mir reichet, und mir rufet, und mich ſuchet, abermals und abermals, unermüdlich?

Ach, Strauchler, ſei ſo ſtörriſch und trotzig nicht, laſſe dich bewegen, einen herzlichen Blick, einen Blick der Liebe und des Vertrauens wende zu Ihm. Sein bitteres Leiden betrachte, Seine himmliſche Größe bete an, Seine Liebe zu dir beherzige. Was hilft dir Wiſſen und Erkennen und Verſtehen, ſo lange du nicht willſt? Wer kann dich zwingen, Strauchler? wer kann dich zwingen, als du ſelbſt? Iſt dieß nicht dein ganzes Unglück, daß du ſeit ſo vielen Jahren immer willſt, und nicht willſt? daß dein Wille, dein Adelsbrief, in einem ſtaubigen Winkel liegt und modert? Siehe, das rechte Wollen wäre dir jetzt leichter geworden als jemals, denn die Willkühr zu Vierlerlei, und das Langen nach Allerlei, und der Ekel vor Einerlei ſollen jetzt ein Ende erreicht haben, ſeitdem du dein ganzes Geld mitſammt einem guten Theil deines Hochmuths verſpielt haſt, und die Welt dir gleichgültig oder doch du der Welt gleichgültig geworden! So wende nun deinen Willen! rufe: es iſt Zeit; ja Herr, ich komme zu Dir, es iſt die höchſte Zeit! —

— — So ſchrieb ich eben, als man mir zuſchrie, es iſt die höchſte Zeit zur Lection. Da mußte ich hinüber in die Privat-Lehranſtalt, zu den ungezo-

genen Zöglingen. Und wie ich eben an der Tafel stehe, und mitten inne bin in der Verlesung über das Buchstabiren, da wird die Thür aufgerissen, da tritt Mama, Frau Vanitas, herein, sammt den Fräulein Töchtern, und sammt Alcibiades Springbein; wollen wissen, wie sich der Vanitas junges Söhnlein, so unglücklicher Weise einer von jenen Zöglingen ist, in den Wissenschaften fort- und ausbilde, und nebenher auch in der Sittlichkeit und gut abgeschliffenen Aufführung. O was verwirrt ist da Strauchler geworden! O wie verlegen ist er dagestanden! Nun sitze ich wieder hier, und noch toben alle Gedanken in und durcheinander. Gewiß, gewiß, dieser Rumpelmann hat meine jetzige Charge bekannt gemacht, und jener Schelm von Springbein hat die Gelegenheit, mich zu beschämen, angezettelt. Und Strauchler? War Strauchler nicht der Meinung, er sei seiner Hoffart los und ledig worden? er habe auf Ehre, Flimmer, Lust und Freude der Welt Verzicht geleistet? Die Augen gingen ihm über, trank keinen Tropfen mehr? O armer Strauchler, mäßige dich, besinne dich, geh' in dich, sammle dich, recolligire dich auf's neue. Lasse nicht nach! Fange von neuem an! es soll doch einstens von dir noch gesagt seyn:

Strauchler, ein König von Thule,
Der Welt hat er nimmer sich,
Nur bleibt er bei seiner Schule.
Ach, der Tod kommt wie ein Dieb.

Zum Kreuzbild ſieht er hinüber,
Sein Freudenkelch iſt leer,
Die Augen gehen ihm über,
Trinkt keinen Tropfen mehr.

Fünftes und reſp. letztes Stündlein.

Hier ſitze ich denn wieder, verwundere mich über mich ſelbſt, und frage mich: Wird's einmal, oder wird es nicht? Soll ich noch einige Mühe an dich wenden, Strauchler, oder ſoll ich dich ganz aufgeben, und dich laufen laſſen, wie und wohin du willſt? Ach, wie ſchwer iſt's, mit ſich ſelber Umgang zu pflegen! Vieles kann man aushalten, ſich ſelber kann man nicht aushalten. Es gibt peinliche Geſellſchaften, aber keine iſt peinlicher, als jene, die man in der Einſamkeit hat. Ich möchte mir hunderterlei ernſte Dinge ſagen, aber ich habe die Geduld nicht, mir zuzuhören. O Strauchler, du haſt geſtern wieder vor eitlen, hoffärtigen und leichtſinnigen Menſchen dich geſchämet, aber wie ſchämſt du dich dieſer elenden Schamröthe nicht? Du hätteſt dich ſo groß und ſtandhaft, ſtoiſch, kaltblütig und beſonnen zeigen können, vor dieſer Frau Vanas, und der ganzen Sippſchaft. Aber, unter uns geſagt, du biſt weder groß noch ſtandhaft, ſondern ein ganz ordinärer, gemeiner, gewöhnlicher Menſch, wie ſie auf den Gaſſen herumzulaufen pflegen; du biſt nicht ſtandhaft, ſondern wankelmüthig; du biſt nicht ſtoiſch,

ſondern höchſtens perpler zuweilen; nicht kaltblutig, ſondern mit allen Temperaturen begabt, ſiedheiß und kochend, wann es Zorn gibt, warm, wann's wo ein Pfefferdutchen voll Ehre aufzuheben gibt, lau, wann da und dort ein Gedanke an das Himmelreich ſich regt, kalt, wann andere Leute gelobt werden, freſtig, als wenn ein Polarwind dich anbliese, wann man dir die Wahrheit ſagt. Auch beſonnen biſt du nicht, denn zum Beſonnenſeyn gehört Beſinnung, die Beſinnung aber iſt die Erfriſchung und Erneuerung des Bewußtſeyns, das Bewußtſeyn aber iſt ein lichtes Flämmlein, ſo nur lebet vom Mark und Fett der Meditation, am Docht und Faden der Recollection; die Recollection aber iſt ein Geſchäft und eine Ubung, wozu du bis jetzt noch nicht gelangt biſt.

Und doch, Strauchler, da du nicht läugnen kannſt, was ſelbſt die Strauchler's und Rumpelmann's nicht zu läugnen wagen, nämlich daß die Prärogative des Menſchen das Bewußtſeyn ſei, als wodurch er ein Bürger der Geiſterwelt iſt, ſo wirſt du eben ſo wenig in Abrede zu ſtellen dich unterfangen, als ob die Recollection nicht das wichtige Geſchäft des menſchlichen Lebens ſei. Und da ein Menſch ohne Bewußtſeyn nur ein Titular-Menſch iſt, und da ein Bewußtſeyn ohne Recollection nur ein Titular-Bewußtſeyn iſt, ſo bedenke nun, und entſcheide, ob Strauchler, Rumpelmann, Syringbein und Conſorten behaupten dürfen, daß ſie der Menſchheit

Ehre machen? O der unermeßlichen Ehre, ein Mensch zu seyn! o der nicht geringen Schande, daß der Mensch kein Mensch seyn will!

Und zwar: was ist der Mensch? Ein Herr der Erde und ein Knecht Gottes. Also muß er die Erde unter sich, Gott aber über sich haben. In der That, er hat auch damals nur die Erde unter sich, wenn er Gott über sich hat. Er ist ein Herr der Erde, wenn er ein Knecht Gottes ist. Ja er ist ein Herr der Erde, weil er ein Knecht Gottes ist. Will er aber Gottes Knecht nicht seyn, der zwar nichts desto weniger sein Herr bleibt, so ist er ein Knecht der Erden, ein Erdenknecht, ein Sinnenknecht.

Aber nicht wahr, hierbei verdrießt dich etwas? Das Wort Knecht bringt dich in Harnisch. Der Mensch ist frei, sagst du. Freilich, Strauchler, freilich ist er frei, wenn er nämlich in der Recollection lebt, wenn er seiner selbst bewußt ist, wenn er ein Mensch ist, wenn er ein Knecht Gottes ist. Aber damit ist dir nicht gedient. Kenne ich dich denn nicht? Bist du nicht eben derjenige, der so gerne sich in die Brust wirft, die Achseln zurückdrängt, den Kopf hoch aufsetzt, mit den Füßen weit ausgreift, und rasch, kühn, breit, fest, stolz durch die Gassen schreitet? — Knecht! Du findest dieß Wort so demüthig, oder, was dasselbe ist, so niederträchtig, so ganz gegen Menschenwerth und Würde! Gesetzt auch, daß du für jetzt ein bloßer Schulgehülfe bist, lebest du dann umsonst in dieser deiner Zeit, in dieser herei-

ſchen, herrlichen, kraftvollen, kaffehbegeiſterten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts? Weißt du nicht, was dieſe klügſte aller Zeiten vom Menſchen dich lehrt? Der Menſch, ruft ſie, ein freies, edles, hochaufſtrebendes, kosmiſches, ſchaffendes, den Götterfunken in ſich tragendes Weſen — —

Gut, Strauchler, du haſt anſehnliche Begriffe vom Menſchen, auch vom Strauchler. Und allerdings, du ſollſt ja kein Knecht ſeyn, ſondern ein Herr! und zwar kein knechtiſcher Herr, und auch kein herriſcher Knecht, ſondern ein Lehensherr, der die Oberherrſchaft des Herrn der Herrſchenden gern anerkennt. Ein Herr der Erde ſollſt du ſeyn, iſt dir dieß zu wenig? Und weil dein Leib von der Erden iſt, und wieder zur Erde wird, ſo ſollſt du auch über deinen Leib Herr ſeyn, ſo wie es ſich gebührt, daß der Geiſt über die Sinnenbegierlichkeit, und Adam über Eva das Regiment führe. Du biſt ſtolz, Strauchler, aber wäreſt du es nur auf die rechte Weiſe! Bisher warſt du dein eigener Knecht, ſei von nun an dein eigener Herr. Bisher warſt du ein Modeherr, welches eben ſo viel ſagen will, als ein Modeknecht und Modeſclave, ſei jetzt ein Moderherr, d. h. ein Herr über den Moder deines Leibes, und über den Moder des um ſelben gehängten Kleidertandes, ſo beiderſeits denſelben Weg wandert. Bisher warſt du ein Damenknecht, denke aber daran, daß die erſte herrſchſüchtige Dame Eva geheißen hat, die erſte, die nach dem Schlangen-Fürwitz ſeyn

wollte wie die Götter, die erste, die vergöttert werden wollte. Bisher warst du ein Kriegsknecht, folgtest den gelben Fahnen des Neides, der Mißgunst und Gehässigkeit, der Trommel wüster, lärmender Unterhaltungen, der türkischen Musik wild durcheinander heulender Leidenschaften. Willst du nicht lieber dem Herrn des Friedens dienen? Bisher warst du ein Ruderknecht auf dem morschen Wrak, der im großen Weltmeere herumfluthet, solltest du nicht lieber Dienst nehmen im Schifflein Petri, oder auch nur als stiller Passagier dich hineinbegeben, um am glückseligen Port aus Land der Lebendigen auszusteigen?

O Strauchler, es wird nichts aus dir, kann auch nichts werden, weil du niemals betest. Nachbeten zwar, darauf verstehst du dich wohl, aber leider gottlosen Vorbetern bloß. Wer am lautesten schreit, dem wird am willigsten nachgebetet, und dieses unsinnigen Nachbetens schämt sich kein Strauchler, kein Springbein, kein Rumpelmann. Was sie plappern hören, das plappern sie nach, können sie es so zart und zierlich nicht wiedergeben, so geben sie es um ein gut Theil plumper, was verschlagt das, wenn der Sinn oder der Unsinn nur derselbe bleibt! Denn Unsinn ist Alles, was gegen die Wahrheit zu Felde zieht und gegen Gott; was für ein tolles, abgeschmacktes Unternehmen! So soll man denn nicht einmal zornig werden, und in gerechtem Ingrimm auffahren, und zu Strauchler,

Rumpelmann, Springbein und Conforten rufen und sagen: Ihr albernen Zeitverschwender, ihr armseligen Scheinmenschen und gottentfremdeten Thoren, wie lange noch, o wie lange noch, werdet ihr in euere elende und lästerliche Unwissenheit euren Stolz setzen, und auf eine Leichtfertigkeit große Stücke euch einbilden, die eben so wenig Verstand und Mühe kostet, als sicher sie zum Verderben führt! Ist es nicht Zeit, daß ihr wahrhaft eure Menschenwürde zu fühlen anfanget, und daß ihr beherziget, ein Gottmensch breite die Arme nach euch aus, und wolle euch unter die Seinigen aufnehmen? — Aber Strauchler, Rumpelmann, Springbein und Conforten hören solche Reden gar nicht an; wie? rufen sie, der fängt gar zu predigen an? Fort von ihm! fort von dem gleißnerischen, kopfhängenden, finstern Tuckmäuser! darüber sind wir hinaus! — Und sie machen sich auf, und gehen ihre Wege, böse Wege, Irrwege und Abwege; wie ist den Leuten zu helfen? Sie sind über Alles hinaus.

Sind sie wirklich über alles hinaus? Was heißt dieß zu deutsch? Sie haben es sich zum Gesetze gemacht, innerlich alles Gesetzes sich zu entheben, und keine Gränzen mehr zu kennen. Mitterweile sind sie noch nicht gestorben, denn obgleich sie todt sind, und als Todte dem Tod und den Schatten und dem Nichts nachlaufen, so sind sie doch noch Personen, in welchen Leib und Seele noch vermählt sind, obwohl in einer sehr unseligen Ehe. So lange sie aber

nicht gestorben sind, sind sie keineswegs über Alles hinaus. Der Tod, dieser schauerliche Lehrmeister, wird sie auf ganz neue Gedanken bringen. Er wird ihnen eine Lection halten von der göttlichen Gerechtigkeit, item von dem wirklichen Bestande und Vorhandenseyn der Hölle, mit einer Beweiskraft, gegen welche sie nichts einzuwenden finden werden. O ernsthafte Zeit, welche der Zeit ein Ende macht! o jammervolles Gelähmtseyn und starres Dahinliegen eines sterbenden Springbeins! o schauderhafte Stille, o schreckliches Schweigen Rumpelmann's, eines todten Löwen! Was hernach, was hernach? was kommt hernach?

O Strauchler, sei verzagt, sei kleinlaut, habe Angst, habe Sorge, lasse immerhin dich auslachen, lasse die Leute dich einen Kleingeist, einen Schafskopf, einen »nervenschwachen Jüngling« nennen, fürchte dich, Strauchler, fürchte dich vor Tod und Hölle; glaube, daß du nie genug davor zittern kannst, und halte diese Angst deinem künftigen Fortkommen für heilsamer, als alle Geschicklichkeit, Weisheit, Kunst und Schätze der ganzen Welt. Dieses ist viel gesagt, und doch noch lange zu wenig. Denn wie lange wirst du hier noch dich umthun auf dieser Welt? einige Jahrzehende noch, oder einige Jahre, oder einige Tage; was dann kommt, ist allerdings die Ewigkeit; gegen diese verschwindet alles, was Maß, Gewicht, Gränze und Ende hat, nur die Sünde nicht, weil eben sie alles Maß, Gewicht und alle

Gränzen überschreitet, und in die Ewigkeit hinüber ihren Weg nimmt; denn wann es keine Ewigkeit gäbe, so gäbe es auch keine Sünde, und die armen Leute, die, wenigstens bei ihren Lebzeiten, an die Hölle nicht glauben, verrathen theoretisch Mangel an Verstand oder Nachdenken, practisch aber eine wohl übertünchte, jedoch innen grabähnliche, Gewissenskammer.

Und so, und auf solche Weise, verstehst du, Edmund Sylvester, dich vortrefflich aufs Thun und Wiederreden: jedoch, wann wirst du anfangen, deiner Ansicht und Einsicht gemäß auch zu handeln? Ohne Werke ist dein Glaube todt, dein Räsonnement wird dich nicht bessern, sonst müßten sehr viel tugendhafte Leute auf der Welt seyn. Ich habe auch bereits einen solchen Widerwillen gegen dich, daß ich Gott bitten werde, mich von dir zu befreien. Aber wie soll das zu Stande kommen? Wenn ich beten will, hinderst du mich, wenn ich dich züchtigen will, entwaffnest du mich mit einer Schmeichelei. Wenn ich dich, leider! so lieb nicht hätte, dann wäre mir bald geholfen. Aber gib Acht, von nun an sollst du das Kapitel von der Selbstverläugnung studieren; wehre dich, so viel du willst, ich bin erbittert, ich bin gerüstet. Jetzt soll's Ernst werden mit der Recollection, doch sei der Anfang klüger gemacht. Wenn Gott nicht hilft, wer hilft dann? Was Gott nicht segnet, was wird das? Wer Gott recht sucht, der hat ihn schon gefunden, da er zu suchen anfing. Ich will also jetzt,

nach manchen Wochen und Monaten, wieder einmal in eines jener großen Häuser gehn, an welchen man nur deßhalb so kalt und leer vorübergeht, weil man außer aller Recollection lebt. In eines jener großen Häuser, welche, für das Auge des Glaubens, das wahre Aug' und zugleich Licht des Menschen, mehr in sich enthalten, als die ganze Welt in sich fassen kann. In eines jener großen Häuser, von welchen geschrieben ist: »Die Weisheit hat sich ein Haus erbauet, auf sieben Säulen es gegründet. Sie hat ihren Wein zubereitet, und ihre Tafel gedecket. Sie hat ihre Boten ausgesandt, um in das Haus einzuladen: alle Kleinen und Demüthigen sollen hereinkommen, und auch den Thörichten rief sie zu: Kommet, und esset mein Brot, und trinket meinen Wein; verlasset die Kindheit, und lebet, und wandelt auf den Wegen der Vernunft.« — Sind Alle eingeladen, warum kommen so Wenige? Warum gibt es so viele Kostverächter? Mir ist diese Stelle der Schrift nicht umsonst so auffallend gewesen. Ich weiß, die Kirche ist dieses Haus, so die Weisheit erbaut hat. Und die sieben Säulen kenne ich auch. Auch die Tafel, das Brot und den Wein, von welchem das Leben kommt. Und weil der Zuruf auch an die Thörichten und Fürwitzigen ergeht, so will ich mir's endlich gesagt seyn lassen. Und wenn ich wirklich ernstlich mein Gemüth zu Gott zu wenden mich entschließe, auf rechte christkatholische Weise, wer kann daran mich verhindern? —

Billet, mit Kreide an Strauchler's Thüre geschrieben: Strauchler! durch diesen hölzernen Brief wirst du auf heute Abend zu uns, in den alten, frohen, unregelmäßigen Cirkel geladen. Man sieht dich ja gar nicht mehr! Willst du deine alten Freunde aufgeben? Wir lieben dich noch immer, nur mußt du so allzu empfindsam nicht seyn. Du sollst dich auch auf der Guitarre hören lassen, und etwas von deinen Sonetten mitbringen. Herr Baron --z will dich kennen lernen, und freut sich ungemein, dich zu sehen, nachdem er bereits so viel von dir gehört. Heute kann dir dein Glück blühen. Sei unserer wahren Freundschaft und Achtung versichert, und komme gewiß. Bis in den Tod deine herzinnigen Freunde, Springbein mp., Rumpelmann mp.

Strauchler las die Schrift, weiß auf braun, seufzte, blieb stehen auf Einem Fuße. Sicheren Nachrichten zu Folge hat er sich denselben Abend so elegant als möglich angezogen, und seine Recollectionen für dießmal beschlossen.

Inhalt.

	Seite.
Gruß und Gegengruß	1
Marivaux und sein Adept, in Begleitung einiger anderer Wahrheiten	32
Herr bleib' bei uns. Eine Abendscene	73
Maria vom guten Rath. Eine Erzählung . . .	88
Der Mensch und die Leute. Ein Drama mit Chor	176
Die Prinzessin von Oranien und der Papagei . .	197
Felix Entenschnabel's mühselige Liebesverhandlung, sammt poetischen und algebraischen Bedenklichkeiten	201
Der Jüngling und der Wolf. Erzählung . . .	249
Der Gastwirth	273
Wolfgang Amadeus Dornmayer's Lebens-, Leidens- und Kreuzstationen	317
Edmund Sylvester Strauchler's Recollectionen .	333

Erzählungen

und

kleine Schriften.

Von

Johann Emanuel Veith.

Zweites Bändchen.

Wien, 1831.

Druck und Verlag von J. P. Sollinger.

A B
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Aſchenmann.

Ein weltlich Schatten- und Faſtnachtſpiel.

1. »Aſchenmann, Aſchenmann!« Stille! ruft Jungfer Lore in den Hof hinunter; biſt ja erſt geſtern hier geweſen! — »Feuer, Feuer auf dem Herd, Feuer hat viel Holz verzehrt, Gäſte haben viel begehrt, Aſche hat ſich ſtark vermehrt.« — Da haſt du recht, Aſchenmann, es iſt geſotten, gebacken und geſchmert worden vollauf; es iſt gar luſtig hergegangen. Aber wie weiſt du davon? — »Aſchenmann durch Kehricht kriecht, Aſchenmann das Feuer riecht.« — Sei nicht ſo laut, es ſchläft noch Alles; komm gegen Abend. Oder magſt du ein Frühſtück? — »Lebensflämmlein brennt und zehrt, Lebensflämmlein Holz begehrt, bläſt darein zu ſtarker Zug, ach dann hat es nie genug!« — So halte deinen Hut unter, ich komme gleich. — »Sieh doch, Jungfer Lore, was Sie da Alles mir herunter ſchickt! Faſanenköpfe, Kapaunenflügel, Ruinen von Paſtetengemäuer, genug, genug, Jungfer Lore, vergelt's Gott! mein Aſchenſack wird ſonſt zu enge, um dieſe Gegenſtände eines gebildeten Geſchmackes zu faſſen.

Merkwürdig! Aſchenmann „wollt' Aſche holen, nun mit Holz und friſchen Kohlen füllt er reichlich zwar die Taſche, endlich wird's doch auch zur Aſche.« —

2. »Ach Lore, Lore, mir thut der Kopf ſo weh!« — Beſte Fräulein Wilhelmine, wie kann das anders ſeyn? Hätten Sie bloß Fortepiano geſpielt, oder bloß getanzt, hätten Sie nicht auf ſo vielerlei Manier figurirt, als Virtuoſinn, als Ballet-Tänzerin, als Declamatrice, wie ſie's nennen, als Charaden-Aufgeberin, als excellirende Krapfenbäckerin, und etwa noch obendrein als eine ſchongewachſene Perſon; durch alles das ſind Sie ſchwindlich worden, und jetzt iſt's vorüber, und es thut Ihnen der Kopf weh. Arme Mini, ſoll ich Ihnen Kölnerwaſſer auflegen? — »Nein, nein, Lore, lieber Eſſig mit etwas Aſche, das hilft ſonſt immer.« — Aſche? laſſen Sie Zeit damit, bis der Aſchermittwoch kommt. — »So geh' nur, Lore, und bringe!« Fräulein Mini, gerade jetzt am Abend war der Aſchenmann da; er hat alle Aſche fortgeſchleppt, denn er ſcharrt jedes Stäubchen zuſammen, und noch heiße Aſche taugt nicht. Verſuchen wir's für heute mit dem Eſſig allein; tränken wir ein recht feines Poſtpapier damit, und legen es dann über. Da in dem Carton iſt gleich welches. — »Beileibe, Lore! was thuſt du? das ſind ja Briefe!« — Richtig, Briefe ſind's. Ich hätte hier zwar auch ein feines Blatt Papier, es iſt aber zerriſſen und ziemlich beſchmutzt. Wollen Sie es anſehen? Auf einer Seite

ſteht: beſter Guſtav, auf der andern: ewig Ihre W. Iſt dieß W vielleicht das Fräulein mit dem Kopf-Weh? — »Lore, Lore, wo haſt du den Brief her?« — Der Aschenmann hat ihn heute auf der Gaſſe im Kehricht gefunden. — »O treuloſer, o ehrvergeſſener Menſch! Zerriſſen und im Kehricht? Iſt dieß die Achtung, die er mir heuchelt? Ach Lore, Lore, wie thut mir der Kopf ſo weh!« —

»O Schauerliche, unwirthbare Nacht, die du dich kleideſt in dämmernd Nebelgewölk, Eisblumen herabhauend auf der Akazien dürres Gezweig, und auf meines Klausrocks dürftige Oberfläche! Was verhüllſt du die Sterne des Himmels mir, als könnten die Lampen dieſer Erde mich tröſten, ringsumher in langen Reihen flimmernd, und die hellbeleuchteten Fenſter, die alle mich mahnen an das fröhliche Stadtgewühl, und an das geſellige Drängen und Treiben, und wie jeder irgend wohin ſich begibt, Freuden ſucht und Freuden findet, mich allein ausgenommen, der ich ſo einſam, der ich ſo verlaſſen und einſam bin! — Der edle Jüngling Florentin hielt dieſen Monolog, eine der Alleen auf dem Glacis durchwandernd, er trug einen abgeſchabten Rock, und obwohl es bereits finſter war, Augengläſer. — Armer, armer junger Menſch, rief jemand dicht hinter ihm, Er mag wohl ſchwere Zeiten haben! Er ſah ihm in's Geſicht, und ſprach ferner: Aber zu was End und Ziel trägt Er in ſo trüben Zeiten dieſe Augengläſer? — Weil ich ſie habe, mein

Freund! — Wohl, ein triftiger Grund. Aber hat Er mit diesen Gläsern auch Aussichten? — Geht Euch das etwas an? Ich habe gar keine Aussichten. — Oder hat Er wenigstens ein Quartier? — Ich habe gar kein Quartier. — Mein Gott! mein Gott! du armer Mensch! Ich will ja, ich werde ja, ich muß ja! — Was denn? fragte der Jüngling. Nun was denn! Was sonst, als dich mit nach Hause nehmen! Ich habe ein wunderschön Logis, Fenstervorhänge von Mousselin, eine Küche voll Rauch, Bedienung vollauf, komm nur mit! — Aber wer bist du, gastwirthlicher Mann mit dem Sack auf der Schulter? — Ich? bin weder Wirth noch Gast, kaum mich selbst bewirthen kann, Asche bloß ist diese Last, und ich bin der Aschenmann. — Und bist so splendid eingerichtet? — Freilich, mein Sohn. Bei mir findest du die ganze Herrlichkeit der Welt, und alles was zurückbleibt, wann das Übrige in Rauch aufgeht. Verstehst du das? — Nein, das verstehe ich nicht. —

A. Hellstrahlende Fensterscheiben spiegelten sich in Florentin's Augenfenstern, und eines rauschenden Walzers Dreivierteltact setzte seine Füße in rythmischen Gang. Ach, seufzte er, dort oben! dort oben! — Wo oben? fragte der Aschenmann, ganz oben? oder bloß hier im ersten Stockwerke? Ganz oben, mein Sohn, ja da ist Licht und Harmonie, da tönt Gottes Lob von englischen Chören. Hier unten ist nichts als blinder Lärm. — Ein Wagen hielt vor

dem Hause, und aus dem Hause rannte ein elegan-ter junger Mann, riß den Schlag auf, und rief: Wie, du Stock, ganz allein sitzest du im Wagen? — Gnädiger Herr, sah der Stock zur Antwort, sie hat Kopfweh, sie kömmt nicht, und die andere auch nicht. Stock! Stock! rief der junge Herr, wer weiß, was du ausgerichtet hast! Noch einmal hinfahren! Er sprang in den Wagen, und dieser rollte hart vor den beiden Aschgrauen vorüber: der Aschenmann aber sprach: Siehe da den edlen Gustav von Flackers-heim, bei dem brennt's noch lichterloh, und keine Flamme ist ohne Wind. Wie gefällt er dir, Freund Glasaug? — O wohl ein schönes Loos! seufzte Flo-rentin, wem das Schicksal solchen Glanz verlieh'n! — Loos? Schicksal? Glanz? mein guter junger Mensch, es fahren Ihm sehr alberne Reden aus dem Munde. Wie es scheint, so setzt Er einen großen Werth auf solche Herrlichkeiten? Aber sei Er froh, daß die göttliche Fürsichtigkeit Ihn in solcher Ar-muth erhält, diese Armuth ist ein wahrer Reichthum für Ihn, versteht Er das? — Nein, das kann ich nicht verstehn. —

5. Nur wenige Gassen noch, mein Florentin, bis dort drüben, wo die Sandstätte anfängt, bald sind wir zu Hause. Ach, ach, mein Florentin, merk' auf, wie die Leute überall so erbärmlich lustig thun. Dort Qualm und Dampf und Fußgestampf, bezech-ter Kampf, Geschrei, Geklirr, Gedräng, Gewirr; wie gefällt dir dieß unterirdische Elysium? — Pfui,

wie gemein! — Ach, mein Florentin, dort oben, dort oben, nicht wahr, dort gefiele dir's beſſer? Hier brennen Unſchlittkerzen, dort Wachskerzen, hier heult ein keckes Poſthorn zwiſchen das Clarinetten-Geſchrei hinein, dort laſſen ſich Flöten und Violinen hören; hier iſt die garſtige Welt, dort iſt die ſchöne Welt. Weißt du aber nicht, daß die Welt immer eine böſe Welt iſt, und eine ſchnöde Welt, und die nichts beſſer verſteht, als Verſprechen, und nichts ſchlechter, als Worthalten? Alles was in der Welt iſt, iſt Fleiſchesluſt, und Augenluſt, und Hoffart des Lebens. Weißt du, wo das geſchrieben ſteht? — Nein, das weiß ich nicht. — O Florentin, in dieſen Faſchingstagen macht die Welt ihr Recht gültig, und läßt ſich keine Gewalt anthun. Iſt's nicht ein Glück, daß du ſonſt nichts haſt, als deine Augengläſer? Die Augenluſt und die Hoffart des Lebens, dieſe beiden ſetzen dir tüchtig zu; aber ſprich, was nützen dir die Gläſer? — Laßt mich in Ruhe, alter Schwätzer. Ich bin leider ohnehin ſehr ſchlecht gekleidet; wenn ich dieſe Gläſer nicht habe, ſo ſtelle ich vollends gar nichts vor. Verſteht Ihr das? — Nein, Florentin, dießmal bin ich derjenige, der's nicht verſteht. —

6. Ruhig, Rhadamantus, dieſer da iſt mein Gaſt, und gehört in's Haus. Hier haſt du einen ganz beſonders ſchönen Knochen, trachte damit fertig zu werden. — Iſt dieß eure ganze Behauſung, Aſchenmann? — Freilich, mein Kind. — Wo ſind dann

die Vorhänge von Mouſſelin? — Mein Florentin, du wirſt ja die Spinnenweben doch ſehen, die dort eben ausgeſpannt ſind? Ich glaube, ſie ſind groß genug. Setze dich nur auf die Ofenbank nieder, und ſeufze nicht, es geht hier ſo armſelig nicht zu, als du glaubſt. Komm, und laß den Urheber aller guten Gaben uns danken, und auf Jungfer Lore's Geſundheit eſſen, die uns alles dieſes mitgetheilt hat, denn zu trinken habe ich nichts, es ſei denn Waſſer. Es ſind lauter Trümmer und Bruchſtücke, aber in deinem Magen werden ſie ein ſchönes Ganze bilden. — Florentin ſetzte die Fragmente fleißig zuſammen, ward vergnügt, und erzählte dem Aſchenmann einige Fragmente ſeiner kurzen Lebensgeſchichte. Der Aſchenmann ſprach: Deine Lebensgeſchichte zeigt, daß du ein junger Menſch biſt, und lebensluſtig, aus der meinen aber ergibt ſich's, daß ich ein alter Menſch bin und lebensſatt. Du wirſt vielleicht wieder einmal zum Fortſtudieren gelangen, ich vergeſſe beinahe ſchon, daß ich auch einmal ſtudirt habe, eh ich durch verſchiedene betrübte Stationen hindurch zu meinem jetzigen, ſo glänzenden Poſten gelangt bin. Dieß haben wir miteinander gleich, daß wir beide Violiniſten ſind, nur haſt du kein Inſtrument mehr, und ich habe noch eines. Da Bruder, ſpiele einmal, und mache dir nichts daraus, daß die Quinte fehlt, der Rhadamanth kann ſie nicht leiden, darum ziehe ich ſie nimmer auf.

7. Jugendlicher Sehnſucht unbeſtimmt und un-

verständlich Klagen, geborgter, unhaltbarer und thörichter Gedanken farbiger Flockentanz, des trotzig und verzagten Herzens Ebb' und Fluth, des Hochmuths kühner Schritt, des Kleinmuths mattes Schleichen, dann wieder unbesonnene Sprünge, dann wieder ein Anklang von des Friedens ewig heiteren Ätherlüften, — dieß alles hat Florentin auf jener schlechten Geige, beim Mangel der Quinte noch dazu, in manch einem Largho, Larghetto, Presto, Andantino gar wunderschön fantastisch vorgetragen. — Genug, genug! rief Aschenmann, du schneidest mir ja durch Mark und Bein, du junger, confuser Meister! Der Jüngling aber verlor mehr und mehr sich in trübe Tongefilde, kroch durch die Klüfte eines Adagio, und drang dann plötzlich in die Felder einer lustigen Tanzmusik hinaus; ein neckisch petulanter Walzer nach dem andern hüpfte von seinen Fingern bis zu den äußersten Gränzen der A-Saite hinaus, Rhadamantus glaubte die Quinte in ihrer ganzen Schärfe zu hören, und heulte erbärmlich, Florentin aber ließ die Geige sinken und fing recht wehmüthig zu weinen an. Armer, Armer, sagte der Aschenmann, laß ab; es möchte dich zu sehr angreifen! So ganz verlassen zu seyn, so ganz und gar nichts mitmachen zu können, o das thut weh! nicht wahr, das thut weh? —

8. »Wann der Morgen graut, wann der Hahn wird laut, aufgeschaut, wer da liegt auf träger Haut!« — Laß mich, Aschenmann, bin eben erst einge-

ſchlummert! — »Morgengrau, Morgengrau, grüß mir unſ're liebe Frau.« — Sei ſtille, Aſchenmann. — »Morgengrau, Morgengrau, mir nicht hell in's Antlitz ſchau', Bett iſt warm und Herz iſt lau!« — So iſt denn gar keine Ruhe! Was hat ein Unglücklicher ſonſt auf Erden, als den ſüßen Schlummer, und auch den willſt du mir rauben? das iſt hart! — »Mein Florentin, auf Erden biſt du wirklich, denn du liegſt beinahe auf bloßer Erde, und das iſt hart. Aber wann du dir vorſtellen könnteſt, wie anmuthig das iſt, wann der Menſch beim erſten Morgenlicht aufſteht, und denjenigen anruft, der das Licht erſchaffen hat, ſo würdeſt du allerdings aufſtehen und ſagen: Hier lieg' ich auf den Knien, ich armer Florentin, vor Dir, o groſſer Gott! in mir, das iſt gewiß, iſt nichts denn Finſterniß, doch Licht iſt Dein Gebot! ach Herr, mein Herz vertraut auf Deine Güte nun, nicht raſten will's, nicht ruh'n, bis ihm Dein Morgen graut! — Ach Florentin, du ſchläfſt ja ſchon wieder? Nun ſchlafe, ſo lange du willſt, es wird ohnehin nur ein aſchgrauer Tag heute, der wird dich nicht ſtören. Verſchließe du deine Fenſter nur, dafür muß ich die Thüre verſchließen.«

9. Wo bin ich? wer ſcheuchet mich auf aus dem Luſtwald freundlicher Bilder? Biſt du es, Rhadamantus? Es muß hoch am Tage ſeyn, aber aſchgraue Wände grinſen mich an, und die Spinngewebe umflören vollends die ſtaubbedeckten Scheiben, und eine häßliche Wirklichkeit iſt es, die mich umgibt. Ich

will meine Augengläser wieder aufsetzen, doch sehe ich nun um so schärfer nur, was des Sehens nicht werth ist. Ihr getäfelten Zimmer, ihr spiegelbekleideten Säle, wo seid ihr hingeschwunden? Ich wandelte in euch umher, oder saß auf den Sopha's in euren Winkeln, oder betrachtete mich wohlgefällig in den großen Spiegeln an euren Wänden; wo ich ging und wo ich saß, gab es der Schöngekleideten viele, und ich selber war ein Schöngekleideter, und galt etwas, und gehörte auch dazu, und hörte der schönen Musik zu, und genoß Erfrischungen, und ließ zuweilen auch mich selber hören, und es ließ sich ein nicht geringer Beifall hören; es war alles sehr schön, und jetzt ist wieder alles so garstig. Was knurrst du, Rhadamantus? Knurre nicht, sondern in deinem Winkel kauernd, gib der stillen Erwartung dich hin. Murre ich ja auch nicht, und doch, wer von uns beiden hätte mehr Recht dazu? Dir wird Aschenmann einige Knochen mitbringen, und wieder vollkommen wird deine Selbstzufriedenheit seyn. In süßer Ruhe wirst du an diesen Knochen nagen, an mir aber nagt der Gram. — So sprach Florentin, und nahm die Geige von der Wand, Rhadamantus verkroch sich; in barbarischer Hast stürmte der Bogen über die drei klagenden Saiten auf und nieder, die Fensterscheiben klirrten und fielen zerbrochen aus den alten Bleirahmen. Bravo! rief Jemand zum offenen Fenster herein.

10. Eigene Composition? rief der am Fenster.

Florentin ſah auf, es war ein ſchöner, junger Mann, der hatte einen noch ſchönern Mantel an. Bloße Fantaſie, ſagte er, und nahm die Geige unter den Arm. So? erwiederte der Fremde, darum hat Er mich weder an der Thüre noch am Fenſter klopfen gehört. — Alſo haben Sie das Fenſter zerſchlagen? — Freilich, wie anders? die vielen Triolen ſammt dem Hundegeheul müſſen wohl alles Pochen übertäuben. Mach' Er nur auf! — Kann nicht, es iſt von außen zugeſperrt. — Wo iſt denn der alte Kerl, der Aſchenmann? — Nicht daheim. — Wer iſt de Er? — Ein Menſch. — Das ſieht man wohl. heißt aber dieſer Menſch? — Florentin. — Sie des Aſchenmanns Schildknapp oder Contr — Mein Herr, eines Unglücklichen ſpotten — Spotten? O keineswegs! Nein, ich a mehr den edlen Stolz, der aus dieſen Augengläſern hervorblickt! Wie mögen Sie doch bei dem nichtswürdigen, bettelhaften Aſchenmann logieren? Soll ihr ſchönes Talent hier unter der Aſche erſticken? Darf wohl ein Edelſtein, auch ungeſchliffen, verborgen bleiben? Brilliren muß er, dazu iſt er da, und wie ſehr können Sie dieß durch Ihr brillantes Spiel! Kommen Sie, faſſen Sie Zutrauen zu mir, ich habe ein edles Herz, und bin Ihr Freund; dort ſteht mein Wagen. Steigen Sie nur flugs zum Fenſter heraus; es wird alles ſehr gut werden. Allons! nehmen Sie Ihren Hut? Soll dieſe Geige auch mit? iſt ſie nicht viel zu ſchlecht? — Rhadamantus, ſo verhaßt ihm

dieß ſchlechte Werkzeug war, fuhr er haſtig zu, als er's von fremder Hand berühren ſah. Der Fremde aber nahm einen tüchtigen Schwung damit, und ſprach: da haſt du ein's über deine Schnauze; du Cerberus, und meld' es deinem Herrn, daß ihm das Seine auch nicht ausbleibt. Fahr wohl, Rhadamant, ſprach Florentin, hab' ich dir nicht gerathen, daß du nicht knurren ſollſt? —

11. Jungfer Lore! Jungfer Lore! — So komm nur herauf, Aſchenmann, du kommſt wie gerufen. — Jungfer Lore, Sie könnte mir wohl ein gutes Wort einlegen. Ich habe einen jungen Menſchen gefunden, der hat ſonſt nichts als frei Quartier, einen Rock ſchier für mich ſelber zu ſchlecht, und ein Paar Augengläſer, durch welche er ſein Elend anſchaut. Vom Glauben weiß er wenig, jedoch glaubt er viel zu wiſſen, auf meiner Violin ſpielt er prächtig, und einen ordentlichen Rock braucht er höchſt nöthig, denn er hat einen guten Begriff von ſich ſelbſt. — Warte nur im Vorzimmer ein wenig, denn mein Fräulein will ſelber mit dir reden, und ich werde ſogleich ihr's melden, daß du da biſt. — Aſchenmann, Aſchenmann, du ordinärer abgeſchabter Mann, nimm dich zuſammen, denn ein Fräulein will ſelber mit dir reden! Hüte dich aber! Sieh' ihr nicht in's Geſicht, betrachte bloß die Schuh, wem nichts ins Auge ſticht, der kömmt nie aus der Ruh'. Sei auch die Wahrheit ſcharf, man ſpricht, ſo viel man darf. —

12. Sag' Er mir doch, guter Mann, wie Ihm

das zerrissene Papier in die Hände gekommen? — Gestrenges und gnädiges Fräulein, mir kommt nichts in die Hände, als was andere Leute wegwerfen. — Aber wo? — Wohlgebornes Fräulein, lassen Sie uns hiervon nicht reden. — Aber wie kömmt Er dazu, zu ahnen, daß dieß Papier — — Schätzbarestes Fräulein, was ich auflese, pflege ich auch zu lesen; mir klebt das noch an, weil ich einmal das Unglück gehabt habe, fliegende Blätter herauszugeben. — Aschenmann, ist Er verrückt? — So arg nimmer, wie damals. — Sollte er wirklich ein verdorbener Gelehrter seyn? — Freilich. So zum Beispiel sehe ich von Ihnen nichts anders als die Schuhe, und weiß doch, daß Sie Figur machen, und Ursache haben, eitel zu seyn auf einen Leib, der da ist Staub und Asche. Eben so sehe ich von Ihrer Hand ein einzig Briefchen, und weiß doch, daß Sie im Fortepianospielen besser bewandert sind, als in der Betrachtung der vier letzten Dinge. — Er erlaubt sich spitzige Reden? — Nein, spitzige nicht aber scharfe; denn ich bin von Natur ein boshafter Mensch, und meine es Ihnen gut. Dieser Gustav von Flackersheim, er wohnt in der Vorstadt, und ich weiß von ihm, der meint's weder gut noch böse, er flackert und flattert bloß, aber an die vier letzten Dinge denkt er doch, denn er mag keinen Todtenwagen sehen, und hat in dem Puncte schwache Nerven. Aber was der dumme Aschenmann alles zusammen schwätzt! hat die Jungfer Lore nichts ausgerichtet? darf ich mei-

nen jungen Menſchen nicht herſchicken? — Ja wohl, laßt ihn nur kommen. Wie heißt er denn? — Florentin, mein Fräulein. — Florentin! ein ſchöner Name, ein ganz beſonders ſchöner Name. — Wie ſieht er denn aus? — Jung, blaß, trotzig, und trägt Augengläſer. —

13. Vor einer Spiegelfläche ſteht er, ganz in ſein Glück, in ſeines Anſchauens Selbſtvergöttlichungs-Proceß verſunken, reflectirend den Reflex, bewundernd ſeiner Verwandlung blaues Wunder, bewirkt durch einen blauen Frack, mit dem das Uebrige aufs Schönſte harmonirt. Ja nun iſt alles anders geworden, Florentin florirt, man würde ihn gar nicht mehr erkennen, hätte er nicht dieſelben Augengläſer noch, die auf ſo ganz beſondere Weiſe an ſeine Schläfen ſich klammern, und die er ſich nicht nehmen laßt, denn ſie geben ihm einen gewiſſen Charakter, eine ſchöne Eigenthümlichkeit. Wie nun, Florentin, was ſagſt du jetzo aus von Loos und Schickſal? Du haſt einen edlen Freund gefunden, der deinen Werth zu ſchätzen weiß. Wie ganz anders ſtehſt du nunmehr vor der Welt? Siehe da ein artiger, junger Mann! ſagt die Welt, er ſcheint zwar etwas Linkiſches zu haben, es iſt aber Schüchternheit bloß, die bald ſich verlieren wird, um jener edlen Inſolenz Raum zu machen, welche ich dermalen als guten Ton vorſchreibe. Der ſchöne Trotz auf ſeiner Stirn und der ſteife Nacken, ſie geben die gegründetſte Hoffnung dazu. Am Rad der Con-

verſation, mit dem Kiesſand der Mediſance, wird dieſer Edelſtein gar bald den rechten Schliff bekommen, ſeien die Ecken auch noch ſo rauh. — Glück zu, Florentin, dein Freund nimmt heute Abend dich mit, es wird ein ſehr glänzender Hausball ſeyn, da wirſt du introicirt, und ſchon waſchen in eau de Paris alle die zarten Hände ſich, die mit rauſchendem Beifallklatſchen bereit ſeyn werden, dein virtuoſiſch Spiel zu lohnen und zu beflügeln.

14. Lore, was für Blumen räthſt du mir zum Kopfputz? — Wie, Fräulein Wilhelmine, alſo geht man heute doch auf den Ball? — Freilich, und ich auch. — Aber wiſſen ſie denn nicht, daß Guſtav auch dorthinkommt? — Eben deßwegen! — Glauben Sie mir, Fräulein Mimi, der Aſchenmann, obwohl er zerlumpt daher geht, weiß, was er ſagt. — Närriſche Lore, verſtehſt du denn das nicht? Man geht hin, um Gelegenheit zu haben, dem faden, jungen Herrn recht kalt und ſo verächtlich zu begegnen, als es mit Anſtand geſchehen kann. — Ja ſo! was für kluge Einfälle Sie doch haben, Fräulein Mimi! Ich bitte Sie, nehmen Sie ſich in Acht, daß es nicht gar zu klug ausfällt!

15. Was heulſt du Rhadamantus? Geduld, ich komme ja ſchon, ich muß doch erſt aufſperren. Wie? allein biſt du? und haſt eine blutige Schnauze? Und das Fenſter iſt offen? und die Scheiben zerſchlagen? Du ſiehſt mich kläglich an, mein Rhadamant, und winkeſt aufs offene Fenſter. Und da

auch die Geige tödtlich beschädigt am Boden? O, was ist doch hier vorgegangen? Florentin ist auf und davon, nicht wahr? Komm her, du Armer, laß dir dein ehrliches Gesicht abwaschen. Wen soll ich mehr bedauern, dich oder den Florentin? Dein Heulen ist recht wehmüthig, aber es nimmt doch ein Ende. Denn es gibt zwar eine äußerste Finsterniß, da wird seyn Heulen und Zähnklappern, jedoch für dich gibt es keine solche. Der barmherzige Gott möge den armen Florentin bewahren! Still, Rhadamantus, ich muß jetzt beten. Ach mein Gott und mein Herr, du weißt, daß ichs mit dem Jungen ehrlich gemeint habe, aber wie will ein Blinder den andern führen. Ich war hoffärtig, und habe auf Schloß und Riegel vertraut, ach Gott, ach Gott, ich wills ja gerne büßen, aber überlasse ihn nur nicht dem kecken Unverstand! Dich auch, o glorreiche Jungfrau, eine Mutter und Gebieterin aller Menschen, eine mildigliche Hirtin der Verirrten, dich rufe ich an, daß du für ihn mögest bitten. — — Herein! herein! wozu das ungestüme Klopfen?

16. Warte, warte Aschenmann! — Was gibt's, Herr von Flackersheim? — Alter Schelm, alte Racaille, ich habe lang fragen müssen, eh' ich dich ausfindig gemacht habe. — Nun, was steht zu Diensten? — Alles weiß ich, die dumme Lore hat mir alles gesagt. Warte, du niederträchtiger, weißbärtiger Achselträger, ich will dich gleich abfertigen! — Oho, Herr Gustav, ist das so gemeint? Ey, prosit

die Mahlzeit! frisch, Rhadamantus, zeig dich, red' ein Wort! Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Gustav, daß ich so unhöflich bin. Allons, Rhadomant, drum und dran. Ihr Diener! — So, mein armer Rhadamantus, nun ist er draußen; es ist ihm und uns weiter nichts zu Leid geschehen; und obgleich der Feind wenig Courage zeigt, wollen wir doch den Riegel vorschieben, und am Fenster Poste fassen. Doch nein, er dreht bloß aus dem Wagen, und fährt wieder davon. — Aber, aber, geht mir nicht jetzo ein Licht auf? —

17. »Wagen rasseln, Flammen prasseln; Gassen auf und Gassen ab, nun im Lauf und nun in Trab, unverdrossen sich um Possen alles quälet; weil die Zeit dazu erwählet, bald verflossen, und ihr Farbenkleid verschossen; ach was haschen wir nach flücht'ger Lust und naschen, sey es auch aus Nektarflaschen, immer doch nur Staub und Aschen! — Nun endlich wären wir da mit heiler Haut, und nicht gerädert. Jungfer Lore; Jungfer Lore! — Aschenmann? was willst du so spät am Abend? — Mich höflichst bedanken für die Denunciation. — Ach Aschenmann, sey nicht böse! Er war etliche Mal hier, der feine junge Herr von Flackersheim, Fräulein Mimi wollte gar nicht mit ihm reden, und da hat er denn lauter Querfragen an mich gestellt, bis er die Wahrheit ausgekundschaftet. — Es ist ein Unglück dabei, Jungfer Lore, und vielleicht auch ein Glück. Ich war in Gustavs Hause, hab' gleichfalls

Kundschaft eingezogen, und zweifle nicht, daß er's ist, der mir meinen guten Glasaug entführt hat. Jungfer Lore, sie kann alles wieder gut machen. — Und wie? — Wenn sie mit mir dorthin geht, wo, wie Sie mir eben sagt, Herr Gustav heute sich einfindet; ich habe daselbst kein Verkehr, dort blüht mein Handel nicht; hingegen kann Sie gar wohl dem Fräulein etwas auszurichten haben. Und bei der Gelegenheit kommen wir doch auch einmal zu einer Lustbarkeit, ist's nicht an dem? — Aber Aschenmann, wie willst du dich unterstehen, einen so eleganten Ort zu betreten? Die Dienstleute werfen dich hinaus. — Ei, Jungfer Lore, ich komme ja als Maske, — Du? das wäre doch ein gar zu alter Geck! — Nichts Geck! wenn ich in die elegante Welt hineintrete, trete ich als Maske hinein. Grau und gräulich, unerfreulich, höchst figürlich, doch natürlich; mein Gesicht mit seinen Mienen, muß mir statt der Larve dienen; meine Mask' ist Ach und Wehe, wie ich gehe, wie ich stehe, stell' ich grau im Nebelflor, nichts denn Gram und Trübsal vor.

18. Nun Florentin, wie gefällt's dir hier? — Mir gefällt's über alle Maßen sehr. Ach, muß ich nicht an meine schönsten Träume gedenken? — Pah, Träume! ein träumerischer Gesellschafter macht sich nicht beliebt. Man muß tanzen, man muß schmeichelhaft, geistreich und witzig seyn, man muß nach den Gläsern langen, und das alles in der puren Wirklichkeit. Frisch! vergesse der vergangenen Stun-

den, steh' nicht dich verwundernd da, wie einer, der noch etwas zu bewundern hat! — Doch, Herr von Flackersheim, doch, mein edler Gustav! Wie webt und schwebet alles in zauberischem Lichte, wie mahlt sich frohe Röthe auf jedem Angesichte — Ei still, Florentin, das kannst du morgen abmachen. Siehst du die Stille dort einsam sitzen neben ihrer Mama? Es ist jene Wilhelmine, von der ich dir schon sagte. Sie weicht mir aus, sie grollt. Mir gilt das gleich. Komm hin, sie wird sich verbindlich und freundlich gegen dich benehmen, um mir die Kälte noch empfindlicher zu machen. Mußt mir nicht allzu verlegen thun.

19. Durch die Gesellschaft lispelt's hin und wieder: wer ist der junge Mann, der interessante Trotzkopf mit den Augengläsern, der dort mit Wilhelminen tanzt? Er scheint aus einem sehr guten Hause zu seyn, er verräth viel Bildung, und diese Schüchternheit, wie läßt sie ihm so hübsch! Er ist ein Dilettant von Virtuosität, versichert Gustav, nichts geht über seine Fantasien. Auf welchem Instrumente? Ganz vorzüglich auf der Violine. Ach wenn er sich doch hören ließe! o bitten Sie ihn doch! — Ei Florentin, Florentin, nimm dich zusammen. Man bringt das Instrument schon herbei, es ist ein ganz anders, als des Aschenmann seines, auch fehlt die Quinte nicht; aber statt des zottigen Rhadamantus ist mehr dann ein Minos da; Kunstrichter, gewaltige Kunstrichter!

20. Noch ahnet Florentin von ſo naher Ehr' und Auszeichnung nichts, er iſt in eifriges Geſpräch befangen; er muß doch wohl geiſtreich und mit Anmuth reden, denn ſeine Geſellſchaft ſchenkt ihm keine geringe Aufmerkſamkeit. Und fürwahr, ſein Auge blitzt, er ſetzt die Zähne ſcharf zuſammen, er ſpricht mit Pathos und gefällt. Seht ihr, raunt Guſtav Einigen zu, da iſt ein Paar, das ſich zuſammen ſchickt, ein phantaſtiſch Volk, das ſich erhaben dünkt, und Verſe auswendig weiß, und langweilige Reflexionen anſtellt. Was gilt die Wette, er gefällt ihr gar zu wohl? und wenn die Geſellſchaft erſt dieſelbe Bemerkung macht, dann hängts von meiner Großmuth ab, des guten jungen Menſchen armſeligen Stand zu declariren. — Schöner rühmlicher Vorſatz, ſtolzer Guſtav! nur leider wird die Ausführung zu ſpät kommen. Schwebt nicht ein anderes Ungewitter ſchon über Florentins dunkel lockigem Haupte? Eben hat Wilhelmine um ſeinen Namen ihn gefragt. Er hat ihn kaum genannt, als ſchon eine befremdet befremdende Miene, in halbvornehme Kälte ſich verwandelnd, ſeiner Faſſung einige Gefahr bringt. In demſelben Augenblick wird ſie hinausgerufen, die Jungfer, heißt es, ſey zugegen. Wie thöricht, Florentin, iſt's von dir, daß du, in deiner Beſtürzung linkiſch, das Fräulein bis zur Thüre begleiten willſt, als ginge es dich etwas an, was die Jungfer dem Fräulein zu melden hat.

21. Wie thöricht, Florentin, wie unbesonnen und ungeschickt! Rennst du so deinem Schicksal entgegen? Das Schicksal steht zwar draußen nicht, aber der Aschenmann steht draußen, furchtbar wie der steinerne Gast steht er an Lorens Seite. Er hat dich gesehen, Florentin, so schnell du auch zurückfuhrst, sein Aug' hat deine Augengläser schon erblickt, es ist um dich geschehen. Geschehen? ei was! er wird doch wohl nicht — — Nein er hat dich nicht einmal erkannt, du siehst ja ganz anders aus, du siehst dir ja nicht ähnlich mehr. Ach, das Unglück schreitet schnell. Wilhelmine kömmt wieder herein, sie geht ganz kalt und vornehm an Florentin vorüber, sie kennt ihn gar nicht mehr, sie hat nie ein Wörtchen mit ihm gesprochen. Ist das schön von Wilhelminen? Nein, schön ganz und gar nicht. Es ist kein Zweifel mehr, der Aschenmann hat ein schlimmes Wort geredet, aber riecht dieß ihr Betragen jetzt nicht allzu sehr nach Hoffart? Freilich, man kanns nicht läugnen. Und doch ist sie nicht wenig zu bedauern. Denn, wenn sie wüßte, was noch ferner bevorsteht, sie würde alsbald nach Hause fahren, oder, was noch gewisser ist, sie würde eilen, um jeder Gefahr vorzubeugen. O sonst so überkluge Wilhelmine, so meinen Sie, es werde der Aschenmann mit bloßer Nachfrage sich begnügen? —

22. Da kommt schon Gustav mit der zierlichen Violine, die er noch zierlicher dem Bedrängten präsentirt. Man wünscht dich zu hören, Florentin,

komm dort hinüber, wo man dir schon Platz gemacht hat, laß deinem Genius freien Flug, laß etliche von deinen Träumen los. Wie, dir ist bange? Kindisch, kindisch! setz' dich in die Lage, wie heute früh, bilde dir ein, du spielst dem dummen Aschenmann vor, der nichts versteht, und vor dem du dich sicher nicht genirst. Hörst du? — Der arme Virtuose mit ganz verstimmten Herzenssaiten, er wollte sich ermuthigen, eine rührende Tremulante bezeichnete den ersten Strich; der zweite und der dritte wurden fester, es nahm den Anschein, als sollte bald eine Tracht nach der andern aufgetischt werden für diesen Ohrenschmaus. Im stoischen Trotz erklang ein fester Gang mit breiten, harten Schritten, bald wieder in Verzagtheit stockend, schleichend, kriechend, bald neuerdings zu kurz angebundener Keckheit sich ermunternd, jetzt hob der Gang zum Flug sich, jetzt ach, — der Aschenmann stand in der leise geöffneten Thüre — jetzt plumpte das Spiel von großer Höhe wie in einen Sumpf herab, und Ton und Tact bekamen Todesstöße, und seufzend, mißhellig krächzend, krochen falsche Töne wie Regenwürmer in dürrem Boden mühselig hin und wieder. Bald mischten noch andere falsche Töne sich in die Sippschaft ein, pfeifende, zischende Töne, der kraftlose Virtuose ließ die Violine sinken, er war in tödtlicher Verlegenheit, doch wendeten alsbald die Blicke sich von ihm, und zur Thüre hin. Eine Maske! hieß es, eine

Maske! Florentin wischte den kalten Schweiß von der Stirne.

25. Ja, eine Maske, eine Maske, rief Aschenmann; Aschenmann mit seinem Aschensack, eine Mask' im ältesten Geschmack! — Die Figur ist ganz natürlich, rief Gustav, es ist wirklich ein Aschenmann. Hat man jemals eine solche Impertinenz gesehen? Wollen die Frau vom Hause nicht nach den Bedienten rufen lassen? — Ja nicht, Herr Gustav! der Rhadamantus ist nicht zugegen, jetzt wird's Ihnen allein gelingen. Heute mir, morgen dir, heißt's im Sprichwort. Meine Herrn, ist's etwa gefällig, die Episode zu hören, die meinem Feind hier begegnet ist? Die Ueberschrift lautet: Gustav, Cinerarius, und Rhadamantus der Vierbeinige. — Die Gesellschaft kam in einige Bewegung. Das kann doch wohl kein natürlicher Aschenmann seyn? hieß es, er entwickelt ja Redensarten, die für diese Maske, für einen Aschenmann gar nicht natürlich sind? Nein, eine Maske ist's und noch dazu eine schlechte Maske, eine übel einstudirte Maske! — Recht so, meine Herren und Damen. Herr Gustav wollte mich nur aus der Fassung bringen, und es ist ihm gerathen. Ich bin sehr übel einstudirt; und ich sehe, daß Ihnen sämmtlich ein Grauen ankömmt vor meiner grauen Handthierung. Meinen Sie, etwa Wohlgeborne sammt und sonders, ich wollte ihnen eine Unterhaltung machen? O bewahre, darauf bin ich nicht einstudirt! Pottasche ist kein Salz, und Lauge keine

Würze, und Beize kein Witz. Vor alten Zeiten hat man in Sack und Asche Buße gethan, aber wer wird hier bei einem Hausball davon reden? Es gibt keine Sünden mehr, was brauchts also der Buße? Es gibt keine andere Buße mehr, als die, daß jeder sich alle Mühe gibt, um seine Lust zu büßen. Das thue ich jetzt ebenfalls. Denn Herr Gustav hat eigentlich doch recht, ich bin keine Maske; ich bin wirklich ein Aschenmann, und es ist eine unerhörte Impertinenz von mir, daß ich mich da herein wage. Aber wie kann ich anders? Sage selbst, Florentin, ob ich anders konnte? Du, den ich wie meinen Augapfel lieb habe; du, den mir die Vorsicht sichtbarlich zugeführt hat, du, dessen armselig Loos und dessen innerliche Finsterniß mich bis zu Thränen rühren, welche schärfer als jede Aschenlauge sind — du entfliehest mir, versetzest mich in die allergrößte Bestürzung und Bangigkeit, und wirfst dich einem flotten jungen Herrn in die Arme, der dich von allem dem, dessen du nöthig hast, nichts lehret, der dich zu einem eitlen Gecken anleitet, zu welchen du ohnehin schon so große Anlagen besitzest. O ziehe vor der Hand deinen grauen Rock wieder an, und kehre zurück zu mir, wo die Spinnweben frei ihr Gewerb treiben, wo die Zufriedenheit und die echte Weisheit wohnen! Komm, mein Florentin, ach komme! —

24. Wie trostlos bist du, o Nachtdunkel, begegnest du einem Augenpaar, das sich nicht schließen will, ob bittern Grames lästiger Gegenwart! Dort liegt

er in sanftem Schlafe, der beneidenswerthe, elende, andächtige und doch so boshafte Aschenmann. Es ist wahr, der Mann hat keine Wünsche! der Ehrgeiz stachelt ihn nicht mehr, und die Vergnügungen machen ihm keine Freude. Stirbt er einstens, so wird er nicht viel anders aussehen, als im Leben jetzt. Auch er war etwan in Arcadien geboren — nun trägt er Asche auf dem Rücken. Ach, Florentin, wie wird's wohl dir ergehen? Milde Sonnenblicke bestrahlten dein Gemüth, dein Ohr umschmeichelten sanfte Worte, da verhöhnten sie dich, da verschmähten sie dich, da warfen sie Wermuth in deines Herzens süße Empfindungen. O Aschenmann, was hast du mir gethan? Warum hast du meinem Gustav mich entrissen? — Redest du aus dem Schlafe, Florentin? — Nein, ich bin schlaflos. — Um so besser, so hört man endlich wieder ein Wort von dir, nach langem Schmollen. Weißt du auch, daß der Aschermittwoch schon da ist? — Nein. — Nun, jetzt weißt du es, Tag der Reue, Tag der Buße, kommt auf's Neue, grüßet uns mit ernstem Gruße: Mensch, nicht säume, nimmer hasche eitle Träume, ist dein Leib nicht Staub und Asche? Ach ermesse, was dir noth, nicht vergesse deines Heilands bittren Tod! Wein' und klage, daß viel Stunden, daß viel Tage leer und thöricht sind befunden; and'rer Gram, so dich beschwert, wahrlich, ist der Müh' nicht werth!

25. Nun wird's helle, Florentin, und noch schläfst du. Auf! ziehe dich fein modern und anständig an,

du weißt ja wohl? heute Mode, morgen Moder; heute modern, morgen modernd. Was stolzieret Staub und Asche? hier hast du deinen grauen Rock wieder, der dir gut steht. — Aber wo ist mein Frack? wo mein Mantel mit den sieben Krägen? — Mein Florentin, warum bist du grimmig und faul zugleich, ganze Tage dahin gelegen? Inzwischen hat Herr Gustav die Schenkung aufgehoben; und mit Recht, denn gewisse rohe Leute, die man Gläubiger nennt, wollten das End' vom Liede nicht erwarten. — Wie, der prächtige, reiche Gustav? — Bedenk, o Florentin, was für verhängnißvolle Tage! Zu Hause sitzt Herr Gustav still, kein Lärm ihm mehr gerathen will. Hier liegt die Geige halb zertrümmert, mit umgestürzten Steg, gleich ihr ist Florentin verkümmert auf seinen Hoffartsweg. Dort Rhadamantus winselt sehr, das Loos der Geige traf ihn schwer! — Ist die Bestie noch am Leben? — Mensch und Thier und Blum' und Laub, alles, alles fällt in Staub; doch der Mensch, deß Ohr nicht taub, wird nicht ew'gen Todes Raub. Florentin, du sprödes Holz, beuge dich, laß ab vom Stolz! Florentin, du Schäflein scheu, sucht dich nicht dein Hirte treu? Laß, o laß von deinem Grimm, hör', ach höre seine Stimm'! Ew'ge Liebe, ew'ger Haß, flammen sonder Unterlaß, irdisch Feuer schnell verraucht, Höllengluth kein Holz verbraucht! Wer in wüstem Land verdirbt, nicht vom Lebensquell erfrischt, wehe, weh, sein Wurm nicht stirbt, weh, sein Feuer nie erlischt! —

26. Wehe, wehe, Aſchenmann, wie magſt du doch ſo unerträglich heulen! Unheimlicher, du mit dem ewigen Einerlei, habe Dank für dein armſelig Brot und deine elenden vier Wände, biſt mir in die Seele zuwider! — Wilhelmine verachtet den armen Florentin, der arme Florentin verachtet den armen Aſchenmann. — Ja ich verachte dich, von Herzen verachte ich dich! — Ei, Florentin, warum haſt du nicht lieber jene Hochachtung vor mir, wie ſie einem Großhändler gebührt, der mit ſo großen Dingen umgeht? Aſche! welch geheimnißvolles Kleinod! in Flammen erzeugt und gereinigt, in Waſſer gelöſt und gereinigt, reinigend ſelber und reinigend, durch Wehmuth zu Demuth! Wohl, wem aus dem heißen Auge endlich ſtrömt die Thränenlauge! Liebesflammen Reu erwecken, ird'ſche Luſt in Aſche ſinket, Augenfluth die Aſche trinket, Lauge reiniget von Flecken; denn es hat für uns geweinet, der dem Vater uns vereinet. Und er ſprach: Aſche iſt ſtatt des Brotes meine Speiſe, meinen Becher hab' ich mit Thränen gemiſcht. Wer denn, mein Florentin? denkſt du wohl an Ihn? — Genug, Aſchenmann, du ſollſt mir den entſchloſſenen Geiſt nicht lähmen. Lebe wohl für immer! So ſprach der Jüngling, und ſchon hatte er Hut und Augengläſer auf, und rannte ſpornſtreichs aus der Stube. Mühſam, doch unermüdlich, ſchritt der Greis hinter dem Jüngling her, von Zeit zu Zeit vergeblich nach ihm rufend.

27. Vor Guſtav's Wohnung blieb Florentin doch ein Weilchen ſtehen, und blickte nachdenklich zu den Fenſtern hinauf. Iſt das nicht Guſtav ſelbſt, der eben aus dem Hauſe tritt? Er ſieht verdrießlich aus, und hat ſelber den Mantel an mit den ſieben Krägen, ſtatt des pomphaft fluthenden Um- und Ueberwurfs. Warum ſchreitet er ſo eiskalt an dir vorüber, Florentin, deines beſtürzten Complimentes nicht achtend? Auch an Aſchenmann ſtürmt er zitternd vorbei, doch allzu unſanft, er hat's vielleicht darauf angetragen, ſchon liegt der Arme am Boden. Florentin, ruft er flehend, magſt du mir nicht aufhelfen? — Ja komme, mein Guter. — Tauſend Dank, mein Kind; wie, willſt bei mir nicht bleiben? ach rede, was haſt du vor? Du ſiehſt ja ganz verwildert aus? — Alter, das geht euch nichts an. — So höre doch, Florentin! es iſt ja Alles ſehr gut, ich habe dir ja — — Umſonſt war alles Bitten, wieder mit raſchem Schritt zog Florentin ſeinen Weg; ſorgenvoll keuchte der Greis hinter dem Elenden her.

28. Durch die Gaſſen der Stadt drängte ſich Florentin, zwiſchen Leuten, die der nahen Kirche zueilten; den neugierigen Blicken ließ er ihren freien Lauf durch die ſcharf zeichnenden Augengläſer, um die Welt, die froſtige, eines ſolchen Genies nicht achtende Welt, höchſtens eine Viertelſtunde noch anzuſchauen. Wie doch gaffeſt du ſo albern, Florentin, was gehen dieſe Leute dich an? Dieſe beiden Frauenzimmer, die eben vor dir hergehen, können allerdings

Wilhelmine ſeyn und ihre Mama; aber dich vordrängen, und dann zurück ſchauen, ſtehen bleiben, in's Antlitz ſtarren, iſt das artig? Bleich und krank ſieht Wilhelmine aus, ſie bemerkt dich zwar ſammt deinem Gruß, aber mit welcher Verachtung in der froſtigen Miene! Iſt ſie ſo ſchön und glänzend noch, wie dort in den ſchön beleuchteten Zimmern? Nein, nein, als hätte ein Herbſtwind ſie angehaucht, ſo ſehr iſt der Anmuth Zauber verſtoben! Und warum denn gar ſo vornehm und ſolcher Geringſchätzung voll? — Gott ſey Dank! ächzte der Aſchenmann, daß du endlich ſtille ſtehſt; ich kann ja nimmer, ich bin ja alt — — Fehlt euch etwas? — Freilich, Florentin, Athem und Kräfte. Ach, mein Florentin, haſt du kein Mitleiden? wenn du mich nicht hältſt, ſinke ich auf freier Straſſe zuſammen. Sei chriſtlich, Florentin, ſei barmherzig; darfſt mich ja nicht weit führen, dort iſt die Kirche ſchon. Oder ſchämſt du dich? — Schämen? nein. Bald habe ich nach der Welt nichts mehr zu fragen. — So? die Welt aber frägt nach dir. — Die Welt? nach mir? — Du biſt betrübt und träge und dumm dahin gelegen, die Vorſicht aber hat deiner nicht vergeſſen. Dein verunglückt Saitenſpiel hat dennoch Aufmerkſamkeit erregt, man hat dich aufgeſucht, man will dich thätig unterſtützen; doch ſollſt du gleichfalls das Deine thun. Nicht wahr, nun erfreut dich das? du hätteſt längſt es erfahren können. So, mein guter

Florentin, nun laß uns eingehen in das Gotteshaus.

29. Ich kann doch nicht, Florentin; das Gedränge ist zu groß. Laß mich auf den Stein da niedersetzen, daß ich mich erhole. Willst du bei mir stehen bleiben? — Ja, ich bleibe. — Gibst du dein Ehrenwort? — ja, Aschenmann. — Nun, du hast's gegeben. Großen Dank. Vergelts Gott. Vergelts Gott tausendmal in diesem Thränenthal; und dann erst ohne Ende, nach diesem zeitlichen Elende. Nun, Florentin, warum stellst du dich seitwärts? weil mir die Leute etwas schenken? — Pfui Aschenmann, Ihr seyd kein Bettler. — Pfui Hochmuth. Wilhelmine schämt sich Florentins, Florentin schämt sich des Aschenmanns, wessen schämt sich denn Aschenmann? Bleib nur, mein Sohn, du hast mir ja dein Ehrenwort gegeben. Schämst du dich nicht, dein Wort zu brechen? O Florentin, gedenk' ans ew'ge Wort, in dürftiger Menschengestalt; wenn du auch Dessen dich schämst, so wird Er auch deiner einst sich schämen! Weißt du nicht, daß heute der Tag der Demuth ist? Unsere Herkunft und Rückkehr bekennen wir heut, und flehen Ihn, der in Ewigkeit ist, um Erbarmung an; wir bekennen, daß wir erschaffene Wesen sind, und mit großer Schuld beladen, wir rühmen uns nicht, daß wir das Absolute sind, aber wir flehen um Absolution, und geben Gott allein die Ehre. Arm sind wir Menschen alle, aber in des Erlösers Armuth sind unerschöpfliche Schätze

uns geöffnet. — Vergelts Gott, Jungfer Lore. — Aſchenmann, du? du bettelſt? — Ich bettle nicht, aber Sie ſchenkt mir etwas, und das iſt doch des Dankens werth? Ich werde den Aſchenhandel aufgeben, wenn die Leute ſo freundlich bleiben. Aber was ſieht Sie ſo verweint aus? — Ach Gott, Fräulein Mini iſt vor lauter Kränkung recht krank geworden, jetzt iſt ſie etwas beſſer, mir aber wird ſie nimmer gut; und ich ſoll aus dem Dienſte. Du, Aſchenmann biſt an allem Schuld. — Krank! ſagte Florentin, darum ſah ſie ſo übel aus. Die Thörin! Iſt das nicht ein Stolz, der allzu weit geht? — O Florentin, richte nicht, ſchlag' an deine eigne Bruſt. Will Sie auch in die Kirche, Jungfer Lore?

30. Gedenk' o Menſch, daß du Staub biſt, und wieder in Staub zurück mußt kehren. Der Prieſter am Altare ſprach, die geweihte Aſche aufſtreuend, dieſe Worte; geſenkten Hauptes knieten in einer Reihe viele Menſchen, darunter Florentin und Lore und Fräulein Wilhelmine und ihre Mama, und ich, der Aſchenmann, darneben. Warum, wohlgebornes Fräulein, hat ſich das gerade ſo gefügt? Ich ging hernach wieder aus der Kirche, und weilte draußen auf dem Steine, theils weil ich mich ſeltſam kränkelnd fühlte, und andertheils weil mir Gott ein ſo reich Almoſen zuſchickte, damit man mich ſtattlich begraben könne. Sie ſelbſt, mildthätiges Fräulein, haben ihre Hand aufgethan, und zu Ihrer Mama geſagt: Der

arme Mann. Nun lasse ich meinen Sarg mir zimmern, und bin versorgt, aber die gute Lore trauert, und klagt mich an. O Fräulein, was nützt die Asche auf dem Haupt, wohnt Eitelkeit im Herzen? Sieh da ein Fräulein, die vor der Welt bekennet, daß sie mit ihrer Jungfer vor Gott ganz gleich ist, aus keinem feinern Stoff geschaffen, jene etwa aus Lehm, und sie aus Alabaster; und welche dennoch die treue Dienerin verstoßen will, weil sie den Aschenmann dorthin geführet hat, wo Gott sich seiner bedienen wollte, um, an des vorlauten Gustav's Stelle, einen armseligen Florentin zu züchtigen, und einem Fräulein, welcher viel zu viel geschmeichelt worden, die große Gnade einer kleinen Demüthigung zu senden! Und wie, wenn Aschenmann das zerrissene Briefchen nicht gefunden hätte? Dann zwar wäre Florentin auf keinen Ball erschienen, allein Herr Gustav wäre doch dahin gekommen, wo er jetzt ist: nie, Fräulein Mini, in keinem Fall wären Sie verschont geblieben.

31. O hohe Zeit der Buß- und Leidenstage! Man liebt das Kreuz, doch will man's ohne Plage; ein goldnes Kreuz, bedeckt vom Glockenglase, hat man im Zimmer, sieht's wohl mit Emphase; man spricht auch gern von wachen, beten, fasten, das wahre Kreuz will doch zu schwer belasten! Man lobt die Demuth über alle Maßen, doch will man über sich kein Wörtchen reden lassen; man preist die himmlische Geduld gar selig, und wimmert über Leiden, so unzählig; die Sanftmuth wird vor Allem hoch-

gepriesen, und ach! wie werden doch die Zähne gleich gewiesen! Man sagt: das Irdische, es ist vergänglich, im Himmel ist die Freude überschwänglich, auf Erden ist nichts Bleibendes zu finden, man muß sein Herz an Zeitliches nicht binden: noth ist's, daß man im Glauben fest sich gründe; es sei kein Uebel, dann allein die Sünde; auch muß man gute Werke nicht verschieben, und Jesum Christum über Alles lieben! So spricht man, seufzt man, hört man aller Orten — man weiß, man glaubt, bekennet und bezeugt — und doch, bei welcher von den beiden Pforten ist größ'rer Zuspruch? — Aschenmann hier schweigt.

Die fünfte Bitte.

Eine Erzählung aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

1. Es war eine stürmische Frühlingsnacht vorüber gezogen; von den schneeigen Häuptern der benachbarten Pyrenäen her, strich eine rauhe Morgenluft über die Flur, und blutrothe Wolken zogen am Horizonte herauf, dem Don Eusebio entgegen, der eben den Thoren seines Castells sich näherte, von mancherlei Gedanken und Ahnungen bewegt. Er hatte Tags zuvor in Burgos zu lange verweilen müssen, und konnte erst bei grauendem Morgen das Castell erreichen. Seine langgehegten Wünsche waren der Erfüllung nahe. Von Jugend auf zu Staatsdiensten verwendet, und mit dem Glanze eines uralten Grafengeschlechtes, große Fähigkeiten vereinend, hatte er den Ruhm seines Hauses auf eine hohe Stufe gehoben; und diesen Ruhm in seinen Kindern zu erhalten und zu befestigen, war nun noch seine angelegentlichste Sorge. Don Fernando, der Sohn, begleitete schon einen ansehnlichen Posten in der Hauptstadt, und hielt sich nun wichtiger Staatsgeschäfte wegen in einem weit entlegenen Lande auf;

die Tochter hatte er eben gestern dem Sohne des Statthalters der Provinz zugesagt. Seit geraumer Zeit aber schon hatte Donna Camilla ihrem Vater Leidwesen zugefügt, und er mußte wohl fürchten, daß er, bei dem sonst so geliebten Kinde, nun noch größeren Ungehorsam finden werde. Mit großem Mißfallen hatte er bemerkt, daß sie, mit aller Leidenschaft eines jungen Herzens, einem Ritter aus neuadelichem, französischem Geschlechte zugethan war, den er als Reisenden, und von der Heimath aus Empfohlenen, durch längere Zeit in seinem Castelle beherbergt hatte. Der Ritter, Lothar genannt, mußte zwar sofort das Castell für immer verlassen, seit der Zeit aber war, wie es zu gehen pflegt, Camilla überaus trübsinnig worden, und der gekränkte Vater eilte um so mehr, eine Verbindung zu Stande zu bringen, welche seinem hohen Ehrgeize zusagte, und zugleich das sicherste Mittel darzubieten schien, um durch glänzende Zerstreuungen das Fräulein bald von aller Herzenskümmernuß zu befreien. Dieß und anderes mehr in Gedanken betrachtend, hatte Don Eusebio die nächtliche Reise vollendet; er hatte auch Lothar's mit nicht geringem Zorne gedacht, denn es war ihm zu Ohren gekommen, wie dieser noch viel in der Gegend umher sich zu thun mache. Wie er nun an das Castell gekommen, fielen schwere Regentropfen auf ihn herab; er sah hinauf zur dunklen Wolke, die über seinem Haupte hing, da ward er im Augen-

blicke gewahr, wie das Fenster von Donna Camilla's Gemach zur ungewöhnlichen Zeit offen stehe. Von starrer Ahnung getroffen, stürmte er mächtig an die Thorflügel, die Thore wurden aufgethan, Don Eusebio sprang vom Pferde, eilte sogleich jenem Gemache zu, und fand seine Tochter nicht darinnen. Seine Angst, mit dem Zorne des wachsenden Verdachtes kämpfend, beflügelte alle Hausleute; man eilte nach allen Seiten aus; nur ein einziger kam mit der Kunde zurück, daß man allerdings von einer nahen Waldhütte aus mehrere Personen zu Pferde in großer Hast habe vorbeisprengen sehen. Don Eusebio verfolgte diese Spur, und bald ward's ihm aus seinen Erkundigungen klar, daß Lothar der Entführer sei. Da zückte er sein Schwert gegen den Himmel, und seine Augen blitzten noch furchtbarer als sein Schwert, und über seine Lippen kam der entsetzliche Schwur: wie nach er weder Haupthaar, noch Barthaar scheren, noch an den Fingern die Nägel verkürzen, noch sein Haupt auf einem Polster ruhen lassen, noch mit seinen Füßen eine Kirche betreten wolle, ja, daß sogar sein Auge nicht zum Himmel sich richten, sein Mund zu keinem Worte des Gebetes sich öffnen, und selbst das Herz jede Regung der Andacht ersticken müsse, bis er nicht Rache genommen habe an seinem Beleidiger, und mit der Schärfe des Schwertes ihn zum Tode getroffen.

Der unselige Schwur war gethan, und die Flücht-

linge konnten keine sehr bedeutende Strecke voraus haben. Bloß von einem Knechte begleitet, schwang sich Don Eusebio auf's Pferd, um sie auf dem Wege durch's Waldgebirg, dem einzigen Wege, den sie genommen haben konnten, zu verfolgen. An allen Orten, die er durcheilte, erkundete er zwar die Flüchtlinge auf's genaueste, erfuhr aber überall, daß sie schon den Tag vorher da gewesen seien. Da entflammte sein Zorn jedes Mal mit gröſserer Heftigkeit, und er verdoppelte seine Anstrengung.

An einem heitern Morgen befand er sich in einem Gebirgswalde, schon auf französischem Gebiete. Die Vögel sangen gar fröhlich in dem dunkelgrünen Gezweige über und neben ihm, auch blickte die Sonne freundlich durch die Baumkronen auf den blumigen Waldteppich hernieder. Das störte Don Eusebio wenig oder gar nicht in seiner finstern Gedankenbrut, wohl aber das helle Geläute einer kleinen Kirchenglocke, und als dasselbe verstummt war, eine fröhliche und sehr vernehmliche Stimme, die immer näher zu ihm heranténte. Da ritt er eben aus dem Waldpfade heraus, und stand am Saume einer sanft abhängenden, von der Sonne vergoldeten, von Gebüsch traulich umkränzten Wiese, über welche der tiefblaue Himmel, wie an den hohen Bäumen ringsumher ausgespannt, freundlich sich wölbte. Eine kleine Capelle stand mitten auf der Wiese, und es mußte wohl ein Fest da gefeiert werden, denn außerhalb der Capelle war ein Predigt-

ſtuhl aufgerichtet, auf welchem ein ehrwürdiger Ordensmann ſtand, und rings umher eine groſſe Menge Volkes, andächtig auf die Worte des Lebens merkend, welche der Diener des Wortes ſprach. Dem milden Anblick ſo himmliſch belebter Frühlingslandſchaft konnte ſelbſt Don Euſebio nicht ohne Rührung ſich entziehen; des herzerquickenden Gebetes durch grauſen Schwur verluſtig, wollte er ſeine lechzende Seele doch einigen Worten des Troſtes hingeben, und ſo hielt er, in kämpfenden Gefühlen verhaltener Wehmuth und erſtarrenden Haſſes, hinter den andächtigen Reihen. Die heilige Rede fluthete durch die Frühlingsluft, milder noch und erquicklicher als dieſe. Das Wort vom himmliſchen Frieden und der ewigen Liebe blühete auf den Lippen des Geweihten, aber auch der Eifer der Ermahnung loderte mächtig hervor. »Wiſſet ihr auch die ſieben heiligen Bitten im Gebete des Herrn, und wiſſet ihr auch die fünfte? Wie ſprechet ihr ſtets mit euren Lippen: Vergib uns Herr unſere Schuld, gleichwie auch wir vergeben unſern Schuldigern, und doch wohnet Haß und finſtere Unverſöhnlichkeit und Rachgier in vielen Herzen. Betrüget euch nicht, geliebte Brüder! Gedenket des Hirten, der ſeine Seele geſetzt hat für uns alle! Hat er nicht gerufen: Seid barmherzig, ſo werdet auch ihr Barmherzigkeit finden? Hat er nicht geboten: Seid nicht wie die Heiden, ſondern liebet diejenigen, die euch haſſen, und bittet für die, ſo euch beleidigen? Fürchtet den Herrn

der Heerschaaren, denn die Rache ist sein, so wie auch die Gerechtigkeit allein bei ihm ist; seine Barmherzigkeit aber ist höher, denn alle seine Werke. Drum gebet nicht Raum dem Fürsten der Finsterniß, und wendet euch zum Lichte; wer aber seinen Bruder hasset, der ist ein Knecht der Finsterniß, und das Leben ist nicht in ihm.« Diese und viel andere Reden drangen dem düsteren Reisenden gewaltig an's Herz; und von dem Blitze der himmlischen Wahrheit umleuchtet, drängte die graue Finsterniß, die ihn gefangen hielt, scheu im Innersten des Herzens sich zusammen. Vor der ernsten Mahnung, die an ihn ergangen war, auch seinem Feinde von ganzem Herzen zu verzeihen, erschauderte das geängstigte Herz; der Kittig der Hölle breitete sich dichter darüber her, unbändige Rachsucht trieb ihn von dannen.

Zweites Kapitel.

Als Don Eusebio einst von einem nächtlichen Ritte höchst ermüdet auf einem Waldplatze sich gelagert hatte, brachen aus dem Dickicht Räuber hervor, und so tapfern Widerstand er auch that, so ward doch bald sein Knecht getödtet, und er selbst, seines Pferdes, seiner Waffen und alles Habes beraubt, blieb schwer verwundet in todtähnlicher Ohnmacht liegen. Als er nach vielen Stunden die Augen aufschlug, sah er sich bei hellem Tageslichte von

mehreren, mit Lumpen bedeckten Leuten umgeben, die, so gut sie vermochten, ihn zu laben und zu pflegen sich mühten. Sie zeigten auch viele Freude, daß es ihnen gelungen sei, ihm wieder in's Leben zu helfen; seine Wunden waren verbunden, und ein Schluck Wein, den ihm einer der Armseligen reichte, erquickte ihn höchlich. Wie jedoch dieser die Strohflasche wieder in sein Säcklein steckte, ward Don Eusebio gewahr, daß der entblößte Arm mit schauerlichem Aussatze bedecket war. Mit heftigem Abscheu sank er da zurück, schreiend: fort! fort von mir, aussätziges Volk! was habt ihr mit mir zu schaffen? Wollt ihr mich verderben? Fort, sonst treffe euch mein Schwert! — Die Unglücklichen konnten sich kaum des Lachens erwehren. »Wie, Narrchen, erwiederte der Eine von ihnen, fieberst du so heftig, oder wäre dir's lieber gewesen, wir hätten dich hier säuberlich zu Grunde gehen lassen? Aussätzig oder nicht, es scheint dir eben nicht besser zu geh'n als uns. Du bist erstaunlich delicat, du armer Tropf!« Eusebio verbiß seinen Grimm, er mußte wohl einsehen, daß er in seiner dermaligen Lage für nichts Sonderliches gelten konnte. Laßt mich sterben, rief er, besser der Tod, als euer Aussatz. Wer hat euch auf den Gedanken gebracht, eure leidige Menschenliebe an mir auszuüben? »Gut, antwortete ihm einer aus dem Jammervölklein, wir überlassen dich der Hülfe desjenigen, auf den auch wir vertrauen. Wir wollen dir auch nicht Schimpf mit Schimpf bezahlen,

denn es ist eine schwere Hand über uns. Die Menschen haben uns ausgestoßen, es ist Einer, der stößt Niemand von sich. Bete zu Ihm, weil du uns verschmähest. Als ob Krankheit nicht besser wäre als Tod? Bete zu Ihm, daß er sich deiner erbarme.« Mit diesen Worten legte er noch ein frisches Brot an seiner Seite wieder, und ging; die anderen Aussätzigen setzten lachend ihren Weg fort; Eusebio blieb in stummem Grimm zurück. Beten sollte er? das hatte er ja verschworen, so lange er nicht Rache genommen. Seine Kräfte waren gesunken, nicht so seine Rachbegier, die wuchs vielmehr nun zu einer zehrenden Flamme, denn dieser Lothar, war nicht er Schuld an seinem nunmehrigen Elende? Der Drang, das Ziel seiner Reise zu erreichen, trieb ihn, aller Schmerzen ungeachtet, den mühsamen Weg bald wieder fortzusetzen, wiewohl er noch ziemlich ferne von Perrignan, der Vaterstadt Lothars, war, wo er das Ziel seiner Rache zu finden dachte. An einem Stabe wankte er fort, das Wasser der Waldbäche war noch sein bestes Erfrischungsmittel; mit jeder Mühseligkeit wuchs in ihm der finstere Grimm, und der wachsende Grimm war schier noch die einzige Kraft, die ihm vorwärts half. Eines Vormittags erreichte er eine Anhöhe, von welcher er die Stadt Perpignan in ziemlicher Nähe vor sich sah, da fühlte er sich auf einmal wie gestärkt und gerüstet, und er ging mit raschen Schritten bergab. Er erreichte auch gar bald die Stadt, aber da er dem Thore nahet,

begannen ihm mehr und mehr die Knie zu ſchlottern, Fieberfroſt ſchlich heimtückiſch ſeinen Rücken hinab, und ein unheimlicher Taumel hielt das Haupt befangen. Die ungeheuren Anſtrengungen der elenden Reiſe, das ſtete Toben unbefriedigter Leidenſchaft hatten das Ihrige gethan, ſollte wohl auch noch eine ſchrecklichere Veranlaſſung mitgewirkt haben? Mitten im Thore fiel er ohnmächtig zu Boden. Wie er wieder zu ſich kommt, ſieht er ſich in einer Stube, wohin man ihn gebracht hatte, es war eine gemeine Herberge, wo Arme verpflegt wurden. Seine erſte Sorge iſt, von den Anweſenden Erkundigungen über Lothar einzuziehen. Man wundert ſich über ſeine Fragen, und über die Heftigkeit derſelben, aber man gibt ihm Auskunft. Lothar war mit Donna Camilla vor mehreren Tagen ſchon angekommen, man wußte von der Spanierin nichts, als daß ſie bei ihrer Ankunft ſchon ſehr krank war, auch von großer Traurigkeit befangen; drei Tage nachher ſei ſie geſtorben, wie man glaubte, an den Folgen der großen Beſchwerlichkeiten der Reiſe und eines zehrenden Grames. Lothar ſelbſt hatte gleich nach dem feierlichen Leichenbegängniſſe, aus der Stadt ſich entfernt, dergeſtalt, daß man nicht im mindeſten wußte, wohin er ſich begeben habe. Dieſe Nachrichten waren zu verläßlich, als daß ſie den Unglücklichen nicht durch Schmerz und getäuſchte Erwartung zu Boden drücken mußten; ſeine Leibeskraft ſiegte zwar über die drohende Auflöſung, aber der Ausſatz kam nun zum Vorſchein,

und somit hatte sein Elend das volle Maß erreicht. Man verfuhr mit ihm alsbald auf jene Weise, wie sie in damaliger Zeit, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, gegen die vielen, von diesem Übel Heimgesuchten, im Gebrauche war; man reichte ihm nämlich einen Stab, ein Eß- und Trinkgeschirr, und wies ihn aufs freie Feld hinaus. Hier, wenn er nicht ganz verlassen und allein seyn wollte, blieb ihm keine Wahl, als sich zu den andern Aussätzigen der Gegend zu halten, die keinem bewohnten Orte sich nahen durften, und ein gar mühseliges Leben zu führen hatten.

Drittes Kapitel.

Lange Zeit erst nach diesem Ereignisse kamen dem Don Fernando, in dem weitentlegenen Lande, wo er sich befand, mancherlei verworrene und herabwürdigende Gerüchte von seiner Familie zu Ohren. Endlich ward ihm vom heimatlichen Castelle aus die Kunde von der Entweichung seiner Schwester aus dem väterlichen Hause, und von der gleich hierauf erfolgten Abreise des Vaters. Alsbald machte er sich auf nach dem Vaterlande, und gerade am Jahrestage, als die Flucht der Schwester erfolget war, kam er in das Castell seines Vaters. Hier gab man ihm die Nachricht von dem Tode seiner überaus geliebten Schwester, und zugleich erfuhr er, als eine völlig verlaßliche Thatsache, daß sein Vater auf

dem Zuge, um Lothar einzuholen, von Räubern angefallen und getödtet worden sei. In Don Fernando's Brust entflammte da keine geringere Wuth, als die in seinem Vater aufgelodert war, da er die Flucht der Tochter vernommen, und dreifach tief verwundet wie er war, durch Freundschaftsverrath, Vater- und Schwesternord, brach auch er in den heillosen Schwur aus, wie ihn früher sein Vater ausgestoßen hatte, wienach er weder Haupthaar noch Barthaar scheren, noch an den Fingern die Nägel verkürzen, noch sein Haupt auf einen Polster ruhen lassen, noch mit seinen Füßen eine Kirche betreten wolle, ja daß sogar sein Auge nicht zum Himmel sich richten, sein Mund zu keinem Worte des Gebetes sich öffnen, und selbst das Herz jede Regung der Andacht ersticken müsse, bis er nicht Rache genommen habe an seinem Beleidiger, und mit der Schärfe des Schwertes ihn zum Tode getroffen.

Ganz allein ritt er von dannen, und hatte schon den französischen Boden erreicht, als sich eines Vormittags eine freundliche und helle Waldwiese vor seinem Auge eröffnete, auf deren Mitte eine kleine Capelle stand. Es waren auch sehr viele Leute zugegen, die standen aber draußen versammelt, um eine im Freien errichtete Kanzel herum, auf welcher ein gar ehrwürdiger Ordensmann stand und predigte. Den Fernando mußte wohl auf den Gedanken kommen, daß in dieser Capelle heut ein besonderes Fest gefeiert werde, er besinnt sich recht, es war das Fest

von den sieben Schmerzen der jungfraulichen Mutter des Herrn. — Diese wehmuthsvolle Andacht hatte Fernando's Mutter vor allen lieb gehabt, und sie vielfach ihren Kindern empfohlen. Das ging ihm denn jetzt schneidend durch das Herz, aber diesem Herzen war ja alle Erhebung der Andacht durch Kraft des Eides versagt. Er konnte sich dennoch von der stillhorchenden Menge nicht entfernen, die Sehnsucht trieb auch ihn, das Ohr den Worten hinzuneigen, die der geängstigten Seele erquicklich seyn mochten. Er ritt langsamen Schrittes um die offene Capelle herum, die schmerzenreiche Mutter vom Altare schien ihn auch so mutterlich anzublicken, und auf den heiligsten Leichnam des Sohnes deutend, zu sagen: Siehe, der Zorn ist versohnt. — Er hielt in tiefer, wiewohl dunkler Rührung hinter der Menge. Da war der Prediger von dem Schwerte, das der Jungfrau siebenfach durch die Seele drang, auf die siebenfache Bitte im Gebete ihres Einziggebornen übergegangen. Sind wir nicht alle Schuld an diesen Schmerzen? Sind wir nicht alle Schuld an dem Tode des Herrn? Ist er nicht gekommen, um unsrer Aller Schuld hinwegzunehmen? Und mussen wir nicht vergeben unsern Schuldigern, wie auch der Vater uns unsere Schulden vergibt? Und wird uns der Vater unsere Schulden vergeben, wenn wir sie nicht auch vergeben unsern Schuldigern? Wehe dem, der Rache übt an seinem Bruder, denn seiner wartet das Gericht! Wer seinen Bruder hasset, der bleibt

in der Finsterniß, und die Wahrheit ist nicht in ihm. Der Redner schilderte hierauf in treuen Zügen das Elend eines von Haß erfüllten Herzens; den Jammer einer trostlosen Zukunft; die himmlische Schönheit der Liebe; die Seligkeit der Friedfertigen; die Herrlichkeit des Triumphes über alle Leidenschaft, so die Nacht des irdischen Lebens gebiert; und die Siegeskraft der Gnade im Herzen, worin die wahre Tapferkeit nach Selbstverläugnung ringt. Don Fernando war auch das Schwert durch die Seele gegangen, er kämpfte nicht lange gegen die mächtigen Gefühle, die bei diesen Worten in ihm aufwachten; er stieg vom Pferde; band es in tiefem Nachsinnen an einen Baum, und ging zu dem priesterlichen Greise, der eben seine Rede vollendet hatte, in die Capelle hinein. Dem Zuge der in ihm waltenden Gnade kühnlich folgend, hatte er alsbald dem Frommen in offenem Bekenntniß alle Finsternisse seines Herzens, die lange verschuldete Weigerung gegen alle Mahnungen des Geistes; die vorsätzliche Entfernung von den sonst so theuern Übungen des Gebetes, und vor Allem den sündhaften Schwur und die böse Absicht seiner unheimlichen Reise aufs aufrichtigste gestanden. Da ward es dem Priester leicht, Fernando's zerknirrschtes Herz in wahre Liebesreue und heilige Trauer zu versetzen, und ihm den Abgrund zu zeigen, worein ihn die vorsätzliche Tödtung seiner Seele, und der im Herzen schon begangene Mord gestürzt hatte. Vor dem Altare der schmerzenreichen

Mutter gelobte da Fernando, nicht allein seinem Feinde vom Herzen zu verzeihen, sondern auch ein Jahr hindurch in Einsamkeit und strenger Buße hinzubringen. Die herzhafte Entschließung billigend, rieth ihm sein nunmehriger geistlicher Vater, sie in Gesellschaft und unter der Anleitung eines Einsiedlers auszuführen, der in einer benachbarten Einöde seinen Aufenthalt hatte, und an welchem, so kurze Zeit er auch erst hier weilte, doch schon bewundernswerthe Fortschritte zu bemerken waren. Fernando ließ sich zu ihm führen; sie gelangten in eine felsige wüste Waldgegend; in einer Schlucht stand ein Kreuz; dort kniete der Einsiedler, und sang mit beweglicher Stimme die Worte des bußeathmenden Psalmes:

Getroffen von Deinem Grimme
O Herr, da riefen
Wir zu Dir empor aus den Tiefen,
O Herr, erhöre unsre Stimme!
O mögest Du Dich neigen,
Unserm Flehen Dich gnädig zeigen!
Denn wo vor Dir enthüllt sind unsre Schulden,
Wie können wir Dein Gericht erdulden?
Doch ist Barmherzigkeit Dir eigen,
Die wolltest Du, o Herr, mir nicht verschweigen!
Dein ewig Wort ich mir erwähle,
Auf den Herrn vertrauet meine Seele!
Ja vom Morgen- bis zum Abendstern
Hoff' ich getrost auf meinen Herrn,
Den bei Ihm allein ist allgütiger Wille,
Und reich ist Seiner Erlösung Fülle.

Und dereinſt von allem Böſen
Wird Er, die Ihm vertrauen, erlöſen
Die Ehre ſei dem Vater, dem Sohn' und dem Geiſt,
Dem Einen, den Himmel und Erde preiſt!

Der Einſiedler war aufgeſtanden, und den Beiden demüthig entgegen gegangen. Er erkannte Fernando, Fernando erkannte Lothar; nicht ohne tiefe Beſtürzung ſtand dieſer, in jenem ſchien der alte Schwur ſich regen zu wollen. Wie ein Engel des Friedens trat begütigend der fromme Prieſter zwiſchen Beide. Brüder, erinnerte er mit ſanfter Stimme, nun gilts. Und vergib uns Herr unſre Schulden, als auch wir vergeben unſern Schuldigern; und führe uns nicht in Verſuchung; ſondern erlöſe uns von dem Übel. Amen, rief Lothar. Ja, Amen rief Fernando. Da fielen ſie ſich herzlich verſöhnt in die Arme, und küßten einander und weinten mildiglich. Freundlich umſchlungen ſchwebten ihre heiligen Schutzengel über ihren Häuptern. Der gute Prieſter blieb dieſen Tag bei ihnen, und ſchied am Morgen nach langem und heiterem Geſpräch. Die Beiden aber wohnten friedlich mitſammen in gemeinſamer Klauſe, beteten für Camilla und für Euſebio, und für Alle, welche blinde Leidenſchaft im Meere des Weltlebens hin und herſchleudern mochte. Auch ſangen ſie oft unter vielen Thränen den Pſalm der himmliſchen Eintracht mitſammen:

Siehe wie gut iſt's und wie ſüß,
Wo Brüder in Einigkeit wohnen,

Wie Salböl auf dem Haupte,
Wie Thau von Hermon
Herabträufelnd auf den Berg Sion.
Denn von da aus hat der Herr
Seinen Segen verordnet,
Und das Leben das fortwährt in Ewigkeit.

Viertes Kapitel.

Die beiden Büßenden hatten arbeitend und betend in immer steigender Traulichkeit, auf solche Weise schon viele Monden mitsammen gelebt, da kam eines Tages ein alter mit Aussatz geschlagener Mann zur Klause, dessen jammervoller Zustand ihr innigstes Mitleid erregte. Sie reichten ihm Labung so viel sie vermochten, und als auch diese sein Herz nicht zu erquicken schien, und der Greis nun vielmehr in ungeheure Klagen ausbrach, und schauderhafte Worte, Verwünschungen ähnlich, seinen Lippen entfuhren, da bedauerten sie ihn ernstlich, und vermahnten ihn, mit ihnen zu beten, und die göttliche Hilfe anzuflehen. Nun brach aber der Alte erst in recht herzzerreißendes Gejammer aus. Beten soll ich? Ich kann nicht beten. Will ich denn beten? Ich darf nicht beten. Einst ja, in meinen früheren Tagen, da habe ich auch gebetet. Ich kann mir's nicht recht mehr vorstellen. Das Herz ist mir im Leibe gestorben, die Gedanken sind auch wie vergangen. Ich habe mich von meinen elenden Gefährten getrennt,

ſie beten. Ich bete nicht, ich läſtere nicht. Ich weiß nichts, als daß ich einen Feind habe, und daß ich ihn noch nicht habe erſchlagen können. Eins weiß ich noch, daß ich von den Menſchen ausgeſtoßen bin. Und ich habe doch Weib, Sohn und Tochter gehabt. Das Weib iſt geſtorben, die Tochter verdorben, der Sohn weiß nichts von mir. Es iſt Einer, der hat mich in dieſen Jammer geſtürzt. Der hat wohl auch das Beten verlernt. Hätte er's verlernt, und wäre auch er mit dem Ausſatze geſchlagen, und ich könnte ihn irgendwo antreffen, ſo würde ich ihm die häßliche Hand reichen, und ihm zurufen: Unglücksgefährte, ich habe dir's zugeſchworen, aber ich erſchlage dich nicht mehr. Trage du nur dein Elend fort, aber bleibe bei mir, daß ich mich an deinem Jammer ergötze. Da wäre mir denn doch noch eine Art von Luſtbarkeit aufbehalten auf dieſer Welt. Habt Dank für eure Mühe, ich gehe wieder meinem Elend nach. Mit dieſen Worten wollte er ſich entfernen, den beiden Freunden war aber eine erſchütternde Ahnung aufgegangen. Sie ließen ihn nicht fort; mit großer Liebe und Geduld gelang es ihnen, ihn einiger Maßen zu erweichen, er erzählte ihnen ſeine Schickſale, — es war Don Euſebio. Da behielten ſie ihn bei ſich, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben. Fernando aber eilte noch denſelben Tag zum Biſchof des Sprengels, der auch die Aufſicht über die Einſiedler der Gegend führte, und berichtete ihm dieſe Begebenheit mit genauer Angabe der Umſtände. Der Biſchof, ein erleuchteter

und sehr ehrwürdiger Herr, befahl ihm, am nächstfolgenden Tage, an welchem gerade ein hoher Festtag war, in Gesellschaft Lothars seinen Vater in die Kathedralkirche zu führen. Gutwillig ging dieser, von so lang entbehrter Liebe überwältigt, mit ihnen bis zur Kirche; doch konnten sie ihn nicht dazu bewegen, daß er seinen Fuß auch nur über die Schwelle des heiligen Gebäudes setzte. Da ging ihnen der Bischof bis an das Thor der Kirche entgegen, und befahl ihm hereinzutreten. Der Greis gehorchte, wie einer unbekannten Gewalt unwillkührlich folgend, und kniete nun, auf des Bischofs Geheiß, mitten in der Kirche nieder. Hinter ihm knieten Fernando und Lothar; das Volk drängte sich in stiller Erwartung im Kreise umher; der Bischof aber stand vor ihm, und sprach mit lauter Stimme das Gebet des Herrn. Auf des Alten verstörtem Antlitze sah man einen harten Kampf sich mahlen, seine Lippen zuckten gichterisch, und mit grosser Anstrengung nur gelang es ihm, die vier ersten Bitten des göttlichen Gebetes nachzusprechen. Als er aber zur fünften Bitte kam, da hatte es den Anschein, als würde ihm von unsichtbarer Hand die Kehle verschnürt, dunkelbläuliche Röthe stieg im Angesichte auf, und die Augen traten starrend hervor. Da sprach der Bischof dieselbe Bitte ihm mit gehobener Stimme zum dritten Male vor, und in Eusebio's Herz stieg eine mächtige Sehnsucht auf; er breitete die Arme aus, und wendete die Augen gen Himmel, und siehe da, wie wogende Po-

ſaumentöne drangen plötzlich mit großer Kraft die Worte aus ſeinem Munde hervor: und vergib uns Herr unſre Schuld, gleichwie auch wir vergeben unſern Schuldigern; und führe uns nicht in Verſuchung; ſondern erlöſe uns von dem Uebel. Und das ganze Volk rief: Amen. Der Biſchof aber reichte dem Neubegnadigten die Hand, und als er aufſtand, da war er von ſeinem Ausſatze vollkommen rein und geſund. Da war ein großer Jubel unter allen Anweſenden, und herzliche Ergießung des Dankes zu dem Herrn der Heerſchaaren. Und wieder nahm der Biſchof den zweifach Geneſenden bei der Hand, und führte ihn zu ſeinem Sohne und zu ſeinem Feinde; da war aber keine Feindſchaft mehr vorhanden, ſondern der ſelige Friede umſchlang die ewig Verſöhnten, die nun eine geraume Zeit beiſammen in ihrer Klauſe wohnten, bis Don Euſebio ſelig entſchlief; worauf Don Fernando wieder zu ſeinem Vaterlande als thätiger Staatsmann zurückkehrte, Lothar aber in der Klauſe verblieb, die ihm ein heiliger Ort der Sühne geworden war. Mit tiefer Rührung ſang er in jener Kirche oft den Pſalm mit, der dort angeſtimmt ward: Lobet den Herrn, denn er iſt freundlich, und ewig währet ſeine Güte. Lobet den Herrn um ſeiner Barmherzigkeit willen, denn ſie iſt höher, denn alle ſeine Werke. Lobet den Herrn Alle, die ihr den Frieden liebt, denn ewiglich währet ſeine Güte.

In den Tag hinein.

Eine Erzählung.

Erſtes Kapitel.

Sehr zufrieden ſchien Herr Iſidor zu ſeyn, als er zu Felix, ſeinem Begleiter, die Worte ſprach: Heut iſt's uns einmal gelungen, bis in den Tag hinein zu ſchwärmen, und ſo iſt's recht. Siehſt du die lichte Morgenröthe? ſie glänzt recht artig; aber was iſt dergleichen gegen den Glanz eines Hausballs! — Da dröhnten wie das Rollen des Donners, majeſtätiſche Orgelklänge in den winterlichen Freudenſommer der beiden nach Hauſe Taumelnden hinein, und Felix ſprach: Hier iſt noch ein anderer Glanz aus den hohen Fenſtern, und auch noch eine andere Muſik, als jene, die uns heute Nacht im Wirbel herumgetrieben. Wie früh die Leute in die Kirche gehen! wir gehen erſt in's Bett, und dieſe ſchon zum Gebet. — Ja, aber, was für Leute! ſagte Iſidor. Dieſe Menſchen haben ſich heute ausgeſchlafen, und wiſſen für's Erſte nichts Beſſeres zu thun. Und, im Vertrauen geſagt, mir iſt, als ob mich ſelber eine Luſt dazu anwandeln wollte; und das begegnet mir

leicht, wenn ich ſchläfrig bin. Denn ſo oft ich ſchläfrig bin, komme ich mir vor, wie ein Kind, und als Kind bin ich allezeit mit großem Vergnügen in die Kirche gelaufen.

Schon gut, ſchon gut, erwiederte Felix, du brauchſt da nichts zu bemänteln und zu beſchönigen, du magſt ſchläfrig ſeyn oder munter, wozu da erſt das froſtige Räſonniren! Sie traten ein, und ſtanden da, zwar wie Leute, die nicht recht wiſſen, warum, jedoch ſtanden ſie mit Anſtand, und vergaßen dabei nicht, den linken Kragen des zierlichen Mantels dicht unter die Naſe hinauf zu ziehen, als wodurch ſie vom gemeinen Volke ſich weſentlich unterſchieden. Demungeachtet empfand Herr Iſidor rechts und links einige Zugluft in der Nähe der Kirchthüre, und wollte deßhalb mehr vorwärts ſich begeben, es ſchritten aber die beiden, des Vorrechts ſchönbemäntelter, Guitarre- und Theater-kundiger junger Herren über Holzhacker und Dienſtboten in zu vollem Maße ſich bedienend, ſo herriſch und rückſichtslos zwiſchen den Knienden hin, daß es alsbald zu einigem Aufſehen und Gemurmel kam; der alte Bartholomä wandte ſich auch um, heftete ſein ſtrenges Auge auf ſie, und drohete mit aufgehobenem Finger, da wagten die Störenfried ſich weder vor- noch rückwärts mehr, und hatten nach Jahren wieder die ſchönſte Gelegenheit, die Frühmeſſe zu hören, und dabei weder geſtört zu werden durch Aufmerkſamkeit des muſikaliſchen Gehörs, noch durch Zerſtreuung

des vielbeschäftigten Blicks, weder durch Augen- noch durch Ohrenlust.

Glückliche junge Leute! glücklicher Isidor! glücklicher Felix! Aber nein, sie stellen sich nicht wenig verdrüßlich an, besonders Herr Isidor. Die kalte Kirchenluft, klagte er im Nachhausegehen, hat mich ganz munter gemacht; wie werde ich nunmehr in Schlaf kommen, um die nächste Nacht wieder durchwachen zu können? Beruhige dich, tröstete der Andere, man muß das lustige Leben nicht in ein System bringen, und am wenigsten zu guten Dingen eine saure Miene machen; wer hieß dich hineingeh'n? Ein geheimer Zug des Herzens, sagte Isidor, eine unverlöschliche Spur von einer gewissen Gemüthserhebung. Er warf sich auf's Lager, in schlafartige Dumpfheit eindämmernd, und es war traurig anzusehen, wie er, um eine künstliche Nacht um sich herum zu bereiten, mit allem Gewichte seiner natürlichen Trägheit in die Polster und Pfühle sich vertiefte. Felix saß beim Tische, hatte einige offene Bücher unter dem verschlossenen Kopfe, und schlief so fest, als lose er träumte. Eben verlor sich Herr Isidor, gleichwie eine herbstliche Nebelwolke in nebelige Herbstluft verschwimmt, in jene graue, unlustige, unvollendete und höchst trübselige Verlorenheit, welche faulen Leuten insgemein aus eigener Erfahrung bekannt ist; Felix aber flatterte, wie ein vom Wind ergriffener Weißdornvogel von einer Traumhecke zur andern, und schien vor Freude au-

ſer ſich zu ſeyn, daß er gar keines Bodens unter ſeinen Füßen bedurfte, um ſchräg durch die Luft eine ganz unerhörte Ecoſſaiſe zu tanzen; nur dieſes begann ihm Bedenklichkeiten zu machen, daß die Muſik allmählich mehr und mehr in tiefe Orgeltöne herabſtieg, und daß er endlich, wie vom Gewölbe der Kirche herab, eine Menge Leute tief unter ſich ſah, auf die er nicht herabſtürzen mochte, um ihnen keinen Schaden zuzufügen. Da krachte es urplötzlich, wie ein ungeheurer Donnerſchlag, der über Hügel und Dächer fortraſſelt, und in großem Entſetzen ſprang Herr Iſidor aus dem Bette, alle Pölſter und Pfühle mit ſich herausſchleudernd, Felix aber warf, indem er ſich aufraffte, den Tiſch ſammt den Büchern, Schriften, Lampe und Tintenfaß zur Erde; das Tintenfaß aber war ſehr groß, und vor dem Sturze voll bis an den Rand; dieſelbe Bewandtniß hatte es mit der Lampe, und noch mit anderem Geräthe mehr. Wie ſoll auch ein Erdbeben ablaufen ohne Unglück?

Mitten in der Stube aber ſtand Herr Bartholomä, und ſprach: Ho, ho! nur nicht übereilen! Es iſt für dießmal noch nicht aller Tage Abend, ſondern es iſt Vormittags eilf Uhr, und Leute, denen das liebe Bewußtſeyn nicht ſonderlich am Herzen liegt, ſchlafen in die Mitte des Tages hinein. — Aber was gibt's? was gibt's? rief Iſidor, und ſtarrte ihn noch immer mit weiten Augen an. Was ſoll's geben? erwiederte Bartholomä ganz trocken, Scherben gibt's, da liegen ſie herum auf der Erde. Ein

alter Krug, der lange genug zu Waſſer ging, ein alter Topf, der lange genug beim Feuer ſtand. Ich Bartholomäus habe den Topf ſachte auf die Erde geſetzt, und den Krug mit aller Gewalt darauf geworfen, da iſt's euch geweſen, als ob die Welt in Trümmern ginge. O meine Kinder, wie ſeid ihr ſo todtenbleich vor Schrecken! ſeht, ſeht, was ihr für Helden ſeid; ſeht, ſeht, was für eine Geiſtesgegenwart bei bewußtloſen Leuten zu finden iſt! — Herr Bartholomä, rief Felix entrüſtet, das ſind alberne Späſſe für ſo einen alten Mann als Sie ſind! Da fließt der Tintengräuel über Schriften, Bücher, Polſter, Kleider, und was die Tinte nicht beſchmutzt, das ſchwimmt in Öl, ſind Sie toll geworden? — O Felix, es iſt der Schaden ſo groß nicht um dieſe Effecten, wenn man auf deren Effect ſieht, den ſie bei euch veranlaſſen; dieſes Öl iſt nicht ſchlüpfriger als eure Bücher, dieſe Tinte iſt nicht herber und ſchwärzer, als euer euch unbewußtes Elend, welches ihr mit eitlen Kleidern bemäntelt, und in weichen Federpfühlen hegt und pflegt.

Das iſt aber doch wahrhaftig grob! ließ Iſidor ſich verlauten. Was ficht den alten Krummhals an? Alles müſſen Sie erſetzen, alles! — Ja wohl, ſagt Bartholomä, wenn's einmal zum großen Ende geht, da wird's freilich heißen: legt Rechnung. Dieſe Sachen aber gehören ohnehin größtentheils mein, obwohl ich nicht darum ſtehe, denn es wird euch wohl erinnerlich ſeyn, daß ihr ſchon eine hübſche Zeit keine

Miethe bezahlt habt. — Davon ist jetzt nicht die Rede, Herr Barthol! — Ei, warum denn nicht? gerade jetzt ist die Rede davon, wo ihr alles daran setzt, um euch lustig zu machen! Je größer eure Lust, desto größer mein Verlust. Ich hätte euch längst schon aus dem Hause gejagt, aber mir ist nur um die armen Seelen leid! — Felix lachte, Bartholomäus aber sah viel ernster, als heute Morgen, und sprach: Seid ihr ohne Seelen? die Seele ist wohl da, aber sie schläft. Meint ihr, daß sie reich sei? O sie ist mehr als arm, denn nicht allein, daß sie gar nichts besitzt, so hat sie obendrein noch schwere Schulden, und wenn's einmahl zum Ausziehen kommt, so wartet ihrer ein traurig Quartier. Wahrlich, wahrlich, hat der große Hausherr gesagt: ihr sollt von dannen nicht herauskommen, bis ihr den letzten Heller bezahlt!

Ei, was schwätzt doch der Alte in den Tag hinein! rief Felix. In den Tag hinein? entgegnete dieser; wohl besser, als in die Nacht hinein. Bei euch ists freilich immer Nacht, und das Bewußtseyn verkriecht sich vor der kecken Begierlichkeit, wie ein armes Mäuschen vor der Katze. Aber mitten in der Nacht hört man's pochen, und zuweilen auch pfeifen; da gilt's dann recht viel lärmen und toben, damit man's nicht vernimmt. — Aber zum Geier, wer braucht den alten Bartholomä mit seiner Predigt? — Wer? ihr bedürft deren gar sehr, seitdem ihr eure Keckheit so gar in's Gotteshaus hinein trägt.

Arme Kinder! Christliche Jünglinge seid ihr? dereinstige Himmelsbürger seid ihr? O gottloses Volk, o bewußtloses Brauseblut! — Genug! zürnte Isidor, wir bedürfen keines Zuchtmeisters. Ende Monathes ziehen wir aus; der Rückstand wird sich ausgleichen, wenn wir den Schaden abrechnen. Ich wollte, es wäre noch ein Topf da, um ihn an Ihrem Schädel zu zerschlagen. — Bester, sagte Bartholomä, meine Absicht war sehr gut, aber wer hieß euch so über alle Maßen erschrecken? Daß die Bewußtlosen doch so gern Alles auf die Schuld Anderer schieben! Dankt lieber für die gründliche Lection, und da ihr mit eurer Garderobe in so übler Verfassung seid, so bleibt lieber heute Nacht zu Hause. Welcher Rath ist besser: Wachet und betet, oder: wachet und schwelget, damit ihr ganz sicher in Versuchung fallet? — Bartholomäus hatte diese Worte nicht müßig gesprochen, sondern zugleich allmählich einige Ordnung in das Chaos gebracht, Herr Isidor aber gerieth wie außer sich, und brach in ganz ungeheure Sentenzen los, bei deren jeder er eines der in Ordnung gebrachten Stücke wieder in's alte Chaos zurückschleuderte. Mit genauer Noth gelang es den beiden andern noch, vom Kampfplatz zu entrinnen, Bartholomä verriegelte von außen die Thüre, den Felix aber nahm er väterlich beim Arm, führte ihn in seine Wohnstube, ließ ihm ein Frühstück vorsetzen, und hielt ihm sodann einen glimpflichen Vortrag, über den Nutzen des Bewußtseyns. Felix be-

nahm ſich dabei nicht allein ſehr beſcheidentlich, ſondern er beſtätigte die Wahrheit der Vorleſung ſo lange mit einem immer beifälligen Kopfnicken, bis er den Kopf gar nicht mehr emporbrachte. Es iſt ſchwer anzugeben, wie lange er in dieſer permanenten Beifallsbezeigung verharret ſei, denn Bartholomä ging indeſſen zu Tiſch, und vom Tiſche zum Dreifuß, aber eine ungleich hellere und ſchönere Stimme als des Bartholomä ſeine, klang ihm viel zu lebhaft in's Ohr, als daß er nicht aufſpringen und ein ganz erſtaunliches Compliment hätte machen müſſen, worüber Fräulein Emilie ſo bitterlich lachen mußte, daß ihr die hellen Thränen vom Auge floſſen. Dem guten Felix blieb nichts übrig, als mitzulachen, ihre freundliche Mahnung aber beim Fortgehen, daß er ſammt Herrn Iſidor heute gewiß erwartet würde, wehte ihn wie friſche Frühlingsluft an, und verjagte vollends alles Schlummergewölk.

O Eitelkeit aller Eitelkeiten! ſagte Meiſter Bartholomä, nun jubilirt wieder das junge Blut! — O glückſeliger Bartholomä, rief Felix, wie iſt das möglich, daß dieß holdſelige Kind zu Ihnen in's Haus kömmt, und mit Ihnen in Geheim zu reden hat? — Närrchen, erwiederte jener, wofür wäre denn mein ehrſam bürgerlich Gewerb? meinſt du, ein altmodiſcher Bürgersmann könne keine neumodiſchen Schuhe machen? Aber was thuſt du da? alte Schuhe küſſen? Da haſt du eins damit über deinen Mund! O Felix, wenn du deine Studien nicht beſ-

ser treibst, so rathe ich dir, gehe zum Handwerk! Niederknien und zu Schuhen das Maß nehmen, das wäre so etwas für deine abgöttische Abgeschmacktheit. Fader, fader junger Mensch! komm, laß uns sehen, was Isidor macht. Er ging und schob den Riegel auf; in seinem Zimmer saß der lärmende Schreier, hatte ein blaues Schnupftuch um den Kopf gebunden, und machte auf Bartholomä eine vielsagende, rhetorische Figur, eine geballte Faust. Schätzbarester Freund und Bruder in Christo, sprach dieser, folgen Sie meinem Rath, und gehen Sie für heute auf keinen Hausball mehr, Sie sind in einer Stimmung, wo das böse Wesen leichtlich Raum gewinnt, da kann nichts Gutes herauskommen!

Herr Isidor machte gegen Abend ganz entgegengesetzte Anstalten, und Felix arbeitete eifrig mit an der beiderseitigen Verschönerung. Die Aufgabe war zwar ungleich schwerer als gestern, und gegen Öl und Tinte ließ sich wenig mit Erfolg ausrichten, man weiß aber, daß es Stutzern nicht leicht an kleinen Kriegslisten gebricht, um sich selbst aus Nothfällen heraus- und aufzustutzen. Es war bereits dunkle Nacht, da sie dem hoffnungsvollen Hausball zuwanderten; rasch und kühn, wie Helden auf den Kampfplatz rücken; Isidor insbesondere, den eine edle Indignation zu neuen Schmähworten über Bartholomä begeisterte. Da stießen sie mit plumper Heftigkeit an Jemand, der, einem Wagen ausweichend, ihnen in den Weg gerieth, Felix wollte zwar

schnell zulangen, aber das Unglück war geschehen, schon klirrten verschiedene Flaschen, und der Verunglückte am Boden rief: Geht nur eurer Wege! Herr Bartholomä! riefen die Beiden. Sie halfen ihm auf, in beiden Taschen waren noch die Trümmer der zerbrochenen Weinflaschen, das Tuch auf dem Boden enthielt, nach Isidors Nachforschung, eine schöne Fracht von Eßwaaren, und noch eine Flasche, so unversehrt geblieben. Sieh doch! höhnte Herr Isidor, sieh doch den alten Bartholomä! das ist ein Christ! das ist ein Moralist! das ist ein Prediger! Da schlappt er sich ganz heimlich seine sinnlichen Freuden in's Haus, und macht sich lustig damit, ohne daß jemand etwas merken soll. Recht ist Ihnen geschehen, Herr Bartholomäus! ganz recht ist Ihnen geschehen.

Zweites Kapitel.

Meister Bartholomäus war schon aus der Frühmesse zurück, saß bei voller Arbeit auf dem Dreifuß, und sang mit seiner alten Stimme ein neues Lied, wie folgt:

In den Tag hinein
Webet, schwebet, flattert
Junges Blut,
Kecker Muth,
Denkt nicht, aber schnattert;
Thut Bescheid auf Alles,

Sorgt sich keines Falles,
Lustig in den Tag hinein —
Ach, wie wird das Ende seyn?

In den Tag hinein
Brauset, hauset, schwärmet
Her und hin
Toller Sinn,
Einst zu spät sich härmet,
Um verlorne Tage
Führet bitt're Klage
Traurig in die Nacht hinein —
Ach, wie wird das Ende seyn?

Herr Felix kam herein, und bat schönstens, nur auf einen Augenblick. Sie gingen hinüber, in die sogenannte Studiosenkammer, da saß Isidor, und hatte abermals ein blaues Schnupftuch um den Kopf gebunden. Ei wie? sagte Bartholomä, noch immer Kopfschmerzen von gestern her? oder verbirgt etwan das blaue Tuch ein blaues Mal, ein blaues Aug'? Leider! seufzte Held Isidor, ich habe mich erbärmlich angestoßen. — Mein Sohn, denke an den alten Bartholomä, wie der schon gestern dich gewarnt hat, sprechend: es kömmt nichts Gutes heraus, wenn der Mensch einmal ergrimmt ist. War ich nicht der erste, der ein Unglück dabei haben mußte? Schade um die kostbaren Bouteillen, die ihr mir zerschlagen habt! O, mein Herr Isidor, wo sind Sie angerannt! grün, gelb und roth, das sieht ja erschrecklich aus! Welch ein harter Stoß, sollte man

ihn nicht vielmehr für einen Schlag, ja für eine ganze Tracht Schläge halten? Armer Isidor, ich muß sogleich Umschläge besorgen; nur getrost, es wird das Leben nicht kosten.

Es dauerte nicht gar lange, so kam Herr Bartholomä, war unfreundlich, und sprach: Schand und Spott! Allbereits kommt der hinkende Bote, eigentlich aber ein Mann auf zwei geraden Füßen, und überbringt von einer verehrlichen Behörde an Herrn Isidor, an Herrn Felix, ja selbst an Meister Bartholomä die Weisung, binnen einer Viertelstunde an Ort und Stelle zu erscheinen. Da ist von keinen Umschlägen die Rede mehr, wahrscheinlich aber wird von Herumschlägereien die Rede seyn. O pfui, was sind das für trostlose Neuigkeiten! Seid ihr gebildete Leute? habt ihr deßwegen so schön Guitarre spielen gelernt? Ist das Euer practisches Christenthum? Nur Geduld! ich werde Euch anzurühmen wissen! — Nur keine Moral! murrte Isidor dagegen. Sie werden doch nicht die Fabel vom alten Krebs aufwärmen mit seinen Jungen? Wären gestern die Bouteillen in Ihren Rocktaschen ganz geblieben, so brächten Sie heute so viel Worte kaum zusammen. Jetzt weiß man doch endlich, woher Sie die rothe Nase haben! — Recht, recht, sagte Bartholomäus, nur den alten Knaben tüchtig ausschelten. Die Wahrheit hat das in ihrer Art, sie muß richtig an den Tag kommen. Jetzt aber zieht Euch nur an, damit ich bald wieder zur Arbeit kann;

und, Herr Iſidor, wenn gefragt wird, nicht in den Tag hinein reden, ſondern fein ruhig, ſittig und aufrichtig, wie ſich's zugetragen, begeben und ereignet hat.

Darin unterſcheidet die Neugierde von der Wißbegierde ſich, daß ſie keineswegs, wie dieſe, auch um alte Dinge, ſondern bloß um ſolche, die eben im Gang und Schwange ſind, bekümmert. Meiſter Bartholomäus Nachbarſchaft weiß ſchon alles, weil die Frau, die nebenan im Brotladen ſitzt, um Nachrichten eben ſo wenig verlegen iſt, als jene in der Tabaktraffik gegenüber, und beide über deren Richtigkeit wechſelſeitige Controlle zu führen nicht außer Acht laſſen; doch kömmt das wahre Facit erſt ſpäter Vormittags zu Stande, nachdem Meiſter Bartholomäus und Felix ohne Herrn Iſidor nach Hauſe zurück gekommen ſind. O was Stoff zu Diſcurſen in Zimmern, Häuſern und Gaſſen dieſer wohlbevölkerten Vorſtadt! Bartholomä aber ſetzte ſich gelaſſen zur Arbeit, und ſang abermals ein neues Lied:

Redet in den Tag hinein,
Wahres, Falſches, Schiefes,
Breites, Seichtes, Tiefes, —
Gehts zu einem Ohr hinein,
Wieder aus dem andern
Wird heraus es wandern!

Zungen wollen rührig ſeyn,
Mögen nimmer feiern,
Schwatzen und betheuern

Rüſtig in den Tag hinein;
Doch umſonſt, ihr Zungen,
Iſt kein Wort verklungen!

Schwatzt nur in den Tag hinein,
Windet euch wie Schlangen,
Kneipt und beißt wie Zangen,
Einſt wird ſtrenge Rechnung ſeyn,
Jeglich Wort gerochen,
So unnütz geſprochen.

Dieß thut der Tabaktraffikantin am meiſten leid, daß Meiſter Bartholomä's alte Hausmagd an einer ſo hartnäckigen Schwerhörigkeit leidet, daß kein vernünftiges Wort mit ihr zu reden iſt; dieß aber freut ſie hinwiederum am meiſten, daß ihm endlich einmal ſein Recht geſchehen, und die Wahrheit an den Tag gekommen ſei. Der alte Saufaus! ſpricht ſie zu verſchiedenen Tabakkäufern, die gerne ihre Naſe in fremde Beitze ſtecken, — es wäre kein Wunder, daß alle Studenten ausarten, die bei ihm auf dem Zimmer wohnen. Dieſe guten Menſchen gehen geſtern in aller Frühe in die Kirche, etwan um zu beten, oder etwan aus andern Urſachen, geht das Jemanden etwas an? den Bartholomä aber verdrießt das, den Nachtnebel hat er ohnehin noch nicht ausgeſchlafen, weiß nun der blaue Himmel, was ihm da einfällt, genug, er rennt in ihr Zimmer hinein wie ein Wüthender, ſchlägt auf die jungen Leute mit ſeinem Leiſten los, gießt Tintenfaß, Ollampe, und was er ſonſten noch erwiſcht, auf Gil-

lets und Fracks und die andern Kleidungsstücke aus, und geht wieder davon. Meine guten Studenten sagen nichts, halten sich ganz stille, kurz, sie benehmen sich wie Menschen von feiner Denkungsart, denn es sind scharmante junge Leute, besonders der Trotzige, Isidor soll er heißen. Nun hören Sie, was ferner geschieht. Abends sind sie in einem sehr vornehmen Hause eingeladen, sie ziehen sich an, so gut sie können, da paßt der Alte ihnen in einer finstern Gasse auf, und sucht ihren Anzug noch mehr zu Schanden zu machen; wirklich, das sind Streiche, die jedem Lehrbuben Ehre machen würden. Einige erzählen, er sei Willens gewesen, eine Flasche voll englischer Wichse ihnen auf den Rücken zu gießen, zum Glücke aber habe er nicht in die rechte Rocktasche gelangt, und eine Weinflasche erwischt, die er zu Hause hatte ausstechen wollen. Genug, die jungen Herrn kommen nicht so geleckt und geschleckt auf den Hausball, wie es Pflicht und Schuldigkeit mit sich bringt, und wie ihr Vorhaben auch war, zwischen ihnen und einem gewissen jungen Herrn Hüpfinsfeld, dessen Namen ich nicht weiß, liegt auch am Ende nichts daran! bricht ein Neid aus, eine Eifersucht, eine gewisse Art von Mißgunst, Verdruß und Jalousie, die etwa schon lange Zeit unter der Asche glimmt, und wovon ein gewisses Fräulein Emilie der Gegenstand seyn soll; genug, der Hüpfinsfeld sieht nicht alsobald die Ölflecken, die Tintenflecken und die übrigen Flecken, so gibt er schon seiner Bos-

heit Raum, gießt eine entsetzliche Lauge von Spaß darüber aus, und will damit gar nicht zu Ende kommen, legt's aber doch so fein an, daß er nicht geradezu Jemanden zu beleidigen scheint, denn er verliert sich für's Erste, und kommt dann als Fleckausputzer wieder. Herr Isidor weiß vor Zorn sich kaum zu halten, er ist der erste, der sammt Felix sich fortmacht; er sucht sich in der freien Luft abzukühlen, aber der Zorn flackert lichterloh fort; endlich gedenkt er, mit dem Frühesten in die Kirche hineinzugehen, und drinnen sich wirklich christlich zusammen zu nehmen, und seinen Feinden zu verzeihen; aber eben, eh' die Kirche aufgemacht wird, und er in der Seitengasse wartet, kommt der Hüpfinsfeld vorüber, und noch Jemand mit ihm, und was das Schlimmste ist, er lachte noch über die erlebte Victorie, und über den armen Guitarrespieler, dem die Noten auf dem Billet geschrieben waren. Dieß kann Isidor nicht aushalten, er fällt über den Spaßvogel her, um ihm etliche Federn auszurupfen, allein es sind Zwei zu viel gegen Einen, er kommt ganz jämmerlich weg, ohne allen Beistand des treulosen Felix; nach der Hand kommt die strenge Nachfrage, der alte Bartholomä muß sich ebenfalls stellen, und bekommt dabei auch seinen Theil; denn Herr Isidor hatte deutlich declarirt, daß er, bei allen seinen strengen und vornehmen Redensarten (denn der Alte sitzt lieber bei den Flaschen und bei den Büchern, als bei seinem Leisten) ein versoffener und erzunmo-

ralischer Mann sei. Großer Gott! es ist nicht alles Messing, was glänzt!

Soweit die menschenfreundliche Frau hinter den bleiernen Büchsen. Der Tag verging dennoch, ohne daß sie das Weitere und Nähere von der Sache in Erfahrung gebracht hatte. Ja die Saiten ihrer Neugierde geriethen in noch straffere Spannung, als gegen Abend, da es bereits dunkeln wollte, Herr Bartholomä in Begleitung einer ungemein artigen jungen Dame, welche wohl allerdings Fräulein Emilie seyn mußte, und die sie früher beim Kommen gar nicht bemerkt hatte (wahrscheinlich weil sie gerade mitten im Erzählen war), ganz ehrbar und stattlich vor der Traffik vorbei ging, und Felix hinter ihnen, mit einem ganz erbaulich bescheidenen Wesen. Zuletzt aber drohten die gespannten Saiten gar zu reißen. Denn Herr Bartholomä kam auf dem Rückwege geradezu in den Laden herein, that sehr freundlich, und bat um Erlaubniß, seine Handlaterne anzünden zu dürfen. Felix war wieder mit, und hatte an einem breiten blauen Bande die Guitarre umhängen. Sehen Sie, Frau Nachbarin, sprach Bartholomä, heute wollen wir auch einmal uns lustig machen. Fasching ist nun einmal, und die Zeiten sind trübselig; den ganzen Tag bin ich gesessen, und nun gehen wir durch etliche Gassen spazieren, Felix spielt eins auf, wir trinken ein Gläschen Wein, dann gehen wir nach Hause, und begeben uns zur Ruhe. Kann es etwas Besseres geben? Er empfah!

ſich, und wanderte bei ſtrahlendem Laternenglanz und hüpfenden, klingenden Arpeggio's langſam zwiſchen den Köpfen hin, die ſich verwundernd aus allen Fenſtern zu ebener Erde heraus ſtreckten. Die Frau im Tabakladen aber ſprach zur Frau im Brotladen hinüber; heute hat der alte Bartholomä wieder hübſch zeitlich angefangen! Der Mann lebt doch recht in den Tag hinein!

Drittes Kapitel.

Wer wandert ſo verſtört und in ſich gekehrt durch nebelumflorte Straßen der fernſten Vorſtadt, den Hut tief in die Augen gedrückt, raſchen, doch ungleichen Schrittes, und ſcheint nicht zu wiſſen, von wannen er komme, noch wohin er wolle? Herr Iſidor iſt's, welcher weit und breit durch fremdes Gebiet ſtreift, erwartend das Abenddunkel, deß Fittige ihn umſchatten ſollen, damit er nach ſo großen Mühſeligkeiten und nach ſo vielen bittern Stunden, ungeſehen ſein Stübchen erreiche. Der Abend ſäumt auch nicht zu kommen, und eine Finſterniß bewillkommt die andere, Herr Iſidor ſchreitet entſchloſſen ſeiner Wohnung zu, allein er findet das Haus verſperrt, die Werkſtatt dunkel, und Läuten und klopfen fruchtlos. Zwar ſitzt er ein Weilchen dem Anſcheine nach geduldig, und wie eine, etwas parodirte, oſſianiſche Heldenfigur trübe dahinbrütend, auf einem Felsblock, das iſt, auf dem Steine an der Haus-

thür, aber der häufig fallende Schnee iſt ihm ſo gleichgültig doch nicht, als jenen Heldenfiguren, er fängt neuerdings zu klopfen an, bis endlich die Sittenrichterin nebenan, die gerade keinen Zuſpruch hat, aus dem Laden ſieht, und den unwirſchen jungen Mann in die Traffik hereinnöthiget.

Beſter Herr Iſidor, ſagt die genau Abwägende, ich bedauere von Herzen! Es iſt ſchon eine geraume Zeit, daß der feine Meiſter Bartholomä ſammt Felix hier vorüber gegangen iſt, man kennt den Alten ſchon, er iſt nicht bloß ein Schuhmacher, ſondern auch ein Gelegenheitsmacher; gleich heute Morgen nach der Frühmeſſe hat man alle beide draußen vor der Kirchthüre mit Fräulein Emilie in Discurs geſehen, und was gilt die Wette, daß Abends wieder ſo etwas im Werk war? Aber heitern Sie ſich auf! wer wird ſich denn wegen einer Kleinigkeit ſo bitterlich grämen? Eine Nacht in einer fremden Schlafſtätte, eine kleine höfliche Zurechtweiſung, und ſonſt nichts; iſt das ein ſo großes Unglück? — Wie? fragte Iſidor, Sie wiſſen? — Ei freilich; erwiederte die Tabakkrämerin, wie ſollte ich nicht? ich weiß alles, ich erfahre alles, obwohl das meine Sache gar nicht iſt, und ich nirgends hinkomme, aber das viele Publicum, das hier ein- und ausgeht, trägt mir alles zu. Man iſt übrigens überzeugt, daß Sie ein wohlgezogener Herr ſind, und man bedauert ſehr, daß Sie ſich von der gerechten Indignation ſo ſehr haben übereilen laſſen. Guter Gott, wenn man jung

iſt, hat man die rechte Überlegung noch nicht, das gibt jedermann zu; dieſes aber verzeiht man Ihnen weniger, daß Sie den alten Bartholomä in Unglimpf gebracht haben, als wäre Er an allem Schuld. — Freilich iſt er's! brach Iſidor los. Hätte der alte Narr mir meine Kleider nicht verdorben, ſo wäre mir kein Schimpf geſchehen, und mein Herz hätte nicht nach Rache gedürſtet. O ich will's ihm merken, ihm und dem Felix! — Dem Felix? warum denn dieſem? — Weil dieſer feigherzige Schelm, anſtatt mir freundſchaftlich beizuſtehen, geradezu gegen mich auftritt, und das Zeugniß ablegt, daß ich der angreifende Theil geweſen ſei, und mein Widerpart ſich bloß vertheidigt habe. — So! das iſt garſtig vom Felix! — Niederträchtig iſt's, ſchändlich iſt's! wer weiß, wie er noch ferner mich angeſchwärzt! der Geck glaubt etwan, auf meine Koſten ſich in Gunſt zu ſetzen. — Ja mein Herr Iſidor, das kann allerdings der Fall ſeyn. Als ein guter Guitarreſpieler iſt er ohnehin beliebt und belobt. — O er kann nichts, rief Iſidor, er iſt ein Stümper, und ich will ihn überdieß noch auf die Finger klopfen, daß er lange nicht ſpielen ſoll! — Nicht ſo, Herr Iſidor, nur die Zeit abwarten, heute mir, morgen dir, die Gelegenheit wird ſich ſchon finden.

Ach da iſt ja der Iſidor! riefen Bartholomä und Felix faſt zu gleicher Zeit. Sie kamen in den Laden hinein, und umhalſeten ihn, und vergaßen vor großer Herzensfreude die Frau hinter der Wage

zu grüßen. Mein Herzenskind! liebkoſte Bartholomä, Gott ſei Dank, daß du endlich da biſt, wir haben heute Abend an allerlei Orten dich geſucht, und waren ſchon in groſſen Sorgen. Das iſt ein böſes Wetter, nicht wahr Frau Nachbarin? du armer Iſidorus, komm, komm, ſetze dich fein zum warmen Ofen. — Wird heute gar ſchon zu Hauſe geblieben? fragte jene ziemlich ſpitzig. — Das kann man nicht wiſſen, entgegnete Bartholomä lachend, zu Hauſe iſt die Unterhaltung nicht groß, und zum Schlafengehen iſt's noch Zeit genug. — Da haben Sie recht, Herr Meiſter; jeder Menſch will ſeine Freude haben. — Allerdings, Frau Sabine, man muß aber nicht jedem ſeine Freude laſſen. Wer nichts laſſen will, den nennt man ausgelaſſen, wer aber Vieles laſſen muß, der wird ganz gelaſſen, und kann die Leute reden laſſen, ſo viel es ſie freut, und bleibt dabei in ſeiner Ruh'. Angenehme Ruh', Frau Sabine.

Bartholomäus langte zu Hauſe im Dunkeln nach dem Feuerzeug, machte Licht, und ſprach: Gott ſprach, es werde Licht, und das Licht iſt worden. O möge auch Licht werden in unſerem Gemüthe, ein ſchön hell lodernd Feuer des Bewußtſeyns und der Liebe! Er heitzte ein, und ſprach: Zünde, o Herr, in unſern Herzen an das Feuer deiner Liebe! Er ſtellte drei Seſſel zum Tiſche, und ſprach: Siehe, wie gut iſt's und wie anmuthig, wo Brüder in Eintracht wohnen! Er ſetzte Wein und Brot auf den Tiſch: jetzt laßt uns ein Vater unſer beten. Herr

Iſidor blieb aber finſter, nach wie vor, und that wenig Beſcheid. Mein Bruder, mein Kind, mein Chriſt, ſo nahm der Alte wieder das Wort, gib uns die Hand, und ſei wieder freundlich. Was geſchehen iſt, iſt zu deinem großen Nutzen geſchehen, damit du zu rechtem Bewußtſeyn gelangeſt. So lange der Menſch nicht des Wachens ſich befleißt, kommen ſieben böſe Geſellen über ihn, ſammt ſiebenzig Thorheiten, und ſiebenmal ſiebenzig Wetterlannen, die machen dann mit ihm, was ſie wollen. Und wer nicht tüchtig gerüttelt wird, oder es wird ihm ſein wahrer Name nicht recht laut in's Ohr geſchrien, der wacht nicht auf. Der wahre Name, den wir Menſchen tragen, iſt Sünder, und das Rütteln iſt allerhand Leid, Noth und Schmach; und weſſen Gott ſich erbarmt, den weckt er aus dem Schlaf, damit er ſeiner bewußt werde, und mithin zu leben anfange. So hohes Gut, mein Iſidor, kauft Niemand zu theuer. Vivat, unſer Iſidor ſoll leben!

Iſidor hielt das für Spott, Iſidor ergrimmte noch mehr, Iſidor ſprang auf, und warf den Seſſel um. O Heuchler, rief er, o armſeliger Gleißner, ſo der Alte, ſo der Junge! Vergißt dieſer lächelnde Felix denn, daß er ſchändlich davon gegangen iſt, der Übermacht mich überlaſſend, und daß er noch ſchändlicher mich verrathen hat, indem er mich anklagte an ſtatt mich zu entſchuldigen? — Mein Bruder, ſagte Felix, die Wahrheit geht allen Rückſichten vor, und wenn du ein Tollkopf biſt, ſo iſt mir's nicht gebo-

ten, auch desgleichen zu seyn. — O Heuchler! brauste jener fort; vergißt denn dieser grauköpfige Bartholomä, daß wir ihn auf seinen bösen Schlichen ertappt haben? Und war die Thorheit mit dem Topfzerschmettern etwas anderes, als die natürliche Folge eines löblichen Frührausches oder Morgennebels? O widerwärtiger, hohnlächelnder Graukopf! Mein Blut kocht in mir, meine Gedanken verwirren sich, wenn ich an die Schande gedenke! Ich! ich, in einer solchen Wäsche! Ich mag nicht leben mehr, nein, ich mag nimmer leben! Ich will mir ein Leides anthun, ja ein Leides! Ich will sterben, ich will zu Nichte werden, aber erst muß ich Rache haben, o ihr sollt an mich denken! Er schlug mit der Faust gewaltig auf den Tisch nieder, und wer weiß, was er noch im Zornesmuth unternommen hätte, da klopfte es aber ganz leise von außen an's Fenster, und Herr Isidor fuhr zusammen, sah plötzlich bleich aus, und seine Rede stockte.

Meister Bartholomä hatte die Hausthür geöffnet, kam wieder herein, und sprach: Dießmal ist's weder ein Gespenst, noch auch einer von der löblichen Bezirks-Direction, sondern es ist meine alte Hausmagd, die heute ihre Visiten gemacht hat, die sie alle Jahre einmal zu machen pflegt. Nun sieh einmal Felix, wie sich Recht und Unrecht erweiset! Wer böse, zornige, grimmige Träume hat, hat gewiß einen unruhigen Schlaf; und wer schon auffährt, wenn außen an's Fenster geklopft wird, wie

ſoll der nicht außer ſich kommen, vor deſſen Bett ein alter Krug und ein alter Topf durch gegenſeitige Vehemenz in Trümmer gehen? Daß ich den Lärm angerichtet habe, war auf jeden Fall etwas kindiſch von mir, aber um die Folgen davon zu berechnen, hätte man erſt die Träume zweier jungen, in den Tag hinein ſchlafenden Geſellen wiſſen müſſen, wer wird ſich aber auf Träume verſtehen, bevor ſie einem erzählt werden? Ich bin kein Daniel, ich; ich bin ja nur der alte, nicht recht geſcheidte Bartholomä, und lebe gleichfalls in den Tag hinein, aber wie? Nehmen Sie die Guitarre, Felix, ich weiß noch ein Lied davor, das lautet ſo:

In den Tag hinein zu leben
Sonder Ziel und ſonder Plan,
Wie im Wind die Blätter ſchweben,
Nein das iſt nicht wohlgethan!
Tage verrauſchen, und Stunden entflieh'n,
Leben, ach Leben, wo ſchwebeſt du hin?
Siehſt du dann am Ziele nicht
Ewige Finſterniß, ewiges Licht?

In den Tag hinein zu leben,
Unbeſeligt, unbewußt,
Iſt das nicht ein leer Beſtreben
Bloß für Welt und eitle Luſt?
Menſch, wem gehörſt du! rede o Chriſt.
Ob du unſterblich, und weſſen du biſt!
Kennſt du nicht dein einzig Heil?
Iſt nicht der Himmel, Gott ſelber dein Theil?

In den Tag hinein zu leben,
Kühn ich's sage, das ist gut!
Wenn des Herzens Leben, Weben,
Voll Vertrau'n im Herrn nur ruht!
Er ist's alleine, der Gutes dir gibt,
Lieb' Ihn, dann thue nur, was dir beliebt,
Also sprach Sanct Augustin,
Strebe und ringe doch jeder dahin!

Dieß Lied scheint zwar nicht gehörig geendigt zu seyn, nichts destoweniger ging Herr Bartholomä zur ordinären Prosa über, wünschte den beiden jungen Leuten eine ruhige Nacht und einen friedlichen Schlaf, und gab ihnen zu verstehen, daß sie sich nun dazu anschicken könnten. Herr Isidor horchte aber nicht umsonst bald am Fenster, bald an der Thüre seines Zimmers, denn es dauerte nicht lange, so brach er sein trotziges Stillschweigen. Der Alte hat seinen Mantel umgenommen, sagte er, und schleicht eben ganz sachte wieder aus dem Hause. Warte du! dießmal will ich dir ernstlich auf die Spur kommen, und dir endlich die Schamröthe auf die ledernen Wangen treiben! — Er griff eilend nach Hut und Mantel, und huschte hinaus, da die alte Magd eben wieder zusperren wollte; draußen hatte er seinen Mann bald erreicht, dem er, den frischen Fußtritten im Schnee folgend, mit aller Schlauheit eines rachsüchtigen Gemüthes nachschlich. Der Alte betete seinen Rosenkranz, und der Junge sagte zu jedem Ave heimlich: Warte,

warte! nun kommt die Reihe an dich! Wie er ſich ſchämen wird, wie er daſtehen wird, wenn ich ihm die ſcheinheilige Larve vollends herunter reiße! — Endlich, nach vielen, vielen Schritten durch entlegene Gaſſen pocht Bartholomä an ein Fenſter zu ebener Erde; er wird eingelaſſen; Iſidor ſchleicht zum Fenſter, lauſcht und horcht ein Weilchen ganz aufmerkſam, und tritt ganz betroffen, ganz nachdenklich den Rückweg an; nimmt, in Gedanken verloren, einen ganz falſchen Weg, irrt hin und her, kommt in ganz unbekannte Vorſtadtgegenden, ſucht abermal und wieder, und kann nicht nach Hauſe finden. Es wird immer ſpäter; Herr Iſidor, ſchon durch die nachmittägliche Irrfahrt ermüdet, ſetzt ſich auf eine Bank an der Straße, zieht ſeinen Mantel enger zuſammen, und entſchlummert. — Gute Nacht? kaum, kaum! Wie Iſidor, und träumt dir denn von der Patrouille nichts, die ſo eben dort herangeritten kömmt? Auf, Iſidor, geh' deiner Wege! geh' bis in den Tag hinein! Umſonſt, ſie macht ſchon Halt.

Viertes Kapitel.

So herzensvergnügt Meiſter Bartholomä am frühen Morgen aufgeſtanden war, ſo herzensbetrübt iſt er in die Kirche gegangen. Drinnen aber hat er ſich wieder erheitert, und kräftiger als ſonſten mit ſeiner edlen Baryton-Stimme das treu-

herzige Lied: »Wir werfen uns darnieder,« in Ordnung gehalten. Mittlerweile steht der Gegenstand seiner Betrübniß, Herr Isidor, den Felix beim Erwachen erst vermißt hatte, bereits beim Hause, und findet, weil Herr und Magd nicht da sind, für's Erste keinen Rath. Frau Sabine, die eben von außen den Laden aufsperrt, weiß ihm welchen. Gehen Sie nur gegen die Kirche zu, sagt sie, dort werden Sie die ganze Sippschaft treffen, den Bartholomä, sammt Fräulein Emilie und Ihrem guten Freund. Nein, was die immer miteinander zu wispern haben, das versteht kein Mensch! — Herr Isidor, ganz struppig, staubig und gestrig, mag auf der Straße so erbärmlich sich nicht sehen lassen, er will lieber in der Trafik verweilen, und der Gesprächigen ist dieß ganz willkommen. Denn sie fängt sogleich zu fragen an: Sie müssen ja heute wieder nicht zu Hause geschlafen haben? mich geht's nichts an, aber wo sind Sie denn gewesen? Isidor nimmt's dießmal leicht, und sagt: mein heutig Nachtquartier war militärisch; und dieß war noch mein Glück, daß der wachthabende Offizier mich kannte; d'rum ist's recht honett ausgegangen. Frau Sabine will mehr wissen, denn sie ist ja eine Frau, die Alles wissen will. Aber, meint sie, wie ist denn das zugegangen? wie kommen Sie zu solcher Ungelegenheit? — Isidor hält nicht hinter'm Berge, er macht ihr auch die Gelegenheit kund zu dieser Ungelegenheit. Die Frau ward ganz

lebendig, und sah aus, wie die Neugierde selbst, die schon den Vorhang aller Geheimnisse beim Zipfel hält. Reden Sie, reden Sie! ruft sie, was hat er vorgehabt der alte Bartholomä? haben Sie ihn ertappt, den Alten? — Ei freilich, erwiederte Isidor. Es war ein rührender Anblick! — Wie, Herr Isidor, ein Anblick? ein rührender Anblick? — Gewiß! der arme kranke Mann, die geplagte Frau, die blassen Kinder, die armselige Wohnstube, die große Freude bei Bartholomäus Eintritt — — Aber was denn, Herr Isidor, was war's denn eigentlich? — Ich habe sonst nichts gesehen, als daß er aus jeder Rocktasche eine Bouteille, und aus der Manteltasche noch sonst allerlei Sachen hervornahm und auf den Tisch stellte; daß er mit dem Kranken ganz freundlich redete, daß ihm die Frau die Hand küssen wollte; — ich bin hernach wieder meiner Wege gegangen. — So! sagte Frau Sabine gedehnt; nun das ist schön. Das ist wahr, die liederlichen Leute haben von Natur meistens ein gutes Herz. — Nein, nein! erinnerte Isidor, ich mache mir von ihm jetzt ganz andere Begriffe! — Meinethalben! sprach die Strenge, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Auch wird er der letzte noch nicht seyn, der reichen Leuten das Leder stiehlt, um Armen daraus Schuhe zu machen; besser ist das doch, als umgekehrt. Sie bekam ganz schmale Lippen, und sagte nichts mehr,

ſondern deutete bloß mit Mienen, daß Herr Bartholomä eben nach Hauſe komme.

Nun, dem Himmel ſei Dank! rief der Alte, als er den Verlornen wieder ſah. Dieſer grüßte ganz ausnehmend beſcheidentlich, ging mit Felix auf ſein Zimmer, zog ſich aus und an, nahm ſich aber barſcher, als vor Bartholomä's Augen. Felix! ſprach er, haſt du dem Meiſter etwan meine geſtrigen Reden hinterbracht? Allerdings, erwiederte der; ich mußte ja wohl, um ihm über dein nächtliches Ausbleiben einige Aufklärung zu geben. — Felix, fuhr jener fort, der alte Meiſter iſt ein Ehrenmann, und wir haben ihm unrecht gethan; jetzt weiß ich ſchon, was er mit den Bouteillen wollte, die wir ihm letzthin zerſchlagen haben; du aber biſt ein Spitzbube, ein treuloſer Menſch, ein Hasenfuß, ein Klätſcher und Verleumder, und meinſt dermalen ſchon bei Emilien etwas zu gelten. Es wird aber nichts daraus! — Herr Bartholomä kam herein, und brachte ihnen ein Frühſtück. Zankt nicht, Kinder, ſagte er, was habt ihr denn wieder? — Edler, edler Mann! rief Iſidor, edler Wohlthäter im Stillen! — Willſt du gleich dein Maul halten? entgegnete der Alte, du ſprichſt ja wie im Rauſche? Geht, geht, Kinder, frühſtückt, und packt euch in eure Collegien. Daß iſt ja ein fataler Müßiggang die Tage her! Und Sie, Felix, könnten im Vorbeigehen wohl Emilien die Nachricht bringen, daß er endlich wieder ordentlich da

ist, damit sie aus den unnöthigen Sorgen kommt. — Sorgen? fragte Isidor, um wen ist sie denn in Sorgen? — Um den Herrn Isidor! sprach Bartholomä. Ja mein Freund, die Gute hat ihren Onkel ersucht, und auf seine ansehnliche Verwendung hat man mit Ihnen einige Nachsicht gehabt, wir wußten es gestern gleich, daß Sie auf freiem Fuße sind, und doch waren Sie nicht zu sehen, das hat uns und ihr Kummer gemacht. Heute früh suchte sie eigens Ihrenthalben mit mir zu reden, und ich konnte ihr wieder nichts Gutes sagen. — O diese englische Güte! rief Isidor, wirklich, das ist zu viel! Er war plötzlich ganz vergnügt, ganz glücklich; in's Collegium ist er zwar gegangen, aber als es sich zutrug, daß einige Fragen an ihn kamen, hat er ganz confus in den Tag hinein geantwortet.

Am Abend lud Meister Bartholomä die Beiden zu sich. Die Stube war aufgeräumt, auf dem Tische stand heute mehr als eine Kerze, nämlich zwei; die alte Magd trug eine Collation auf, die war ganz artig. Kommt, Kinder, sagte er, wir wollen uns heute einmal eine Aufheiterung machen, und dem Fasching sein Recht lassen. Für's Erste bitte ich euch ernstlich um Verzeihung, daß ihr durch meine Schuld zu Schaden gekommen seid. Das Tuch dort ist euer, dafür sind die befleckten Kleider mein. Topp! der Tausch gilt: ihr sollt ein fleckenlos hochzeitlich Kleid anziehen, die alten wei-

len wir vertrödeln. Oder verſchenken? ſagte Iſidor mit ſchlauer Miene. Ei, warum nicht gar! erwiederte Bartholomäus. Seyt euch nur nieder, und laßt uns guter Dinge ſeyn. Wer glaubt ihr wohl, will heut Abend bei uns ſeyn? — Fräulein Emilie! riefen alle Beide. — Narren hat's geregnet; was fällt euch ein? Rathet höher! — Die beiden ſtutzten. Rathet auf den Höchſten! fuhr Bartholomä fort. Nun? wiſſet ihr das große Wort nicht: wo zwei oder drei in meinem Namen verſammelt ſind, da bin ich mitten unter ihnen? — Ja ſo! ſagte Felix. — Ja ſo, ja ſo, ſagte Bartholomä; was ſoll's mit dieſem ja ſo? Ich ſage euch noch etwas. Nächſtes Frühjahr werdet ihr auf eine Hochzeit eingeladen, bis dahin können die neuen Röcke ſchon fertig ſeyn. Fräulein Emilie wird heirathen. — Wie? riefen alle Beide, und ſahen ihn beſtürzt an, mit langen Geſichtern. Bartholomäus lachte. Ja, ja, ſprach er, es iſt ganz richtig, und zwar den jungen Herrn, der unſerm Iſidor neulich Verdruß machte, und den es nun von Herzen reut; die gute Emilie hat ihm's ernſtlich verwieſen. Auf ihre Geſundheit! — Die jungen Leute ſahen ganz mühſelig d'rein, ſie nippten nur, ſie waren wie aus den Wolken gefallen.

Da habt ihr's nun, begann Bartholomä, wie kindiſch ihr in den Tag hinein träumt! Das wußte ich wohl, welche Grille euch im Kopfe ſteckt, und die koſtbare innerliche Zeit und Muße wegzehrt;

ſeid ihr deßhalb zu loben? Studirt ihr nur, meine Freunde, ſtudirt tapfer darauf los, und befleißt euch dabei des echten chriſtlichen Bewußtſeyns, dann werden euch ſo thörichte Einfälle nicht um die ſchöne, unſchätzbare Zeit bringen! Wer wach iſt, der ſchläft nicht, und wer nicht ſchläft, der träumet nicht. Ich habe euch aus Einem Traume geholfen; wollte Gott, daß ich aus allen euch helfen könnte! Iſt es nicht ſchade um den ſchönen, köſtlichen, unwiederbringlichen Lebenstag? Ihr werdet zwar einen alten Witz machen, und zu mir ſagen: Schuſter, warum bleibſt du nicht beim Leiſten? Darauf werde ich erwiedern: Gut, ich bleibe wirklich dabei, bleibt auch ihr fein bei euren Studien, und laßt uns alle drei bei unſerer Hauptſache bleiben, welche da heißt: Lebt nicht in den Tag hinein, ſondern gedenket der letzten Dinge, liebet aber euren Go über Alles, und den Nächſten wie euch ſelbſt. Und das will ich euch vor Augen legen in einem gar ſchönen Geſchicht-Exempel und Gleichniß des ſeligen Bruders Jacoponus, eines Mannes, der nicht in den Tag hinein gelebt hat.

War einſtmal eine Jungfrau fein,
Unter fünf Kindern ganz allein.
Von ſelbigen einer ein Maler was,
Der malte viel Bilder auf hellem Glas,
Der zweite war kunſtreich in Muſik,
Der dritte, ein Koch, that beſonders dick,

Der vierte einen Gewürzkram hielt,
Ein Wirth, der fünfte, führet »Nichts Gutes« im Schild.

Den Brüdern allen ging's ziemlich schmal,
Die Schweſter war reich, ohn' Maß und Zahl,
Und beſtund ihr Reichthum ganz allein
In einem koſtbaren Edelſtein.
Den Stein deßhalb ein jeglicher will,
Sie geizen darnach, ſind niemals ſtill,
Sie quälen die Schweſter bei Tag und Nacht,
Ein jeder ein andres Verſprechen macht.

Der Muſikus ſpricht: mir, mir den Stein!
Dafür ich mit lieblichen Melodei'n
Mit allerhand Flöten- und Saitenſpiel
Bereiten dir werde der Freuden viel;
Du weißt ja, der ſchönen Accorde Kunſt
Durchſchwinget des Erdballs Luft und Dunſt,
Umſchwebet zwei Welten hier und dort,
D'rum gehe mit mir nur ein den Accord.

Der Maler ſagt: ich vergelte dir
Mit ſchmelzender Farben bunter Zier.
Was ſchön iſt auf Erden, am Himmelsblau,
Das ſtellt dir der Maler alles zur Schau,
So blumige Auen, ſo grünen Wald,
Mit mannigfer wunderholden Geſtalt.

Der Krämer bleibt auch nicht müßig zurück,
Lobt ſeine Waaren, Stück für Stück;
Nichts geht doch, ruft er, ſo mir bekannt,
Vor Potpourri und Eau de Lavand!
Doch lauter der Koch ſein Wort erhebt:
Nur meine Kunſt erquickt, belebt,

Höher wird wahrlich doch nichts geschätzt,
Als eine Tafel, so wohl besetzt,
Drum mach' es nur möglich, gib mir den Stein,
Sollst mit der Kost zufrieden seyn!

Zuletzt noch der Gastwirth kömmt heran,
Der viel um Bekanntschaft sich umgethan;
Ich, der ich gewiß deine Wünsche weiß,
Ich biete dir, sagt er, den höchsten Preis!
Suchst du nicht einen zum Ehegemahl?
Die schönsten kenn' ich in großer Zahl,
Trau mir, ich treffe die beste Wahl.

Die Jungfrau bei Allen sich höflichst bedankt,
In ihrem Entschlusse gar nicht wankt,
Längst ihre Wahl ist getroffen schon;
Ein König auf hochstrahlenden Thron,
Mit dem hat sie ihr Bündniß gemacht,
Dem wird der Edelstein dargebracht.

Und zwar, spricht ferner Sanct Jacopon,
Die Jungfrau hier die Seele ist,
Ihr freier Wille der Edelstein,
Fünf Brüder sollen fünf Sinne seyn.
Der König aber Herr Jesus Christ.
Die Sinne haben nicht Rast und Ruh,
Reizen die Schwester immer zu;
Aber sie ist da wohl auf der Huth,
Ihr Wille ist ja ihr höchstes Gut,
Ihr Einziges, größer als die Welt,
Sammt Allem, was sie in sich hält;
Den gibt sie nicht für so schnöden Kauf,
Einen höhern Preis sie setzet d'rauf.

O toll Beginnen, für eitlen Glanz,
Für leeren Taumel und Wirbeltanz,
Für ſchlüpfrig Gefaſel, ſo allerwärts
Den Ohren ſchmeichelt mit gift'gem Scherz,
Für leckere Speiſ' und finſt're Begier
Den freien Willen verſchleudern keck,
Umwandelnd ſich in wüſtes Gethier,
So ohne Freiheit und Lebenszweck
Lebt den Sinnen und ſtirbt hinweg!
O meine Brüder, das ſei uns fern,
Den Willen laßt uns bewahren fein,
Dem Herrn ſoll er treulich bewahret ſeyn!
O Brüder, nicht in den Tag hinein —
Laſſet uns leben und ſterben dem Herrn.

Der Stein vom Herzen.

Schwer laſtet mancher Stein
Uns Armen auf dem Herzen,
Und macht uns große Schmerzen,
Und macht uns große Pein.

Gebräch' es nicht an Muth,
Leicht wär' er abzuwälzen;
Doch vollends würd' er ſchmelzen
Durch heil'ger Liebe Gluth.

In die berühmte Stadt Antwerpen kam einſtmalen ein Edelmann, der ritt ganz langſam daher, als hätte auch ſein Pferd ſchwer zu tragen an dem Steine, der des Reiters Herz belaſtete. Denn obgleich dieſer edle Herr nichts weniger als wetterlauniſch und milzſüchtig zu ſeyn pflegte, ſo war ihm doch ſehr finſter zu Sinne, ſeit in die Tagebücher ſeines Gewiſſens ein ſündhaft häßliches Werk ſich eingezeichnet, und zu beſſerm Andenken auch ein Monument von eben jenem Steine aufgerichtet hatte, welcher, wie oben gemeldet, ihm ſo läſtig war. So unumwunden und frei dieß hier bekannt wird, ſo wenig wollte er ſelbſt davon einem menſchlichen Ohr

etwas anvertrauen; ja seine Angst vor solch einem Bekenntniß war dermaßen groß, daß ihm Tod und Unseligkeit leichter erträglich bedünkten. Sintemal aber doch die Unruhe seine Seele viel zu heftig bedrängte, als daß er nicht hätte bemüht seyn müssen, in seiner Noth einen oder den andern Ausweg zu suchen, so war er auch in solcher Absicht in die Stadt herein gekommen, um daselbst im Umgange mit berühmten und gelehrten Leuten durch künstliche Unbefangenheit und manche schlaue Gesprächswendung ihre Meinung über derlei Gemüthsübel zu vernehmen. Es glückte ihm auch in der That zu hören, wie daß Niemand zur Bekenntniß solcher Sünden gehalten und verpflichtet sei, die dem Gedächtnisse gänzlich entfallen wären; und wollte er auch nicht säumen, diesen so tröstlichen als an sich wahren Satz für sich in Ausübung zu bringen.

Bald sollt' ihm jener Stein
Durch Schleuder oder Hebel
Gar fern in Nacht und Nebel
Hinausgeworfen seyn.

Drum jaget er nach Lust
In jederlei Gestalten,
Doch bleibt wie festgehalten
Die Last auf seiner Brust.

Trotz Wein und Tanz und Spiel
Und aller Art von Scherzen,
Nie dem gepreßten Herzen
Der schwere Stein entfiel.

Mit dürren Worten: Die Erluſtigungen eines ſchuldvollen Gemüthes ſind ſchier wie ein Trunk Wein aus einem Verirbecher von Antimonium, je mehr man trinkt, deſto häßlicher der Ekel. Der edle Belgier hatte ſich deſſen kaum vergewiſſert, als er ſofort einen andern Plan entwarf, und über Land und Meer große Reiſen zu machen ſich entſchloß, gleichſam die dunkle Hoffnung hegend, als könnte er ſein inwendigſtes Unweſen zu Hauſe zurück laſſen, und auf ſolche Weiſe mittlerweile des Gänzlichen vergeſſen.

Der alte Flaccus ſpricht,
Daß wir in fremden Ländern
Zwar wohl die Luft verändern,
Jedoch das Inn're nicht.

Der gute Edelmann,
Der mußt' auf ſeinen Reiſen
Es neuerdings beweiſen
Mit manchem: Ach, und dann?

Viel Sachen kauft' er ein,
Lud viel auf Schiff und Wagen,
Eins mußt' er ſelber tragen:
Den alten ſchweren Stein.

So war er denn wieder nach Jahr und Tag ziemlich troſtlos heimgekommen, aber eins hatte er doch auf ſeinen Reiſen gelernt: die Lieblichkeit der Beſchäftigung mit der Natur und ihren Geheimniſſen, und die alle Sorgen in ſich begrabende Tiefe der viel-

verſprechenden Weltweisheit. Wie hätte er nicht hoffen ſollen, auf dieſem Wege alle ſeine ſchwermüthigen Gedanken von dem dunkelglühenden Pluto, um den ſie, wie um ihre Centralſonne kreiſeten, abzulenken, und ſeines Elends auf rühmliche Weiſe zu vergeſſen? Da verlegte er ſich denn, nach damaliger Lieblingsſitte, mit allem Fleiße auf die ſphynxgeſtaltige Aſtrologie, und mochte es auch mit der Alchymiſterei nicht verderben. So that er als Kind ſeiner Zeit, heut zu Tage würde er ſtatt deſſen auf Electrismus, Galvanismus, Siderismus und Magnetismus ſich verleget haben. Denn womit quält man ſich nicht emſig, um nur nicht ſeiner ſelbſt gedenken zu müſſen?

Er blickt hinauf mit Fleiß
Zum Mond und zu den Sternen,
Um dem ſich zu entfernen,
Was er zu gut nur weiß.

Er ſchwitzt bei ſeinem Herd
An einem Stein der Weiſen,
Doch will nur der ſich weiſen,
Der ihn ſchon lang beſchwert.

Abermals war Jahr und Tag ihm ſonder Frucht vergangen, und ſchon hatte er ſeine eitlen Wiſſenſchaften ſatt, als er ein weit mehr verſprechendes Mittel für ſeinen Seelenfrieden nennen hörte. Reu und Leid, und die Übung guter Werke, von welchen geſagt wird, daß ſie vermögend ſeien, die Sünde

zu löschen und zu tilgen. Zu Allem entschlossen, wie er war, fing er dieß löbliche Unternehmen mit solcher Entschiedenheit an, daß männiglich von ihm genug zu reden hatte.

Er lebt' bei trocknem Brot,
Er schlief in Sack und Asche,
Hielt offen stets die Tasche
Für seiner Nächsten Noth.

Mit mancher schweren Pein
Bezwang er seine Glieder,
Doch schwerer drückt' ihn nieder
Der unbezwungne Stein.

Unter so bewandten Umständen war diesmal Tag und Jahr noch lange nicht vergangen, als schon der Belgier schwerer und trostloser denn jemals zu seufzen anfing. Er hatte es ja schon auf so vielfache Weise versucht, seines Unfriedens los zu werden, und nun wollten auch so große und erstaunliche Opfer und Qualen nichts helfen. Er konnte das durchaus nicht begreifen, und mußte sich immerfort selbst über sein Elend verwundern, wobei er etwa folgende Gedanken sich gemacht haben mag;

Ein einz'ger Augenwink,
Ein Hui der Übereilung,
Ein Mangel an Verweilung,
Ein Blut, so allzu flink!

Ein Augenblick so klein,
Daß er kaum auszumessen,

Der will nie mehr vergeſſen,
Nie mehr vertilget ſeyn!

O Herz, ſo unruhvoll,
Deß Dichten all und Trachten
Mir nie noch Frieden brachten,
O Herz, ſo dumm und toll!

O Herz, was fiel dir ein,
Als du zu deinem Schaden
Dir thöricht aufgeladen
Solch ungeheuren Stein?

Zwar heißt es, daß der Wein
Des Menſchen Herz vergnüge;
Dir that er nicht Genüge,
Dir, unterm ſchweren Stein.

Viel, was du nicht gewußt,
Weißt du, biſt weit geweſen;
Was half dein Bücherleſen,
Was half die Augenluſt?

Nun magſt du dich kaſteyn
Mit Schmerz, ſo kaum zu tragen;
Die größt' von allen Plagen
Bleibt immer doch der Stein!

Wie geſagt, er konnte nicht aufhören, ſich über ſein eigenes Elend zu verwundern; wir nichts deſtoweniger verwundern uns keinesweges. Denn gleichwie der Kranke, wenn er alle möglichen Arzneien, ſo nur die Apotheke aufweiſet, gebraucht, nur die

rechte nicht, ſchwerlich geſund, ja wahrſcheinlich immer noch kränker zu werden pflegt, ſo hatte auch unſer armer Ritter von dem traurigen Gewiſſen keine Ausſicht auf Hülfe, ſo lang er die einzige verabſcheute, die der Arm der göttlichen Barmherzigkeit den Sterblichen darreicht. Freilich, wenn er ein und ein halbes Jahrhundert ſpäter gelebt hätte, und nicht, wie ihn gerade die Reihe traf, nach der Mitte des ſiebzehnten, ſo würde er ſich wahrſcheinlich anders zu helfen gewußt haben. Er hätte ſich, wie man vermuthen kann, in den groben Livreetuchmantel des Indifferentismus eingehüllt, und hätte die trüben Gläſer des Skepticismus vor die Augen genommen, um ſo, vor Schauerwetter und Blitzeslicht geſchützt, mitten durch ſeine Gemüthsgewitter hindurchzugehn; den Stein aber hätte er entweder mit dem Hammer und Meißel ſeines ſchlagfertigen Witzes nach und nach abzubröckeln, oder mit dem Schießpulver der modernen Alleslängnerei auf einmal in die Luft zu ſprengen geſucht. Wie geſagt aber, unſer verzagende Held lebte im ſiebzehnten Säculo, wo man in vielen Dingen es anders hielt, als jetzt. Sein Überdruß und Unfrieden ſtieg von Tag zu Tage, ſeit er keinen neuen Ausweg mehr aufzufinden wußte, und verleidete ihm endlich ſein Leben ſo über die Maßen ſehr, daß der elendeſte aller menſchlichen Entſchlüſſe in ihm zur Reife kam. Gewohnt, ſeine Vorſätze ſchnell auszuführen, ſetzte er ſich in den Wagen, um auf ein entferntes Land-

gut zu fahren, und daſelbſt mit dem mindeſten Aufſehen das häßliche Werk der Verzweiflung zu vollenden.

Hart auf ſich ſelbſt erboßt,
Verdüſtert im Gewiſſen,
Vom Vater losgeriſſen,
Sucht er den letzten Troſt.

O Herz, bald ſoll der Stein
Dich nimmermehr belaſten;
Bald ſollt ihr beide raſten
Tief unterm Grabesſtein!

Schon manche Stunde war der trübe Mann gefahren, und hatte inzwiſchen außer ſeiner Todesgedanken, keine andere Unterhaltung gehabt, als das Concept ſeiner letzten Willensmeinung, und die Austheilung der Güter, die für ihn keinen Reiz mehr hatten. Auf ſeinem Wagen zwar, mit Ausnahme des Kutſchers vor ihm und des Bedienten hinter ihm, ſaß er ganz allein, aber die beſte Reiſebegleitung war die über ihm, die er vielleicht durch das Gebet ſo vieler Armen, welche er reichlich begabt, verdient haben mochte. Mittlerweile war nun ſchweres und düſteres Gewölk am Himmel herauf gezogen, dumpfer Donner rollte in der Ferne, und der Sturm begann ſchon Säulen von Staub in die Höhe zu wirbeln; da blickte der Reiſende zu ſeinem Wagen hinaus, und ſah einen alten Ordensgeiſtli-

chen auf dem Fußſteige neben der Straße einherwandern.

Der ging ſo flink daher,
Und betet ſeinen Pſalter;
Du frommer, froher Alter,
Du trägſt gewiß nicht ſchwer!

Dein Antlitz iſt ſo rein,
Dein Aug' ſo friedlich blicket;
Gewißlich es bedrücket
Dein Herz kein ſchwerer Stein!

Der Prieſter grüßte den Trübſeligen ſo leutſelig und holdſelig, daß ſein freundlicher Blick ihm in die Seele drang, wie der Abendſonnenſtrahl durch die Gewitterwolken. Drum ward auch ſeine Stirne etwas heiterer, und er bat den ehrwürdigen Fußgänger, ſich zu ihm in den Wagen zu ſetzen, um nicht vom Platzregen überraſcht zu werden. Dieſer nahm dankend den Antrag an, und nun war der innere Raum im Wagen gewiſſer Maßen wie der Himmelsraum anzuſehen, denn drinnen wie draußen war milder Sonnenſchein auf der einen, und Sturmgewölk auf der andern Seite. Drinnen blieb es übrigens ziemlich ſtill, denn es wollte dem Alten nicht gelingen, ein Geſpräch anzuknüpfen; draußen aber ward das Ungewitter immer lauter, und brach bald mit größtem Ungeſtüme los, als gerade der Weg durch einen Wald führte.

Wild heult die Windesbraut,
Blitz fährt durch's Waldgehege,
Laut krachen Donnerschläge,
Daß Knecht und Pferd es graut.

Der Herr sieht finster drein,
Und seufzt: was hilft dieß Wettern?
O thät' es doch zerschmettern,
Dich Herz mitsammt dem Stein!

Zündend traf ein gewaltiger Schlag einen Baum dicht am Wege, die Flamme leuchtete hell in den Wagen herein, die Pferde sprangen scheu zur Seite, und selbst der Edelmann fuhr erschrocken zusammen. Der Priester aber lächelte und sprach: Gelobt sei Gott, jetzt wird das Gewitter sich legen. Verwundert sah jener ihn an. Der alte Diener des Herrn aber mochte entweder merken, was für eine bedrängte Seele neben ihm sei, oder nur eben, wie's ihm um's Herz war, reden, denn er fuhr fort und sprach: Ich, meinestheils, werde bei solchen Gewittern immer recht frohen Sinnes. Ist ja unser ganzes Leben eine Reihe von Ungewittern, und wissen wir nicht, welcher Schlag im nächsten Augenblick treffen werde; wir aber lassen dem Ungemach sein Spiel, und warten auf den künftigen ewigen Sonnenschein. — Worte! brummte der Düstere. — Ja wohl Worte, erwiederte er, aber tröstliche. Lasset die Wolken nur hin und her ziehen, hoch über sie wölbt sich doch ein ewig heiterer Himmel. So denke ich mir die Gewölke und die Blitzschläge und Stürme wie die viel-

faltigen Trübsale, Schrecken und Ängsten des menschlichen Lebens; mit dem reinen Himmel drüber her aber vergleiche ich das gute Gewissen. Wohl dem, der sich dessen erfreut. — Deren wird's wohl wenige geben! meinte der Edelmann. — Wenige? eigentlich nicht Einen, durch eigene Kraft, wohl aber sehr viele durch des Herrn Barmherzigkeit, die Er in Seiner Kirche erweiset, wenn wir in Glauben und Demuth eingehn in ihre friedliche Klarheit. Wie mächtig und wie liebreich ist diese Kirche! Wer eine Makel auf seiner Seele trägt, den reinigt sie; wer einen Stein auf dem Herzen hat, den erledigt sie. Selig, wer mit kindlichem Herzen ihr sich ergibt; selig, wer die himmlische Anstalt der Beichte erkannt hat. — Da stieg dem Edelmann dunkle Röthe in's Gesicht, er fühlte sich getroffen. Woher kennt Ihr mich? rief er,

Wie wißt Ihr was mich quält?
Wie wißt Ihr von den Sorgen,
Die tief in mir verborgen?
Wer hat es Euch erzählt?

Ich kenne Euch nicht, mein Herr, erwiederte der Priester, habe Euch bisher auch weder jemals gesehen, noch ist mir etwas von Euch erzählt worden. Es ist nur unsre Art und Weise so, in alle Gespräche gern etwas von dem einzumischen, was sich auf göttliche und selige Dinge bezieht, gerade so, wie ein jeder leicht auf dasjenige zu reden kommt,

womit er tagtäglich beschäftigt ist. Übrigens, wenn Ihr meiner, als eines Dieners der heiligen Kirche benöthiget, und ein Anliegen habt, das Euch bekümmert, so bin ich Euch von Herzen gern zu Diensten. — Macht Euch keine vergebliche Mühe, mein würdiger Herr, sprach der Edelmann dagegen. Was Ihr von mir verlangt, dazu werde ich mich ein für allemal nicht verstehen.

Kein Menschenohr vernimmt,
Was tief in mir verschlossen;
Mein Herz ist sehr verdrossen,
Und auf sich selbst ergrimmt.

Und sollt's auch immerfort
Mir auf der Seele brennen,
Doch kann ich nichts bekennen,
Umsonst ist jedes Wort.

Verzeiht, mein lieber Herr, sagte der Geistliche, ich wünsche, Ihr möget meinen guten Willen nicht für Zudringlichkeit halten. Aber ich sehe wohl, daß Ihr in großer Unruhe seid, und was könnte mich mehr freuen, als Euch zu Eurem Seelenfrieden behülflich zu werden? Ich dringe auf keine Beichte. Wollet Ihr mir aber Euer Zutrauen angedeihen lassen, so verhoffe ich, daß Ihr mit Gottes Hülfe gar bald Eure Ruhe wieder finden sollt, so doch das kostbarste Gut auf dieser Erden ist. Dieß sprach er mit so ernster und doch freundlicher Art, daß der Edelmann gerührt, und von neuer Hoffnung er-

quickt, ihm die Hand reichte, und seinem väterlichen Freunde in Allem Folge zu leisten versprach, was er ihm auflegen würde, und sollte es auch noch so hart und beschwerlich seyn. Unter gleichgültigeren Gesprächen waren sie nicht so bald auf dem Edelsitze angelangt, als er schon über sein nunmehriges Verhalten Rath und Auskunft begehrte. Der gute Vater aber schrieb ihm für heute nichts anderes vor, als bei einem Glase edlen Weines sich bestmöglichst zu erheitern. Hieran nahm er, der Seelenarzt, auch selber Theil, und wußte seinen Wirth in der That in die erste muntere Gemüthsstimmung zu setzen, die er seit Jahren erlebt hatte. Als er aber von ihm Abschied nahm, um in sein Schlafkämmerlein zu gehen, schwebte wieder heiliger Ernst auf seiner Stirn. Wendet noch ein Stündlein an, sprach er, und sucht Euer vergangenes Leben bis auf den heutigen Tag in Kürze zu überdenken. Dann mögt Ihr unter dem Schutze des Herrn recht sanft schlummern. — Und was geschieht morgen? fragte der Edelmann. — Morgen, sobald es Tag ist, machen wir, wenn's Euch beliebt, einen Spaziergang. Hierauf segnete er ihn, ging in sein Kämmerlein, und betete die Nacht hindurch.

Beim ersten Sonnenstrahl
Lustwandelten die beiden
Auf schön beblümten Weiden
Im bachdurchschlung'nen Thal.

Mit frischem Morgenthau
Die Blümlein all sich zieren,
Die Lerchen jubiliren
Hoch in dem Himmelsblau.

Der Edelmann allein
Schaut trüb zur Erde nieder;
Was gilt's, ihn drücket wieder
Der alte schwere Stein!

Der greise Vater nahm das Wort und sprach: Hochgelobt und gebenedeit sei die allerheiligste Dreifaltigkeit! Der Edelmann sprach: Amen. Der Vater fuhr fort, und sprach: Wie schön ist schon diese irdische Natur, und wie überaus herrlich mag erst die himmlische seyn! Es erscheint uns viel Böses und Widerwärtiges hienieden, insbesondere, da wir kaum einen Theil, geschweige denn das Ganze verstehen. Aber aus Wiesen und Wald sieht mich jedesmal ein Vorbild des heiligen Friedens an. Wie ruhig wächst und gedeiht dieß stille Volk neben einander? Da ist kein Neid, keine Bosheit, keine Hoffart, keine wilde Begier. Wie dieser Baum hier, so sollten auch die Menschen seyn. An die Erde gebannt, breitet er doch seine Äste mit kühnem Streben gegen den Himmel hinauf, und aus den verdorreten Blüthen entwickelt sich manche köstliche Frucht. — Ja wohl! bekräftigte jener. — Wir Menschen aber in der geräuschvollen und lebensarmen Welt treiben, leider! ein gar zu verkehrtes Spiel. Die ewige Liebe mahnt, und lockt, und warnet,

und will uns alle in's Reich des Lebens führen, aber wir verschmähen das Licht, um farbige Schatten zu haschen. Ach, jede Sünde ist Thorheit! — Gewiß! gewiß! rief der Edelmann. — Und die Thorheit behalten wollen, ist das Weisheit? — Ich weiß wohin Ihr zielt! — Daß wir uns der Thorheit schämen, mag ganz recht und billig seyn; wie aber, wenn wir uns schämen, die Thorheit von uns zu thun, schämen wir uns da nicht der Weisheit? — Ich verstehe Euch wohl; aber was soll's damit? Ich will und werde Euch nicht beichten. — Das fordre ich auch nicht. Im Gegentheil, ich habe, wie ich Euch versprochen, etwas anderes im Sinne, und hierzu gehört nur Eure geneigte Aufmerksamkeit. Wahrlich, mein edler Herr, ich habe im Verlaufe meines Lebens seltsame Dinge mit angesehen, aber das Seltsamste, Unerklärlichste, und darum auch Schauerlichste von allen Dingen ist mir die Sünde.

Und wie aus Künstlers Hand
Ein Bild, das viel bedeutet
In raschen Strichen gleitet,
So schildert er gewandt

Der Leidenschaften Gluth,
Den flücht'gen Trug der Sinnen,
Der Hoffart toll Beginnen,
Des Neides finstre Wuth.

So geht er emsig fort
Zu noch viel ekiern Bildern,

Und wagt auch die zu ſchildern
Mit ernſt und keuſchem Wort.

Und wie er eins noch malt,
Sieht er den Freund erbangen,
Sieht, wie von ſeinen Wangen
Die heiße Röthe ſtrahlt.

Dieß, dieß, ſo fällt er ein,
Dieß iſt mein Jammer eben!
Dieß liegt auf meinem Leben
Gleich einem Grabesſtein! —

Der Prieſter ſprach: Mein Sohn,
Der Jammer iſt gehoben,
Der Stein iſt weggeſchoben,
Gebeichtet habt Ihr ſchon.

Nun dürft Ihr zum Beſchluß
Das Näh're noch erzählen,
Dann wird Euch neu beſeelen
Der Gnade Überfluß.

Drauf jener tief gerührt,
Dem Drang, der ihn belebte,
Nicht länger widerſtrebte,
Und alles treu vollführt.

Und als nun unverweilt
Kraft ſeiner hohen Weihung,
Losſprechung und Verzeihung
Der Prieſter ihm ertheilt;

Lag er auf ſeinen Knien,
Und dankt' in Liebesſehnen

Dem Herrn, der wieder Thränen
Der Freude ihm verliehn.

Und rief: Nun ſeh' ich's ein,
Groß, Herr, ſind Deine Werke,
Doch unſre Kraft und Stärke
Iſt Demuth ganz allein.

Der Du der Sieger biſt
Des Stolzes und des Böſen,
Durch Demuth nur erlöſen
Willſt Du, Herr Jeſu Chriſt!

Und vor dem Menſchen ſoll
Der Menſch ſein Herz entbinden,
Dann wird ſein Stolz verſchwinden,
Dann weicht der alte Groll.

Drum ſieh, o Herr, mein Leid,
Sieh meines Herzens Reue,
Dein laß mich ſeyn auf's neue
Nun und in Ewigkeit.

Urſtänd.

Eine Scene aus der innern Welt.

Erſte Vorſtellung:

Nacht.

Auf einer der Felſenſtufen, die an den Moldauufern ſchroff ſich erheben, ſaß ich, von lauer Frühlingsluft umſäuſelt, und bedachte, wie ſo wehmüthig erhaben ſich hier an's Hinabſtürzen denken laſſe in die röthlichen Fluthen, ſah auch meine gelben Haare im Winde flattern, und kam mir intereſſant vor, als ein edler unglücklicher Jüngling, ein kühn Aufſtrebender, doch feindlich Erdrückter, philoſophiſch Dichteriſcher, Verkannter, Verarmter, Verlaſſener. Und damit ich an ſolchen ſüßbittern Vorſtellungen nicht Mangel litte, zog ich mein Erbauungsbuch aus der Taſche, betete daraus die »Reſignation,« die »Götter Griechenlands« und das Lied »an Molly,« ſo wie einige andere Herzens- und Hochmuthserhebungen, wie ſie dazumal unter Leuten meines Alters beliebt waren. Doch wollte dießmal nichts fruchten, der tiefe und breite Überdruß, der in meinem Herzen nach aller Bequemlichkeit ſich dehnte und gähnte, war nicht zu verſcheuchen, und ſein krankes Schooßkind, die Troſtloſig-

keit, spreitete mehr und mehr die häßlichen Fledermausflügel aus. Da ward es dunkler und dunkler stets, stockfinstere, pechrabenschwarze Nacht.

Und ein Gewitter stieg aus tiefer Ferne in der Herzensnacht herauf, und donnerte also: Armseliges Leben, elender Sterblicher! Nun hast du schon einige Jahrzehende hinter dir, auf Schulbänken verseſſen, in matten Empfindeleien verträumt, in leeren Hoffnungen verdunstet; solltest nun ein großer Mann seyn, oder auf dem nächsten Wege dazu, solltest Aufsehen in der Welt machen, und die Cultur des Menschengeschlechts, so viel an dir ist, um ein Ansehnliches schon befördert haben. Das Inland sollte sich deiner rühmen, das Ausland sollte Notiz von dir nehmen. Nun bist du, trotz deiner weltbürgerlichen Hochbildung, deines poetischen Talentes und deines edlen Geistes, von Wenigen gekannt, von Niemanden gesucht, von der Erwählten deines Herzens mit Spott zurück gestoßen, ohne Geld und ohne Geldeswerth; an Wohnung hoch und enge wie an Muth, an Kleidern analytisch mehr als synthetisch, und in Speis' und Trank mäßig bis zum Übermaß.

Bei diesen letzten Donnerschlägen des Unmuths schien zwar ein Blitz durch die Nacht zu zucken, und mir's auf's klärste fürzuleuchten, wie daß ich, eben dieser Entbehrungen wegen, ein noch edlerer, ein noch erhabnerer Mensch, als ich selbst vermuthet, daß ich ein Stoiker sei. Aber ach, was für

ein erbärmlich Weſen iſt's doch um einen erzwungenen Stoiker? Außen Trotz, und innen Verzagtheit, wie ein hölzern Monument mit Steinmaſſe überzogen; außen Entſagung und innen heißhungrig Verlangen, wie ein Weichthier, das in ſeine Schalen ſich einzwängt. Da ſitzt die gekränkte Hoffart im finſteren Elendſtübchen des Eigenſinns, auf dem Strohhaufen eingebildeter Vortrefflichkeiten, und mit verkniffener, Zufriedenheit lügender Miene und recht boshaft neidiſchem Blick ſtarrt ſie in die Welt hinaus, und findet die Welt verächtlich, und auf allen ihren Rebengeländern die Trauben ſauer; verachtet mit alle dem die Welt doch nicht, und kann die Lüſternheit nicht bergen. Um die Trotzige herum tanzen mit Elfenfittig und Mondſcheinaugen viel thörichte, ſinnloſe Traumgeſtalten, die nichts ſo ſehr, als Bewußtſeyn und Tageslicht ſcheuen, vor der Thüre des Elendſtübchens aber liegt, damit ſie ja nicht zu öffnen ſei, die Trägheit über Quer, ein wahrer Höllenriegel; und die Unwiſſenheit ſteht als Schildwache darneben.

Unwiſſenheit? Der Meinung war ich damals nicht. Ich war vielmehr in ſehr gelehrtem, tiefwiſſenſchaftlichem Mühl- und Wühlwerk befangen, und bloß erholen wollte ich mich heute von Philoſophie, Hiſtorie und Statiſtik in der ſchönen Natur. Aber mochten die entfeſſelten Bächlein auch fröhlich rieſeln zwiſchen Primeln, Violen und Huflattigſter, mochte hoch in ferner Bläue ihr Lied

die Lerche zwitschern, und oben auf meinem Felsen die weite, freie, sonnige Frühlingslandschaft mich anlächeln, so war mir doch mit allem dem nicht geholfen, ja es verdroß mich auf's peinlichste, und dünkte mich, als wollte die muntere, sorgenlose, unvernünftige Natur eines verdrüßlichen Vernunftwesens spotten, und als wispelte es in allen Birken und Haselstauden umher: dieser Mensch ist ein Narr.

Und ein neues Gewitter stieg in der Nacht herauf, und tobte: Wohl freilich bist du ein Narr, ein deistischer moralischer Narr! Entweder hebe dich vorwärts, und stürze hinunter in die vernichtende Wasserfluth, und setze den unnützen Plagen ein Ende; oder mache dich auf, und jäte das Bischen Moralität aus, welche bei dir nur eine einjährige Pflanze ist, ganz oberflächlich im Herzen eingewurzelt, von Vorurtheil hinein gesäet, von Gewohnheit untergeeggt, in Knabenjahren aufgegangen, ohne Frucht nun wieder hindorrend. Leidenschaften verzehren dich, Mangel und Noth hetzen dich, die gleichgültige Welt vernichtet dich, oder thut, als ob du nicht wärest; die Freiheit liebst du, aber die du besitzest, macht dir keine Freude, Großthaten gefallen dir, aber du selbst hast niemals Gelegenheit dazu. — Ach Elend, Elend! seufzte ich bei diesen ungestümen Schmachreden, ich mag weder sterben, noch bei Leben bleiben. Schlafen will ich und träumen! Muß es denn gerad' heute entschie-

den seyn? Ich will diese trostlose Gegend verlassen und nach Hause schlendern.

Ich kletterte von meinem Felsblock herab, vorsichtig, sehr vorsichtig, um nicht in's Wasser zu fallen, und wanderte, trotzigen Sinnes, dem Stadtthore zu. Als ich durch die Strasse der stattlichen Kleinseite schritt, kam mir das Gedränge der Leute ungewöhnlich, und allzu lebhaft vor, besonders an Kirchenplätzen und in dahin führenden Gassen, die Leute selbst hatten ein feierlich freundliches, und mitunter geputztes Ansehen, und die Frauenzimmer gingen sittsam und andächtig daher. Ich konnte der Neugier nicht widerstehen, im nächsten Bäckerladen nach der Ursache dieser Lebhaftigkeit zu fragen. Die Bäckerfrau sah mich aber mit grosen Augen an. Was gibt's, was gibt's! sagte sie, was ist das für eine Frage? Weiß er etwan nicht, daß man das heilige Grab besuchen geht? — Ach ja, erwiederte ich, wie aus dem Schlaf erwachend, so daß mir der Mund halb offen blieb, — sind wir also schon am Charfreitag! Die gute Frau schüttelte, wie verweisend, den Kopf, ich aber schlich fürder, und inwendig nickte etwas Unheimliches mir Beifall zu, sprechend: Siehe, wie philosophisch du doch von der Menge dich unterscheidest, kaum dachtest du mehr an dasjenige, was doch diese so über alle Maßen beschäftigt. Siehe, wie weit du es schon gebracht hast! — Ja wohl, erwiederte ich. Indeß, du magst sagen was du willst,

so habe ich doch eine bizarre Lust, mit dem Gewühle mich fortdrängen zu lassen; es ist so etwas Schönes, Volksthümliches dabei. Ich ließ mich in die nächste Kirche hinein drängen, ich stand vor dem großartig ernsten, feierlichen Grabmale. Das Kreuz, das mit dem Schweißtuche umwunden, hoch über das Ganze emporragte, die dunkle, geheimnißvolle Draperie, die edlen, trauernden, tiefbedeutsamen Gestalten, die kniend, weinend, betrachtend um den felsigen Eingang sich reihten, und der halbverhüllte, ruhende Leib in des Monumentes Tiefe — alles dieß schien mich in eine ruhigere, ernste, kindliche Stimmung zu setzen, als wollten blinkende Sehnsuchtssterne herauf steigen in meiner trüben Nacht, durch alle halbphilosophischen Traumwelten hindurch schimmernd. Und an einen Pfeiler, zum Schutz gegen die auf- und abwogende Menschenmenge mich lehnend, fing ich zu betrachten an, ob nicht etwa Tod in meinem Leben sey, und Leben in meinem Tode, und ob im Deismus wohl etwas Tüchtiges zu finden sei über Hier und Dort, über Sehnsucht und Erfüllung, über Hoffnung und Liebe? Und ob die größten, wundersamsten Geheimnisse nicht doch etwa im Grabe sich aufschließen; und ob die frommen, von Herzen gläubigen, den Katechismus noch inne habenden Christenleute nicht unendlich glücklicher, ja selbst weiser seyn mögen, als alle Deisten, und Pantheisten, und nüchternen Indifferentisten und andere Nichtchristen? Und

ob denn der Tod und das Grab Jesu, des allerdings unbegreiflich Erhabenen und über alle Menschen weit Emporstrahlenden, wirklich von so unendlicher Wichtigkeit sei, als aller dieser Leute Gedränge ankündigt? Und ob jenes Mysterium im Strahlengehäuse dort, von zartem Schleier umhüllt, vor welchem eben diese Leute ihr Knie beugen, in diesen Leuten nicht mit Recht einen heiligen, Anbethung gebietenden Schauer erregt? Und ob nicht am Ende alles ganz anders, ja ganz entgegen gesetzt seyn könne, als ich mit meiner gebildeten Denkungsart mir es denke? Und ob ich denn überhaupt wahrhaft, recht eigentlich denke? Und woher ich denn alle jene Weisheit genommen haben möge, die mich so sehr über den gewöhnlichen Haufen erhebt?

Da ließ der nächtliche Uhu wieder sich hören, und sprach: Dieser Anblick rührt dich, weil du empfindsam bist. Weißt du nicht, daß die Rührung immer nur unbestimmte, einseitige, unrichtige Ansicht vermittelt? Auch diese Leute sind theilweise gerührt, wiewohl nicht Wenige nur hin und herlaufen, und die Unterhaltung des Tages hinnehmen, weil er keine andere gewährt. So schlecht ist Niemand, daß ihm einige Rührung nicht anmuthig vorkommen sollte, und mancher belobt sich solcher Empfindung halber, und hält sich für fromm, oder, wie sie zu sagen pflegen, sein Herz einer religiösen Stimmung erschlossen. Was heißt dieß alles? —

Ich war eben im Begriffe, dem Uhu Recht zu geben, als unter den Vorüberwandelnden Jene sich zeigte, deren zurückstoßende, verächtliche Härte am peinlichsten von Allem mich getroffen hatte, was je mir Widerliches begegnet war. Da fing der Uhu lauter zu krächzen an, ich wankte von meinem Pfeiler weg, und ein heran drängender Haufe schob mich aus der Halle des Monumentes fort.

Zu einer der Seitenpforten wollte ich hinaus, und im Suchen darnach geschah es, daß ich in eine halb düstere Capelle gerieth, die eben völlig einsam stand. Der Uhu schwieg, und mir war, als breitete Jemand liebevoll seine Arme mir entgegen. Ich blickte in die Höhe, und sah die ausgebreiteten Arme, und sah ein erhabenes, mit dem Tode ringendes, liebreiches Antlitz, und eine bittere, unnennbare Wehmuth begunnte herauf zu schweben in der Nacht meines Geistes, wie ein von schwerem Regengewölk umdunkelter Mondenschein. Ach, bist du nicht Jesus? rief ich aus, bist du nicht Jesus, der Gekreuzigte? — Sieh doch, wie wehmüthig! fing der Uhu wieder an in docirendem Ton; allerdings ist in dieser Capelle ein lebensgroßes Crucifix aufgerichtet, das auf dich einen um so größern Eindruck macht, je mehr du von schlechter Kost, und jetzt vollends von Hunger und Müdigkeit mitgenommen und gleichsam nervenschwach bist. Das wirst du, als ein Psycholog, doch wohl noch einsehen! Du weißt ja, wie lebhaft deine Phantasie ist, und

wie geneigt zu Flügen, die aus der Verſtandeswelt hinaus führen! — Ich ſah nichts deſto weniger zum Kreuze hinan, und hörte mich innerlich ſagen: O Jeſus, dieß iſt ja gewißlich wahr, daß du alle Menſchen geliebet haſt, und daß ſie dich verfolgt, gefangen, verſpottet, in's Geſicht geſchlagen, verſpieen, gegeißelt, an's Kreuz genagelt haben. Und dieß iſt auch wahr, daß du es ſelber voraus verkündigt haſt. Und dieß kann auch kein Menſch läugnen, daß du wahrhaft geſtorben, und wahrhaft wieder auferſtanden biſt. Auch, o Jeſus, iſt es wahr, daß du es vorher geſagt haſt, ehe es geſchah, du werdeſt deine Seele von dir ſcheiden, und wieder zu dir nehmen. Und daß Niemand zum Vater kommen könne, es ſei dann durch dich. Und daß du der Weg ſeieſt, und die Wahrheit, und das Leben. Und ich ſoll noch ferner dich Jeſus von Nazareth nennen, gleich jenen Blinden, die die Ueberſchrift ſchrieben über deinem Haupte? Und ich ſoll Deiner nicht erkennen, als ob du gar nicht wäreſt? Und ich ſoll deinen ſchmählichen Tod verachten, weil ich die Kraft deiner Liebe nicht begreife, weil ich an das Leben nicht glaube? Ich ich glaube nicht, ach ich kann nicht glauben; Du warſt, und du biſt, aber Menſch und Gott! und ein Gottmenſch am Kreuze! — Ja recht, heulte der Uhu aus der Tiefe herauf, nun kömmſt du wieder zu Ihnen, mein denkender Kopf! Merkſt du denn nicht, daß man ſich in dergleichen Betrachtungen

gar nicht einlaſſen ſoll? ein gebildeter, und vollends ein wiſſenſchaftlicher Menſch vermeidet ganz und gar ſolche Gedanken, denn ſie machen nur trübſinnig, und unſre Zeit iſt ihnen entwachſen. So fängt man die Vögel nimmer! Geläuterte Anſichten gelten nur mehr, fort mit ſchmählichen, formloſen Gefühlen, welche nur ſtumpf machen und des Geiſtes freien Aufflug hemmen, und das würdige, edle Selbſtgefühl zu kleinlauter Verzagtheit herab würdigen. So hat der Weiſe von Nazareth es nicht gemeint! — O du kalter, jämmerlicher Sinnenverſtand! ſeufzte ich, wie beklemmſt du mich, wie verhöhnſt du mich! Was nimmſt du mir, was gibſt du dafür? Was iſt dein Ziel, und wer iſt dein Gott? Wie klügelſt du mir mein Elend weg, und den Unfrieden, und den Tod, und die Sünde? — Ja ſo, Sünde! entgegnete die unheimliche Nachtſtimme: gehe mir einmal eine Definition von Sünde, oder ſchlage lieber in den neueſten großen Schriftſtellern nach, und erkundige dich bei Leuten von gutem Ton. Sünde! welch ein obſolet gewordener Terminus! O wie wenig haſt du noch ſtudiert, wie ſchwach biſt du noch im ſpeculativen Denken! —

Mich fröſtelte bei dieſen Worten, ich beſann mich, ich fiel in Zerſtreuung. Der Mond ging wieder unter, ganz finſter ward wieder die Nacht. Ich wendete mich, um dieſen Ort zu verlaſſen, da kniete eine Frauengeſtalt auf dem Schemel hinter mir, im Gebet vertieft, es war die Stolze, die mich

verachtet hatte. O herrlich! rief der Hochmuth zurnend in mir auf, nun wirst du ihr erst recht armselig erscheinen. Dich, den freien Geist, der über alles hinaus war in den Gesellschaften, wo du sie sahest, erblickt sie nun knieend, wie ein altes Weib, vor dem Crucifix. O schäme dich, hoher Geist, dichterischer Denker, erbarmlicher Buchgelehrter! — Und voll Grimm, Kränkung, Ermüdung und Hunger durchwühlt, arbeitete ich mich auf die Straße hinaus, und eilte meiner ärmlichen Kammer zu.

Zweite Vorstellung:

Morgenbetrachtung.

Auf meinem harten Ruhebettlein lag ich, und hörte dem Picken der alten Wanduhr zu, wie sie unermüdlich und emsiglich arbeitet in ihrem Beruf mit unaufhörlichem Zuruf: Wieder ein Augenblick, abermals ein Augenblick. Und ich dachte zurück an die letzten der schon verlebten Jahre, und fand, daß sie überaus öde waren, voll Unruh und wüsten Suchens, und die Freudenkelche, die mir die Zukunft anzubieten schien, lauter Verderbecher, und die Schätze nur Schattenbilder einer Zauberlaterne, die für mich keine Täuschung mehr erkünstelt. Ach, warum kann ich nicht schlafen? wehklagte ich, warum soll dieß stete Gedankengewimmel mich quälen, das in meinem Kopfe gymnastische Übungen treibt? Der berühmte Weltweise hat den Schluß

aufgestellt: Ich denke, folglich bin ich. Sollte man nicht daraus folgern: ich denke viel, also bin ich viel? Ach wie wenig muß ich seyn, weil ich einen Schulbeweis nöthig habe, um dasjenige einzusehen, was keinem vernünftigen ungelehrten Menschen je Kopfbrechens macht. Würde ich einen Holzhauer fragen: Bist du? so wird er antworten: Gott sei Dank, ja!

Welcher Hauch berührt die Aeolsharfe, deren Töne aus freundlicher Ferne die Worte mir zuwehen: Glaubet ihr an Gott, so glaubet auch an Mich? Und diese: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen? — Ich meinte das besser zu verstehen, wenn ich aufstünde, um hinauf zu schauen zum Himmelsgewölbe, an welchem der zahllosen Sterne Schaar ihre wundersame Bahn zog. Da verkältete mein Gemüth sich in der schaurigen Nachtluft, die Flamme der lobpreisenden Andacht erlosch, und deistisches Phosphorlicht bloß blieb übrig, um mit astronomisch-phantastischer Ansicht ohne Wärme zu leuchten, also daß ich meinen modischen Psalm anstimmte und voll frostiger Begeisterung sang: Welche zahllose Menge von Welten! Ja welche Welten von Welten! Ihr Billionen von Sonnen mit euren Planeten- und Trabanten-Systemen, die ihr alle wieder kreiset als Milchstraßen-System um den strahlenden Sirius! Und ihr Billionen von Milchstraßen-Systemen, die kein Aug mehr ahndet! Ihr alle seid mit Vernunftwesen bewohnt, ihr alle

preiet durch sie euren Schöpfer. Und wir Mitbewesen auf dem kleinen Planeten am äußersten Winkel eines Weltsystems, auch wir stimmen mit euch ein! — Hier stockte mein Psalm, denn nun sollte die Antiphone erschallen, in welcher der Deismus und der Lügengeist mit einander abwechseln, um die Worte des Himmels: »Also hat Gott die Welt geliebet,« wo möglich zu übertönen, und durch wüstes Geschrei dem Gehör des heiligen, triumphirenden Glaubens die ewige Freudenbotschaft zu entziehen.

Ich sah von der Himmelsfeste wieder in mein schwaches Herz zurück, da waren die Halbgedanken wieder versammelt, und schwärmten spottend um den großen Gedanken her, der Himmel und Erde versöhnt. Und sie riefen mir zu: Steige hinauf dort zum Himmel mit suchendem Blicke, und verliere dich im unermeßlichen Weltall, und erkläre uns dann, wie dieses Weltalls Herr seine elende Heimath hier, den armlichen Planeten heimsuchen mag, und gleichsam seiner Gottheit Fülle erschöpfen um dieses Planeten willen, als ob in ihm allein die Welt bestünde? — Da wachte ich die Halbgedanken und sprach: Seid ihr eben gewesen, und habt alles gesehen, und kann ich schwören auf euren Bericht? Und sie riefen: Ja, wir haben es gehört, von Leuten die gesehen haben, mit Quadrant und Teleskop und algebraischer Formel. Da erkannte ich einige dieser gottverdunkelnden Reminiscenzen, und trat

ihnen zürnend entgegen und sprach: Siehe da das neue Evangelium des philosophischen Jahrhunderts! Durch grosse Brillen schauend vergrößern sie das unermeßliche Weltall, und setzen eine unermeßliche Kluft zwischen Gott und seinen Geliebten, den Menschen. Aber größer ist das Weltall, als das kühnste Auge ahnden kann, und näher Gott den Menschen, als das treueste Herz begreifen kann, und so unendlich und göttlich seine Liebe, daß er auch des Kleinsten nicht vergessen kann. Und ist denn der Mensch so klein? Hat er den Willen nicht, den freien, über alles Erschaffene erhabenen, das Siegel seiner Unsterblichkeit, das Merkmal seiner gottähnlichen Wesenheit? Aber ich erkenne euch, ihr Geburten der Finsternis, nun weiß ich den Weg, auf welchem ihr zu mir gekommen. Die grossen Forscher der Erscheinungswelt, von denen an, die auf Chaldäas Ebenen die Heerden geweidet, bis zu jenen, die auf hohen Warten ihr Fernrohr aufgerichtet, haben euch nicht das Dasein gegeben; Lästerer nur waren es, und Verführer des Menschengeschlechts, die euch ausgeheckt, und Verächter des ewigen Evangeliums, die euch in künstlich täuschende Träume zusammen gewebt. Reich an Lügen ist der Vater der Lügen, und was der früheren Zeit nicht zu Sinne gekommen, dessen weiß die spätere sich als hoher Ideen zu rühmen.

Gräßliche Bequemlichkeit entarteter Herzen! Allen seinen blinden Trieben folgen, und gelegenheit-

lich die Allmacht des Schöpfers im Weltall bewundern! Einzelne Stündchen der Andacht in Tagen und Monaten der Gottvergessenheit! Wie hohe Rauchwolken emporsteigen zum Himmel aus vulkanischem Pfuhl, so diese Andachtsstrebungen aus Herzen, die ein unreines, irdisches Feuer verzehrt. Thiere schlachtete die Vorwelt, und brachte sie den Göttern zum Opfer dar, thierische Neigungen schlachtet der Christ, und opfert sie dem einigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat; und in dem Einen, unendlichen Opfer, das dargebracht ward in der Mitte der Zeiten, sind alle wahrhaften Opfer aufgenommen, und erhoben zu unendlicher Sühnungskraft. Ach wie elend liegen nun die verlebten Jahrzehende hinter mir! In ihr Nichts sind sie versunken, denn sie sind mit dem grossen Opfer nicht vereint. Der Welt habe ich sie zum Opfer gebracht, die nicht lohnen kann, dem eitlen Genusse, den ich doch nicht errang, der eitlen Ehre, die ich nicht erwarb, dem vermeintlichen Frieden, der mein Herz zerriß; da ist mein Leben hingeschwunden in des Todes Schatten, und wer gibt mir, daß die Nacht verschwinde, und die Bande der Dunkelheit zerreissen, daß ich auferstehe mit dem Auferstandenen und jauchzend rufe: Alleluja!

Da erschrak der Uhu, scheu aufflatternd vor der Ahndung des Morgenlichts, und die anderen häßlichen Nachtvögel mit ihm, und sie hatten ein groß Gekrächz und Gezieve, und wehten mit ihren

Fittigen viel Nebelwolken zuſammen, um drinn ſich zu bergen. Und der Uhu ſprach mit Indignation: Was doch das Nachtwachen nicht thut, und die Anſtrengung des Nervenſyſtems! O daß du ſo wenig auf Kritik hältſt und hiſtoriſche Wahrheit, und das Factum nicht mit Freiheit unterſuchſt! Schon der groſe Helvetier — nicht mein getreuer Helvetius — hat dieſen Verdruß mir gemacht! — Ja mein armer Uhu, erwiederte ich, und mußte faſt über ſein klagliches Blinzeln lachen, hier wirſt du nichts ausrichten. Warum kannſt du jenes Factum nicht vertragen, das als frohe Botſchaft von ſo viel einmüthigen Himmelsboten und Gottesherolden verkündigt wurde aller Welt? Daß der Tod vernichtet ſei, und ſein Stachel zerbrochen, und die Brücke gebaut über die Verweſungskluft zur Unſterblichkeit? — Der Uhu ſchien in Verlegenheit zu gerathen, er ſchwieg, und ließ einige zarte Gefährten, die für Nachtigallen ſich ausgaben, ſüſe Worte mir zulispeln, die klangen und ſangen: Du armes, edles Gemüth, o ſchone, o ſchone deines Leibes, deine Geſundheit nimm in Acht; wolle doch dich niederlegen, es thut dir wahrlich Noth; haſt doch ſonſt auf dieſer Welt nichts als den Schlaf, nichts als den ſüßen Schlaf. Das Wiegenlied verfehlte ſeine Wirkung nicht, ich fand den Rath ſo billig und ſo treu, bald war ich wieder in's Schattenreich des Schlafes eingetaucht.

Als ich, die Augen öffnend, wieder hervortauch-

te, war es hoch am Tage, und der mit Gewölk wieder umflorte Himmel sah auf mein Lager herein, und begegnete einem umwölkten Gemüth. Die Vorhänge theilten sich, und die Verdrießlichkeit trat hervor, um auf das freundliche Tageslicht zu schmälen. Das Tageslicht ließ, des Scheltens nicht achtend, hereinzuscheinen nicht nach, da mußte der Schlaf und die Zeit und das Leben an die Reihe, der bleierne Schlaf, die nichtswürdige, eilfertige Zeit, das dumme, dumpfe, stumpfe Leben. Der Schlaf hörte die Schmachworte nicht, denn er war schon fort; die Zeit blieb etwas stille stehn, im Zimmer wenigstens, und rächte sich mit langer Weile; das Leben aber ergrimmte, und sprach zur Verdrießlichkeit: Wahrlich mich verdrießt es, deine Vorwürfe länger zu hören, denn wer ist's anders, der mich dumpf und dumm macht, als du selber? Verfolgst du mich nicht allenthalben, und schleppst mich sogar an einen Felsen an der Moldau hinan, um mich dort mit Vernichtungsgedanken zu necken? Heute Nacht glaubte ich deiner los zu werden, als das Wort, das mich schuf und erhält, in mir Licht zu werden begunnte, aber dein Freund, der Uhu, hat Mittel gefunden, mich der Trägheit und dir wieder Preis zu geben. Nun so nimm mich hin, weil du Gewalt hast, und weil mein ganzes Elend dir beisteht, ich selbst bin viel zu sehr herabgekommen; — habe einmal viel Schönes gehört von

Glauben, Hoffnung, Liebe, kann jetzt nichts davon verstehen.

So sprach das verschüchterte Leben, und die Verdrießlichkeit murrte dagegen: So laß denn den Leib, den du belebst, vom harten Lager aufstehn, und an einem simpeln Stück Brotes sich ersättigen; siehe, andres hast du zur Erquickung nicht, und kannst dich deiner Fasttage rühmen, es ist jetzt die Zeit dazu! — Ich stand auf, und that also, dann wühlte ich unwirsch in einen Maulwurfshaufen von Grund- und Boden-verderbenden Büchern mich ein, und grub nach Weisheitswurzeln, und quälte mich aus Trotz gegen mich und die Welt den ganzen Tag, und mochte keinen Schritt über die Schwelle gehen, hatte zuweilen auch viel und lang an leeren Wänden zu lesen, zuweilen wieder stand ich mitten im Zimmer, und überlegte, ob meine Füße denn wirklich am Boden befestiget seien. Dann schrieb ich eine begeisterte Rhapsodie nieder, und goß einen Strom von Tinte drüber aus, dann wollte ich meinen einzigen Rock von Qualität ausbürsten, und riß ein Drittheil herunter. Nichts wollte mehr gelingen; das Messer, womit ich mein Abendbrot abschneiden wollte, fuhr mir in die Hand; das Spinngewebe, womit ich das Blut zu stillen gedachte, fiel mir in's Auge, und der Lehnstuhl, auf den ich gestiegen war, um das Spinngewebe zu holen, schlug um, und warf mich zu Boden. Da lag ich denn eine Zeitlang und sann, was nun weiter ge-

U. iv. Bibl. München

schehen solle, und mußte daran denken, was die Stolze, die mich verachtet, wohl jetzt von mir halten möchte, wenn sie mich hier liegen sähe auf den staubigen Bretern; fing endlich überlaut zu lachen an, und schämte mich dabei recht vom innersten Herzensgrund, wohl fühlend, daß ich wahrlich nicht allein sei, und daß der Narrheit Maß erfüllt seyn könnte. Und rasch aufspringend nahm ich Rock und Hut, und eilte, um hinab auf die Straße zu kommen.

Da fand ich von feierlichem Glockengeläute mich umwogt, und von dichtem Gedränge schön gekleideter, frohgeschäftiger Leute, und die helle erleuchteten Kirchenfenster glänzten in den milden Frühlingsabend hinaus, und ich konnte nicht begreifen, wie ich so unsinnig seyn mochte, den herrlichen, freudigen, heiligen Tag in der dumpfen Kammer mit dumpfem Hinbrüten zu vergeuden, als ginge er mich allein nichts an, als wäre ich allein der trübe Uhu unter den fröhlichen Sängern des Hains, als hätte ich allein keinen Theil an Leben und Liebe, da doch der Herr des Lebens und der Liebe gerufen hat: Kommet zu mir Alle — Alle die ihr dürftig und beladen seid, und ich will euch erquicken! Ach, da fühlte ich mit einem Male mich überaus dürftig, und tief gebeugt unter des Elendes Last, die keine Erdenkraft wegzuheben vermag, und des Hochmuths mürbe Stütze war gebrochen, und der Trotz hinweg gespült durch hervorbrechende Thränen. Da drang

aus der offenen Pforte der nächsten Kirche das von Höhe zu Höhe sich emporschwingende Alleluja, und der erhabenste aller Kirchengesänge, das Auferstehungslied, in mein Ohr, und die ewige Wahrheit, schwebend auf den Fittigen der heiligen Kunst, kam mit des Liedes Tönen freundlich grüßend mir entgegen, und lud mich ein, auch mein Herz ihr aufzuschließen, auf daß sie hineinziehe mit den Friedenspalmen und dem Purpur des Aufgangs, und die Finsterniße zerstreue. Da kniete ich schon, meines alten Selbst kaum bewußt, an einem der festlich geschmückten Altäre, und alle Angst und Beklemmung war von mir hinweg genommen, und der Gedanken Zwiespalt war vergangen; es war mir, als hielte eine liebende Macht mich schwebend im Lande der Lebendigen, und als löse die Finsterniß in feierliche Morgendämmerung sich auf vor siegreich hereinstrahlendem Lichte. Und milder und reichlicher flossen meine Thränen, dem fruchtbaren Frühlingsregen gleich, der die schlummernden Knospen erweckt; in den fallenden Tropfen brach sich das Licht, und gestaltete zum siebenfarbigen Regenbogen sich, dem Zeichen der Versöhnung, dem Sinnbild des heiligen Friedens, der strahlenden Brücke, die Himmel und Erde vereint. Und ich sprach: Ich will Dir gehorchen, o Herr, ja ich will Dir gehorchen!

Dritte und letzte Vorstellung:

Morgen.

In grosser Fröhlichkeit stand ich am hohen Osterſonntage von meinem Lager auf, und wandelte im Frühlicht zum Thore hinaus, der reitzenden Felsgegend an den Ufern der Moldau zu. Ich hätte wohl etwas Besseres thun können, und den christlichen Himmel dem freien Himmel vorziehen, aber ich hatte die Willkühr noch nicht hingeben gelernt, um die Freiheit zu gewinnen, und verstand noch die Allkraft der Gnade nicht, die immer nur gibt, um mehr geben zu können. Ja, ich wußte mir beinahe etwas einzubilden darauf, daß ich, einsam wandelnd, so friedlich klaren Bewußtseyns einher schritt, so weit erhaben über alle die Unruh' und Thorheit, die mich noch gestern tyrannisch beherrscht, daß ich, wieder ruhend auf meinem Lieblingsfelsen, vergnügt herab sah in die vorüberziehende Fluth, ohne begreifen zu können, wie so oft ich den wüsten Gedanken gehegt, in dieser Fluth mich zu begraben. Auch jetzt nahm ich wieder mein Erbauungsbuch hervor, doch waren es die Evangelien diesmal und der Apostel Geschichtsbuch. Ich las und las, und ward von hoher Freude bewegt, und verstand, was ich lange nicht mehr verstanden, und fühlte, was ich als Kind nur gefühlt: dann saß ich wieder, und verlor mich im Nachsinnen, und wollte empor mit meinem Geiste schweben, wie die jubilirenden Ler-

chen hoch oben im Himmelsblau; da wogte das Festgeläute vom Dom, und von vielen Kirchthürmen zu meinem Felsen herüber, und mir ward bange und bestürzt zu Muthe, wie einem entlaufenen bösen Kinde, das von der Mutter gerufen wird. Ach, seufzte ich, auf diesen Felsen ist freilich die Kirche nicht gebaut, aber ist es nicht schöner hier, unter dem unermeßlichen Dom, der über die ganze Erde sich wölbt? Was strafen und mahnen diese Glocken mich in so strengem, bedeutsamem Tone, und was wollen sie von mir? Bin ich denn müßig und gedankenlos hier? Bete ich nicht an im Geiste und in der Wahrheit? — Da ließ der Uhu sich hören im Dickicht des Gesträuches hinter mir, obgleich er sich nicht hervor wagte an das Tageslicht, denn sein Geschlecht leidet an bösen Augen. Du bist wohl berathen, krächzte er so freundlich, als er vermag; du hast die rechte Ansicht. Glücklicher! deinem Streben ist es gelungen; der Christusglauben ist dir aufgegangen! Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, das ist der Kern und die Fülle des Christusglaubens! — Wie? erwiederte ich, bist du auch wieder da, und willst überall mein treuer Gefährte seyn? Nun kommst du in deiner erfinderischen Verlegenheit wieder mit einem neuen Worte, und hilfst mir damit bloß auf die Spur. Von einer heiligen, allgemeinen, christlichen Kirche und von einem christkatholischen Glauben habe ich gehört und vordem gewußt; der Christusglaube ist eine empfindsam rührende, ge-

halt- und fruchtlose Vorstellung von Dem, dessen Gottheit man aus vollem Herzen nicht bekennen mag; deine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit ist ein papierner Drache, vom vorüberwehenden Winde einer erhabenen Laune empor getragen, und vom Bindfaden gewöhnlicher Sinnlichkeit an das Irdische gefesselt. Weil ich an Christum glaube, so glaube ich nicht an euren Christusglauben, sondern an seine heilige, sichtbare Kirche; und weil ich im Geiste und in der Wahrheit ihm dienen will, so will ich seinen Geboten folgen, welche Geist und Wahrheit sind. Und Er hat gesprochen, daß, wer der Kirche nicht gehorcht, ärger sei als Zöllner und Heide. Und Er hat noch viel Anderes gesagt, das ich eben jetzt gelesen habe, und wovon mir das Herz entbrannte, wie den beiden Jüngern, die Ihm zur Seite nach Emmaus wandelten; und auch die Worte seiner jungfräulichen Mutter sind mir auf's Herz gefallen, die sie zu Cana sprach: »Alles was Er euch sagen wird, das thut.«

Der Uhu verstummte, wie er's meistens in der Art hat, wenn er mit Liebe und Ehrfurcht von der wunderbaren Mutter reden hört; ich aber sank auf auf meine Knie, und fühlte Herz und Sinn bewegt, und konnte aus tiefinnerstem Herzensgrunde den Schöpfer, Geber und Erhalter alles Guten, anflehen, um Licht und Erkenntniß, um Einfalt und Reinigkeit, um Beharrlichkeit und Treue. Rette mich, o Herr, rief ich, von Trägheit und Todes-

ſchlummer, von Hoffart und Irrthum, von lügneriſchen Träumen und thörichten Erfindungen. Erlöſe mich vom Übel, ja erlöſe mich von mir! Nimm mich mir, und gib mich Dir! Unterweiſe mich in der Wiſſenſchaft deines Heiles, lenke meine Schritte auf gerechten Weg! Siehe, ich bin armſelig und blind, von ganzem Herzen ſuche ich Dich, ſende Deine Erbarmung mir entgegen, laſſe Deine Wahrheit mich finden! — Getroſt und wohlgemuth machte ich mich auf, und ging dem Ufer entlang, da hielt, der Bergſtadt gegenüber, die jenſeits des Fluſſes liegt, ein mit zahlreichen Menſchen beſetzter Kahn, und der Fährmann ſchien bloß auf mich zu warten, denn er rief mir zu, ob ich auch Willens ſei, hinüber zu fahren nach Emmaus? Mir kam dieß wie eine glückſelige Fügung vor, ich ſprang in den Kahn, und gleitete auf hellem Waſſerſpiegel, quer über den Strom, der Kirche unſeres Herrn von Emmaus zu, und mußte daran gedenken, wie die Moldau nun dennoch mich forttrage, aber zu hohem und feſtlich freudigem Ziele. Als das Schifflein an's Land ſtieß, fand ſich's, daß ich keinen blanken Heller bei mir hatte, um den Fährmann zu bezahlen, ein Unfall, der nicht ganz zufällig war, und den ich nur eben nicht bedacht hatte; weislich blieb ich zwar der letzte im Kahn, um mit jenem ein Wort des Vertrauens zu ſprechen, doch vermochte ich damit nicht dem gerechten Zorne des Steuermanns zu ſteuern, der in ganzen Fluthen losbrach. Da wandte ſich die

ſanfte Stimme eines Frauenzimmers, das eben vor mir an's Land geſtiegen ſeyn mochte, an den Ungeſtümen, und eine Hand, die den Obol bezahlte; ich ſah ſehr beſchämt nach der Hand und dem Antlitze, und ward noch beſchämter, denn ich erkannte die Kniende von vorgeſtern, an ihres Oheims Seite. Welch' eine Prüfung für meinen Stolz? Aber dieſer Stolz lag ſchon ſchwach und kraftlos danieder. Welch' eine Gefahr für meine faſelnde Leidenſchaft? Aber die Leidenſchaft ſchien mit einer leichten Überraſchung abgethan. Ich ſtotterte einige Worte daher, welche einen höflichen Dank, und eine dankbare Höflichkeit abſchildern ſollten, ſie aber entgegnete, ſie hätte mich ſchon beim Einſchiffen bemerkt, und ich müſſe ein rechtes Glück gemacht haben, weil ich um keinen Menſchen mich umgeſehen, und ſo heiter ausgeſehen. Darauf grüßte ſie freundlich, und ging die Anhöhe hinauf; noch ein und das andere Mal nach mir umſchauend. Ich verwunderte mich freilich über dieß ſo ganz veränderte Benehmen, und fand es nebenbei ſo ſchicklich, die Beiden zu begleiten, doch merkte ich etwas Schiefes in dieſer Sache, und mußte daran gedenken, daß mich von Neuem Unruhe und Zerſtreuung bedrohe, da ward mir Kraft gegeben, daß ich mich glücklich überwand, und in einiger Entfernung einſam meinen Weg ging. Peinlich war die Mühe wohl, ungleich erquickender der Lohn; ich fand, daß es Freuden, und ſelige Stimmungen gibt, die der Herr ſeinen Kindern ver-

leicht, so oft Er will, und so oft sie, als noch schwächliche und zärtliche Kinder, derselben bedürfen, und daß ein ganzes Menschenleben im Ungehorsame gegen die Kirche, und im Gehorsame gegen die Gebote des eigenen Herzens hingebracht, mit allen seinen Vergnügungen und Freudengefühlen auch einen einzigen Augenblick nicht aufwiege, den eine zu Gott und zu seiner Kirche, oder zu seiner sichtbaren Fürsehung zurückkehrende Seele verlebt.

Das Hochamt war geendiget, in meinem Herzen war alles still und friedfertig, wie in einer sonnigen, einsamen, waldigen Trift, über welche von Zeit zu Zeit nur muntere Schmetterlinge flattern; ich wandelte, fast ohne Absicht, an den Seitenaltären und in den Vorhallen herum, und blieb hie und da in Gedanken verloren, vor einem der Bilder stehen. Da zog mich eines an sich, auf welchem die Mutter des Herrn kniend abgebildet ist, wie der Auferstandene ihrem entzückten Auge sich zeigt, und mit ihm der Patriarchen und Propheten Schar, von Adam bis David, und von David bis Joseph, und auch Dismas, der Erstling der Erbarmungen des neuen Bundes bei Ihm. Da erkannte ich grosse Dinge im lichten Zusammenhange, und der jungfräulichen Mutter Würde, und die überaus freudenvolle Nothwendigkeit eines Mittlers zwischen Gott und den Menschen in der Mitte des ganzen Menschengeschlechts. — Ich kam zu andern Gemälden, und sah Petrus einsam sitzen und wei-

nen, und sah Magdalena weinend und anbetend zu den Füßen des Auferstandenen, und erkannte, welche Schuld auf mir noch liege, und erkannte die Himmelskraft der Reue und der Buße; auch fand ich den Apostel, welcher der Apostel der Zweifler ist, und Aller die den Glauben in sinnlicher Anschauung suchen; den glorreichen Bekenner sah ich, der im Namen aller zukünftigen Gläubigen ausrief: Mein Herr und mein Gott! Und ich fühlte, wie vor allem es nöthig sei, mit dem Geiste einzugehen in Seine Wunden, die Siegel der Menschenerlösung, um Ihn, so Menschen als Gott, in Wahrheit zu erkennen und über alles zu lieben. — Dann stand ich wieder vor dem Hochaltar, und sah den Herrn ruhend zwischen den beiden Jüngern zu Emmaus, wie er das Brot nimmt, segnet und bricht, und ihnen hinreicht. Und wie sie das Lebensbrot, Ihn selbst, empfingen, da wurden ihre Augen eröffnet, und sie erkannten Ihn, Er aber verschwand vor ihren Augen. Und sogleich kehrten sie zu den Aposteln und den mit ihnen versammelten Jüngern zurück, und erzählten, was vorgegangen, und wie sie in der Brechung des Brotes erst ihn wahrgenommen.

Da kam es zur klaren Einsicht in mir, daß ich, gleich dem Äthiopier zu Philippus, sprach: Was hindert mich, theilhaftig zu werden der Verheißung und Erfüllung? Was zaudre ich länger, wie ein Thor, der an der Quelle steht, und zu träge ist, um

zu schöpfen, und nur aus Trägheit verschmachtet? Wie will ich den Lebens- und Lichtborn schauen, und durch ihn erstarken, wenn ich nicht hingehe und schöpfe, so wie ich es darf? Wie will ich den Herrn erkennen und seiner Gnaden Fülle, wenn ich von Ihm getrennt bin, und in keiner Gemeinschaft mit Ihm? Und eine Mahnung erging innen an mich: Geh' hin, im guten Glauben, und handle; erst auf das Werk folgt die rechte Erkenntniß; das Opfer muß dargebracht seyn, ehe das Feuer vom Himmel herabsteigt auf den Altar. Da stellte ich mich, ohne weiteke innerliche Gegenwehr unter die Leute, die gleiche Absicht hatten, und wartete, bis die Reihe an mich kam, und bedachte meiner Sünden verworrene Menge, und den Stolz sammt der Trägheit, die diesen Trupp befehligten, welchen der alte Feind dereinst heranführen wollte gegen mich, um meine Seele für das Reich des Todes zu erobern. Der Himmel sah auf den schwachen Willen gnädig herab; einen weisen Priester fand ich, der mit großer Liebe und tiefer Menschenkenntniß meine gefesselte Zunge löste, und dann durch die Gewalt, die ihm gegeben ist, die alten Bande. Mit dem Weinenden weinte er, und ich fühlte, was hohe, christliche, allgewaltige Liebe sei, und was die Worte bedeuten: »Was ihr lösen werdet auf Erden, soll im Himmel gelöset seyn,« und jene: »Siehe, ich mache alles neu!«

Und als ich dem Tische zu Emmaus mich nahen

wollte, mußte ich mich dankbar daran erinnern, welch ein Glück es für mich gewesen, daß der Obol für den Fährmann mir fehlte, denn ich hätte schon früher ihn um ein Morgenbrot dahin gegeben, als im Dorfe unter den Felshöhen der Hunger mich mahnte, und wäre dadurch zum Esau geworden, der sein Glück und Heil aus gleichem Antriebe verkauft hat. — Es sollte aber fernerhin aus diesem seligsten Mangel, der in meinem ganzen Leben mich traf, noch etwas anderes erwachsen. Im Hinausgehen aus der Kirche fand ich den geistlichen Vater, der auf mich zu warten schien. Er nahm mich auf sein Zimmer, sprach viel und freundlich mit mir, wollte auch von meinen übrigen Lebensverhältnissen wissen, und reichte mir leibliche Erquickung und geistige zugleich. Gedenken Sie der Worte stets, wiederholte er: Suchet erst das Reich Gottes, das Andere wird euch von selbst zufallen. — Es geschah auch also; denn als ich aus diesem Orte, den ich oft zu besuchen mir festiglich vornahm, mich zu entfernen im Begriffe war, wartete noch jemand auf mich, wieder den Oheim an der Seite, und dieser letztere lud mich freundlich ein, mit ihm auf das jenseitige Ufer zurück zu kehren, um des Mittags sein Gast zu seyn; und wußte den Grund dieser milden Begegnung, dessen ich mich freilich gar wohl bewußt war, mit solcher Artigkeit zu verhüllen, daß nicht das Mindeste darin blieb, was mich hätte beleidigen können; die Nichte aber, die wohl dieß alles veranlaßt haben

mochte, benahm sich ihrerseits so verständig, so heiter zutraulich, und doch so gleichgültig, daß keine neue phantastische Thorheit mehr meine Unbefangenheit trübte. Von der Zeit an erblühte auch mein äußerliches Glück, denn der christliche, biedere, nüchterne Mann unterstützte mich mit Rath und That, und da ich die juridischen Studien schon zurück gelegt hatte, so gelang es ihm bald, mir eine Bedienstung auf einer der Herrschaften auszumitteln, denen er als Inspector vorgesetzt war. — Ich bin nun sogar schon glücklich verehlicht, und dieß mit einer Frau, die lange Zeit hindurch vielen Spott erdulden mußte, weil sie Niemanden ihre Hand geben wollte, der nicht als treuer und eifriger Christ ihr erprobt wäre. Und so viele junge Männer von gutem Stande und feiner Bildung nach dieser Hand Belieben trugen, so war doch — wer sollte es glauben? — kein treuer und eifriger Christ unter ihnen. Da wallfahrtete sie einstmalen nach Emmaus, und sah einen Armen, Gedemüthigten, zu Gott Zurückkehrenden daselbst, um den nahm sie sich an aus purer Herzensgüte; nach Jahren aber meinte sie in ihm gefunden zu haben, was so selten zu finden sei, und ist seine Frau geworden. Beide sind ihres Glückes wohl zufrieden, beide wallfahrten jährlich nach Emmaus, und erneuern daselbst alle ihre treuen Gelübde.

Der Organist, der Pudel und die vier Jahrszeiten.

Eine wahrhafte Erzählung.

Erstes Capitel.

Präludium.

In einem nahmhaften Städtlein am Fuße des düstern Böhmerwalds hat vor Kurzem noch ein innerlich junger Altgeselle, und äußerlich alter Junggeselle gelebt, gedacht, gefühlt, gespielt, gesungen und gerungen, der dem ganzen Städtchen viel zu hören, noch mehr aber zu reden gab: Procopius Wenceslaus Ptak mit Namen, ein tüchtiger Organist, ein kühner Denker, und ein gefühlvoller Mann. Lag gleich auf seinem Haupte, wie auf des Ätna Gipfel, ein grauweißer Schnee, so war doch des Feuers noch genug in seinem Busen, nicht selten empor brechend und lodernd aus des Mundes Krater, in einem Lavastrom glühender, schmelzender Melodien und Reden, und rings die Finsternisse mit schönem lichten christlichen Wahrheitsschimmer beleuchtend, obgleich nicht ohne den Rauch einer minder christlichen Eitelkeit, weil, wie der große Lehr-

meister von Kempis spricht, das Feuer zwar oftmals lodert, doch ohne Rauch die Flamme nicht empor steigt.

Herr Ptak war bei allem dem der Mann nicht, der sich deutlich auszudrücken vermochte. Seine Sprache war zwar so hastig, daß alle seine Worte, es sei staccato oder ligato, den 32stel Noten vergleichlich waren; aber die Gedanken und Gefühle strömten in noch viel schnellerm Zeitmaße. Darum hat der gute Mann vielfältig an Kopf- und Herzwehen gelitten, und in solchen Leidenszeiten war sein ganzes empfindendes Wesen einer Äolsharfe gleich, die jedes Lüftlein zu klagenden, sehnsuchtsvollen, zuweilen auch heroischen und murrenden Accorden anregt. In dieser Hinsicht hat der Wechsel der Jahreszeiten auf ihn allemal einen sehr großen und heftigen Eindruck gemacht, so daß er in regelmäßigen Jahres- und Witterungsläufen gewisser Maßen durch die vier Haupt-Temperamente, sammt ihren Übergängen, sich durcharbeiten mußte.

Und obgleich Herr Ptak eines so überaus weichen und liebreichen Gemüthes war, so hatte er doch einige Anlagen zu einem so genannten edlen Menschenfeind. Ich liebe den Umgang mit Menschen nicht, sagte er, weil ich die Menschen liebe. Sämmtliche Dissonanzen sind gut, wenn das Auflösungszeichen endlich alle is, als da sind Finsterniß, Mißverständniß, Betrübniß, Versäumniß, Beschwerniß, Verderbniß, wieder begütigt und hebt, und durch

einige richtig eingeleitete Cadenzen das Ganze zu einem friedlich harmonischen Schluß bringt. Inzwischen, so fuhr er fort, habe ich, weil der Mensch in seinem Hause ohne Gefährten, Diener und Vertrauten doch nicht wohl leben mag, meinen alten Orpheus da in Kost und Quartier genommen, nicht weil er gleich mir, ein Musikfreund ist, sondern weil er die menschliche Musik durchaus verabscheut; denn auf diese Weise führt er ein recht gequältes Leben bei mir, und wird eben dadurch sympathisch mir verkettet, weil auch mein Leben reich an Qualen ist; sintemal so viele Mißtöne mein Ohr, so viele Mißverständnisse mein Herz, und so viele mißliche Umstände meine Hauswirthschaft zerreißen.

Wodurch aber Herr Procop Wenzel Ptak und Orpheus, sein Stock-, Handschuh- und Laternenträger, besonders merkwürdig sich machten, dieß war jener vielleicht geniale, gewiß aber bizarre Einfall, dessen beharrliche und regelmäßige Durchführung sämmtliche Gassenbuben entzückte, die studierende Jugend ergötzte, und die alten mit ihren Nahrungssorgen tief bekümmerten Leute höchlich verdroß, weil solche Leute keinen Scherz verstehen. Der arme Orpheus, obgleich die Hauptperson, hat sich dabei immer nur höchst passiv verhalten. Sein schönes zottiges Fell mußte durch so vielerlei Färbekufen und Farbenstufen gehen, daß von dem mattweißen Grund-Colorit zuletzt kaum etwas mehr zum Vorschein kommen wollte. Und zwar die Art und Weise, wie dieß

zugegangen, kann ohne einigen mahlerisch-dichterischen Pinselschwung nicht wohl geschildert werden.

Wenn Herr Procopius auf seinen vormittäglichen Gängen, von den ersten freundlichen Sonnenblicken mildiglich geschmeichelt, und von schönen gelben Huflattichblümchen und röthlich weißen Maßlieben gegrüßet ward, und der Lerchen freies Organistenvolk hoch über seinem Haupte den Frühling präludirte, da nahm er bei der Heimkehr aus dem besten Kaufladen loci ein echtes Kupfergrün sammt anderen Ingredienzen mit sich, und hatte den Nachmittag über ernstlich zu thun. Und als der nächste Tag gekommen war, ging er gravitätischen Schrittes seinen gewöhnlichen Gang zur Kirche, und Orpheus hinter ihm, im schönen kupfer- und grasgrünen Gewande, des Frühlings Ankunft männiglich verkündend. Hinter dem Organisten aber und seinem grünen Orpheus zog eine ganze Schaar glücklicher Kinder daher, und rechts und links in den Häusern flogen alle Fenster auf.

Allmählich verblich das Grün, und früher noch die Novität der Sache; kein Mensch auf Stadt-, Feld- und Dorfwegen fand an dem grünen Pudel und seinem Herrn etwas Denkwürdiges mehr; mittlerweile aber zog auch die schönste Frühlingszeit vorüber, die Winterfrucht begann schon hier und da zu reifen, und die Sense hatte die Wiesen schon kahl geschoren; da führte Herr Procop seinen irrationalen Freund an die Ufer eines klaren Gießbachs, und

ließ es weder an kostbarer Seife noch an Mühe sparen, bis das Grund-Colorit, und zwar nur deßhalb wieder ans Tageslicht hervor trat, um alsbald durch unechten Saffran und echten Saflor mit hellstrahlendem Gelb sich zu bekleiden. Da ging das Aufsieden, das zu Anbeginne des vorigen Quartals Statt gefunden, billiger Maßen wieder von neuem an.

Nicht so bald aber bemerkte Herr Prak, daß das edle Steinobst sich röthete, und die Pflaumen schwellend den Leuten in den lüsternen Mund hinein sahen, und daß die großen Roßkastanienbäume in der kurzen Stadt-Allee ihrer Blätter überdrüssig zu werden anfingen, als er schon ein ansehnliches Quantum Fernambukholz käuflich an sich brachte, sammt der Zuthat von Alaun, und auf das noch vorhandene gelbe Colorit ein lustig rothes setzte, worin nun Orpheus als Herbstherold glänzender und merkwürdiger als jemals sich ausnahm.

Und wie endlich Birnbaum, Apfelbaum und Haselstaude mit roth und gelben Schlafmützen zum Winterschlummer sich anschickten, und die Waldsänger Abschied nahmen, und wie die letzten Kartoffeln aus den Ackern herausgescharret wurden, kleine Waghalse über große Feuer ihre Sprünge producirten, und festlicher Geschützdonner aus spannenlangen Schlüsselbüchsen hallte, da wußte Procopius Wenceslaus Prak, der edle Naturfreund und Philharmonicus, daß nun die Naturfreuden fürs Erste ihrem Ende sich näherten, um dem philosophischen

Winter Raum zu geben, und die Vergänglichkeit der Kinder des Staubs sammt ihren Freuden wohl beherzigend, pflegte er mit Umbra, Liquiritia und anderem Pigment dem Orpheus ein dunkelbraunes Trauer- und Kummergewand anzuziehen, mit der trüben Farbefluth so tief als möglich die Wolle des geduldigen Thieres tränkend. Und als die Leute des neuen Costümes ansichtig wurden, da hieß es: Nun wird es Zeit, die Winterfenster einzuhängen.

Zweites Capitel.

Fugirtes Grund-Thema am Positiv. Harmonischer Dreiklang und Septimen-Accord.

Wenn Herr Procop Wenzl Ptak zuweilen, den edlen Menschenfeind vergessend, mit seinen ehemaligen Schülern und jetzigen Freunden, dem städtischen Grundbuchführer Krzepelka, dem Medicinä Doctor Skriwanek, und dem Candidaten der Theologie, nun Magistrats-Practikanten Slawik bei abgelegenem Märzenbier vertraulich beisammen saß, pflegte er im Verlaufe des Gesprächs unausbleiblich auf folgende Herzensergießung zu kommen. -

Je öfter ich euch und mich betrachte, deste anschaulicher wird mir die Ansicht, daß wir vier ganz nothwendig zusammen gehören, und mit einander einen vollkommenen harmonischen Dreiklang nebst einem versteckten Septimen-Accord formen. Denn gleichwie ich sonder Zweifel den Grundton vorstelle,

so ist Krzepelka die Terz, Skrivanek die Quint und Dominante, Slawik die Octave.

Daß ich der Grundton bin, dieß, wie gesagt, ist offenbar. Es war eine Zeit, wo ich in der ganzen Stadt den Ton angegeben habe, damit geht's nun freilich zu Neige. Aber, was euch Drei betrifft, so wisset ihr wohl, daß ihr, nächst Gott, eure musikalische Kunst, eure schönen Wissenschaften, und eure Liebe zu meinem und eurem göttlichen Erlöser, und seiner jungfräulichen Mutter, unserer himmlischen Frau, mir zu verdanken habt. Könnt ihr das läugnen? Wie der Grundton, so der Accord; hätte ich euch in eurer Kindheit und Jugend einen anderen hören lassen, so würdet ihr nun so wohlklingende Töne nicht seyn im harmonischen Gottesreiche. Die Terz aber ist Krzepelka, mein lieber getreuer Busenfreund, der Schritt für Schritt meinen Gedanken folget, und mich allezeit erquicket hat durch sein aufrichtig und nachgiebig Gemüth. Dagegen ist dieser Herr Doctor Skrivanek, obwohl dem Grundton ganz harmonisch, und die Octave dominirend, doch schon ein gar selbstständiger, und, wie gesagt, dominirender Geist, der mit mir keinen harmonischen Schritt hält, weil Quinten einander nicht accompagniren können; da hingegen er, seinem Charakter gemäß, aus meiner Tonica in eine höhere strebt, deren Schlußstein er recht gut zu formiren wüßte; aus C dur in G dur. Darum hat er durchaus höhere Ansichten als ich, wiewohl, Gott sei Dank!

keine im Weſen verſchiedenen oder entgegen geſetzten. Und obwohl er ein geſchickter Arzt iſt, ſo gibt er dennoch Gott die Ehre. Du aber, mein vielgeliebter Slawik, du Schluß des Accordes und ſeine Höhe und Vollendung, du biſt mein anderes, mein zweites Ich, nur mit doppelter Schwingungszahl; wie die höhere Octave zur tiefern, verhältſt du dich zu mir, und biſt alſo ganz unisono mit mir: ein jugendlicher, auf's neue blühender Ptak, und ſo ganz identiſch mit mir, daß du ſogar ſüße Thorheiten und Unglück mit mir theileſt, und mit der Zeit gewißlich auch die bittere Reue.

Bedenke ich hierzu noch, wie weſentlich unſere Namen ſelbſt und ihre Bedeutung in dieſem harmoniſchen Dreiklang übereinkommen: Ptak, Krzepelka, Skrivanek und Slawik, — Vogel, Wachtel, Lerche und Nachtigall — ſo kann dieſer, wenn auch zufällige, doch mir wohlgefällige Nebenumſtand unſer Freundſchaftsband nicht anders als feſter knüpfen. Und deßhalb bin ich ohne Furcht vor dem Septimen-Accord.

Es iſt wahr, der Septimen-Accord gibt ſonſt zu großen Ab- und Ausweichungen in fremde Tonarten Gelegenheit, und hat in ſich ſelber einen ſo höchſt zweifel- und räthſelhaften Sinn, daß jeder, der einen ſolchen Accord hört, ſogleich aufs deutlichſte fühlet, daß die Sache ſich wenden, und daß etwas Anderes zu Stande kommen wolle. Allein ein erfahrener Organiſt weiß eben den Septimen-Accord

auf's allerzweckmäßigste ganz nach seinem Ziele zu richten, und die große, unsichtbare Hand auf dem Organon, in welchem Millionen von Dissonanzen zu herrlichen vollstimmigen Dreiklängen aufgelöset und verschmolzen werden, die ewige Vorsicht, wird da auch noch alles aufs Beste zu wenden wissen.

Denn, was soll ich's noch hundert Mal euch demonstriren? Jeder Sachkundige wird mich verstehen, ja jedes Fräulein, welche Clavier zu spielen angefangen. In unserer Tonleiter, so fern ich das tiefe C bin, ist h die große Septime; allein im Septimen-Accord, wo es heißt: 1, 3, 5, 7, oder c, e, g, b, — da ist nimmermehr h, sondern b die Septime, ein mildes, weiches, zartes b; der ganze Accord ein milder, weicher, sehnsüchtiger, sentimentaler Accord, wo meine Octave nimmer zu hören ist, weil sie um einen ganzen Ton b hinausliegt, und die edle Tonart C in die schmeichelnd süße Romanzen-Tonart F überzugehen droht, in welcher ich, das edle tiefe C, meine Grundtonwürde verliere, um dafür, unglücklicher Weise, zur Dominante erhoben zu werden, wogegen ich aus allen Kräften protestire.

Ich will mich deutlicher erklären. Wer ist Schuld an dem ganzen Septimen-Accord? Daran ist Niemand Schuld, als ein höchst unschuldiges Kind, eine reine und melodische Seele, die, wie sie ist, im Chore der Engel mitsingen könnte, eine geschmackvolle Sopranstimme, eine geübte Hand auf dem Clavier, eine

eben so kluge als fromme junge Person, welche die erste Person ist in hiesiger jüngerer Population, und meine Schülerin, Sophia, des Herrn Bürgermeisters Tochter allhier. Seitdem nun sothane Sophia in unserm Accorde die offenbare kleine Septime geworden ist, hat sich die ganze Stellung so verändert, daß der Dreiklang nicht mehr in seiner beruhigenden Abgeschlossenheit zu Stande kommen will; sintemalen die Octave oder der achte Ton, mein liebes Ebenbild Adalbert Slawik, den Ruhepunct verlassen, die Octave zu seyn aufgehört, und dafür vielmehr angefangen hat, von der festen, männlichen und gewaltigen Tonart C, in die gefühlvolle und weichliche F zurückzukehren. Was ist da geschehen? Da hat der fleißige, und von Gott berufene Theologiä Candidatus, nachdem er schon Hand an den Pflug gelegt hatte, mit sentimentalem Blicke zurück geschaut, hat sich des Dienstes im Reiche Christi dadurch unwürdig gemacht, und practicirt dermalen beim hiesigen kleinen Stadtmagistrate, wo er mit der Zeit Stadtschreiber oder etwas dergleichen zu werden hofft, um sodurch einen Anspruch auf Sophiens Stand und Hand zu gewinnen. O armer Adalbert! hierin hast du ein ganz gleiches Schicksal mit mir, der ich ebenfalls vom Pflug zurück gesehen, aber meines schalkhaften Auges Ziel nicht erreicht habe.

Da haben die beiden Töne e und g schon einen nähern Schritt zur Septime, und können auch un-

gleich schneller und unmittelbarer in die Tonart F sich verlieren, eben weil sie keine Schlußtöne sind, und auch keinen so weit hinaus liegenden Entschluß gefaßt haben, als der arme Slawik. Denn e gränzt unmittelbar, und ohne chromatischen Zwischenton, ganz diatonisch und natürlich an f, und findet auch in f seinen gänzlichen Schluß. Auch ist der Herr Rath und Grundbuchführer Krzepella, als ein Mann von Wohlstand, Ansehn und Familie, der mit der Zeit selber Bürgermeister werden kann und muß, in einer dem Bürgermeister so nahen Stellung, daß sein Anspruch auf die Tochter desselben nicht anders als gerecht und billig ist. Was aber den Ton g, oder die Quinte anbelangt, so gibt mir jeder Tonverständige zu, daß dieses ein sehr natürlicher Übergang und gleichsam Rückgang sei: c, e, g, f, oder auch $\frac{g}{b}$, $\frac{f}{a}$, ein recht schöner Schluß in der Tonart F; dergestalt, daß von dem g der diatonische Schritt zu dem F zurück gemacht, und daselbst der Ruhepunct gefunden wird. Und in der That, nachdem dieser Herr Doctor Slawanek im hiesigen Städtchen in einem ganz ungeheuren Ansehen steht, und beinahe noch mehr Veneration genießt, als der Herr Bürgermeister selbst, so wird sein Anspruch auf die Tochter des Bürgermeisters, von der Welt, d. i. von hiesiger Stadtwelt, gar nicht als ein Aufschwung zu größern Ehren betrachtet werden, sondern man

wird finden, daß dadurch vielmehr dem bürgermeisterlich Zahradnik'schen Hause Ehre widerfährt.

Während nun die Sachen so stehen, will mich dieses als das Mißlichste bedünken, daß ich selbst, und Niemand anderer als ich, durch meine organistische Kunst, durch kluge Übergänge, in die Tonart F hinüber spielen, und mich selber zur Dominante und Quart erniedrigen und erheben soll. Denn die Dominante von F ist eben C. Wem von euch dreien aber soll ich helfen? Immer kann nur Einem geholfen werden, und den anderen zweien bleibt also nichts übrig, als entweder

1) die Verzweiflung, oder aber

2) der Gebrauch des gesunden christlichen Menschenverstandes. Werdet ihr den auch haben, zur Zeit, da ihr seiner am meisten bedürfet?

Eines noch sage ich zum Schlusse, und dann gute Nacht. Eins ist, was mich höchlich wundert, eins ist, was mich wundert und tröstet zugleich. Wir sind noch bisher in keine Dissonanz zerfallen, wir haben uns wechselseitig lieb, da wir doch gewißlich scharf rivalisiren. Ja, sollte der fugirte Satz nun anfangen, und in recht feindliche Gegenbewegungen, wobei ich meiner Seits den Contra-Punct zu halten hätte, sich verwirren und entwirren; so muß ich dennoch auf einen glücklichen Ausgang vertrauen, weil dieß schon unbegreiflich genug ist, daß wir bis jetzt so groß und edelmüthig uns vertragen. — Und höher noch schwang Ptak seiner Rede Fittig und sprach:

O ſuſe Concordia, du aller Accorde ſelige Durchſchimmung! in der triumphirenden Kirche tönet deine himmliſche Fülle; auch in der leidenden verhallen deine milden Tonwellen, und paaren ſich mit Klageklauten ſchmerzlich ergebener, ſehnſuchtig duldender Liebe: nur in der ſtreitenden Kirche hienieden muß in wüſtem Lärm oft die ſüßeſte Melodie erſterben, wüthende Klarinetten ſchreien frech zwiſchen andächtige Liedweiſen hinein, und wahnſinnige Poſthornwalzer möchten alle geiſtigen Flötenſtimmen in bürgerlichen und bäueriſchen Herzen überlauben. — So ſprach Herr Procop Ptak, und war tief beweget, und ſeine Thränen perlten in die letzte Neige des Bieres hinein, das in dem Henkelglaſe vor ihm ſtand.

Drittes Capitel.

Winternebel. Chromatiſche Fantaſie aus C moll, und Beiträge zur Akuſtik.

Ueber Stadt und Fluren hatte der Chriſtmonat ſeinen weißen Mantel ausgehängt, und aus Herrn Procopius irdiſcher Unterleibs-Region waren mancherlei Nebel zu Herz und Haupt empor geſtiegen. Gleich bei dem Fruhamt hatte er eine rheumatiſche Diſſonanz, eine arge Verkaltung ſich zugezogen, und Abends kam noch eine gallichte Diſſonanz durch einen hitzigen Aerger dazu, welche beide ihn dergeſtalt wiſchen A moll und As dur hin und her warfen,

daß endlich sein ganzer Lebenssatz in das C moll hinuber modulirt ward.

Da saß nun Herr Wenzl Procop Ptak an einem Freitage in seinem uralten, mit Strohhäksel gefullten Lehnsessel, hatte eine Schlafmütze auf, und gedachte der vergangenen Jahre, deren Anzahl bereits zu einem bedenklichen Paar Ziffern gestiegen war. Und er nahm sein kleines musikalisches Hackbret, welches vor 35 Jahren ein Meisterstück eines Clavicembalo gewesen, vor sich, und hackte auf selbem folgende chromatische Fantasie herunter.

Andante arpeggiato. — p. p — Bist du nicht alt genug, Procopius, bist du nicht alt genug? Jugend, heißt es, hat keine Tugend, aber Tugend hat immer frische Jugend. Nicht alt wärest du, und bloß betagt, auch nicht innerlich durr, sondern saftvoll und reif, wenn du endlich — endlich — ja wohl endlich einmal gelernt hättest, das Kreuz Christi zu tragen, deiner thörichten Leidenschaft weiser Überwinder zu seyn. O Procopius, du sollst gestraft werden! o Ptak, du sollst gezüchtigt werden!

P. P. Und bist du nicht genug schon gezüchtiget, gestraft, gerichtet durch dich selbst? Ist deine Zeit nicht voruber? Dröhnet der tiefe Orgelpunct Ewigkeit nicht mächtiger, zwingender als je unter dem lustigen Manual-Register deiner leichtsinnigen Fantasien her? Höre ihn! höre ihn, wie er durch alle Tacte mit grosem Ernste drohend daher geht, wie die Stimme des Vaters, den Adam und Ewa wan-

dein hörten im schon verlorenen Paradiesesgarten, und erschraken und bargen sich vor dem, welcher das Auge gebildet hat.

Animoso. f. Alter Knabe, so bist du denn gestern Abend wieder am Spieltisch gesessen; hast verspielt, vergeudet, vernarrt, was Gott dir anvertraut hat, was den Armen gehört, nämlich dir und anderen deines gleichen, und hast schmählich gesündiget. Da ist dein alter schmutziger Geist, anstatt der Gewissensstimme, in unverschämter Erbitterung aufgestanden gegen diese Verschwendung, und hat einen häßlichen Groll und Zorn in dir angezündet, den du erbärmlicher Weise mit einer Fluth derselben Worte in dich hinein, und mit einem Schwalle ärgerlicher und unmuthiger Reden aus dir heraus zu löschen gesucht hast. Und bist dem Dechant, dem Bürgermeister, der guten Sophie und der ganzen Gesellschaft, ja der ganzen Stadt ein Aergerniß geworden. O Procopius! O Procopius, welche Schmach! — Ferma. —

Adagio. Wo sind sie hin, die milden Jugendjahre? Freudiger Kindheit Einfalt, und du, des Jünglings himmlisches Streben, wo seid ihr hingezogen? Lebt mich die Erinnerung nicht, wer ich war, als Kirschen und Pflaumen noch das seligste Erdenglück mir bereiteten? Kenne ich den Lichtgedanken nimmer, der mein studierendes Herz erheitert und erquickt hat? War meine feste Gesinnung nicht, dem Himmlischen mich zu vermählen? Habe

ich die Regiſter jemals als Knabe aufgezogen, oder des Orgeltreters gleich demüthiges als wichtiges und effectvolles Geſchäft jemals verſehen, wo nicht jede Pfeife zu hoher Andacht mein tonreiches Gemüth hat angeklungen? Habe ich die heilige Cäcilia nicht zu meinem Herzen ſprechen gehört? Sei ein treuer Knecht, ſprach ſie, in des Vaters Reiche; in eines treuen Knechtes Herz erklinget wunderſam die Harmonie der himmliſchen Wohnungen, und durch dasſelbe übet der Vater ſeine ſüſſen Erbarmungen über die Disharmoniſchen aus.

Ad libitum. Und ich ging hin, und erzählte es meinen Lehrern. Etliche ſagten: du biſt ein Narr. Andere: du biſt ein Schwärmer. Einer aber ſprach: das iſt wohl begreiflich, mein Kind, daß man in ſolche Träumereien verfällt, weil man allzu leidenſchaftlich erpicht iſt auf das Orgelſpiel, und weil man gehört hat, daß St. Cäcilia als Schutzheilige der kirchlichen Muſik und des Organon's verehret wird. Man muß kein Träumer ſeyn, man muß auch der Muſik nicht ſo blind ſich hingeben, aber ſeinen Beruf muß man erkennen, prüfen, und dann befolgen. Man ſcheinet den Beruf zum geiſtlichen Stand zu haben? Gut. Man prüfe alſo, und folge dann. Folget man aber nicht, ſo wird man gewaltig fehlen, und wird in ſeinem weitern Leben nichts als Unglück und Ungeſchick erfahren. Dieß führe man ſich wohl zu Herzen, und alſo handle man jederzeit mit Vernunft und Überlegung.

Presto. $^6/_8$ f. f. Unglück und Ungeschick, dich hab' ich erfahren. Vernunft und Überlegung, mit euch hab' ich nicht gehandelt. Temperament und Leidenschaft, mit euch hab' ich gehandelt. Ruf und Beruf, euch hab' ich verlassen! Ist's nicht der Geist, der lebendig macht? Ist Fleisch und Blut etwas nütze? Ach, was ist der Mensch für ein Thor! Der weise, hochherzige Jüngling, wie wird er zum eitlen, sclavischen, tollsinnigen Manne! Das schöne edle Thema, wie wird es so wahnsinnig fugirt! — Wie schreien die unerlaubten Quinten unter durch, und die übermäßigen Sexten, und wie kommen die verdeckten und heimlichen Quinten so schmählich zum Vorschein!

Alla breve. p. Nun bin ich alt, und alt genug, und doch so blutjung an Verstand. Vorüber gezogen längst ist jeder Hauch von Jugend, und noch keine Spur von Tugend. Ich liebe Gott, und ärgere meine Nächsten. Ich glaube an Jesum Christum, und Niemand glaubt mir diesen meinen Glauben. Ich hoffe auf das zukünftige Leben, und bin schon jetzt ein todter Mensch. Ins Reich des Lichtes und der Wahrheit soll ich eingehen, und bin voll Finsterniß und Confusion. O Orpheus, was fletschest du die Zähne wider mich? Ich weiß, was du mir sagen willst. Du dienest deinem Herrn unendlich treuer, als ich dem Meinigen. Und bist doch nur ein unvernünftig zottig Thier, dessen lappig Ohr kein Gehör verwahret, wie es dem Menschen ver-

lichen iſt zu hochadeliger Würdigkeit: ein muſikaliſches Gehör, und ein gläubiges, ein Ohr für Wohlklang und für Wahrheit!

Moderato. Denn, ſeit mein Doctor Skriwanek mir's ausführlich erkläret hat, daß im innerſten geheimen Ohrenſaal, in welchen man nur durch's Fenſter ſteigen kann, ein wahres Labyrinth ſich findet, mit der gewundenen Schnecken- oder Wendeltreppe, und den halbzirkelförmigen Canälen, muß ich über mich und alle Organiſten höchlich mich verwundern, wie dieſe Leute um Glauben und Wahrheit ſo wenig ſich bekümmern können? Die Tonwelt, wie die unſichtbare Wahrheitswelt, beide ſind ein Labyrinth für uns, in welchem man ſicherlich ſich verirren muß ohne Generalbaß und ohne Katechismus. Wer wird es wagen, ein Tonſtück von Händel oder Bach zu beurtheilen oder zu bekritteln, der vom Generalbaß nichts verſteht? Und wer erkühnet ſich, über Gott und göttliche Dinge ſelber etwas zu componiren, der ſeinen Katechismus vergeſſen, oder aber gar nicht gelernet hat? Nun iſt aber das Reich Gottes ein Reich der Harmonie, und wenn die Muſik auf ihren unermeßlichen Wellen nicht unzählige Geheimniſſe trägt, ſo will ich nie eine Partitur mehr zur Hand nehmen! Ja zu Orpheus will ich auf die Erde mich ſetzen, und heulen mit ihm durch die troſtloſe wüſte Lebensnacht, die für ihn ohne Tagesanbruch endet!

Allegro. O Labyrinth dieſes irdiſchen Lebens,

wer findet ſich hindurch, in deſſen Ohrlabyrinthe nicht Worte des Lebens und der Wahrheit Einkehr genommen haben? Sanct Paulus ſpricht: Fides ex auditu; durch's Gehör der Glaube. Und Hören, Horchen und Gehorchen führt ſchnurſtracks durch jedes Labyrinth zum herrlichen Ziel. Darum rufe ich aus: O Würde, o Schönheit eines gebildeten, geübten Gehörs! O ſtrahlende Hoheit eines von ewiger Wahrheit harmoniſch durchklungenen Muſikers und Organiſten! War nicht David ein ſolcher Organiſt? Und Aſaph und Ethan? Und Sanct Cäcilia?

Largo. Aber ach, was für ein Organiſt bin ich? Bin ich beſſer als ein Wind, der zufällig aus den Bälgen durch die Pfeifen fährt? Was für ein Glaube iſt dieß, den jede Gelegenheit zur Lüge macht? Was für ein Tact, der in jeder Fuge verloren geht? Was für ein Tonmeiſter, der keiner Diſſonanz auszuweichen verſteht? Nun ſitze ich hier, und bin krank, und werde vielleicht noch ein-, zweimal krank ſeyn, und letztlich wird man bei dem todten Manne das Miſerere anſtimmen. Alsdann möge der Herr mir barmherzig ſeyn!

Finale agitato. Nun fällt mich der heftige Magenhuſten wieder an. Ach Orpheus, du kannſt mir nicht helfen! du haſt einen hülfloſen Herrn, weil dein Herr einen unbehülflichen Diener hat. Kannſt du nicht vor Clawik's Thüre laufen, und aus allen Kräften bellen? Zu Clawik; verſtehſt du? Dieſen

Zettel ſtecke ich dir ins Halsband, den laß' ihn leſen. Allons vite!

Viertes Capitel.

Aloëtiſche Lebenstinctur. Sophie und Hadrawa. A quatre mains. Kurze muſikaliſche Abhandlung über den Querſtand. Orpheus als Mordante.

Slawik trat wirklich, obwohl nach geraumer Weile, mit dem Braunen in die Alten-Junggeſellenſtube herein, und beide ſahen den Junggeſellen mit bedenklichen Augen an, mochten ihm aber den Grund davon nicht eröffnen; Orpheus, weil er nicht konnte; Slawik, weil er nicht wollte. Orpheus machte ſich doch etwas deutlicher, indem er ganz klägliche Laute hören ließ, und zwei bis drei Mal mit ſeinen Vorderfüßen einige Mißtöne auf dem Clavicembalo anſchlug. Ich verſtehe ſchon! rief Herr Ptak, ich erinnere mich ſchon! Die Segenmeſſe habe ich heute verſchlafen, und hätte mich auch der Morgenſchlaf nicht überfallen, ſo würde dieſer barbariſche Huſten doch mich gehindert haben. Es iſt demnach in hieſiger Stadtkirche heute Morgen keine Orgel gehöret worden. Schlimme Pauſe! die erſte freilich, die man mir vorwerfen kann, aber leider nicht auch die letzte. Denn du ſiehſt, Slawik, daß ich ſehr krank bin. Es iſt viel Staub in den alten Pfeifen, oder Luftröhrenzweigen, wie ein Doctor Skriwanek ſie nennt, und in den Zügen, will ſa-

gen Nerven, Vieles ſchon mank. Und obwohl die jetzigen Aerzte, zumal mein Herr Skriwanek, ihren beſten Wortkram von meiner edlen Kunſt und Handthierung erborgt haben, was Maßen ſie von Harmonie der Lebensverrichtungen und Disharmonie, von Spannung, Ueberſpannung und Abſpannung, von Ton und Atonie, item toniſchen Krämpfen und atoniſcher Gicht, und dergleichen, ganz zierlich zu reden wiſſen, ſo können ſie doch kein altes und morſches Orgelwerk mehr auf ſolide Beine bringen. Deßhalb will ich wieder meine Zuflucht nehmen zu meiner hoch- und weitberuhmten, untrüglichen, geheimnißvollen in ihren Ingredienzen, in ihrem Effect aber offenbaren, wahrhaften, echten und einzigen Lebens-Tinctur, deren Recept und Vorſchrift ich von der Frau Schwiegermutter der Stieftochter meines verewigten Generalbaßmeiſters erhalten habe, die es von der Witwe eines Kammerdieners bekommen hat, welcher, da er mit ſeinem Grafen, dazumal ſchwediſchen Geſandten, in der Stadt Stockholm ſich aufhielt, ſo glücklich geweſen iſt, daſſelbe durch die dritte Hand von der Wirthſchafterin und Univerſalerbin eines verſtorbenen weltbekannten Chymikus und Leibarztes in Copia an ſich zu bringen. Ich nehme davon gewöhnlich nur von einer Jahreszeit zur andern, und ſo oft ich meinem Pudel eine andere Farbe gebe; heute aber muß auf den geſtrigen ſkandalichen Excess ſchon eine Ausnahme von dieſer Regel folgen. Nimm alſo die Eſſenz nur

dort vom Schrank herunter, und ſchenke mir zwei tuchtige Eſslöffel voll in dieſen Kelch, will ſagen in dieſes Näpflein hier; wende aber alsdann dein Angeſicht ab von dem meinigen, weil dieß letztere in ganz erbärmliche Mienen ſich verziehen dürfte.

Herr Slawik that nach dem Auftrage, und Herr Prak ſetzte den verjüngenden Labebecher an den Mund, Orpheus aber begab ſich in einen Winkel, und ließ daſelbſt ſeinem Klagegeheul vollen Lauf, wahrſcheinlich weil er, in den begrenzten Conjecturen ſeines brutalen Verſtandes-Analogon vermuthen mochte, daß nun ſchon wieder ein neues Colorit an die Tagesordnung komme, als eben Herr Skriwanek haſtig herein trat. Was haben Sie da? rief er; ſchon wieder die verwünſchte Lebenseſſenz? Halten Sie ein, Sie trinken den Tod! — Iſt allbereits drinnen, ſagte Herr Prak, indem er zu dem Freunde mit ſuſiglichem Herzen und gallbitteren Mienen ſich wendete; und zwar in doppelter Doſis! Jetzt muß noch ein Schluck mittelſtarken Kornbranntwein als Arriereguarde — Nicht unterſtehen! rief der Andere. Mit Ihrer aromiſchen Gicht, mit Ihrer Neigung zu Bronchial-Entzündungen; dazu noch der Spiritualism von geſtern Abend, ſind Sie denn toll? Es hätte ein ſcharfer Streit zwiſchen dem Lebenstincturirten und dem gerechten Antitincturiſten ſich entwickelt, wäre nicht die kleine Zertime eingetreten, begleitet von einem plumpen und gar tiefen Ton, wo nicht Unton, mit dreieckigem Hut, drei-

tem Achselquerriem und crau-ſitem Haſelrohr, in der Perſon Hadrawa's, des furchtbaren, alles, nur keinen Scherz verſtehenden Hadrawa. Dieß Mal aber ſchien Hadrawa zu einer Miſchung von Sanftmuth und Hoffart reducirt und gemäßigt zu ſeyn: Sanftmuth, weil die kleine Septime ihn dämpfte; Hoffart, weil er die große Ehre genoß, dieſelbe ſo ſtattlich durch die Gaſſen zu begleiten, nicht ahnend, daß eben dieſe Ehre ihn pro tempore von einem Magiſtrats- und Rathsdiener zu einem Privatdiener herabwürdigte.

So freundlich ſüße Mienen auch der Practikant und der Practikus dieſer überraſchenden Erſcheinung entgegen leuchten ließen, ſo waren ſie doch ſo wenig fähig, die annoch bittere und ſaure des Herrn Organiſten unbemerklich zu machen, daß Sophie ſogleich ihn anredete: Sie ſind ja wirklich krank, recht ernſtlich krank! Da ſieht Er, Hadrawa, wie ungeſchickt Er poltert! — Ja, geſtrenge Jungfer Sophie, ließ dieſer ſich verlauten, ich habe ein für allemal gemeſſenen Befehl, dem Mann ſeinen ihm gebührenden ſcharpfen Verweis an Handen zu geben, und ſo fern es noch ein Mal geſchieht, ſo wird's um den Dienſt auch geſchehen ſeyn, und wird man einen neuen Organiſten noch aufzutreiben wiſſen. Es geht ohnehin ſchon zur Neige mit dem da, er iſt alt, hat ſteife Finger, und ſieht lieber in die Kanne und in die Karten, als in die Noten; auch ſagen die jungen Leute, daß er mit dem Geiſte der

Zeit nicht fortschreitet. Was mich anbelangt, so verstehe ich davon nichts; aber wenn ich ein Amt halte, so gibt's einen anderen Tact und einen anderen Gesang! Bei diesen Worten gelüstete es den groben Mann, ganz anschaulich mit dem Haselrohr zu figuriren; Sophie aber verwies ihn mit drohendem Finger gebieterisch an den Ehrenplatz bei der Thüre, wo er und Orpheus einander imponirten; sie nahm dann ein Päckchen Chocolate und Zwieback aus dem Strickkörbchen, offerirte diese Trost-Materialien dem betrübten Manne, und bat ihn, sich zu trösten, sich zu pflegen, sich zu schonen, ihr consularischer Herr Vater meine es so böse nicht, und müsse nur von Amtswegen so sprechen; und was dergleichen mehr war. Dann aber machte sie sich eiligst aus dem Staube (der in Ptaks Behausung reichlich vorhanden war), und der tapfere Doctor bemächtigte sich der Ehre sie zu begleiten, worüber jedoch der stille Magistrats-Practikant alsbald wieder sich zu trösten wußte; denn, sagte er, durch das Fenster spähend, sie nimmt sein Geleit nicht an, sondern geht allein, und bloß der Scharwächter hinter ihr. Herr Ptak, fuhr er fort, haben Sie beherzigt, was sie sagte? Sie müssen durchaus sich schonen, und einige Tage das Bett hüthen. Ich will statt Ihrer schon auf den Chor. — Ei, Slawik, willst du das? Schön, ich nehme es an. — Ich will auch Ihre Lectionen suppliren! — Ei, Slawik, willst du das auch? Erwan selbst bei So-

phie? Sie hat eine vierhändige Sonate einzuſtudieren, die ſoll ſie eheſtens produciren. — Ganz wohl, Herr Ptak, ich will es ſchon beſorgen! — Ei, Slawik, meinſt du's ſo? Ich nicht. Du ſentimentaler Narr, empfindſamer als ſelbſt die empfindſame Note! Bei dieſen à quatre mains, bei dieſem vierhändigen Klein-Symphonienſpiel, wer hat da wohl ſeine Hand im Spiel? Haſt du noch keinen Roman geleſen, du gefühlvoller Gimpel oder Nachtigall? O Nachtigall, armer Slawik! auch ich bin in Arcadien geweſen, auch ich bin ein junger Geck geweſen; ſolch ein Volk weiß nicht, welch ſchauerlicher Dämon ihm auf den Schultern ſitzt. Ein Herz voll Empfindungen, das iſt dem Fürſten der Lüge eben ganz willkommen. Da ſitzt er drinn, und orgelt, flötet und ſchallmeiet, bis die Vernunft ganz ſacht entſchlummert iſt, dann brechen die Leidenſchaften in eine wilde und tactloſe Fuge aus, die in eine ewige Diſſonanz ſich endiget. O Slawik! Bereits wäreſt du ein tüchtiger Arbeitsmann in der Landwirthſchaft des Herrn, nun biſt du ein verzagter Practikant mit ſchwacher Theorie. Machſt du dir wirklich Hoffnung auf das gute Kind? Ja, ſagſt du. Nun merke wohl. Warum iſt Sophie das Ziel aller deiner Hoffnungen? Weil ſie ein Engel iſt; nicht wahr? Gut, ſie ſei alſo ein Engel, was ſie allerdings auch werden kann, wiewohl nicht früher, als nach dem Tode. Wie unterſtehſt du dich aber, auf einen Engel Anſpruch zu machen, wenn du nicht

wenigſtens ein ſehr edler, erhabener Geiſt biſt? Gut, du ſeieſt alſo ein ſolcher. Was folgt daraus? Ihre Stimme geht einen guten, reinen, ſchönen Gang; ſo auch die deine. Was fordert nun das Duo, welches den Eheſtand vorſtellt? Ein gemeinſames Fortſchreiten zweier Stimmen. Wie aber, du Unbeſonnener! wenn jede Stimme aus einer andern Tonart iſt, entſteht da nicht der fehlerhafte, unerträgliche, alle Harmonie vernichtende Querſtand? Ein Querſtand, mein Sohn, ein Querſtand iſt der Eheſtand — zwei Köpfe, zwei Sinne, zwei Tonarten, die einander nicht begleiten können, und dennoch ſich begleiten ſollen. Siehſt du dieß nicht ein? Ich ſelber habe, leider! vor etwa 15 Jahren erſt es klärlich erkannt, und ſeit der Zeit habe ich dieſen armſeligen troſtloſen Junggeſellenſtand bis an mein Ende fortzuführen beſchloſſen. Aber ach! vermählen muß die Menſchenſeele ſich, ſoll ſie Frieden und Freude finden. Dem edlen, himmliſchen und dominirenden Tenor des Menſch-gewordnen Wortes, der ſußen und friedlichen Stimme Chriſti muß jede Menſchenſtimme ſich anſchmiegen, will ſie dereinſt in Verzweiflung nicht verſtummen, und in das Geheul des Haſſes ausarten. Mein Sohn, du warſt zu einem höhern Eheſtand berufen, und nicht zum Querſtand. Deine Stimme ſoll jetzt ſchon mit den Lobgeſängen der himmliſchen Chöre im Einklang tönen, und du ſuchſt dir ein einzig Stimmlein auf der Erde, dem allein du conſoniren möchteſt, und

nie consoniren wirst; denn es ist noch keine Ehe glücklich gewesen, die aus leidenschaftlicher Liebe geschlossen worden, und nicht im Himmel, nicht in ruhiger Wahrheit, nicht in Christo. — Aber ich rede umsonst.

So sprach Herr Ptak, und so beschloß er seine Strafrede, doch nicht deßwegen, sondern weil ihn Schauer, Hitze und Husten von neuem befiel. Er brachte auch die folgende Nacht sehr übel zu. Deßhalb bei Tagesanbruch schon kratzt Orpheus an Slawik's Thüre, dieser versteht die Botschaft, und begibt sich auf den Chor; Orpheus mit ihm. Es wird ihm zwar bedeutet, sich nach Hause zu trollen, er scheint es aber für seine Pflicht zu halten, für's Erste ein wenig da zu bleiben. Herr Slawik läßt's an Fleiß und Kunst nicht fehlen, doch scheint er zerstreut zu seyn, und endlich dünkt's ihn ganz unmöglich, nicht von Zeit zu Zeit in ein Oratorium, wo Jemand kniet und betet, hinüber zu schielen. Da fängt sein Spiel an tactlos zu werden, und endlich ganz zu stocken, die Leute in der Kirche unten sehen mißvergnügt hinauf, Orpheus aber ergrimmet sich gegen Spiel und Spieler, fährt bellend aus seinem Versteck hervor, und beißt den Raths-Practikanten in die Wade. Hierauf kehrt er citissime zu seinem kranken Herrn zurück, und bellt vor seinem Bette mit so nachdruckvollem Pathos, daß der Kranke sich hinter den Ohren krauet und spricht: Nicht wahr, du armes Thier, es gibt schon

wieder Verdruß? Nun laß' uns Muth faſſen, komm' es wie es wolle.

Fünftes Capitel.

Terzquarten-Accord. Chriſtblume aus dem Wintergärtlein eines katholiſchen Dichters. Bewegliche Neujahrs-Billete. Quintſexten-Accord und Vorhalt.

Es gab des Lärmens und Tadelns viel in der Stadt. Eine Partei ließ ihrem alten Groll gegen den alten Organiſten freien Lauf; eine andere ſprengte aus, der Organiſt liege auf den Tod krank darnieder; da und dort ließen ſich auch ſehr bedenkliche Invectiven gegen den harmloſen Orpheus hören, welche ihn zu einem Delinquenten machten, der ohne weitern Urtheilsſpruch oder Standrecht den Hals verwirket hätte; dem armen Slawik wurde alle muſikaliſche Ehre rein abgeſchnitten; die geiſtlichen und weltlichen Ortsbehörden aber ſannen betrübt nach, wie dem empfindlichen Mangel eines Organiſten um ſo ſchleuniger abzuhelfen, je gewiſſer morgen ſchon, als am erſten Adventſonntage, die erſte Rorate zu halten ſei. Da ließ Herr Ptak, miſerabeln zwar, doch heitern Angeſichts, ſich auf der Gaſſe ſehen, und machte ſämmtlichen Verhandlungen ein Ende. Augenzeugen verſicherten, er käme eben von dem Herrn Dechant her, mit dem habe er ein halbes Stündchen einſam zugebracht, und ſeien ihm beim Fortgehen dicke Thränen aus

den Augen gequollen, woraus man schloß, Herr Ptak habe gebeichtet, und es habe ihn ernstlich gereut, nicht, daß er gebeichtet, sondern was er gebeichtet hat. Es mag auch so gekommen seyn. Denn man hat Herrn Ptak zu Skriwanek auf der Straße sagen gehört: In eurer ganzen Kunst ist kein solches Mittel. Ja selbst was Lebenstincturen und Polychreststalze betrifft, so gibt es keine bessern, als die Thränen eines Auges, zu welchem wieder das Auge Gottes sich wendet. Und ist, nach meiner Weise zu reden, die heilige Buß' und Beichte ein süß geheimnißvoller Terzquarten-Accord, der aus der Tiefe des Herzens ausgeht, und in hoher Wehmuth verhallend, einen friedlichen Dreiklang aus dem ewigen Vaterherzen nach sich zieht, welcher mit Geduld und Ergebenheit den ganzen Menschen beseligend erfullet. — Alles sehr wahr, sagte der Doctor, nichts desto weniger müssen Sie ins Bett, wollen Sie anders der Luftröhrenschwindsucht noch entgehen, was vielleicht jetzt noch möglich wäre! — Vielleicht noch möglich? rief der gerührte Patient; vielleicht und kaum wird hier wohl das Nämliche bedeuten wollen? Sie zucken gleichsam unmerklich die Achsel? Nun, Gott sei Dank! so darf ich mich doch nimmer schonen, und darf mich auch nimmer selbst bei der Nase führen. Jetzt gilts! das Tonstuck geht bereits in eine Haupt-Cadenz herunter; jetzt nur einige geschickte Modulationen noch, und regelrecht ins alte ehrliche Christen-Thema wieder

eingeleitet, ſo könnte die alte erzkatholiſche Wahrheit: Ende gut, Alles gut! an mir ſich noch bewahrheiten. Eine vielleicht jetzt noch mögliche Cur eines incurabeln Übels iſt eben auch ein Terzquarten-Accord, und muß ſchlechterdings für die Seele in einen Übergang übergehen, und für den Leib in eine Auflöſung ſich auflöſen. So wird denn Ptak den Weg alles Fleiſches gehen, ſeine Seele aber ſoll, von aller Schwindſucht fern, aufblühen, erſtarken und gute Werke thun, dadurch, daß der alte Ptak, bevor er ſtirbt, recht kindiſch oder kindlich wird, in ſeliger Gotteskindſchaft, durch Jeſum Chriſtum; Amen.

Wir laſſen nach dieſem Amen die heilige Adventszeit vorüber gehen, und ihre winterlich geheimnißvollen ſtillen Freuden; wir halten uns nicht dabei auf, mit dem guten hectiſchen Organiſten an finſtern und ſchaurigen Wintermorgen durch tiefen Schnee zur Kirche hinzuwaten, und dort ihm zuzuhören, wie er den Adventgeſang ſo ſüß und volltönig modulirt, daß alle Herzen darob beweget werden; wir wollen ſelbſt den glorreichen und friedensreichen Chriſttag vorbeiziehen ſehen, an welchem Herr Procopius die ganze Fülle ſeiner Ton-Myſterien in ſelige Paſtorale entfalten läßt; wie geſagt, wir wollen, wie etwan Sophien und dem guten Procop damals zu Muthe war, nur mit einer zarten Chriſtblume vergleichen, die wir aus eines Freundes Gärtlein per Parentheſin hier überpflan-

zen, weil ſie, gleich der Hortenſia, durch Vervielfältigung nur gewinnet.

„Durch des Winters Wetter
Laßt uns täglich zieh'n,
Wo vor dem Erretter
Fromme Chriſten knie'n,
Wo da ſingt des Himmels Heer:
Gott die Ehr'!
Singt im wunderſchönen Liede:
Gutem Willen, Friede.“

„Eine leere, weiße,
Liegt die ſchöne Flur,
Unter'm Kleid von Eiſe
Kämpfet die Natur.
In den Thälern, auf der Höh'
Liegt der Schnee,
Und die Ströme müſſen
Unterm Panzer fließen.“

„Herr, o führ' uns Alle,
Selbſt durch Nacht und Wind,
Zu dem heil'gen Stalle,
Wo du liegſt ein Kind,
Ferne von dem Himmelsthron,
Gottes Sohn
Will dem Geiſt, als Gaſt auf Erden,
Zum Erlöſer werden.“

„Und der Mond, der Reine,
Mit dem ſchönſten Schein

Scheinet auf die kleine
Krippe ſanft hinein,
Wo, der Tod und Höll' beſiegt,
Schlafend liegt,
Ihn, herab gebeuget,
Eine Mutter ſäuget."

Blöß' und Kält' Er leidet,
Wächſt heran zur Pein,
Viele Schaf' Er weidet,
Macht aus Waſſer Wein,
Will dann ſteigen gar hinab
In das Grab,
Werd' ihn daraus ſehen
Siegreich auferſtehen" — *).

Wir, unſern Theils, gehen unſren hiſtoriſch-pragmatiſchen Schritt fort, bis wir zu einer Hauptepoche kommen, wo wir ſowohl Hadrawa als Ptak, jeden nach ſeiner Art, in großem Pomp und Staat dahertreten ſehen, während Orpheus, wie bei Staatsviſiten gewöhnlich, das Zimmer hüten muß. Wo Hadrawa mit goldnen Borden, und falſchem Silber-, Saphir- und Smaragd-Blumen auf dem Hute, herumſteigt, intereſſirt uns wenig; mehr liegt uns an den mühſamen langen Complimenten, die Herr Procopius mit ſeinen langen dünnen Beinen verfertiget. Er wünſcht den Leuten Glück zum

*) A. Paſſo

neuen Jahr, und trägt sich selber, als ein beweg-liches Billet in die Häuser herum; an Sophien aber hat er, außer seiner selbst, noch drei andre beweg-liche, ja sehr bewegliche Neujahrs-Billete zu be-stellen; ein melancholisches vom Herrn Slawik, ein neckisches vom Heilkundigen, ein ehrbares vom Rath und Grundbuchführer. Bei Slawik stand eine große Philomele (in der Handzeichnung, der Ausnehm-barkeit wegen fast einem Storche gleich) auf einem Kreuzdorn im Mondenschein, und zog man eine Wolke weg, so beleuchtete der Mondenschein den Nachtigallen-Storchenschnabel, aus welchem das trostlose Fragwort: Hoffnungslos? sich heraus-schrieb. Beim Doctor nahm sich die Devise zum kranken Doctor schon besser aus: Dem kranken Doc-tor kann sonst nichts helfen als — und der Zug an dem Apothekerkasten ließ den Namen Sophia lesen. Deutlich allerdings. Doch war der Grund-buchführer noch deutlicher. Genug (denn ehrlich und witzig ist zweierlei), genug, daß wir dabei erken-nen, wie das Freier-Triumvirat nun zudringlicher zu werden anfängt. Es bleibt auch die Sache dabei nicht stehen, denn wie die beiden wohlgebürsteten Schwarzröcke, in welchen des Raths und des Doc-tors Personen stecken, dem Herrn Bürgermeister ihre Gratulation abstatten, brechen sie ihre Gele-genheit gleich von diesem Zaune, reden solid, rsell und practisch, und setzen das edle alte Oberhaupt

Zahradnik in zwei- und dreifache Verlegenheit; denn, ſo ſpricht er zu Hadrawa:

Erſtens, iſt meine ſelige Frau allbereits todt, und bei ſolchen Händeln weiß eine Frau doch immer die beſte Auskunft.

Zweitens, iſt der Doctor mir ſo lieb als der Rath; der Rath iſt actu zwar reicher als der Doctor, aber der Doctor wird reicher werden als der Rath.

Drittens redet die närriſche Jungfer nach wie vor immer von Klöſtern, Kloſterſtand und Mariä Heimſuchung, und wenn man ihr etwas vom lieben Eheſtand ſagt, läuft ſie augenblicklich aus dem Zimmer hinaus.

Viertens biſt du ein Eſel, der mir nicht rathen und nicht helfen kann.

Euer Geſtrengen haben ganz recht, ſagte Hadrawa, die Sachen ſtehen ganz vertrackt. Und zwar was das Erſte betrifft, ſo ſage ich, wenn Hochdero Frau wirklich ſelig iſt; ſo iſt ſie deßwegen ſelig, weil ſie todt iſt, und iſt ſie todt, ſo läßt man's dabei gut ſeyn. Anbelangend das Zweite, ſo wäre mir der Rath doch lieber als der Doctor, denn hat iſt beſſer als wird haben, und das Rathhaus ein reputirlicherer Platz als ein Pfründlerſpital. Auf das Dritte dient zu wiſſen, daß der Claviermeiſter, der alte Organiſt, der lieben Jungfer Sophie all die Roman-Ideen von Klöſtern und Schleiern in den Kopf geſetzt hat, wofür ſie ihm zwar, wenn er

krank iſt, Chocolate und Zwieback zutragt, wie ich ganz ſicher weiß, wofür man ihn aber vielmehr bei Waſſer und Brot in den Stadt-Carcer ſtecken ſollte, mit oder ohne ſeinen Hund, dem ich eben auch langſtens ſeinen Theil zugedacht habe. Endlich, das vierte betreffend, ſo habe ich freilich die lateiniſchen Schulen nicht ſtudiert, aber nichts deſto weniger würde ich, an Eu. Geſtrengen Stelle, die gute Sophie citiren, mit ihr ein ordentlich Protocoll aufnehmen; und fragen: Einen von beiden mußt du mögen, wen alſo magſt du?

Herr Zahradnik fand den Vortrag nicht uneben, und ſcheint nicht gezaudert zu haben, ihn in's Werk zu ſetzen. Am zweiten Tage des neuen Jahrs fand Slawik ſeinen alten Freund betrübt zu Hauſe ſitzen. Mein Sohn, ſagte er zu dem Ex-Theologen, nun iſt's zu Ende mit den Sonaten à quatre mains. O Hadrawa! ich kenne deine Bosheit! Der Bürgermeiſter hat mich verſichert, Sophie bedürfe meiner Inſtructionen nicht mehr. Nun hat mir Gott dieſen beſten Troſt meines Lebens weggenommen, das engliſche Kind drei Mal die Woche zu ſehen und zu hören, dieß liebe Pflegkind St. Cäcilia's! Mittlerweile kommt die Troſtloſigkeit auch über dich, mein Slawik, wofür du Gott von Herzen loben ſollſt. Der Doctor und der Rath haben ernſtliche Lieder angeſtimmt, wer durchfällt, der geſellet ſich zu uns. Ob aber nicht beide durchfallen? Ob Sophie ſich drängen läßt aus ihrer guten Stellung? Da ſiehſt

du, mein Sohn, einen wahren Quintſerten-Accord, und zwar durch das e und g im Vorwärtsſchreiten zum h, wo dann entweder das e durch eine übermäßige Quart, oder das g durch einen ſchönen Secunden-Accord zum f und zum Sieg gelangt, während du, als das traurige c, den Quintſerten-Accord ganz zu deinem Nachtheil wie ein verzagter Klageton beſchließeſt: e, g, h, c. Jedoch wird ſtatt der Auflöſung dieſes verwechſelten Septimen-Accords wohl noch eine verzögernde Diſſonanz als ſo genannter Aufhalt oder Vorhalt folgen, weil Sophie ihr Köpfchen aufſetzt, und ihres Vorſatzes eingedenk, um eine Note vorſetzt. Worüber du als ein Mann vom Fache weiter nachzudenken ſattſamen Stoff haſt.

Sechstes Capitel.

XII. Balli tedeschi dal Signor Procopio Ptak. Opus 60. Juridiſche Epiſoden. Mixtur-Regiſter und plötzliche Modulation.

Betrübtes und ſorgbelaſtetes Menſchenherz! wie unbarmherzig rauſchet die hergebrachte Luſtigkeit dürftiger Winterunterhaltungen an dir vorüber! wo Flora's ſüße Blüthenfülle durch ſeidne Roſen und Atlaßtulpen, wo der Frühlingsſonne mildes Antlitz durch Öfen und Kerzen, wo geiſtiger und geiſtreicher Frohſinn durch ſchlechte Copien von Champagner, und durch muſſirenden Malztrank,

no Gesang und Schalmeien in Lüften und Baumkronen durch das Geschrei der Geigen ersetzet werden soll? Betrübten, obwohl friedlichen Sinnes legte Sophie ihre, für den hiesigen Ort elegantesten Anzuge in Ordnung; betrübten und zugleich verdrießlichen Sinnes half Herr Slawik dem Organisten die neue Tanzmusik zusammen suchen; dieser aber lachte, und sprach: Mein sechzigstes Werk in diesem genre, und mein letztes. Lauter neue Themata, kühne Wendungen ins minore, eine Art von schauerlichem Gelächter da und dort, und besonders furchterlich schön ist die Coda. Wer's versteht, tanzt sicher nicht nach solcher Pfeife, sondern setzt sich in einen Winkel und gedenket an ernsthafte Dinge. Aber dieß Volk versteht nichts als seinen leidigen Dreiviertel-Tact, der fährt ihm in die Beine, und somit gut. Ich hätte gern zwei obligate Posaunen dazu gesetzt, die in wüster Tanzmusik einen grimmigen Effect machen, aber es fehlt an Tonkünstlern. Denn lang ist die Kunst, und kurz das Leben. Mein Tod wird diesen Mangel noch empfindlicher machen. Denn wer versteht, gleich mir, mit genialer Umsicht den beschwerlichen Mittelweg zu gehen, wenn man zugleich Gott dienen soll und der Welt, der christlichen Bußfertigkeit und Andacht, und der heidnischen unbußfertigen Sinnlichkeit? Wenn man Vormittag ein enharmonisches Agnus-Dei anstimmen soll, und Abends mit allen Instrumenten, wie gleichsam auf dem Mixtur-Register,

einen tollen Walzerlärm? Weißt du wohl, wie ich das zu machen pflege? Merkwürdige, nachahmungswerthe Methode! Ich gebe den Leuten eine melodische, faßliche, anmuthige und kräftige Kirchenmuſik, und eine ſchwere, künſtlich geſetzte, contrapunctirte, unmelodiſche und ſo oft als möglich matte Tanzmuſik, damit dieſe Leute ſich an den einzig wahren Gedanken gewöhnen, es ſei nichts Fröhliches und Heiteres in der Welt, als chriſtliche Demuth und Gemüthsverſammlung, mit der allzeit fertigen Ergebenheit in den Willen Gottes, und es ſei hingegen nichts Verdrießlicheres und Betrübteres auf dem Erdboden, als die blinde Übergabe an wüſte Erluſtigung und Taumelei.

Man wird nicht zweifeln, daß Herr Ptak in dieſer Erklärung die Wahrheit meldete, wenn man hört, daß ſelbſt ſeine Feinde ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Denn gleich nach der erſten Redoute im Stadtſaal zum blauen Nebel hat man Hadrawa gräulich ſchimpfen gehört, und bald iſt eine ganze Partei auf ſeiner Seite, die den Faſchings-Fanatismus ſo weit treibt, daß ſie ordentlich beim Magiſtrate einſchreitet, und gegen Procop Wenzl Ptak die gerechte Klage führt: wie daß derſelbe die ganze Stadt muthwillig zum Beſten habe, und eine Tanzmuſik producire, welche des Gänzlichen einem Exequien-Amte zu vergleichen, und alle Unterhaltung zu deſtruiren geeignet ſei. Geklagter wird zur Verantwortung berufen, weiß

ſich aber keines Muthwillens ſchuldig, gibt zu Protokoll; dieß ſei jetzt der neueſte Geſchmack in dieſer verkehrten Welt, und hieſiges Städtlein hätte eben auch die Pflicht, mit dem Geiſt der Zeiten fortzuſchreiten; Melodie und Muſik ſeien in neueren Zeiten zweierlei, und an der Melodie ſei wenig oder nichts gelegen, wenn nur der Satz ſeine regelrechten und kunſtreichen Modulationen durchführt; übrigens käme doch das Meiſte auf den $^3/_4$ Tact an, und der ſei nie auſſer Acht gelaſſen worden. Letztlich, weil Herr Ptak bei allem dem doch ins Gedränge kommt, denn die pöbelhaften Hadrawaner ſchlagen ihn mit viel populärern Gegengründen, ſo geſteht er zwar ein, daß ſeine betrübten Geſundheitsumſtände allerdings in die Compoſition einigen Einfluß genommen haben könnten, wird aber eben deßhalb, unter Hinzuziehung des Gutachtens von Seiten des Herrn Stadt-Medicus, zu einer Art von Hausarreſt condemnirt, und inzwiſchen Slawik zum Orcheſterfürſten aufgeſtellet.

Der Stadt-Medicus aber hat um ſo weniger Anſtand genommen, durch ſein wahrhaftes Gutachten, worin Herr Ptak als echter Phthiſiker erkläret wird, zu dieſem härtlichen Urtheil beizutragen, je weniger Urſache er hat, den aus Sophiens Nähe ohnehin exilirten Tonmeiſter ſich noch ferner zu obliiren, und je mehr eine rein ſubjective, von allem Neid entfernte, geheime Verdrießlichkeit ſein Herz belagert hat. Denn ein alter und viel verwickelter

Prozeß, den ſein Rival, Herr Krzepelka, als ein Cicero pro domo sua, gleich ſtandhaft als kunſtreich durchgefochten, war vor wenigen Tagen auf das vortheilhafteſte entſchieden worden, und eben kam der Herr Rath aus der Kreisſtadt zurück, nicht allein mit Reichthum, ſondern auch mit groſſem Glanze, denn es war ihm, ſeiner echten Verdienſte willen, die er im Commerz- und Steuerfach erworben, die groſſe goldene Civil-Ehren-Medaille zu Theil geworden. Dieſe Neuigkeit, und eine zweite und dritte, welche ſogar den Verlobungs- und Vermählungstag des Raths mit Sophien auf's genaueſte beſtimmte, curſirten zu gleicher Zeit rings in Stadt und Weichbild umher, und zwar ſo lange, bis männiglich damit, wie mit einer ſo gut als geſchehenen Sache, bekannt geworden. Sie konnte folglich auch von Ptaks Käfich oder Hausarreſt nicht ferne bleiben. Sowohl Slawik als der Medicus bringen ihm die nöthigen Neuigkeiten auf die Stube, ſo auch Sophiens treue alte Hausmagd, welche Tag für Tag mit Kaffeh, Suppe, und manch einem Product der höhern Kochkunſt ſich einzufinden pflegt. Denn zwar weiß Orpheus mit ſeinem Tragkörbchen meiſterlich an den rechten Ort ſich hinzuſchleichen, und ſelbes, als volles Cornucopiä eben ſo ſchlau wieder nach Hauſe zu fördern; doch fürchtet man mit Grund, daß Hadrawa auf Fuhrmann und Fracht bereits ſein lauerndes Auge wende, und muß daher an Vorſicht denken.

Während Herr Slawik, sei es, um im Taumel und Lärme Troſt zu finden, sei es, um ſich beliebt zu machen, durch die Auswahl der saillantesten und brillantesten Stücke um die tanzende Menſchheit ſich verdient macht, zeichnet der Sohn des Glückes und der Ehre allgemach durch ganz vortreffliche Gastereien ſich aus, bei denen Sophie faſt niemals fehlen darf, ja er gibt am fetten Donnerstage vollends einen ganz artigen Hausball, zu deſſen harmoniſcher Belebung er den Junggeſellen ausbittet, der in ſeiner Gefangenſchaft ſich wieder ziemlich erholt zu haben ſcheint. Es hat auch Herr Ptak ſeine ſchönſte Violine mitgebracht, darauf ſpielt er zu Violoncell und Fortepiano, bei welchen der Doctor und Sophie die Miethlinge verdrängt haben, ſo kunſtreiche, herzinnige und ſüßfröhliche Weiſen, und ſchneidet damit den Anweſenden ſo luſtiglich durch Mark und Bein, daß Alles in den Lobſpruch ausbricht: Heute übertrifft der alte Ptak ſich ſelber! — worauf dieſer beſcheidentlich erwiederte: Ein jeder Menſch, zumal ein jeder Virtuos oder Tugendlicher, müſſe ſchlechterdings ſich ſelber übertreffen, ſonſt werde all ſeine Lebtage nichts aus ihm. Weil aber dieß Lob den noch nicht verſtorbenen Mann nicht wenig erfreut, ſo geht er weiter und verſichert, ſeine wohledelgeborne Schülerin Sophie ſei ihrem Meiſter an Kunſt vielleicht noch überlegen, wodurch denn der ſchlaue Fuchs Gelegenheit bekommt, wieder einmal eine groſſe Sonate

à quatre mains ausführen zu dürfen. Dem gaſtfreundlichen Herrn Rath iſt dieß willkommen, um damit die Zeit für das Arrangement des Souper's auszufüllen, Herr Ptak aber weiß im Accompagnement ſo geſchickt muſikaliſche Fragezeichen anzubringen, und Sophie verſteht ſich ſo gut auf das Antworten, daß er Tröſtliches genug erfährt, und ſeine Beiſtimmung in recht vollen Quartſext-Accorden ausdrückt. Der Doctor glaubt etwas davon zu errathen, iſt aber ſeiner Sache doch nicht gewiß. Inzwiſchen iſt das Souper arrangirt. Herr Zahradnik findet alles und jedes ſehr koſtbar und exquiſit. Der Herr Rath unterhält in einem fort Sophie, Sophie aber hat in einem fort Langeweile. Der Doctor ſitzt ſtill mit trockener Miene, und trägt zur Converſation nichts bei. Gegen das Deſert zu fängt man an zu merken, daß alles Erdenkliche ſchon aufgetragen ſei, nur die Unterhaltung nicht. Da ſendet Herr Zahradnik einen gnädig ermunternden Blick aus, den er ganz weit hinunter werfen muß, weil Herr Ptak ganz unten am letzten Platze ſitzt, und den geſchliffenen Glasſtöpſel betrachtet, den er weislich an ſeinem Ort, im Halſe der vollen Bouteille, hatte ſtecken laſſen. Herr Ptak! ruft er, Sie ſind ja ganz verloren? Woran denken Sie denn? — Ich? entgegnet dieſer, ich denke an ſonſt nichts, als an die plötzliche Modulation. — So? und was verſtehen Sie darunter? — Wohledelgeborner, es

ist nichts Lustbarliches davon zu reden! — Nur zu, Herr Ptak, nur zu!

Plötzliche Modulation, sprach der Hecticus, ist eine sehr schnelle Ausweichung aus einer Tonart in eine andere, sehr entfernte. Als z. E. von C dur zum Fis dur. Oder, um ein anderes Exempel zu geben, vom Faschingdinstag zum Aschermittwoch; item vom Lachen zum Weinen, von süßem Honigseim zu bitterer Quassia, und von diesem zeitlichen Leben zur Ewigkeit; meistens durch einige halsbrechende Cadenzen, eins, zwei, drei, vier. Ad vocem vier schlug Herr Ptak mit dem tactirenden Arm so enthusiastisch auf den Tisch, daß ringsum Flaschen und Gläser Cadenzen machten, und zerbrachen. Der Bürgermeister verwies mit Recht in einer förmlichen Strafrede dem Junggesellen diese unziemliche Tischrede, als die da von Dingen handle, so gar nicht zur Unterhaltung bei der Tafel geeignet seien, und die der Ptak'schen Lebensart kein gutes Zeugniß gebe; doch hätte der gewichtige Mann nicht nöthig gehabt, bei dieser Gelegenheit, in einem bereits echauffirten Zustand, sich noch mehr aufzureitzen, alte abgekühlte Prozeßbrühen wieder aufzuwärmen, und nach so starker Aufwallung sogleich zu einem den Geist anstrengenden Tarok-Tische sich zu setzen. Genug, er saß nicht lange, als schon eine jähe Übelkeit ihn anwandelte; Herr Skriwanek fand die Sache ernsthaft, man brachte den Kleinmüthigen nach Hause, und die Unterhaltung war wie aus ein-

ander geſtoben. — Für den Rath war dieß ein ſehr unannehmlicher Ausgang, dem Stadt-Medicus wuchs ein höchſt wichtiger Patient zu, dem er unendlich viel Kunſt und Fleiß aufzuopfern aus guten Gründen geſonnen war, und in der allgemeinen Beſtürzung war Herr Ptak allein der Ruhige geblieben; denn, ſagte er, indem er ſeine Violin ſachte unter den Arm nahm: eben wieder nichts andres, als eine plötzliche Modulation.

Siebentes Capitel.

Enharmoniſche Tonleiter. Frühlings-Äquinoctium. Scarlatina nervosa.

Verklungen und verſchollen waren des Carnevals Freuden mit ſammt ſeinen Neuigkeiten, denn ohne Verlobniß und Verkündigung iſt nun bereits die ernſte Zeit der Kirchentrauer heran gekommen, und ob etwan nach Oſtern Alles zu Stande kommen werde, war dem Grundbuchführer ſelbſt nicht ſo höchſt wahrſcheinlich mehr, ſeit dem der Stadtmedicus bei Sophiens Vater in ein Anſehen gekommen war, das ihm ein bedeutendes Übergewicht zu geben ſchien. Hatte er den Bürgermeiſter nicht aus den Banden einer Krankheit herausgewickelt, auf deren Verwicklung, Größe und Gefahr der letztere ſelbſt eine Art von Ruhm ſetzte, und hatte ihn dieſe Cur nicht offenbar als den geſchickteſten Mann in ganz Europa bewähret? Der angeſehenſte Mann im Orte behaup-

tete das, und dieſer Mann war eben der Reconvalescent ſelbſt. Um deſto höher ſtieg aber auch die Verlegenheit in und wegen der Wahl, von der es abhing, welcher von den beiden möglichen Schwiegerſöhnen der wirkliche werden ſollte; Sophien ſelbſt aber dieſe Wahl frei zu ſtellen, war ein Ausweg, der auf etwas ganz Fremdes und Drittes führte.

O Slawik, ſprach Herr Ptak, nach manch einem, im häkſelgepolſterten Lehnſeſſel verlebten Leidenstage; ſintemal ein ſo lieblich windſtill trübes Faſtenwetter iſt, ſo komm und führe mich und meinen Orpheus ſpazieren, damit der Doctor mich nicht zu Hauſe antrifft. Er kommt wohl fleißig genug, unterſuchet Sputa und Puls, und verſchreibt mir Arzeneien, die ich nicht machen laſſe, weil, wo meine Lebenstinctur nichts hilft, alles andere gewiß vergeblich iſt, und weil ich überdieß kein Geld habe; aber was nützt mir ſein Beſuch, da er mich ſo gewaltig plaget! Ich armer geweſener Grundton bin geſtern erſt von der Terz und Quinte heftig überſchrieen worden; der Rath ſowohl wie der Doctor, jeder machte ſich geſtern über mich her; ich ſollte ſchlechterdings eingeſtehn, als hätte ich Sophie zur jungfräulichen Standeswahl verführt; und zwar, meinten ſie, dieß ſähe mir ganz ähnlich. Du ſiehſt, Slawik, der alte harmoniſche Dreiklang iſt ſchon verwüſtet, der Septimen-Accord weicht aus dem Geleiſe, und die Partei der Hadrawaner zählt meine Freunde, nun Feinde, ſchon unter ſich. Und was

ſage Ich zu dieſen Calumnien? Ich ſage: wollte Gott, ich könnte dieß Verdienſt mir beimeſſen! Vielmehr behaupte ich, wenn irgend ein erſchaffenes Weſen Schuld hat an Sophiens Entſchluß, ſo müſſe man geradezu St. Cäcilia anklagen, gegen welche ſie ſo hohe Verehrung heget, als viel und oft ich dem guten Kinde ſeit manchen Jahren ſchon von dieſer Himmelsfürſtin erzählt habe.

Mein Sohn, auch dir habe ich viel und mancherlei erzählt, du haſt es aber nicht ſo gut beherzigt. Stunde es beſſer um deine chriſtliche Philoſophie, ſo dächteſt du ſo ſchwermüthig nicht an die gute chriſtliche Sophie, die an dich wahrlich nicht denket, ſondern an etwas Beſſeres und Höheres. Sieh doch wie ſchmählich im traurenden Egoismus dein Gemüth enger und enger in ſich ſelbſt verſchrumpfet! Du nennſt das ſüße Schwermuth, edle Schwermuth; aber, mein Kind, das Süße iſt Gift, das Edle iſt Hoffart, und das Schwere zieht dich allgemach zu Boden. Du hältſt dieß dahin brütende Lebensſpiel für einen würde-, gefühl- und gehaltvollen enharmoniſchen Satz, und iſt ſelbes doch nur ein ſinn- und tactloſes Forttrillern in halben Tönen ohne Thema. O Slawik, o Nachtigall! weißt du keinen ſchönern Geſang? Steiget der Nachtigall freier Geſang nicht in kühnen Gängen auf und nieder, in echt enharmoniſcher Tonleiter, voll ſchmerzlicher Freude, voll freudigem Schmerz? Der Menſch, der Künſtler, der Chriſt, der chriſtliche Tonkünſtler

ſoll ſingen und muſiciren in bona spe mit dem alten Sangmeiſter Friedrich Spe trotz Lerch' und Nachtigall — ſein ganzes Leben ſoll ein chriſtlich-muſikaliſches Kunſtwerk ſeyn in der enharmoniſchen Tonleiter.

Denn weil dieß ganze Leben hier auf Erden doch nichts anderes als eine Reihe von winzig kleinen Augenblicken iſt, die unmerklich in einander fortfließen im unaufhaltſamen Zeitſtrom, ſo ſollſt du ſchön bedenken, daß das vorüber gefloſſene Zeittheilchen, es ſei eine $^1/_{32}$ oder $^1/_{64}$ Note, mit allen frühern Tacten in den ſtehenden See der Vergangenheit gefallen iſt, während in dir ſelbſt, durch jede kleinſte Note und Secunde, der Schwung vorwärts und aufwärts wachſen ſoll und ſteigen, ohne Pauſe, ohne Rückſchritt, ohne falſche Übergänge, die mit Verluſt des Grund-Thema's ſich beſtrafen. Das Grund-Thema iſt: des Eine was Noth thut, oder aber der ſchöne Conſonanten-Accord von der Liebe Gottes und der Seligkeit; dieß Thema wird durchgeführt in dieſer Zeitlichkeit durch den echt enharmoniſchen Gang, wo einfache und doppelte b, und Auflöſungszeichen ♮, und einfache und doppelte Kreuze ♯, ununterbrochen auf einander folgen.

Verſtehſt du das wohl? fuhr Herr Procopius fort, mit einem Stabe Noten ſchreibend in den thauenden Schnee; — die Sache iſt wirklich ſo leicht zu verſtehn! Wer ſich erniedrigt, wird erhöhet werden; wer ſich demüthiget, wird erlöſet und gewür-

digt, und seine Bande werden aufgelöset werden; so folget dann auf jedes b ein glorreich ♮, aber wer immer mit Kraft und Erkenntniß gestärket und erleuchtet wird, dem wird auch gleich neue Gelegenheit gegeben, sich in Leiden und Kreuz und Überwindung zu üben: so folgt denn auf das ♮ ein ♯, und aus solchen Verkettungen geht die ganze Tonreihe des christlichen Lebenssatzes hervor.

Und gleichwie das Geschöpf hienieden noch sich sehnen, und seufzen muß zu seinem Schöpfer, und muß aus den Banden der leiblichen Knechtschaft und des nächtlichen Dunkels empor streben, und ringen nach dem Quell des Lichtes und der Freude, um seinen ewigen Rubepunct im ewigen Dreiklang zu erreichen; so drängen und winden sich die Töne und Klänge auch in schmerzlicher Freudigkeit in und durch und nach einander, und die enharmonische Leiter ist's, auf welcher die Engel des Gesanges hinauf- und hinabsteigen, und dem Christen, dem Pilgrim und Wanderer Jacob, in seinem Halbschlaf und Nachtdunkel eine Ahnung bringen von ewigen Harmonien im Reiche des Lichtes und der Wahrheit.

Und gleichwie die enharmonische Tonreihe eine schmerzlich klagende, klagend frohlockende, frohlockend mühselige, immer ersterbende, immer neu auflebende Sangweise ist, die erst am siegreichen Schluß mit ungetrübter Freude und Ruhe sich krönet, so ist auch die wahre Liebe auf Erden hier, eine schmerzliche Liebe, ein seliger Schmerz, ein Leben brün-

gender Tod. Wer aber iſt die Liebe, wo nicht Gott ſelbſt? Und wo alſo iſt ihre Heimath, wo nicht im Himmel? Wenn alſo wirklich Liebe auf Erden zu finden iſt, ſo muß ſie vom Himmel gekommen ſeyn. Denn Niemand ſteiget gen Himmel hinauf, es ſei dann, welcher vom Himmel herabgeſtiegen iſt, des Menſchen Sohn. Da ſiehſt du nun, mein Slawik, wie die göttliche Liebe, da ſie zur Erde herabkam und auf Erden ſich offenbarte, unter uns Menſchen erſchienen iſt: in Armuth und Gehorſam, in Sanftmuth und Geduld, in Schmerz und Kreuz. Iſt dieß nicht unſres lieben Erlöſers Leidensweg, und dieß ſein göttlich brüderlicher Zuruf: Verläugne dich ſelbſt, nimm dein Kreuz auf deine Schulter, und folge Mir nach! — und: Wer zurück ſchaut, iſt nicht werth, Mein Jünger zu ſeyn!

Siehſt du, mein Slawik, nun den wahrhaft enharmoniſchen ſchmalen chriſtlichen Lebensweg? Den Weg, der in Chriſti Begleitung und harmoniſcher Einigung, ſcheinbar muhevoll, doch allgemach und froh und ſicher aufwärts führt, von Kraft zu Kraft, von Gnade zu Gnade, von Licht zu Licht, ohne Rückſchritt, ohne Pauſe, ohne leere Stelle, ohne einen verlorenen Zwiſchenton; ein volles, reiches Leben, ohne einen einigen ganz umſonſt verlebten und verlornen Tag, eine eng verknüpfte Kette wohl benützter, vollklingender Momente, im ſchönſten Einklang mit dem Contra-Punct der Zeit, der da genannt wird Ewigkeit!

Und wie soll Sinn und Rhythmus in das wirre Lebensspiel kommen, so man nicht aufhorcht auf diesen Contra-Punct, der sich nicht füget, sondern dem alles sich fügen muß? Wie lebt der Christ, für welchen Wahrheit und Wille Gottes eine Partitur sind, auf die er keinen Blick zu heften sich bemüht, ja deren Schlüssel ihm gänzlich unbekannt ist? Ach Slawik, und du schämst dich nicht, in dieser heiligen Zeit der christlichen Liebestrauer, des Angedenkens an das bittere Leiden Christi, du schämst dich in dieser Zeit nicht, einer süßen Schwermuth dich hinzugeben? Und du willst an Sanct Cäcilia nicht denken? Als sie so siegreich hinanklomm auf der enharmonischen Tonleiter der Liebe Christi, daß sie den Bräutigam mit sich hinauf hob zum Herrn der Liebe; da entsagte der Heide freudig dieser in Himmelsschönheit prangenden Jungfrau, um den Himmel selber zu gewinnen. Du aber, Slawik, du, ein Christ, welch ein Freund Christi bist du, so du in Trauer und Schwermuth dich versenkest, weil eine christliche Jungfrau den Weg wandelt, den auch Du zu wandeln berufen warst?

Ich aber, erwiederte Slawik, ich aber verbitte mir das ewige Predigen! Schonen Sie lieber Ihre Lunge! rief er, und rannte so zornig und gehässig fort und in die Stadt zurück, daß Orpheus mit einem Strafgebelle ihm nachfuhr. Es ist auch allerdings wahr, Herr Ptak soll sein kümmerlich Bischen Lunge und die unreparirbaren Luftzüge und

Blasebälge so heftig nimmer anstrengen. Er schleicht nun, weil es bereits Abend ist, ganz langsam in die Stadt zurück, und fängt auf dem Wege zu merken an, daß die Schreckenszeit der Baufälligen, das Aequinoctium, schon eingetreten sei. Ja in der Dämmerung gleich fährt der erste Frühjahrssturm mit gewaltigem Fittich über den Böhmerwald und über das Städtchen hin, entwurzelt die alten Föhren, sauset durch alle Schornsteine, decket die Hütten ab, hebt die Fensterladen aus den Angeln; flattet, durch die Schlüssellöcher höhnisch pfeifend, ungebetene Visiten ab in allen Zimmern, und strömt und schneidet scharf durch Herrn Wenzl Prak's sämmtliche Knochen- und Lungenröhren. Das nenne ich mir Register! seufzet der morsche Schmerzensmann. Nun brauset und sauset es durchs grose Orgelwerk der Natur, und setzet alles in Bewegung; wo Leben ist, wird Leben sich entfalten; wo der Tod schon lauert, wird ihm der Sturm unter die Arme greifen. Wirst du mich hinweg blasen, guter Freund, oder dein Bruder Herbstwind? — Sei ruhig, Orpheus, und heule nicht so kläglich in die Nacht hinaus. Der Sturm ist ja mein alter dienstbarer Freund, der mir gar oft, wenn ich, das Tonreich tyrannisirend, am Positiv saß, durch alle Pfeifen sausen und dröhnen mußte, dem Herrn zu Ehren, der da einherfährt auf des Sturmes Flügeln, und wandelt über die Wogen des Oceans. Tobe nur und schüttle dich, und rüttle mich; im Frühlingssturm fugiren

alle Kräfte der Natur kämpfend durch einander, aber der Dissonanzen Chaos wird mehr und mehr bezwungen, die streitenden Elemente befreunden sich, das Eis zerschellt, es gähret im Erdenschooß, die Sonne steiget in die höhere Bahn, Zephyre wehen, Blatt und Blume drängen sich ans Licht, die Consonanzen siegen; Procop Wenzl Ptak hat seinen Heiland lieb und stirbt. — Gib Acht, Orpheus, auf diesen wunderlichen warmen Luftstrom, bald wird wieder Alles grün, und so auch du; in mir verdorrendem Baume soll das innerste Lebensmark der Hoffnung grünen.

Der Ton- und Wetterkundige hat, kraft seiner langjährigen Erfahrungen über den Wind, ganz richtig alles vorgesehen. Ein lauer Südwind zog, fremd und unerwartet, wie eine recognoscirende Frühlings-Vorpost über die Fluren hin, es war aber eine feindliche Vorpost; denn wie Herr Skriwanek darüber gleich zierlich als gelehrt sich ausdrückt, so trug er auf seinen Flügeln ein feindseliges Miasma daher, welches ein Bürgershaus nach dem andern mit bösartigem Scharlachfieber heimsuchte. Kaum waren acht Tage vergangen seit der letzten Erbitterung, da lief Herr Slawik wieder zu Ptak, ja er rannte wie ein Verzweifelter in seine Stube herein. Wissen Sie schon, rief er, was geschehen ist? Sophie ist krank, sie hat das Scharlachfieber, bereits ist sie in Gefahr! — Der arme Organist war dießmal sprachlos vor Schreck und Leid, er sank auf

die schlotternden Knie, und betete in großer Bitterkeit des Herzens. Mitleidig nach seiner Weise stand Orpheus neben ihm, und leckte ihm die Thränen von den bleichen Wangen.

Achtes Capitel.

Harmonischer Dreiklang in minore. Septimen-Accord mit großer Septime. Mittsgrün. Thränenweiden. Palmweiden. Osterkuchen. Pedal-Register und achromatischer Sah.

War das erste, was Ptak, als er wieder zu ruhiger Besinnung gekommen, unternahm, nicht dieses, daß er zu Skriwanek ging, um von ihm den Stand der Sache zu erfahren (denn zu Sophien ins Haus durfte er seit jenem allzu fetten Donnerstage noch weniger als vordem); so war's doch sicherlich das zweite. Das erste aber war, daß er im Vorübergehen in die Kirche sich begab, und bei dem Altar von Mariä Heimsuchung, an welchem er auf eigene Kosten vor vielen Jahren schon ein Bild der heiligen Cäcilia angebracht, sittiglich ein Bittgesuch in unsichtbare Hände überreichte. Als er zum Doctor kam, fand er den Rath und den Practikanten allda schon auf den Vielbeschäftigten warten, wohl ganz in gleicher Absicht wie der Älteste von Sophiens Freunden. Und als Herr Skriwanek endlich kam, mit unerfreulichen Nachrichten auf der trüben Stirne, wie war das so rührend, wie plötzlich jeder Mißton

verschwunden schien, und die Freunde wieder mit Offenheit und zutraulichem Sinne einander begegneten, den frühern harmonischen Dreiklang wieder bildend, wiewohl den weichen mit der kleinen Terz, sintemal der Rath besonders ganz kleinmüthig und betrübt sich zeigte, während Herr Skriwanek den nöthigen ärztlichen Heroismus noch bewahrte, so bang ihm übrigens, verschiedenen Symptomen zu Folge, um Sophiens Leben war.

Ach, meine liebsten Freunde! ließ der Veteran und Grundton sich verlauten, so ist's in diesem Jammerthal! entweder Dissonanzen oder Thränen! Wir haben uns geschieden, wir haben einander vermieden, Einer war dem Andern ein Stein im Wege, nun kommt Einer, der mächtiger ist, als ihr drei, obwohl ihr zu drei Facultäten gehört, und nimmt den süßen Zankapfel hinweg. Was Glück und Neid getrennet, muß gemeinsames Leid wieder vereinigen. Ich fühle den alten Dreiklang wieder, freilich im klagenden minore. Wird sich das Tonstück wieder einlenken in das maggiore? Soll man's wünschen? Die kleine Septime ist jetzt die große Septime geworden, sie ist von b nach h vorgeschritten, von diesem beschränkten irdischen Leben zur nahen Anwartschaft auf das hohe und himmlische; das h aber in unserer Tonart C ist die empfindliche Note, und wird es ewig bleiben, und wird von jenseits her unseren Einklang enger binden und befestigen als zuvor. Soll man also nicht weinend wünschen, daß

es so komme, wie es zu kommen Miene macht? Sophie im Himmel, und unter uns Liebe und Frieden, ist dieß nicht unendlich besser als Sophie auf Erden, und unter uns die Feindschaft? O laßt uns weinen, Brüder! und laßt unsere Herzen aus dem C moll in das fromm erhabene As hinüber moduliren, indem wir dem göttlichen Willen gänzlich uns ergeben!

Mein Bester! sprach etwas entrüstet Herr Skriwanek: ein Mann mit dem rechten Fuß im Grabe kann leichtlich mit kaltem Blute reden, selbst wenn's ein Meister Ptak ist, dem man eben nicht nachsagen wird, er sei ein Phlegmaticus gewesen. Ich wollte übrigens, Sie hätten nie einen Fuß in des Bürgermeisters Haus gesetzt. Denn durch das allzu ofte geistliche Geschwätz ist dem guten Kiade offenbar geschadet worden, das sensible Leben in der Cerebral-Region ist allzu sehr gesteigert, dieß merkt man deutlich jetzt an den Delirien und Fantasmen, und die Folge davon ist eben die, daß das Fieber eine so gefahrvolle Wendung genommen hat. Ja, ja, Herr Ptak, so ist's! zucken Sie die Achsel, wie Sie wollen! Sie, gerade Sie, haben Ihren wesentlichen Antheil an dem Unglück! — Meinst du nicht auch so, Krzepelka? — Der Herr Rath meinte es auch so: denn, sagte er, als Arzt mußt du das wohl verstehen! — Und du, Slawik? — Ich bin der Niemand, sagte Slawik, ich weiß gar nichts: dieses nur weiß ich, daß Herr Ptak mit seinen ewigen Pre-

digten mich neulich erſt ganz unwirſch und troſtlos gemacht hat! — Da ſieht man's, bekräftigte der Doctor, ich kenne ja meine Leute!

O harter, diſſonirender Accord! rief der gekränkte Junggeſell; o harter großer Septimen-Accord! Man thut dem alten Manne weh, es nimmt dieſe Härte ihn übler mit, als das ganze Äquinoctium. Ja, Gott prüfet den alten Ptak, entzieht ihm Alles, was ihn noch gefreut hat auf der Welt, ſtraft ihn für ſeine unzähligen Sünden, und für die gräulichen moraliſchen Miſstöne, die er hat hören laſſen im Gottesreich, und ſucht ſein ekles muſikaliſches Gehör mit bitteren Vorwürfen heim, die er von ſo lieben Freunden hören muß. Betet lieber, ihr Alle, auch den Doctor da, trotz ſeiner Kunſt, mit eingerechnet, das wird euch viel beſſern Nutzen bringen. Ich meines Theils will eine kleine Wallfahrt machen auf den Calvarienberg; wer mitgehen mag, iſt höflichſt eingeladen.

Als Herr Procop Wenzl Ptak denſelben Nachmittag noch ſeine Wallfahrt antrat, mußte Frühlings-Anfang auch ſchon entſchieden da ſeyn, denn Orpheus war mit ſanftem Mitisgrün ſehr reinlich colorirt. Das gab zwar dießmal zu ſehr harten und üblen Urtheilen Anlaß; denn, ſagten die Leute, das überſteigt doch wahrhaftig alle Gränzen der Schickſamkeit! Bei ſolchem Unglück, bei ſo allgemeinem Leidweſen mit den vielen kranken Kindern, bei der Betrübniß im Bürgermeiſterhauſe, und in ſo

heiliger Zeit, schon nahe am Palmsonntag, noch solche Narrenstreiche! und noch dazu von einem so alten Manne, dem der Tod schon auf der gespitzten Nase sitzt! — Herr Ptak aber sagte zu Einem und und dem Andern: Man muß consequent seyn, und alte nützliche Maximen nicht so leicht verlassen. Es ist schlechterdings nothwendig, den Leuten zu zeigen, daß trotz allen Jammers und Geschreies die alte Natur- und Weltordnung doch ihren gleichen Weg geht. Der grüne Pudel hält ihnen eine ganze Vorlesung darüber, so wie sie ihn nur erblicken. Er rückt auch mit der rechten Farbe heraus, welches keine andere ist, als die Hoffnungsfarbe. Die Sache hat übrigens ihren viel zu tiefen Sinn, als daß sie jedermann so leicht verstehen könnte; verstehe ich sie doch selber kaum!

Und wer wird diesen letzt angeführten Grund nicht gelten lassen? Außer dem, daß der Mensch sein Bewußtseyn hat, spielen Temperament, und Laune und Stimmung, Behagen und Mißbehagen, Lust und Unlust so wechselnde Nebenthemate in ihm, daß er schwerlich davon Rechenschaft zu geben vermag. So fühlte Herr Ptak sich heute plötzlich ganz aufgeweckten Sinnes und heitern Geistes, ja gleichsam, obwohl des Blutes nicht sonderlich viel in ihm vorhanden, eines rein sanguinischen Temperaments, woran, vielleicht unter so ganz zuwiderlaufenden Umständen, nichts anderes Schuld war, als die milde Frühlingsluft, die duftenden Märzveilchen in allen

Hecken, und der jubilirende Lerchengesang. Er saß ein Veilchen unter den Thränenweiden im Bürgermeistersgarten, und dachte fröhlichen Sinnes an Leiden, Meiden und Scheiden, und tröstete sich mit der Hoffnung, Sophien im stattlichen Brautschmuck, mit der Myrthen- und Lilienkrone noch einmal zu sehen, wenn man die Schlummernde tragen würde ins sanfte Bettlein der neu verjüngten Erde. Dann ging er aus dem Garten langsam zur Anhöhe hinauf, zu Christo sich gesellend auf seinem Wege gen Gethsemani; droben kroch er zwischen dem nackten Gesträuche hin und her, um blühende Palmweiden zu sammeln, und sein inneres Ohr umwogte ein himmlisches Sanctus, ein von Engelstimmen geflötetes Benedictus; er sah im Geiste den König der Armen und Sanftmüthigen, wie er, mit einem Angesicht voll unaussprechlicher, demüthigmilder Majestät, einem jeden Jerusalem, einem jeglichen Gottestempel, einem jeglichen Menschenherzen sich nahet, und an dem Thore steht, und Einlaß begehret. Da konnte dem edlen Hectikus vollends kein dumpfer Gram mehr zu Herzen gehen; wie im Triumphe, empor tragend die Hoffnungs- und Siegespalmen, kehrte er im Abendlichte in die Stadt zurück, und als er wieder, des kürzern Weges halber, durch den Bürgermeistersgarten am Fuß des Calvarienhügels wanderte, lief ihm die Gärtnersfrau mit froher Eilfertigkeit entgegen, und versicherte, als eine Sache von erster Hand, der Ausschlag sei bei Sophien wieder

im lebhaften Hervorblühen, und der Doctor meine, wenn nichts dazwiſchen käme, werde die größte Gefahr für's Erſte vorüber ſeyn.

Wirklich? rief Herr Ptak, ſtehen die Sachen ſo gut? Nun, Gott ſei Dank für Alles. Ich glaube es noch nicht recht, freue mich aber doch. Lieber Himmel! nun wird der kleine Septimen-Accord wieder von Neuem angehen. Soll das wohl möglich ſeyn? Sind ſolche Wiederholungen nicht peinlich und verdrießlich? Denn ich komme auch wieder auf die Beine, und exiſtire noch ferner nach der alten Weiſe; Slawik begräbt ſich unter die alte Schwermuth, die beiden Facultätsmänner rivaliſiren auf's Neue, und weil Herr Skrivanek nun frech genug ſeyn dürfte, um zu behaupten, er habe ſo Vater als Tochter aus dem Grabe geriſſen, ſo wird Herr Krzepelka nun noch hoffnungsloſer und trübſinniger werden, als zuvor. Und iſt dieß alles nicht von Herzen langweilig? Nein, es ſoll anders kommen; es wird anders kommen! und was kann auch wahrſcheinlicher ſeyn, als dieſe Gewißheit, daß es anders kommt? — In ſolche Gedanken und Erwägungen vertieft, ging Herr Ptak nach Hauſe. Zwiſchen dem Palmſonntage und grünen Donnerstage machten ſie ihm noch oft genug zu ſchaffen, aber von dieſem Tage an fielen ſie ihm gänzlich aus dem Gedächtniſſe, er lebte und webte da nur an ſeinen Regiſtern; mit wunderſüßer heiliger Wehmuth zogen der Antiphonen und Lamentationen und der Pſalmen wogende Harfenſtimmen

durch ſein Inneres; an dieſen Tagen war auch mit Ptak kein Wort zu reden, er hörte und ſah nichts und genoß nichts, als lauter Töne. Hätte er einen gewöhnlichen menſchlichen oder thieriſchen Hunger gefühlt, ſo würde ihm der Oſterkuchen, den Orpheus am Charſamstag Abend überkommen und in Obhut genommen hat, willkommen geweſen ſeyn: allein er gab ihn dem gewiſſenhaften Wächter preis, des Kuchens Inhalt und Fülle nicht ahnend, wozu ihm auch die innerlichen Präludien zum morgigen Hochamt keine Zeit ließen.

Und welch ein Hochamt war dieß! An dem Pedal-Regiſter, im erhabenſten achromatiſchen Tonſatz, mit melodiſchem Rieſenſchritte, nun die Allmacht preiſend, welche die ehernen Pforten zerſchmetterte, nun in das Halleluja einſtimmend, das durch alle Himmel ertönet, nun wieder hinabſteigend in den Abgrund der Kerkernacht, dann entfeſſelt empor zu lichten Höhen klimmend. O wackerer Ptak, der heilige Glaube, der dich beſeelet, ſtrömt reichlich aus deines Herzens Fülle in deiner emſigen Hände Werk, und ſtrömet durch die Lüfte wieder in empfängliche Herzen ein, um ſie mit gleich lebendigem Glauben zu beſeligen. Du haſt das Werk vollbracht, und wankſt nun matt und müde, von den Bürgersleuten wieder mit Liebe und Reſpect gegrüßet, deiner ſtillen ſtaubigen Wohnung zu. Da hat dein Orpheus noch ein Fragment vom Oſterkuchen übrig gelaſſen, ſammt dem Fragment eines hin-

eingebackenen Zettels, auf welchem du Sophiens Schriftzüge zu erkennen glaubst. Da ist dir freilich herzlich leid um den Brief und das gefressene Couvert, da kommt dir auch mit einem Male alles seit dem grünen Donnerstage Vergessene auf's lebhafteste zu Sinn, und wirft dich aus den Höhen des Kunst- und Andachtsfluges ganz unsanft wieder ins alte Jammerthal hinunter.

Neuntes Capitel.

Status quo, und Dornen ohne Rosen. Geburtstags-Serenade am Principal mit Quint. Hadrawa's Triumph. Orpheus am Styx.

Wie es unter allen Tugenden keine nützlichere gibt, als die Geduld, so unter allen Gelegenheiten zur Untugend und Ungeduld kaum eine gefährlichere, als der berüchtigte Status quo. Herr Ptak könnte dieß gar schön nach seiner Weise erklären. Denn wenn ein Musikstück aus einer halben Cadenz in die andere fällt, in weitläufigen Modulationen von A bis Z spazieren geht, und wo es wirklich einen Schlußfall zu machen scheint, denselben nur trügerisch, als einen Inganno herbei führt, um aus einer neuen Tonart wieder von neuem anzufangen; da geschieht es, daß die Leute, des bei der Nase oder vielmehr bei den Ohren Herumgeführtwerdens müde, einer nach dem andern aus Concert und Akademie davon gehen, um irgendwo ein Glas Bier

zu trinken. So etwas läßt sich nun freilich thun bei einem Concert oder Akademie, aber dem Status quo mit seinen halben und trügerischen Cadenzen im Menschenleben kann man so leichtlich nicht entrinnen, und es ist auch selten, wenn man wirklich entrennen wäre, nachher irgend eine Tröstung, Erfrischung oder Erquickung aufzufinden.

Andere Beispiele vom Status quo: Wenn es Wochen und Monate hinter einander immer fort regnet, und alle sechs oder sieben Tage um Mittag einmal da und dort ein Gewölk dünner wird oder reißt, um noch dichteren Wolken Raum zu machen. So auch umgekehrt, wenn Monate lang der Himmel heiter bleibt, und jedes Wölkchen, das zuweilen am Horizont auftritt, alsbald wieder sich auflöst und verschwindet. Item, wenn jemand Jahre und Jahre lang, trotz aller Plane, Entwürfe und Versuche, von hartnäckiger und unbesiegbarer Armuth sich belagert sieht. Item, wenn jemand Jahre und Jahre lang aus einer Thorheit in die andere, aus einer Übereilung und Versündigung in die andere stürzet, Vorsätze macht und bricht, auf schlüpfrigem Wege vor- und aufwärts steigen will, und folglich immer von Neuem rückwärts gleitet, ohne je den Entschluß auszuführen, vom schlüpfrigen Pfade auf einen trockenen, freilich felsigen, hinüber sich zu retten. Item, wenn man überhaupt der falschen Meinung lebet: Nur dieß und jenes erst beseitigt, dann wird alles besser werden, ja recht gut wird dann Al-

les werden. Denn so lange dieß irdische Leben dauert, so lange dauert auch überhaupt der Status quo, das ganze irdische Leben ist ja nichts anders als ein Status quo.

Je mehr Dornen und je weniger Rosen, desto empfindlicher ist der Status quo. Selbst Herr Ptak fängt schon merklich an, von seinem Enthusiasmus nachzulassen; der kalte Mai hat seine Brust wieder ernstlich angegriffen, manche Tage schleichen freudenlos an ihm vorbei. Wie er's vor'm Palmsonntag vorgesehen, so ist's gekommen. Es ist ein Status quo. Sophie ist vom Krankenlager aufgestanden, allein sie muß vor jedem rauhen Lüftchen sich hüten, und soll noch immer ganz siech und bleich aussehen. Herr Skriwanek scheint selbst nicht ohne Sorge zu seyn, so viel er sonst sich zutraut. Inzwischen hat Herr Ptak ein zweites Briefchen mit maskirtem Couvert von ihr erhalten, das er auf's sorgfältigste in der zerrissenen Brieftasche verwahrt, die er in der gleichfalls zerrissenen geheimsten Tasche seines Kaputrocks zu tragen pflegt. Denn bei genialen alten Junggesellen sind derlei Zerrissenheiten ganz in der Regel. Nichts desto weniger hat er diese Brieftasche niemals eigentlich verloren, denn sie ward allezeit von redlichen Findern gefunden, die ihr's gleich ansahen, wem sie zugehörte; nur dieß Mal hat ein nahmhaft Unglück sich ereignet. Es war ein schöner warmer Juniustag gekommen, da durfte Sophie in dem Garten vor der Stadt lustwandeln. Die Gärt-

nerfrau hat dieß dem alten Ptak ſchon in der Frühe ſagen laſſen, denn eins ihrer Kinder ſchreit den Alto unter Ptak's Anleitung. Der Organiſt wird ſich dieß ſicherlich nicht zwei Mal ſagen laſſen. Er iſt heute ganz in ein Buch vertieft, deſſen Lectüre nirgends ſo zweckmäßig zu ſeyn ſcheint, als im Bürgermeiſtersgarten. Nur hält er dieſes Buch verkehrt in der Hand. Nachdem er ein und das andere Stündlein in ſo nützlicher und lehrreicher Leſung hin und her gewandelt, wendet er ſich um eine Roſen- oder vielmehr Dornenhecke herum, da ſteht plötzlich Sophie vor ihm, ganz bleich wie eine weiße Roſe, und zeigt lächelnd auf die rothen Roſenblätter unten am Boden. Verwelkt und abgefallen, ſprach ſie, ehe ich nur eine einzige geſehen! — Der Organiſt will reden, tröſten, fragen, kann aber erſt vor Freude keine Worte zuſammen finden, und dann vor Schreck; denn eben kommt Hadrawa, ſein Todfeind, vom Küchengarten herüber. Bis er fort iſt! ſagte Sophie. Herr Ptak verſtand den Wink, ſchlüpfte ſo ſchnell als möglich durch das Roſendickicht hindurch und verlor ſich in der engliſchen Anlage. Er hat ſeine Sachen gut gemacht; Hadrawa kommt, hat Radieschen, Ampfer und braunen Kohl im Korbe, pflückt einige dürftige Roſen ab, die er noch dazu legt, ſammt einer andern blätterigen Sache, die im Geſträuche hängt, empfiehlt ſich zu Gnaden, und geht ſeiner Wege, geradezu in die Stadt hinein.

Geſtrenger Herr, ſpricht er daſelbſt den Bürger-

meiſter an, eben habe ich in einer Hecke des alten Organiſten alte Brieftaſche gefunden, und in derſelben dieſen kleinen Brief. Der Brief iſt aber von Niemand anderm als von Jungfer Sophie ſelbſt, und es kommen nun die Bosheiten des alten Schulmeiſters mit einem Male ans Licht. — Der Bürgermeiſter hat ſchon einen großen Zorn gefaßt, ehe er das Briefchen unter die Brille brachte, und lieſt nun darin, was er leſen will. Es dauert nicht lange, ſo circulirt ſchon die Neuigkeit, Sophie ſei bei Nacht und Nebel vom alten Meiſter Ptak förmlich entführt worden. Die Neuigkeit iſt viel zu abgeſchmackt, als daß ſie nicht bei den Meiſten Glauben finden ſollte, beſonders da man den armen Ptak nach einiger Zeit von Hadrawa escortirt zum Bürgermeiſter wandern ſieht. Er hat es auch, wie erzählt wird, auf keine Zwangsmittel und moraliſche Tortur ankommen laſſen, ſondern Alles gleich eingeſtanden.

Kindiſcher Alter! läßt ſich der Herr Rath Krzepelka gegen ihn heraus, iſt denn Sophie ſchon großjährig, daß ſie ohne Beiſtimmung ihres Vaters etwas unternehmen dürfte? — Unbeſonnener Greis! rief auch Herr Skriwanek dazwiſchen, iſt denn ihre Geſundheit ſo feſt, daß ſie, abgeſehen von allem Andern, ſolche erſchreckliche Dinge ausführen könnte, wie ſie ihr die Fieberfantaſie ausgemalt hat? — Aber um was handelt ſichs denn? ſprach der Angedonnerte. So leſen Sie in des Himmels Namen dieſen Brief! — Ich weiß ihn auswendig: »Wenn ich

ganz hergestellt bin, mein lieber alter Ptak« (mein lieber alter Ptak, so stehts drinnen), »so werde ich meinen Herrn Vater inständigst ersuchen, daß er mir erlaube, gegen das Fest Mariä Heimsuchung die kleine Wallfahrt nach der Kirche zur Königin der Engel zu machen, weil ich doch nichts anderes im Sinne haben, als mit ihrer« (NB. nicht meiner, sondern der Mutter Gottes) »Hülfe einstmalen in ihren Orden von der Heimsuchung eintreten zu können. Weil Sie nun, guter Herr Ptak, an diesem Tage daselbst das Hochamt zu spielen pflegen, so bitte ich Sie, daß Sie es dieses Jahr wieder auf sich nehmen mögen, damit ich mich Ihrer Geleitschaft versichern könne. Ihre ergebene Schülerin (o die Gute! die Demüthige)! Ihre ergebene Schülerin Sophie Zahradnik manu propria.« Ist's nicht andem? Stehts nicht wörtlich so im Briefe, von Note zu Note? Hab' ich etwas variirt, oder anders modulirt? Hochansehnliche Herren! Sie sehen wohl klärlich, mein Spiel ist rein, und ohne alle falsche Quinten; hat man welche in der Bezifferung anzutreffen geglaubt, so scheint es, daß man die Partitur gar nicht gelesen habe. Ich bitte also ganz gehorsamst um Verzeihung für jede mir ungegründeter Weise aufgebürdete Übelthat, und werde die Nachlassung der unverdienten Strafe mit Dank annehmen.

Was helfen alle Seine Entschuldigungen, entgegnete Herr Zahradnik; man kennt den alten Fuchs

doch sammt seinen Schlichen. Er kann für dieß Mal Seiner Wege gehen, übrigens wird man auf Ihn schon ein wachsames Auge haben! — Herr Ptak machte ein großes, mittleres, und zwei minder beträchtliche Seiten-Complimente, und ward von Hadrawa, nebst Einhändigung der Brieftasche, nicht eben aufs ehrenvollste zur Thür hinaus gefördert. Hadrawa, sagte er, habt Ihr auch Geld heraus genommen? — Nein! rief dieser trotzig, das wäre auch eine Kunst gewesen! — Das meine ich auch, sprach der Andere, den Inhalt alter Notate musternd; ich danke nur Gott, daß das Recept von der Lebens-Tinctur sich noch vorfindet, welches von einem schwedischen Chymikus und Leibarzten herstammt aus der Stadt Stockholm. Denn ich muß vor meinem Tode noch welche ansetzen.

In der That begann Herr Ptak wieder fleißiger an den Tod zu denken. Die Lectüre im Bürgermeistersgarten war ihm von jetzt an verpönt, und anderwärts hatte sie nichts Anziehendes für ihn. Von allen seinen Lieben und Freunden getrennt, auch wohl verkannt und angefeindet, arm, siech und abgezehrt, hätte er innerlich bereits von der Welt Abschied nehmen können, wie die Welt von ihm; aber das ließ er weislich bleiben; er setzte sich vielmehr an seinen Notentisch, und componirte eine wunderhübsche capriccios-fantastische Serenade für Violin und Violoncell, mit der Überschrift Cantabile, und mit dem Zeitmaße Adagio ma non troppo. Und

als er dieselbe componirt hatte, gefiel sie ihm dermaßen wohl, daß er aller seiner Nöthen und Mißhelligkeiten vergaß; ja er lief ohne Verzug zu dem armen Slawik, fiel ihm um den Hals, sagte ihm die schönsten Sachen, und überwältigte sein mürrisch Wesen so weit, daß er sich fügte, sich mit dem Autor durch das Capriccioso durchzuarbeiten. Da wurde denn Slawik seiner Seits auch erheitert, und alle alten Freundschaftssaiten wieder in gute Stimmung gesetzt, nach dem schönen A des Stimmhammers Amicitia, und vollends erfreulich schien ihm Ptaks höchst jugendlicher Einfall, dieß ma non troppo nächste Woche, als am Vorabend von Sophiens Geburtstag, bei lieblicher Nachtstille unterm Sternenhimmel vor ihrem Fenster auf- und auszuführen. Dem kecken Einfall selbst schob Herr Ptak einige sehr gewichtige Gründe unter; denn, meinte er, erstlich sei es wohlgethan, die arme Kränkliche bestmöglichst zu erheitern; zweitens sei es billig, ihr Ehre zu erweisen. Er hatte noch eine dritte Absicht, denn das Heimsuchungsfest war nimmer fern. Genug, die Neuversöhnten spielten das Cantabile so fleißig vom Blatte ab, daß sie es aufs vollkommenste inne hatten, als der ersehnte Abend erschien.

Wollten zwar an diesem denkwürdigen Abende weder Mond noch Sterne leuchten, noch laue Lüfte wehen, weil auf den regnerischen Tag eine kühle, ganz finstere Nacht folgte; so konnte dieß den tonlustigen Meister so wenig irre machen, daß er viel-

mehr darin die günstigste Gelegenheit sah, um desto früher ans Werk zu gehen, so bald es, mit Ausnahme fallender Dachtropfen, in den Gassen stille geworden wäre. Ging demnach Orpheus mit der Hand- oder Maul-Laterne vorsichtig voraus, um den Futteralen einen sichern Weg vorzuleuchten, in welchen die Violin und das Violoncell die nicht ganz gefahrlose Reise machten. Angelangt an Ort und Stelle, haben der Autor und sein Gehülfe alsbald das Meisterstück aufs meisterlichste zu produciren angefangen; aber so ruhig und stille auch Orpheus mit der Orchesterbeleuchtung sich verhielt, so hat doch Herr Ptak das Cantabile auf seinem Violoncell in so hohen Applicaturen und mit so ausdrucksvollen Strichen vorgetragen, daß die vierfüßigen Haus- Hof- und Gassenwächter rings umher ein allmälich wachsendes Klaggewinsel anstimmten, welches in das Cantabile die schauerlichste Quint und die schneidendsten Dissonanzen mischte. Ergrimmt über diese Störung, ließ Orpheus die Laterne fallen, die gehässigen Stimmen mit einem Geheule strafend, das wohl mächtig schien, die Steine zu bewegen: allein die Störung ward dadurch nur um so größer, je näher nun die ungebetenen Concertanten sich heran machten. Bald ward's bei allen Fenstern licht, und überall sahen Nachtmützen heraus, quer über die Gasse aber kam plumpen Schrittes ein Mann daher, der eben erst seine Portion Lebens-Tinctur zu sich genommen hatte, und wohl tingirt nach Hause ging.

Orpheus schien alsbald zu wittern, daß er nichts Gutes im Schilde führe, er warnte seinen Herrn auf's nachdrücklichste, da war aber Hadrawa schon am Platze, hetzte die ganze auf der Gasse versammelte brutale Rotte auf die Geängstigten los, welche, die Futterale zu Schutz und Trutzwaffen verwendend, im Eilmarsch sich mitten durch den Weg bahnten. O armer Orpheus! in diesem Scharmützel war es, wo ein ungeheurer Hieb von Hadrawa's Haselrohr lebles auf den Kampfplatz dich hinstreckte; einen treuen Blick noch wendetest du auf den alten Ptak, und verschiedest. Hadrawa's Zornmuth war fürs Erste mit diesem Schlachtopfer gekühlet, auch die übrigen Feinde wichen scheu zurück; Ptak und Slawik schlichen still nach Hause, wie Leute, die das Erstgethan und Nachbedacht sich zu spät zu Herzen führen. Herr Ptak ging dennoch noch einmal aus dem Hause, nahm seinen damastenen Schlafrock mit, welchen dermalen nur noch das Unterfutter brauchbar erhielt; in diesen hüllte er seinen für immer entschlafenen Hausgefährten, und brachte ihn seufzend in Sicherheit, um dem Grünen unter grünem Rasen die letzte Ruhestätte zu geben.

Zehntes Capitel.

Orpheus Grab. Caſtor und Pollux. Heimſuchung Mariä, und erſte Halb-Cadenz.

Ehe noch das neue Gewitter über Ptaks Haupt ſich zu ſammeln anfing, hatte derſelbe ſchon bei Tagesanbruch die Einladung zum Heimſuchungsfeſte, ſammt einem nahmhaften Viaticum erhalten. Dasſelbige halbirte er ſogleich, und trug die eine Hälfte zu armen Taglöhnersleuten vor der Stadt, mit dem Beiſatze: Ihr müßt mich nicht etwa für einen gutherzigen, vortrefflichen Mann halten, ſondern ich ſchenke euch das aus purem Intereſſe, damit ihr in eurem Gärtchen mir ein Grab macht für ein geweſenes Weſen, das nimmer ſeyn wird, und das ihr in meiner Wohnung abholen müßt, ehe die Sonne aufgeht, um alles Aufſehen und Gepränge zu vermeiden. Nachdem dieß unter ſeinen Augen geſchehen war, ging er mit der andern Hälfte zu Slawik, und bat ihn, ſtatt ſeiner ſich auf den Weg zu machen. Und zwar, ſagte er: Mir zu Liebe, weil der Weg für meine Kräfte doch zu groß ſeyn möchte; dir zu Liebe, aber aus verſchiedenen Gründen. Denn obgleich ich ſchon die Erlaubniß habe, dich inzwiſchen hier mein Geſchäft verſehen zu laſſen, ſo iſt's doch rathſamer, du weichſt am heutigen oder morgigen Tage allerhand Fragen und Verhören aus, und laſſeſt mich alten Narren allein die betrübte Serenade büßen; auch wirſt du neben-

bei auf eine nützliche Weise dich zerstreuen und versammeln, wie zu hoffen steht. Herr Slawik war selbst von Herzen froh, dem Ungewitter zu entgehen; es ward also ausgemacht, daß er beim Rath Krzepelka seine kleine Reise geziemend melden, und dann mit Ptak sich zusammen finden sollte, der noch das Lied zur Frühmesse spielen, und dann bei den Taglöhnersleuten ihn erwarten wolle, um ihn eine kurze Strecke zu begleiten.

Als Slawik dort hinkam, fand er ihn im Grasgarten, die letzte Schaufel voll Erde auf Orpheus werfend. Drauf steckte er ein schmales Bret in das lockere Erdreich, auf welchem mit Tinte im Lapidar-Styl geschrieben stand: Hier. Liegt. Des. Treulosen. Knechtes. Treuer. Diener. O Slawik! rief er dem Kommenden entgegen, was für eine Grabschrift wird man mir machen? Die passendste wäre wohl diese: Des Herrn der Lieb' und Treue lieb' und treuloser Knecht. Aber daran ist etwa noch Zeit zu denken. O du armer Orpheus, du mein getreuester Lebensgefährte, wer hätte gestern geahnet, daß wir so bald uns trennen sollen! Du bist dahin geschieden zur Zeit der Ernte, eben da ich daran dachte, dich in glänzend Gelb zu kleiden! Was bist du nun? Du bist gewesen. Was bin Ich? Ich bin ein Wesen, das, nachdem es hier gewesen, doch zu seyn nicht aufhört. Zur Zeit, da die große Ernte kommt, wird die Seele wieder mit ihrem Leib bekleidet werden, ob aber in strahlendem Gelb des

Lichts und der Wärme, der Wahrheit und der Liebe, ob im schauerlichen Dunkel des Hasses und der ewigen Finsterniſſe? Dieß wird lediglich von jenem höchſten Tonmeiſter abhängen, der die innerliche Partitur des Herzens lieſet, der der leiſeſten Gedanken Accorde ſammt ihrem wahren Grundton höret, und der in ſeinem Reiche keinen Mißklang duldet.

So ſprach Herr Ptak, und machte ſich dann auf, ſeinen Freund zu begleiten. Eine groſſe Strecke hatten ſie bereits zurück gelegt, an Luft, Licht und Fluren ſich erfreut, gedacht, geſchwätzt, gebetet, als Herr Ptak bei der Sieſta erſt ſich erinnerte, daß er eigentlich nicht mit reiſe, ſondern umkehren müſſe. Dieſe Pflicht kam ihm um ſo ſchmerzlicher vor, je fröhlicher er ſeine müden Beine bis hierher getragen, nicht anders meinend, als er gehe dießmal mit ſammt ſeinem Freunde zur Engelköniginn. Aber da ward ihm ein ſcharfer Dolch ins Herz geſtoßen, der dieß Herz nicht allein verwundete, ſondern auch die Banden jener Pflicht entzwei ſchnitt. Kommen die Herren aus der Stadt drüben? fragte ein Fremder, der zu ihrem Tiſche in der Flur des Gaſthauſes trat. Als ſie dieß bejahet hatten, erklärte er ſich ferner, und gab ſich die Ehre, in ſeiner Perſon den neuen Organiſten aufzuführen, welcher von einem hochedlen Magiſtrat ſei beſtellet und aufgenommen worden. Es iſt ja noch einer an Ort und Stelle! ſagte Herr Slawik verwundert. Aller-

dings, erwiederte der Fremde, und wie man höret, soll er zu seiner Zeit ein geschickter Mann gewesen seyn, dermalen aber soll er sich so sehr verloren haben, daß er in der Kirche Ländler, Ecossaisen und andere unschickliche Sachen spielt, und sonst allerhand Ärgerniß gibt; auch soll er schon sehr decrepid seyn. — Herr Ptak bekam einen Anfall von seinem Magenhusten, und lief in den Hof, um der Beklemmung los zu werden. Als er mit wieder erheiterter Miene und freier Brust zurück kam, freute der eben aufgehende Castor sich ungemein, den eben untergehenden Pollux kennen zu lernen. Sie selbst also, rief er, sind jener berühmte Meister auf der Orgel, jener kraftvolle Compositeur im Styl des grauen Alterthums, jener geniale Mann, von dem noch Quartetten circuliren, die, wenn sie jetzt geschrieben würden, sogleich in einer lithographischen Ausgabe erschienen? Eben hat Ihr Freund mir gesagt, daß Sie — Lassen Sie alle Complimente bei Seite, sprach Herr Procop Wenzl Pollux Ptak, und erweisen Sie mir lieber die Freundschaft, gleich morgen früh, so fern es nöthig wäre, zuverlässig aber am nächsten Sonntage, Ihrem Dienste sich zu widmen, als wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, auf dieser meiner letzten Wallfahrt einige Tage zuzubringen. Der Fremde, nachdem er noch mit Briefen und Zuschriften sich unzweifelhaft ausgewiesen, sagte die Gefälligkeit gerne zu, und die

beiden Sterne am musikalischen Himmel zogen friedlich ihre Bahnen.

Undankbare Mitwelt! seufzte der Junggeselle, springst du also übel um mit einem Manne, der noch nicht todt ist, der seiner Kunst noch mächtig ist, und handelst gegen ihn mit heimlichen fein gesponnenen Ränken? Kränkest einen Mann also, der so oftmals dich erbauet, und mit heiliger Lust ergötzt hat, und dessen einziger Geitz das Bischen Ehrgeitz ist? Nun so fahre denn hin, treulose Mitwelt, die du doch anders nichts bist, als die Welt selbst, an welcher kein Segen ist. Selig wer die Welt verläßt, ehe denn er stirbt. Unselig wer die Welt damals erst verläßt, wenn er stirbt, und deßhalb nur, weil er stirbt. Die Welt ist mir gekreuziget, sprach Sanct Paulus, und ich der Welt. Das heißt, die Welt ist nicht allein mir verleidet, sondern ich auch der Welt; sie kann so wenig mich leiden, als ich sie. Jeder Arme, Gedemüthigte, Kreuzbelastete, ist von der Welt verachtet; thut er es seiner Seits auch, so sind das zwei einander entgegen gehende Dissonanzen, deren Vereinigung die Auflösung in den Consonanzen-Accord des Seelenfriedens ist.

Das musikalische Amt am Heimsuchungsfeste fiel unendlich besser aus als die letzte Serenade. Herr Slawik sang meisterlich seinen Tenor, Herr Ptak war die Seele aller Stimmen und Instrumente. O biederber Michael Haydn! rief er am

Schluſſe freudenvoll, o adelich ſtattlicher Tonmeiſter! nun haben wir mitſammen wieder den Gott der Heerſchaaren verherrlichet, und in die Hymnen eingeſtimmet, welche die Engel ſangen, ſo da ſchwebten über ihrer Königinn Haupt in hohen Lüften, als ſie, eine arme ſtille Jungfrau, auf zarten Füßen eilends wandelte über ſchroffes Gebirge, tragend im keuſchen Schooße ihren Sohn und ihren Gott. Ach, heiligſte Jungfrau! wer meldet Deine königliche Würde und Herrlichkeit? Wer ſpricht die Größe Deiner Hoheit aus? Ach laß' uns wandeln mit Dir und Deinem Sohn, über die Berge, über Thal und Höhen, und Dein Friede ſei in unſeren Herzen! Dich lobt und preiſet Sanct Cäcilia mit allen Chören der Engel, Dir dienet mit weinendem Herzen meine gute Schülerinn Sophie, für welche wir um Deinen Schutz Dich anflehn. Dich lobt und preiſet der alte Sünder Procopius Wenzl Ptak, ſammt ſeinem betrübten Freunde Adalbertus Slawik. O wolleſt mit Mutteraugen dieſe deine armſeligen Diener anſchauen, und ſie gnädig leiten zu Deinem göttlichen Sohn! Gelobt ſeien Jeſus, Maria, Cäcilia.

Den ganzen Nachmittag, ja auch den größten Theil der folgenden Tage brachten der alte und der junge Junggeſell an heiliger Stätte zu. Wollen wir aufbrechen? fragte zuweilen Herr Ptak. Noch nicht gleich, erwiederte Slawik. Recht, ſprach der Andere. Die Glücklichen! ſie haben einen Müſſiggang

geführt, der nicht sowohl aller Laster, als vielmehr aller Tugenden Anfang ist. O daß diese Art von Müßiggang üblicher wäre! In Stille, Ruhe und Einsamkeit Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges bedenken, und zwar mit Gott bedenken, und zwar so lange bedenken, bis in der zweifelvollen Gemüthsnacht ein heller Morgenstern aufsteigt, oder prosaischer zu reden, bis man erfährt, was man will und was man soll, dieß ist wahrlich ein Geschäft, dem man billig drei Tage von dreihundert fünf und sechzigen absparen darf, man mag nun Rathspractikant seyn in einem kleinen Städtchen, oder etwas Mehreres. Herr Prak hatte an dem schönen Bild an einem Seitenaltare viel zu betrachten, wo über der Stiege zur Hausflur, an welcher Elisabeth die jungfräuliche Pilgerinn als Mutter ihres Herrn begrüßet, ein englischer Sängerchor, in duftigem Gewölk, mit Cymbel, Flöte, Cithara und Harfe musicirt. Herr Slawik aber sah in das dunkle Ebenbild Gottes, in seine eigene Seele hinein, und suchte den rechten Standort der Demuth auf, von welchem aus ein solches Bild die rechte Beleuchtung empfängt. Ganz still und nachdenklich kehrten sie nach diesen Friedenstagen in ihre Heimath zurück. Unten im Thale breitete sich das Städtchen schon vor ihren Augen aus, und über den Bürgermeistersgarten sah der felsige Calvarienhügel herauf, verschiedene Erinnerungen in den schweigsamen Wanderern weckend. Da stand Sla-

wik ſtille, und ſprach: Hören Sie, Ptak. Dieſer antwortete gütig: Rede mein Sohn. Ihr ruhiges und friedſames Schweigen, fuhr der andere fort, hat bei mir gröſsere Frucht gebracht, als all Ihr vielfältiges Reden. Ich glaube, Maria hat uns beide heimgeſucht. — Meinſt du, Nachtigall? — Ja, ich meine es. Denn nunmehr iſt der rechte Entſchluß in mir reif geworden, ſammt dem Muth, ihn auszuführen. Ich kehre wieder um. — Aus F in C? — Ja, Ptak, ſo iſt's. — O Nachtigall, was für ein ſchönes Lied! Und wie willſt du zurück gehen? Doch nicht in einer weitläufigen Modulation? Denn das iſt ein gefährlicher Rückweg. Nicht lieber ſchnell? Vom f zum h, von h zu e? — Das iſt kurz abgethan, Ptak. Ich nehme Abſchied, und gehe. — Brav, Slawik, friſch wieder die Hand an den Pflug. O laß dich küſſen, laß dich herzen, du dreimal glücklicher Ausreißer, den der milde Feldherr wieder zurück gerufen hat zu ſeinem Kreuzesfähnlein. Bete für mich, mein Kind, jetzt, und vorzüglich, wenn ich werde gänzlich geſtorben ſeyn. Und nun laß uns ausruhen hier, bis daß es dunkelt. Wir haben ja da unten im Städtchen nichts mehr zu thun. Da läuten ſie den Sonntag ein, den Tag meiner Freude, den Tag meiner Kunſt. Aber es ſitzt nun ſchon ein Anderer an den Regiſtern, und ſpringt mit ihnen um auf ſeine Weiſe; vielleicht ein Sohn dieſer Zeit, ein Freund des weltlichen Klingklangs ſonder Weihe, vielleicht aber

auch ein Mann, der hundertmal beſſer iſt als ich. Es ſei dem wie ihm wolle, iſt dieſer Bürgerſchaft Benehmen nicht undankbar und kränkend? Die gute Sophie! ſie wird dabei wohl an mich gedacht haben! Doch laß uns lieber beten.

Eilftes Capitel.

Zweite Halb-Cadenz. Violagamba-Regiſter. Zweiter enharmoniſcher Gang am Herbſt-Zeitloſen und alter Männer Sommer.

Der erſte, der am nächſten Morgen beim Organiſten vorſprach, war Krzepelka, der Rath, von Slawik begleitet. Unglücklicher Menſch! rief er, was haben Sie gethan? Wie ſind Sie auf den tollen Einfall gerathen mit der Serenade? Wiſſen Sie auch, daß Sie dadurch Sophie an den Rand des Grabes gebracht haben? Ja, ja, ſtarren Sie mich nur an, es iſt alſo. Das arme Kind iſt ans offene Fenſter getreten, und die Nacht war kühl und ſtürmiſch; rechnen Sie die Kränklichkeit dazu ſeit dem Scharlachfieber, und Sie werden die Folgen wohl einſehen, wenn anders noch ein Funken Verſtand — — Ach mein Gott, was für Jammer, was für Leid! Meinen Sie etwa, Krzepelka, ich hätte nicht vorausgeſehen, wohin dieſe Kränklichkeit führen müſſe? Aber ſo bald! ſo ſchnell! Da ſiehſt du, Slawik, Gott hat dir dein Opfer leicht gemacht. Alſo ich bin Schuld an der Fügung Gottes

— Ptak, Sie reden wie ein Knabe. Sie, freilich nur Sie! Ihre Unbesonnenheit, Ihre thörichte Jünglingsfantasie unter den grauen Haaren! — Wohl, wohl, Krzepelka, wirst auch grau werden, wenn du's erlebst, übrigens war ich schon dein Meister, als du noch ein leichtsinniger Flachskopf warst. O Himmel, o Himmelschor, so muß ein alter kindischer Meister sich meistern lassen von Leuten, die zu seiner Zeit noch gar nicht existirten, es sei dann auf metaphysische Weise. — Seid nicht leichtsinnig, Ptak! Euer Glück, daß der Bürgermeister so höchst betrübt ist, sonst — Nun, und was denn sonst? Wird er mich absetzen? Ich bin schon abgesetzt; ich weiß es schon, hab' eure Ränke schon vernommen. Wird er mich strafen? Aber wofür? Für die Serenade? Es ist keine lieblichere noch componirt worden. Für den Lärm? für meines einzigen Dieners Mord? Das soll Hadrawa verantworten, der harte Mann ohne Gehör. Für das Öffnen des Fensters? Das hat Sophie gethan. Wie fällt denn dem hochedlen Herrn nicht ein, was Sophie noch weit früher gethan hat? Hat sie ihn während seiner letzten Krankheit nicht Tag und Nacht gepflegt, gehoben, gewendet, über alle Kräfte gewacht und gearbeitet, und den Ungeduldigen auf alle Weise getröstet? Weiß nicht die ganze Welt, daß sie von jener Zeit an mit Seitenstich, und anderen argen Brustbeschwerden kämpfet? Daß das Scharlachfieber ihr deßhalb nur gefährlich ward? Nun, und wer war

denn Urſache an dieſer Krankheit des Hochedlen? Nicht Sie, mein Krzepelka? nicht Sie ſelbſt? als Sie an jenem fetten Donnerstage aus eigennützigen Abſichten ſo überſplendid gaſtirten? Wer iſt alſo, um auf die erſte Urſache der übrigen Urſachen zurück zu gehen, wer iſt alſo hauptſächlich Schuld an der zarten Roſe frühem Hinwelken? Aber nein! weder Sie, noch ihr Vater, noch ich, noch die elende Serenade da, ſondern Gottes Fügung! Auf Mariä Heimſuchung hat ſie lange ſich gefreut, die Wallfahrt zur Engelkönigin wollte ſie machen, nun hat Maria ſie heimgeſucht, nun wird ſie die Wallfahrt antreten, und den innerſten Wunſch und Vorſatz ihres Herzens hat der Herr in Gnaden angenommen, als ob er ſchon ausgeführt wäre. O kluge Jungfrau, laſſe hell leuchten deiner Lampe Flämmlein, damit du dem wahren Bräutigam der Seelen mögeſt entgegen wandeln in freudiger Zuverſicht!

Der Rath zuckte die Achſeln, und bemühte ſich, unfreundlich zu ſeyn. Es iſt nichts zu reden mit Euch, ſagte er, und man weiß nicht, ob man lachen ſoll oder weinen. Wenn Ihr ſchwätzen und peroriren könnt, dann iſt Euch wohl, und ſollte inzwiſchen die Welt untergehen. Dumme Streiche und weiſe chriſtliche Reden, Bosheiten und Tugenden, alles durcheinander. Ihr ſeid doch wahrhaftig nichts anderes, als ein alter Narr. — Dieß war ein Abſchieds-Compliment, und Herr Ptak, ſonſt

kein Freund von Complimenten, lehnte es nicht ab. Er hatte jetzt keinen Wunsch mehr, als die Kranke noch einmal zu sehen: für die er inzwischen, und um die trüben Tage in etwas zu erheitern, im vorhinein ein Requiem componirte. Dieß süße Geschäft verfehlte die gewöhnliche Wirkung nicht. Herr Ptak verlor sich ganz und gar, als er zum dies irae kam, und war nach manchem Tagewerk eben bei der enharmonischen Ausführung der unübersetzbaren herrlichen Verse: Quaerens me sedisti lassus, welche ungefähr dieß bedeuten:

»Mich suchend saßest du, müd von unzähl'gen Schritten,
Hast, mich erlösend, auch den Tod am Kreuz erlitten;
So großer Kampf für mich umsonst nicht sei gestritten!«

als der Dechant ihm die Botschaft schickte, daß die gute Sterbende sehnlichst nach ihm verlange, und daß er nur kommen solle. Da hat Herr Ptak keine Viertelnote mehr hinzugesetzt, ja er hat der ganzen Composition vergessen, und laut zu weinen angefangen, vermochte auch bei der Sterbenden nichts vorzubringen vor Weinen und Schluchzen, und war dieß vielleicht die rührendste Rede von allen, die von dem Junggesellen jemals gehalten worden, denn die Anwesenden fühlten keinen Groll gegen den Hectikus mehr, dessen Leidwesen in größerem Maße als jenes aller Übrigen sich kund gab. Er kniete bei Sophiens Bettlein, und sie, die auch in gesunden Tagen nicht sonderlich viel zu reden im Brauch gehabt, zeigte freundlich auf das Bild der heiligen

Cäcilia, das neben dem Crucifix und dem Frauenbildchen vor ihr lag. Dem guten Slawik aber, der auch hinzu gekommen war, winkte sie, näher zu treten, sie reichte ihm die Hand, und wendete das brechende Auge nach oben. Ja, Sophie, ja du lichter Engel, schluchzte da Herr Prak, wir haben dich verstanden! Er war zu laut geworden, und Herr Skriwanek schob ihn sammt Slawik sachte aus dem Zimmer. Die beiden standen nun in der Hausflur, bis Hadrawa laut heulend herab kam, und wie ein Unsinniger schrie: Die arme Sophie! das liebe junge Blut! es ist schon vorbei! Es ward ihnen bei der Trauerpost für den Augenblick ganz leicht zu Muth, wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn Kinder des Lichtes diese dunkle Welt verlassen: sie knieten hin und beteten, und stiegen dann, ohne Verabredung, zwei bis drei Mal um die Stadt herum, in beharrlichem Schweigen. Als sie von einander gingen, brachen die Thränen von neuem aus. Fließet, ach fließet ihr Thränen nur hin! sagte Herr Prak, was können wir Menschen besseres thun als weinen? Besser ist's jederzeit als jedes Wenn und Aber. Denn freilich könnte man bemerken, was hat dem Hochedlen nun sein ganzes Widerstreben genutzt gegen ihren einzigen Wunsch? Hätte er sie zu den Schwestern von der Heimsuchung gehen lassen, so würden alle die verschiedenen Umstände, die ihren Tod veranlaßt und etwan beschleuniget haben, als da sind die Gasterei, seine Indigestion und apoplektische

Krankheit, das Scharlachfieber, die Serenade, die Nachtluft und dergleichen, fern von ihr geblieben seyn. Sie würde noch leben, Gott dienen, und fröhlich im Chor singen; nun aber thut sie dieß alles auch jetzt, und zwar auf unendlich schönere und seligere Weise. Laß uns also weinen und fröhlich seyn.

Der Ex-Organist war doch beinahe froh, seines Amts erledigt zu seyn, denn er hätte bei den Exequien vor Betrübniß nichts leisten können. Erst als alles Gepränge vorüber war, begab er mit Slawik, mit der Gärtnersfrau und ihren Knaben sich zum frischen Grabhügel und pflanzte einige Rosensträuche darauf, von jenen, wo seine Brieftasche war hängen geblieben, auch Asterblumen, und Sylphien und andere Stauden mit leuchtenden Blumensternen. Hier saß er fast jeden Abend bis in die dunkle Nacht, Slawik mochte ihm Gesellschaft leisten oder nicht, und ging in stiller und tiefer, doch heiterer Wehmuth seinen Gedanken nach, welches echt enharmonische Gänge waren, wie etwan folgender, den Slawik sich aufnotirt hat.

Halte noch zusammen, morsches Gebein; dürre Knochen, wollet eine Zeitlang noch in euren Gewinden weilen! Brust, die du müde des Athems bist, die du nach Äther dich sehnest, und nimmer nach dicker Thalluft, athme ferner noch; und du thörichtes Herz, viel gequältes, viel verschuldetes Herz, gehe noch ein Weilchen den erlahmenden

Tact. Hat Ptak Sophien nicht überlebt? Die blühende still fröhliche Sophie der abgedorrte, schwarzgallichte Ptak? Und hatte Ptak dieß jemals geglaubet und fürgesehen?

Da unten unter dem Blumenhügel, da modert, was meinen Freunden so überaus gefiel, dem ernsten Krzepelka, dem hochgeistigen Skriwanek, dem irrenden Schäflein Slawik. Ich aber sah auf den Geist, den milden, kindlichen, frommen, voll zarten Tonsinns, voll jungfräulicher Hoheit. Der modert nicht da unten. Der wallet unter den Jungfrauen, unter den Reinen, unter den seligen Bürgern der lichten Stadt, wo weder Nacht ist, noch Dissonanz, wo ewiger Tag ist, und ewige Harmonie.

Dort wallet er, und schauet und höret, Licht und Wahrheit, und schauet herab auf den alten Ptak, der mit finsterm Herzen sitzet in finsterer Nacht über finsterer Grabesgruft. Und gehen auch zuweilen die Augen ihm über, darum, daß er Sehnsucht hat nach jenen Friedensgefilden, so scheint doch kein tröstlich Himmelslicht in seine Thränen hinein, und die Thränen fallen dunkel herab auf das Gras, auf die Rosengesträuche, auf die Aster- und Sylphienzweige, und der Nachtwind kommt, und trocknet sie auf, und zieht vorüber, tiefer in die Nacht hinein.

Und so wird Herr Ptak noch lange sitzen müssen und weinen, bis die Herbst-Zeitlosen bluhen, und bis der Altemännersommer vorüberzieht, da die feinen weißen Spinnengewebe, im Sonnenstrahl schim-

mernd, durch die Lüfte schweben, unbedeutend und überall sich anhängend, wie des alten Ptaks Gedanken, schimmernd auch, doch sonder Licht, und fangen sich höchstens kleine Mücken darein. Alter Mann, wo sind deine Werke? Wenn du zeitlos geworden bist, und sollst hinüber ziehen, wo keine Zeit mehr ist, was wirst du aufzuweisen haben? Bringst du ein blüthenweißes, fleckenloses hochzeitlich Kleid mit, wie Sophie? Hast du ein reines Herz, um Gott zu schauen? Hast du dein Orgelspiel vollendet, wie David und Asaph ihr Saiten- und Harfenspiel? Wird Sanct Cäcilia für dich bitten? Hast du auf dem zehnfach besaiteten Harfenspiel Gott geehret, mit allen Tönen deiner Seele, mit allen Kräften und Fähigkeiten, mit Verstand und Willen und Fantasie? Warum doch bist du so traurig, meine Seele, und warum betrübst du mich? Kannst du nicht hoffen auf den Herrn, weil du ihn noch bekennest, Ihn, der das Heil deines Angesichts ist, Ihn, deinen Gott?

Höher hinauf stimme dich, Saitenspiel, jubelt, ihr Harfen-Accorde, des Herrn Erbarmungen will ich in Ewigkeit singen. Mein Herz eröffnet sich, wie ein Blüthenkelch dem Thaue des Himmels, süßer Trost ist herabgekommen über den reumüthigen treulosen Knecht; er hat einen Gott, den nennt er sein; er hat einen Erlöser, den nennt er sein; er wird nicht in die Grube fahren, er wird nicht einstimmen in die schauerlichen Mißtöne des ewigen Heulens

und Wehklagens, er wird ein neues Lied anstimmen. das Lied, von welchem Meister David spricht: Singet dem Herrn ein neues Lied, sein Lob ertönt in der heiligen Kirche. Lobsinget dem Herrn unserm Gott, lobsinget mit Weisheit. Lobsinge, Nachtigall, singe mit Weisheit. Aus niedrigem Gesträuch, aus der Tiefe der Selbstsucht erhebe dich, schwinge dich auf zum Wipfel der Cedern; auf schwankem Zweige in hoher Luft, da fuße, damit die Alltagssorgen und die Begierden dieser Welt deinen Sang nicht hemmen, du mein glücklicher Slawik. In der Nacht, in der Nacht singet die Nachtigall, in der Nacht dieses Lebens wandert und singet der Sohn des Lichts, sein Gesang ist des Dreiklangs himmlischer Consonanten-Accord, eine Trias harmonica, von Glaube, Hoffnung und Liebe, der tonet immerdar im geheiligten Herzen, der einiget Himmel und Erde, und steiget wie Rauchwerk empor zum Throne der Wahrheit, zur ewigen, harmonischen, einigen Trias, die sei gelobet in Ewigkeit.

Zwölftes Capitel.

Schluß-Cadenz Des Organisten Schwanengesang und Denkreime, detto letzter Wille und Unwille. Epilog, declamirt von Hadrawa.

Einzeln nur blühten da und dort noch die Zeitlosen auf fahler Herbstrift, später immer rang sich die Sonne durch die Morgennebel hindurch, die Wald-

ſänger hatten groſſen Theils Abſchied genommen, und auch Herr Ptak, in eigener Perſon den ſpäteſten Spätherbſt malend, wandelte oder ſchlich nur mehr unter den entlaubten Kaſtanienbäumen der Stadt-Allee auf und nieder. Der wird's nimmer lang machen! ſagte der pöbelhaftere Theil der Städtler. Der Jungeſelle ſelbſt drückte darüber ſich edler aus: Die Oscillationen der Lebensſaiten, ſagte er, nehmen allmälich ab, bis zum endlichen Stillſtand. Nichts deſto weniger mag ich mit ſo vielen groſſen Männern das Los nicht theilen, mich ſelber zu überleben. Denn es geſchieht dieß allerdings häufig den weltlich, natürlich, ſeelich und heidniſch geſinneten groſſen Geiſtern und Künſtlern, ſintemal die Naturkräfte ſinken, die Fibern und Zäſerlein erſtarren, das Blut erkühlet, die Sinne ſich ſtumpfen, die Fantaſie ſich verdunkelt, und, was von der Erde iſt, wieder zur Erde kehret. Chriſtlich geſinnte groſſe Geiſter hingegen und chriſtliche Künſtler, dieſe werden immer reger und lebendiger, je näher dem Tode, id est, je näher dem Anfang des wahren Lebens, was Maſſen nämlich die Gnade immer kräftiger und reiner in ihnen ſich wirkſam erweiſet. Iſt dieß alſo zwar ein abgedroſchenes Gleichniß: daß die Lampe, ehe ſie verliſcht, noch einmal recht hell und lichterloh aufloddert, ſo pflegt bei ſelbem doch viel zu ſelten bedacht zu werden, daß es nur von ſolchen Leuten gelte, deren Lampe mit Öl verſehen iſt, eine echte Aſtrallampe mit Aſtralfeuer, von Leuten alſo, die ihren

Gott lieb haben, und in christlicher Lebenskunst erfahren sind. So möchte ich denn auch nicht dahinsterben, bevor ich nicht von dieser undankbaren Bürgerschaft, von der unlieblichen Welt, und von der lieblichen und dankbaren Kunst einen fröhlichen und glänzenden Abschied genommen habe, um sie jenseits in herrlicher Fülle wieder zu finden; und dieß soll, will's Gott, am Sanct Cäcilienfeste geschehen.

In der That, als dieß Fest sich nahte, verfiel der Junggeselle in ein so sieberisches Wohlbefinden, daß ihm beinahe ganz frei ward und federleicht; und in dieser Munterkeit wollte er sogar die letzte Hand noch legen an seine letzte große Composition zu Ehre der heiligen Cäcilia. Tief unter dem Bette, Schrank, Tisch und Clavicembalo suchte er die tiefgedachten Partituren hervor, und brachte in Eile noch einige einlegbare Stücke, Gloria, Graduale, Offertorium, und so auch ein Präludium in Ordnung, dessen Grundgedanken, als Procop Wenzl Prak's Schwanengesang, hier eine kleine Stelle sich erbitten; es sind die folgenden:

Was dröhnet mit Sturmesflügeln,
Melodisch brausend durch die Hallen einher?
Was tönet durch Bogengewölb' in heiliger Stätte?
Wie ferner Donner mit des Meeres Rauschen,
Mit dem Rauschen der Wogen sich vermählt,
Und wie durch Eichenwipfel am Berggeklüft,
Wo in die See herab steigt,
Die flüsternde Rede gleitet geheimnißvoll,

Darein die Sänger des Waldes flöten,
Und der Lerche Jubel aus blauen Höh'n;
Und wie so Donner als Wogengeräusch und Waldluft
und Waldgesang
Umschlungen einher im gemessenen Schritte wandeln:
Also auf Ätherschwingen, Raum beherrschend,
Herzen durchwogend,
Kommen des Organons,
Des Organons hochgewaltige Töne gezogen,
Und trennen im Kampf der Accorde sich,
Und einen sich wieder,
Und ringen und klimmen wirbelnd hinan,
Höher und höher,
Und senken hinab sich,
Tiefer und tiefer,
Zu dem, der herrschet über Höhen und Tiefen,
In den Himmeln der Himmel,
In der menschlichen Brust.
Wahrheit in der Höhe,
Allmacht,
Wahrheit in der Tiefe,
Demuth,
Allmacht zur Demuth schwebet nieder,
Demuth zur Allmacht wird getragen empor.
Vollbracht, ja vollbracht ist auf Erden,
Welches gefeiert wird bis zum letzten Pulsschlag der Zeit,
Unendlicher Erbarmung
Himmlisches Werk.

Was aber die Ausführung selbst betrifft, so gelang es dem glückseligen Manne sogar, den Rath, den Doctor, den bereits resignirten Practikanten, den neuen Organisten, ja alle Parteien, zur Ver-

herrlichung des Festes, der Kunst und des Ptak'schen Genius zu vereinigen, selbst Hadrawa nicht ausgenommen, den bewährten Meister im Paukenschlage. Und dieß ist, sagte er, der Triumph der heiligen Kunst, daß sie, die Harmonische, Einklang und Frieden stiftet, und nicht nur alle Dissonanzenköpfe, sondern auch die Hydra selbst durch eine mächtige, siegreiche Schluß-Cadenz vernichtet.

Es wollte aber dem hinfälligen Tonmeister am Abend des Festes schon, da er mit Slawik, dem Scheidenden, beisammen saß, die Nähe dieser Haupt-Lebens-Cadenz sich fühlbar machen. Nach Slawiks Abreise sank die alte Hütte gänzlich zusammen; und man hörte ihren Einwohner nicht sonderlich viel reden mehr, ausgenommen, was er mit dem Dechant gesprochen, und was Niemand erfahren hat. Herr Skriwanek erkannte die Größe der Gefahr; er redet und perorirt nicht mehr, sagte er, dieß ist vielleicht das bedenklichste Symptom. Der Erfolg zeigte die Wahrheit dieses Urtheils. Herr Procopius ließ sich in die Strohhäckselpolster seines geliebten Lehnsessels bringen, hier saß er, lächelnd, still, geduldig, innerlich betend, und war fast lieblich anzusehen, zuweilen schlummerte er, und schien in süßen Träumen ein wohlbesetztes Orchester zu leiten, denn er tactirte emsig mit leisen Bewegungen der Hand. Als die versöhnten Freunde eines Morgens in sein Zimmer traten, fanden sie sowohl ihn als seinen Wärter in sanftem Schlafe; der Wärter wurde als-

bald geweckt, Herr Ptak jedoch schlief unendlich tiefer, und war nimmer zu wecken mehr.

Mein letzter Wille, so stand es in seiner sorgfältig aufgesetzten letztwilligen Verfügung, ist der, daß der Wille Gottes an mir und aller Welt allezeit geschehe, Amen. Mein letzter Unwille betrifft keinen einzigen Menschen, weil ich im Herzen gegen Niemanden einen Groll trage noch hege, sondern lediglich meine vielen Sünden und Treulosigkeiten, die Gott der Herr mir gnädig verzeihen möge, Amen. Mein schönes Violoncell sammt andern Instrumenten und Musikalien vermache ich hiesiger Pfarrkirche; item mein kunstreich gegoßenes Crucifix von Bronce, welches am Altar der heiligen Cäcilia soll aufgestellt werden. Sämmtliche meine Bücher sollen meinem lieben Freunde Adalbert Slawik verwahret werden. Mein kleines Haus mit Stiege, Kammer, Stube und Kamin schenke ich den armen Taglöhnersleuten in der Wasservorstadt Nr. 7, wo mein getreuer Orpheus begraben liegt. Sämmtliche Kleidungsstücke und Wäsche sammt den wenigen vorhandenen Pretiosen vermache ich meinem rechtschaffenen Freunde Hadrawa, welcher dafür die Verpflichtung auf sich nimmt, den kleinen Blumengarten auf Jungfrau Sophia's Grab aufs beste zu pflegen. Endlich bitte ich den hochwürdigen Dechant um drei heilige Seelenmessen, und um ein oftmaliges Memento: wie ich mich auch sämmtlicher verehrlicher Bürgerschaft in Gebet und Andenken empfehle. Also ist es mein

Will' und Begehren, der ich, sündhafter Mensch, in aller Wehmuth mich unterfertige, Procopius Wenceslaus Ptak, wohl emeritirter und abgesetzter Organist allhier, am Tage der heiligen Cäcilia, meines Alters wahrscheinlich im 73ten Jahre. Jesus Maria, Cäcilia.

Des Junggesellen Abschied machte mehr Sensation im Städtchen, als man hätte vermuthen mögen. Nun erst erscholl sein Lob in allen Ecken und Winkeln, nun fühlte man, daß der Ort wie verwaiset sei, in dessen alten Gassen und Plätzen die beinahe seit Menschengedenken wandelnde Figur des guten Herrn Procopius gleichsam plastisch und topographisch geworden war. Arme Leute weinten von ganzem Herzen über den Verlust eines Mannes, der die ganze Bürgerschaft mit Fürbitten und Sammeln bei jedem Anlaß quälte; der Dechant, der ihn am besten kannte, veranstaltete ihm ein recht glänzendes Leichenbegängniß, wobei männiglich mit stiller Billigung eine Harfe mit Lilienzweigen auf dem Sarge gemalt, und eine flimmernde Myrthenkrone oben auf ruhen sah. — Man mag sagen, was man will, ließ Hadrawa Abends sich verlauten, ein braver Mann war's, und soll leben! Schwachheiten hat jeder Mensch an sich; ich auch; was verschlägt das? Gebt einmal Acht, wie es in unserer Stadt aussieht, seit der gute Mann angefangen hat auf den letzten Füßen zu gehen. Die liebe schöne Sophie ist todt, und die ganze Stadt ist todt. Der Bürger-

meister will sein Amt niederlegen, der Rath trägt kein Belieben es anzunehmen, der Doctor hat keine Lust mehr, länger hier zu bleiben, Herr Slawik ist schon fort; da wird denn Alles wüst und traurig, und der possirliche Herr Ptak mit seinem Pudel macht uns auch keine Aufheiterung mehr. Wie soll es dem Menschengemüthe da nicht einfallen, daß Alles ein pur eitel vergänglich Nichts ist auf dieser Welt, und dabei Niemand weiß, ob ihm nicht etwan schon sein Stündlein geschlagen hat? — Hiermit wünschte Herr Hadrawa den aufmerksam zuhorchenden Hadrawanern eine gute Nacht.

Wir aber wollen es bei diesem Epilog nicht völlig bewenden lassen, sondern annoch einige kurze Denkreime zum Besten geben, welche man in des Junggesellen Papieren gefunden hat. Sie lauten folgender Maßen:

Den heiligen Glauben in Acht mir nimm,
Der sei dir, o Mensch! die echte Prim;
Die Hoffnung auch erhalte gesund,
Sie ist auf der Scala die wahre Secund;
Zum göttlichen Willen kling', o Herz!
In gehorsamer Liebe die reine Terz;
Trifft Mühe dich und Arbeit hart,
So denke: dieß ist die rechte Quart;
Sei deinem Nächsten friedlich gesinnt,
Und stimme zu ihm die reine Quint;
So oft du Vertrauen auf Gott erweckst,

Stärkt dich alsbald die harmonische Sext;
Auch wie ein wunderheilsam Recept
Verehre des Unglücks schneidende Sept;
Sei mäßig in Worten, Speis' und Schlaf,
So ruft dich der Herr zur hohen Octav.

Der Thürmer.

Eine Erzählung in sechs Gesängen.

Erster Gesang.

Wie Meister Guck auf seinem Thürmlein lebte.

Jahr aus Jahr ein, ohn' Unterlaß
Herr Guck auf seinem Thürmlein saß,
Zu ihm, wie zu dem Glockenseil,
Führt eine Wendeltreppe steil,
Und droben war sein Kämmerlein,
Sein Bett, sein kleiner Bücherschrein,
Auch war ein Dreifuß aufgestellt;
So lebt' er fern von niedrer Welt
Ganz sorgenlos und frank und frei,
Allein mit seiner Fantasei.
Des Himmels Höh'n, die blaue Fern'
Besah sein Auge gar zu gern',
Da schaut' er hin, da schaut' er her,
Sein Blick gesättigt nimmermehr;
Wie kann bei solcher Augenweid'
Ihn fesseln banges Herzeleid?
Sein ist das Licht, sein ist die Luft,
Sein ist der Berge blauer Duft,

Sein iſt die ganze weite Flur,
Sein ſcharfer Blick kennt jede Spur.
Manch ſüßen Abend bringt er hin,
Sieht in der ſpäten Sonne Gluhn,
Muſtert die Stern' in ihren Reih'n,
Und wie ihn grüßt des Mondes Schein
Vergißt er Alles rund umher,
Sieht weder ſich noch Thürmlein mehr,
Iſt wie entkörpert und verklart,
Nichts, was ihn irdiſch noch beſchwert;
Ein Liedlein möcht' er ſingen hell,
Und fliegen weit hinaus zur Stell! —
Was war ſo ſelig Meiſter Guck!
Ihn kummert nicht der Menſchen Spuck;
Was tief im Städtlein drunt geſchieht,
D'rum hat er niemals ſich bemuht.
Da unten drängt ſichs her und hin,
In Angſt und Qual und trübem Sinn,
Und ſtrebt nach Luſt und Geldgewinn,
Und hat nicht Sorg' und hat nicht Acht
Des Firmaments und ſeiner Pracht;
Es wollte denn luſtwandeln geh'n,
Und Wald und Wieſ' und Trift beſeh'n; —
Da war nun Meiſter Guck bekannt,
Und weit berühmt im ganzen Land,
Als Einer, der den Himmel kennt,
Und deutlich lieſt am Firmament,
Ob's Sonnenſchein an dieſem Tag,
Ob's Regenſchauer geben mag,

Denn er erforscht der Wolken Zug,
Des Nebels Strich, der Schwalben Flug,
Der Winde Richtung kennt er auch,
Sein Wetterhahn folgt jedem Hauch. —
Dieß war's nebst seiner Meisterschaft,
Was ihm viel Stündlein weggerafft,
Denn viele Kunden sprachen zu,
Und störten oft des Meisters Ruh'.
Die einen brachten müde Schuh',
Die er zu stärken wohl verstand;
Der andre kam mit leerer Hand,
Und fragt' um Wind und Wetter ihn.
Die ersten nahm er willig hin,
Denn war der Himmel kalt und trüb,
So war ihm auch sein Dreifuß lieb,
Hier saß er denn so manche Stund,
Und stach sich oft die Finger wund,
So er nicht auf die Arbeit sah,
Was unsrem Meister oft geschah;
Doch war er auch nicht d'rauf erpicht,
So saß er dennoch müßig nicht;
Denn ist so winzig und so scharf
Bemessen, was der Mensch bedarf,
So braucht er stets doch mehr als Luft,
Der Magen auch die Stunden ruft;
Sei noch so friedlich Geist und Herz,
Die Erdenhüll' zieht niederwärts.
Deß war er sinnig auch bedacht,
D'rum hat er manchen Schuh gemacht.

Man ſchickt' ihm nur das Maß hinauf,
Kam auch wohl ſelbſt zu ihm herauf,
Denn Meiſter Guck verließ niemals
Den Thurm, er war kein Freund des Thals.
Zehn Jahre waren's ſchon gewiß,
Daß er die Höh' nicht mehr verließ;
Man kannte ſchon des Meiſters Art,
Da kam denn manches Mägdlein zart,
Und bracht' ihr Füßchen ihm zum Maß,
Vertraut' ihm auch wohl dieß und das
Von Herzens-Angelegenheit,
Und Meiſter Guck war ſtets bereit
Mit klugem Spruch und gutem Rath,
Der ihm zu Dienſt war früh und ſpat.
Und da vergaß er öfters auch
Hinauszuſchaun nach altem Brauch,
Sah lieber in ein Auge blau,
Als in des Himmels Wolkengrau;
Und war denn Meiſter Guck alſo
Gar oft in ſeinem Herzen froh;
Und er's denn auch nicht übel nahm,
Wenn man ums Wetter fragen kam,
Da ſagt' er kurz und triftig her,
Was grad' davon zu hoffen war',
Ging gleich darauf in's Kämmerlein,
Und ließ in kein Geſpräch ſich ein;
Denn was nicht ſein Gemüth erbaut,
Wo ſonſt er keinen Nutzen ſchaut,
Da hat er nicht zu ſchaffen viel,

Und macht behend ſich aus dem Spiel.
So zog's ihn in den Thurm hinauf;
Er ſah der Welt verruchten Lauf;
Des Drängens und des Treibens müd'
Sehnt' er ſich ſehr nach Ruh' und Fried';
D'rum ging er hin zum Magiſtrat,
Um Thürmers Recht und Würd' er bat,
Er zog hinauf mit Draht und Pfriem,
Sein ganzer Hausrath zog mit ihm,
Die Bibel auch vergaß er nicht,
Und manches Buch, das Wahrheit ſpricht;
Hier lebt' er denn in ſüßer Luſt,
Des innern Friedens froh bewußt,
Zog ſeine Glock' zur rechten Stund,
Rief Mitternacht mit lautem Mund,
Hielt auf dem Thürmlein emſig Acht
Für Stadt und Gau in ſtiller Nacht,
Bis einſt im trüben Augenblick
Auch ihn getroffen ſein Geſchick,
Wovon in ſelbigem Gedicht
Das zweite Lied zum Weitern ſpricht. —

Zweiter Geſang.

Wie Meiſter Guck ſich mit dem Sturmläuten verſpätet.

Junius war ſchwül vergangen,
Hatte Juli angefangen,
War ein heißer Abend kommen,

Luft und Flur in Gluth entglommen;
Sonne war nicht mehr zu ſchauen,
Schatten warf ſich auf die Auen,
An des Himmels duft'gem Bogen
Schwer heran Gewölke zogen;
Heimging von der Flur die Heerde,
Stille ward es auf der Erde,
Wollte ſich kein Lüftlein regen,
Auch kein Hälmlein ſich bewegen;
Alles war im bangen Sinnen,
Was der Himmel wird beginnen,
Meiſter Guck ſtand auf den Zinnen,
Blickt' hinaus ins Abendgrauen,
Konnt' ſich heute nicht erbauen,
Sah er ſo den Himmel ſchwärzen;
War ihm ſchwül in ſeinem Herzen,
Fühlte matt und ſchwer die Glieder,
Und ſo 'lehnt' er denn ſich nieder,
Ruhte von dem Taggeſchäfte,
Sammelte ſich neue Kräfte.
Aber wie er ſchlummern wollte,
Zuckte Blitz und Donner rollte,
Aufgeſcheucht von ſeinem Sitze,
Dacht' er: Schlaf iſt hier nichts nütze,
Und an des Geländers Stütze
Lehnt' er ſich, und ſah in's Weite,
Wie das Wetter ſich verbreite.
Zehn Uhr hört er jetzo ſchlagen,
Flugs, die Stunde anzuſagen

Nahm er nun das Horn zum Munde,
Ging am Thürmlein in die Runde,
Und nach allen Himmelsſeiten
Ließ er milde Tön' entgleiten,
Wie er zu ſothaner Stunde
Täglich that, nach alter Kunde.
Töne aus des Hornes Tiefen
Wallten nun auf luft'gem Fittig
Sanft herab, und hold und ſittig
Zu den Bürgern, die da ſchliefen;
Von des Thürmleins hohem Saume
Hörten ſie's im erſten Traume,
Wandten ſich im Bett herüber,
Und ſie ſchliefen nun noch lieber. —
All' ihr Guten, all' ihr Müden,
Schlaft denn nun in ſüßem Frieden!
Frieden hauchen dieſe Töne,
Die hinab in zarter Schöne
Zu euch ſchwebten, zu euch bebten,
Da die Lippen ſie belebten;
Ferne durch die luft'gen Kreiſe
Schweben ſie noch ſanft und leiſe,
Immer ſtiller wird die Weiſe,
Bis den Äther ſie begrüßen,
Und in weitem Raum verfließen;
Gleich der Sehnſucht, die beginnend
Mächtig wallet, dann zerrinnend
In des Himmels ferne Bläue
Auf ſich ſchwingt zu ew'ger Freie! —

Alſo Meiſter Gucks Gedanken;
Sieh, da will das Thürmlein ſchwanken,
Blitze ſtrahlen, Donnerſchläge
Toſen über's Stadtgehege;
Und zum Fenſter tritt er wieder,
Sieht aufs gute Städtlein nieder,
Wie es Blitz auf Blitz erhellet,
Spricht: »Wie iſt's doch gut beſtellet!
Freut euch nur des warmen Neſtes,
Schlummert bis zum frühen Morgen,
Trotz des Sturms ſeid ihr geborgen,
Wach' ich doch für euer Beſtes!
Groß iſt ja des Herren Gnade;
Trifft etwan ein Wetterſchade,
Wacht doch einer, daß er kunde,
Daß und wo das Wetter zünde!
Alſo iſt der Mann geehret,
Der vom Schlaf ſein Auge kehret,
Wachend treu für ſeine Brüder
Stärkt die Pflicht die matten Glieder;
Von der Vorſicht aufgefordert,
Von des Himmels Macht beordert,
Kann er rühmen ſich und ſagen:
Großes ward ihm übertragen!« —
Solches ſprach der Meiſter oben,
Ließ die Wetterſtürme toben,
Hörte laut die Windsbraut ſauſen,
Ferne war ihm Furcht und Grauſen.
Denn was Andre bang mag ſchrecken,

Konnt' in ihm den Geiſt nur wecken,
Der in Glauben und Vertrauen
Sich emporſchwingt, um zu ſchauen,
Und zu heher Luſt erhoben
Gottes Allmacht zu beloben. —
Ringsum ſchwarz und ſchwärzer immer,
Thürmten ſich die Wolkentrümmer,
Brauſend an dem Wetterhahne
Tobt' der Wind, es knarrt die Fahne;
Jetzo legte ſich ſein Toben,
Wolken, vor ihm hergehoben,
Lagerten am Himmelsplane.
Dunkler ward's und dunkler immer,
Ausgelöſcht der Sterne Flimmer,
Blitze flammten durchs Gewölke,
Donner krachten durch die Lüfte,
Brachen ſich am Dachgebälke,
Rollen tief durch ferne Grufte;
Jetzt in einem Nu entglühet
Das Gewölke, und es ziehet
Raſch, wie menſchliche Gedanken,
Tageslicht durch düſt're Schranken;
Und es droht der Thurm zu wanken,
Krachend ſchlägt der Donner nieder,
Hallet drei Mal dreifach wieder. —
Matter nun die Blitze glühen,
Fern die Donnerwolken ziehen,
Und mit wonnigem Gefühle
Labt den Meiſter friſche Kühle. —

»Herr, o Herr, in solchem Werke
Kündest Du des Himmels Stärke!
O wie ist der Mensch verfänglich,
Will er seiner Macht sich rühmen!
Seine Werke sind vergänglich,
Demuth nur kann ihm geziemen!
Wenn vor Deinen Ungewittern
Erd' und Luft und Meer erzittern,
Fällt des Menschen Truggebäude,
Eitler Sinnen flücht'ge Weide;
Macht und Kraft ist nur dem Reinen,
Nur dem Höchsten, dem Dreieinen.« —
Mehr der Meister so gesprochen,
Aber plötzlich unterbrochen
Sah er sich, denn Jammerstimmen
Hört' er, sah ein Dach entglimmen,
D'ran der Flamme Zungen leckten,
Aus den Häusern die Geschreckten
Sah er bang und klagend eilen;
Thät' Herr Guck nun nimmer weilen,
Weckte mit des Schwengels Schwange
Schnell die Glock' zum Sturmesklange,
Stürmte wiederholter Malen,
Bis die Spritze kam gefahren;
Doch mit dünnen Wasserstrahlen
Konnte sie das Dach nicht wahren.
Immer lauter ward die Menge,
Immer dichter das Gedränge,
Immer weiter griff das Feuer,

Wie ein zehrend Ungeheuer,
Schickte fernehin die Brände,
Flog von Dach zu Dach behende,
Gräßlich durch des Dunkels Grauen
War sein zuckend Schwert zu schauen;
Jammer flog durch alle Gassen,
Nur der Meister kann sich fassen,
Und mit wiederholtem Dröhnen
Höret man die Glocke tönen.
Auf die Knie fiel der Thürmer,
Fleht empor zu Gottes Güte:
»Herr, du siehst uns Erdenwürmer,
Willst es, daß die Flamme wüthe!
Der uns Lohn und Strafe spendet,
Hat den Blitz herabgesendet!
Was Du thust, wer wills erspähen?
Was Dein Wille, muß geschehen!
Wenn sie trostlos jammern, klagen,
Herr, sie können's nicht ertragen!«
Lag der Thürmer noch und flehte
Im herzinnigen Gebethe,
Sieh, da riß der Wolken Hülle,
Rasch ergossen sich die Fluthen,
Strömend fiel des Regens Fülle,
Mächtig in die Flammengluthen;
Schnell des Feuers Mächte ruhten,
Konnt' kein Funke mehr entglühen,
Brände durften nimmer sprühen,
Dankend sah'n zum Wolkenhimmel

Alle Rothertösten fröhlich,
Bald verlor ſich das Gewimmel,
Stille ward es nun allmählich.
Lange wachte noch der Thürmer,
Seines Städtleins treuer Schirmer;
Als kein Funke mehr ſich zeigte,
Und die Nacht zu Ende neigte,
Ging auch er zur Lagerſtätte,
Und mit frohem Dankgebete
Wiegt' er ſich in ſüßen Schlummer,
Nimmer ahnend, welcher Kummer,
Welche Plage, welches harte
Schickſal ihn nunmehr erwarte.

Dritter Geſang.

Wie Meiſter Guck von der Ortsobrigkeit übel bedacht ward.

Zum Aufſtehn war bei früher Zeit
Der Bürgermeiſter ſchon bereit;
Den Rathſaal ließ er öffnen ſchnell,
Und ſchickt' um alle Herrn zur Stell'.
Wie alles da ſaß, Mann für Mann,
Der Bürgermeiſter ſo begann:
»Ihr Herr'n des Raths, habt ihr bedacht
Das Unglück in vergang'ner Nacht?
Der Thürmer, ſo die Stadt bewacht,
Der hatte dießmal wenig Acht;
Statt daß er eilig Hülfe rief,

Lag er auf ſeiner Haut und ſchlief;
Erſt als das Feuer um ſich griff,
Und frech aus mancher Dachung brach,
Wurd' er, der faule Hüther wach;
Da hörten wir der Glocke Ton,
Allein zu ſpät, es brannte ſchon
Ein großer Theil der Vaterſtadt.
An all' dem Unglück, ſag' ich, hat
Der Thürmer ganz allein die Schuld;
Drum weg mit Langmuth und Geduld;
Er iſt zu ſchwach, er iſt zu alt,
Man ruf' ihn aus dem Thurm alsbald,
Sperr' ihn, zur Warnung Andrer, ein,
Und laſſ' ihn nimmer Thürmer ſeyn!« —
Die Herrn des Raths vernahmen es,
Und hielten's ganz dem Recht gemäß;
So war die Sitzung abgethan,
Für Guck ein böſer Tag begann.
Zu ihm hinauf Herr Baſtian
Der Kerkermeiſter ſtieg ſofort,
Und ſprach: »Mein lieber Meiſter, wißt,
Daß Ihr ſogleich verlaſſen müßt
Mit aller Habe dieſen Ort;
Verſäumt habt Ihr die ernſte Pflicht,
Sollt drum Euch ſtellen vor Gericht,
Und Eure Straf' erwarten dort.
Kennt Ihr entſchulden Euch, nun gut,
So folget mir mit frohem Muth!« —
»Wie ſpracht Ihr, edler Baſtian?

Hob hier erſtaunt der Thurmer an:
Wie mag man mich Verbrechens zeihn?
Laßt ferne ſolchen Argwohn ſeyn!
Was hätt' ich Armer denn gethan,
Daß man ſo ſchnöde mich bedacht?«
»Das wißt Ihr wohl, ſprach Baſtian,
Ihr hattet nicht des Stürmens Acht;
D'rum ſetzt man Eures Amts Euch ab,
Macht fort, und ſteigt mit mir hinab;
Ein and'rer Thürmer wird beſtellt,
So iſt ja ſtets der Lauf der Welt,
Der eine ſteigt, der and're fällt; —
Macht fort, es iſt die längſte Zeit,
Daß Ihr auf dieſem Thurme ſeid!« —
»Mein Freund, Herr Guck voll Wehmuth ſprach,
Gern folgt' ich Euch und willig nach,
Bereit zu tragen jede Schmach,
Wär' ich nur ſelbſt erſt überführt,
Daß ſolche Strafe mir gebührt!
Was iſt denn all mein ſchwer Vergeh'n?
Der Flamme Wuth habt Ihr geſeh'n,
Wie ſie in hellen Blitzes Flug
Aus hoher Ferne niederſchlug;
Ich ſchlief nicht, und ich träumte nicht,
Was auch der böſe Leumund ſpricht;
Gott hat mein waches Aug' geſeh'n —
Nur wollt' es in die Weite geh'n,
Da war es, wo ich armer Mann
Des Irdiſchen mich nicht beſann;

Und wenn ihr ſolches Träumen nennt,
So iſt's ein Ding, das ihr nicht kennt!
Nun freilich, beſſer wär's geſcheh'n,
Ich hätt' aufs Städtlein nur geſeh'n,
Doch ſchallt' auch meiner Glocke Ton
Beim erſten Wetterſtrahle ſchon,
Was hätt' euch dieſes auch genützt,
Da ihr ſo ſchwache Kraft beſitzt!
Die Funken, die aus Wolken ſprüh'n,
Verachten euer Angſtbemüh'n:
Führt tauſend Spritzen auch hervor,
Hoch ſchlagt die Himmelsflamm' empor:
Lenkt tauſend Waſſerſtrahlen d'rein,
Sie ſchluckt ſie alle in ſich ein!
Wie will ein armer Erdenwurm
Bekämpfen Blitz und Wetterſturm?
Fort mit der ſchnöden Menſchenkraft!
Es kommt der Herr, der Hülfe ſchafft!
Es ſtrömt herab wie Waldesſtrom
Aus ſeines Himmels hohem Dom;
Des Feuers Tücke ſchnell vergeht,
Gerettet euer Städtlein ſteht! —
So Euch dieß gut und richtig ſcheint,
So ſteigt hinab, mein lieber Freund,
Berichtet es den Herr'n im Rath,
Auf daß ſie mir in Huld und Gnad
Gewogen bleiben immerdar.« —
Herr Baſtian gerühret war,
Dem klugen Wort Gehör er gab,

Reicht' ihm die Hand, und stieg hinab,
Und ging zum Bürgermeister hin,
Und sprach: »O wollet doch verziehn,
Mit schwerer Strafe hartem Druck
Zu überlasten Meister Guck!
Ein gut Gewissen hat er, traun!
Kann Jedem frei ins Auge schaun;
Ich denk', ein ernst verweisend Wort,
Werd' allenfalls ihm noch gesagt,
Und bleib' er dann an seinem Ort!« —
Doch jener rief erzürnt: »Wer wagt
Zu säumen, wenn die Obrigkeit
Nach Fug und Rechten es gebeut?
Hinauf! Er soll sich itzt nicht sperr'n,
Er zeige sich vor seinen Herrn,
Um seine Strafe zu empfahn!« —
Und eilig ging Herr Bastian,
Zum Thürmer schritt er rasch hinan
Auf dust'rer Treppe enger Bahn;
Doch wie er kam gen's Glockenseil,
Wo zu der Glockenstube steil
Von Stricken sich die Leiter flicht,
Da konnt' er fürder steigen nicht,
Die Leiter war hinweggeschafft;
Hinauf schrie er mit Lebeskraft:
»Herr Thürmer, werft die Leiter nur
Herab, ich kann nicht warten hier;
Doch wollt Ihr, daß ich warten soll,
So kommt nur gleich, mehrt nicht den Groll,

Den unſer Herr gen Euch gefaßt;
Er will, daß Ihr den Thurm verlaßt.«
Da ſprach Herr Guck: »Geht nur mit Gott!
Den Thurm verlaſſ ich nimmermehr!«
Der Andre rief: »Wie, wagt Ihr Spott?
Scherzt nicht, Ihr möchtet's büßen ſchwer!«
»Nicht Spott iſt's, ſprach der Thürmer d'rauf,
Auch furcht' ich nicht der Herren Groll;
Die Leiter zog ich nur hinauf,
Auf daß mich Niemand ſtören ſoll;
Sagt's meinen Herrn nur frank und frei
Wie ich niemals geſonnen ſei,
Herabzugeh'n in Thalesflur;
Mich wird die Nied'rung nimmer ſeh'n!
O möchten ſie's bedenken nur,
Und länger nicht darauf beſteh'n!« —
Gleich Baſtian den Rückweg nahm,
Und ſo zum Bürgermeiſter kam:
»Herr, ſchickt nur einen And'ren hin;
Groß iſt des Thürmers Eigenſinn!«
Der rief erzürnt: »Was liegt dir d'ran?
Was er auch ſpreche, faſſ ihn an,
Und zwing' ihn gleich herabzugeh'n;
Er wird dir doch nicht widerſteh'n?«
»Dieß, ſagte Baſtian, mit Gunſt,
Iſt dießmal keine leichte Kunſt!
Den möcht' ich ſeh'n, der zu ihm ſteigt,
Wenn ſich die Leiter nimmer zeigt!
Hinauf hat er in letzter Friſt

Gezogen ſie mit arger Liſt;
So hat er itzt denn freilich Ruh,
Es kann ſobald kein Menſch ihm zu!« —
Der Bürgermeiſter hoch ergrimmt
Des Kerkermeiſters Wort vernimmt;
Die Herr'n des Rathes nimmt er mit,
Und geht zum Thurm mit raſchem Schritt,
Setzt ſelbſt ein Sprachrohr an den Mund,
Und thut hinauf die Worte kund:
»Sei, Thürmer, wohl auf deiner Hut,
Schwer büßeſt du den Übermuth!
Kommſt du mit reuevollem Sinn
Sogleich, wird manches dir verzieh'n;
Doch, ſo du ferner trotzig biſt,
Sollſt du's bereu'n in kurzer Friſt!« —
Der Thürmer auch ſein Sprachrohr nahm,
Und ſolcher Spruch herunter kam:
»Ihr Herr'n des Rathes männiglich,
Was zeiht ihr des Verbrechens mich?
Wie könnt ihr traun dem falſchen Schein,
Als wollt' ich widerſpenſtig ſeyn?
Ihr wißt, ſtets lebt' ich ſchlecht und recht,
Und meiner Obern treuer Knecht;
D'rum ſeid auch billig und gerecht,
Verlangt nicht von dem alten Mann,
Wozu ihn Nichts bewegen kann!
Ihm iſt ſo wohl auf Thurmeshöh',
Da lebt er frei von Erdenweh'!
Doch ſo er ſteigt herab zu euch,

Umfängt ihn Nacht und Trübsal gleich!
Gerechte Strafe scheut er nicht,
Nicht seiner Richter Angesicht;
Doch fürchtet er den niedern Grund,
Da werden alte Narben wund!
Muß ich auch bald ins Thal hinab,
Soll's nur die Körperhülle seyn;
Sie sinke in das tiefe Grab —
Der Geist soll sich der Höhen freu'n!« —
So sprach Herr Guck, und ging hinein:
Groß war des Bürgermeisters Groll.
»Nein, rief er aus, fürwahr, er soll
Nicht länger trotzen uns mit Hohn,
Wir zwingen ihn zur Sanftmuth schon!
Stellt an des Thurmes Eingang hie
Zwei Wächter auf, und wechselt sie;
Es nahe sich kein Mensch nunmehr,
Der seinem Dünkel hülfreich wär'!
Kein Wasser und kein Bissen Brot
Werd' ihm, so lang es ihn bedünkt
Zu trotzen, bis zuletzt die Noth
Den Thurm ihn zu verlassen zwingt!« —

Vierter Gesang.

Wie die Ortsobrigkeit mit Meister Guck Unterhandlung pflog.

Rund im Städtlein lief die Kunde
Eilig fort von Mund zu Munde,

Alle hörten's mit Bedauern,
Und rings um des Thurmes Mauern
Sammelt sich die Volksmenge,
Naher wälzt sich das Gedränge,
Und was auch die Wächter wehrten,
Wenige doch d'ran sich kehrten.
»Laßt den Thürmer uns in Ruhe,
Riefen sie, ein jeder thue
Seine Pflicht wie er so treulich,
Dann ist's auf der Welt erfreulich!«
Und mit Wein in vollen Krügen
Kam nun Mancher hergestiegen.
Brot auch brachten sie in Eile,
Trugen's nach dem Glockenseile,
Setzten's auf der Treppe nieder,
Eilten fort, und kamen wieder;
Und die Wächter mußten's sehen,
Wagten nicht zu widerstehen;
Seine Leiter warf hernieder
Meister Guck, stieg hin und wieder,
Hohlend von den milden Gaben
Manche, um sich d'ran zu laben;
Dankte sehr den guten Leuten,
Die ihm ihre Dienste weihten,
Sprach: »Nun kann ich ruhig leben,
Allzuviel habt Ihr gegeben,
Denn ich fühl's, nur kurze Wochen
Ist mir Leben zugesprochen;
Lohn' Euch Gott, Ihr guten Brüder!«

Sprach's, und ſtieg zur Höhe wieder,
Sah auf ſie mit feuchtem Blicke,
Zog die Leiter dann zurücke. —
Erſt, als alle Volkeshaufen
Von dem Thürmlein ſich verlaufen,
War der Bürgermeiſter kommen,
Als er dieſe Mähr' vernommen.
Seinen Plan vereitelt ſehen
Mußt' er, und ſchon war's geſchehen,
Doch die Wächter ließ er ſtehen.
Vielfach galt es jetzo ſinnen,
Was nun weiter zu beginnen?
Denn auf ſeines Thurmes Zinnen
Schritt der Meiſter auf und nieder,
Leiſtend fortan, treu und bieder,
Was zu ſeinem Werk gehörte;
Kein unnützer Frager ſtörte
Seine Ruhe mehr wie ehe,
Einſam weilt' er auf der Höhe,
Fern von ſchnöder Arbeit Laſten
Ließ er Draht und Pfrieme raſten;
Richtete der Stadtuhr Räder,
Daß die neubeſchwingte Feder
Stund' und Viertelſtunde wecke;
Ging an jede Thurmesecke,
Um in ſeines Weichbilds Gauen
Sorglich ſtets herabzuſchauen,
Zog zu jedem Kirchengange
Seine Glock' im lauten Schwange,

Und in nächtlich dunkler Stille
Wallten aus des Hornes Fülle
Seines Hauches milde Lieder
Zu dem guten Städtlein nieder.
Sieben Tage so vergingen,
Und was auch der Rath begonnen,
Seinen festen Sinn zu zwingen,
Alles war umsonst ersonnen.
Doch des Bürgermeisters Zorne
Ward dieß nur zum neuen Sporne:
Sein Gebot glaubt er verhöhnet,
D'rum die Zeit ihn nicht versöhnet:
Ließ die Zahl der Wächter mehren,
Jeden Zuspruch abzuwehren
Von des Thürmleins hohem Zwinger:
Dachte: täglich wird geringer
Ihm der Vorrath, der ihn fristet,
Daß er sich der Freiheit brüstet;
Ist der Vorrath ausgegangen,
Wird er selbst herabverlangen.
Doch noch mancher Tag verstreichet,
Und der Thürmer nimmer weichet;
Und kein Mittel ward gefunden,
Das ihn mit Gewalt besiege,
Denn in engen Raum gewunden
War des Thurmes Wendelstiege,
Und es konnte nicht gelingen
Eine Leiter hinzubringen.
Daß er so vergeblich sinne,

Ward der Bürgermeiſter inne,
Was der Härte will mißlingen
Wollt' er nun durch Liſt erzwingen;
Sandte gleich nach Cantor Birken,
Um durch ſeiner Rede Schliche
Bei dem Thürmer zu erwirken,
Daß er von dem Tröge wiche.
Und der Cantor ſtieg die ſteile
Treppe, nah zum Glockenſeile,
Setzte dann ſich auf die Stufen,
Und von lauter Stimm' gerufen,
Ließ Herr Guck ſich oben blicken,
Sprach: »Willkomm', wer mag Euch ſchicken?«
»Dieß, der Cantor d'rauf verſetzte,
Kannt Ihr Euch wohl leichtlich denken.
Ihr, der alle Pflicht verletzte,
Möchtet Ihr den Sinn doch lenken!
Unſ're Herr'n des Rathes hoffen,
Daß Ihr ja so treu und offen
Ihrem Urtheil werdet ſtehen;
Vieles wird Euch überſehen,
Frei ſollt Ihr von dannen gehen,
Böſes Beiſpiel ſei vermieden,
Sind die Herr'n dann ſchon zufrieden.« —
Sprach Herr Guck: »Was mag's Euch frommen,
Immer ſo zu mir zu kommen?
Ließ man mich in Ruh' und Frieden,
Wäre mancher Zank vermieden!
Seid Ihr doch ein Mann bei Jahren,

Vielgelehrt und wohlerfahren,
Sollt mich eines Bessern kennen,
Da wir sonst uns Freunde nennen!« —
»Eben d'rum, sprach Birk hinwieder,
Seht, ich mein's Euch treu und bieder,
Unsres Bürgermeisters Strenge
Bringt Euch noch in Angst und Enge,
Bald ist Euer sieches Leben
Bitt'rem Mangel Preis gegeben!«
»O da seid nur außer Sorgen,
Sprach Herr Buck, bin wohlgeborgen;
Mehr als ich verbrauchen werde
Eh' mich deckt die kuhle Erde,
Seht Ihr aufgehäuft hier stehen,
Könnt die vielen Brote sehen,
Könnt Euch selber überzeugen,
Welcher Vorrath mir noch eigen!«
»Nun lebt wohl! rief jetzt Herr Birken,
Werd' ich nun doch selber inne,
Daß mit solchem starren Sinne
Nimmer etwas auszuwirken!
Aber ziemt auch solche Weise
Euch, dem abgelebten Greise?
Könnt Ihr Euch's zum Ruhme schätzen,
Sträflich Euch zu widersetzen?
Denkt doch Eurer grauen Haare,
Zählet Eure Lebensjahre,
Durft Ihr, nahe schon dem Grabe,
Trotzen wie ein kecker Knabe?« —

»Schmerzlich, und an üblem Orte,
Sprach Herr Guck, ſind dieſe Worte!
Höret, wenn Ihr hören wollet,
Was mich an das Thürmlein bindet,
Anders Ihr mir ſprechen ſollet,
So Ihr echte Deutung findet!

Fünfter Geſang.

Wie Meiſter Guck ſeines Lebenswandels Meldung thut.

O wär' ich ſtets geblieben
Auf ſtiller Alpenhöh',
Mich würde nicht betrüben
Vergang'nes Erdenweh!
Dort heben ſich die Gipfel
Hoch aus der Tiefe Gruft,
Und durch der Tannen Wipfel
Weht reine Himmelsluft!
Dort war ich einſt geboren,
Ein froher Hirtenſohn,
Doch tief in Trug verloren,
Trieb Willkühr mich davon!
Hinunter in die Auen
Riß mich ihr drängend Spiel,
Die Menſchen wollt' ich ſchauen,
Und Städt' und Märkte viel.
Mit wehmuthvollem Segen
Entließ mein Vater mich,

Sprach: »Sohn, auf fernen Wegen
Sieh sorglich stets um dich!
Keck ist des Menschen Wille,
Zum Bösen reißt er fort,
Und leicht in bange Stille
Vertönt das inn're Wort!
Was deinem Herzen schmeichelt,
Nie werd' es dir zu Theil!
Was deinen Sinnen heuchelt,
Tilgt deiner Seele Heil!« —
Die gold'nen Worte zogen
Vorüber meinem Ohr,
Bald waren sie verflogen,
Die Jugend quoll hervor.
O heißes Blut des Herzens,
O wilde Sinnenlust!
Der Born des herbsten Schmerzens
Quillt in des Menschen Brust!
Weh' ihm, wenn nicht die Gnade
Ihn hebt aus Nacht und Gruft,
Und auf des Kreuzes Pfade
Zu neuem Leben ruft! —
Mit keckem Muth auch stand ich
Am Lebens Anbeginn,
Ach, erst am Grabe fand ich
Des Lebens wahren Sinn!
So noch der Geiz mich weckte,
Die Gier nach Geld und Gut,

So noch mich Ehrsucht neckte,
Und rege Sinnengluth;
So ich mich wand und quälte
In böser Lüste Drang,
Fortan verwarf und wählte,
Und nimmer Ruh' errang;
So mich mein Selbst berückte
Im schnöden Götzendienst,
Und enge mich umstrickte
Des Argen Truggespinst;
So ich auf mich vertraute,
Als sei's das höchste Ziel,
Und was ich heut' erbaute,
Schon morgen wieder fiel;
So all mein Thun und Weben
An eitlen Possen hing,
Und mich dieß Erdenleben
Mit dunkler Nacht umfing:
Da konnt' ich nirgends rasten,
Da trieb's mich her und hin,
Fuhlt' Unruh' mich belasten,
Und trübe meinen Sinn!
Stets wähnt' ich Thor zu ringen
Nur nach Zufriedenheit,
Nicht sah ich mich bezwingen
Von arger Selbstigkeit!
D'rum, was ich sehnend haschte,
Das brachte mir nur Gram,

Und ſchmerzlich überraſchte
Mich, was erwünſcht mir kam!
O jammerſelig Drängen
Durch ſchnöder Lüſte Schwall!
Wir ſteh'n an Felſenhängen,
Und ahnden nicht den Fall!
Ach, mitten im Ergetzen
Vergeht der bunte Wahn,
Und nun erſt, mit Entſetzen,
Gähnt uns der Abgrund an —
Zu ſpät, daß wir ihn ſchauen,
Vom Taumel aufgewacht,
Hinunter in das Grauen,
Hinunter in die Nacht!
Doch aus den Finſterniſſen
Was leuchtet da empor!
Es lodert das Gewiſſen
Aus dunkler Nacht hervor —
Es zuckt in wilden Flammen
Das tiefgekränkte Herz,
Es muß ſich ſelbſt verdammen
In bitt'rer Reue Schmerz,
Zerknirſcht im bangen Leide,
Der eignen Schmach bewußt —
Da flieht der Sinnen Freude
Für immer aus der Bruſt!
Wie Well' um Welle fließet,
Zerrinnt der eitle Traum,

Was Zeit und Raum umschließet,
Zerstiebt wie leichter Schaum;
Die rasche That enteilet,
Verschwindet im Entsteh'n,
Doch die Erinn'rung weilet,
Um nimmer zu vergeh'n!
Da fällt's in banger Wehmuth
Auf's öde Menschenherz,
Da wandelt sich in Demuth
Der langgenährte Schmerz;
Da sucht der Mensch zu heben
Den gramumwölkten Blick,
Auf das vergang'ne Leben
Sieht er mit Scheu zurück;
Sieht sich im Staube winden,
Sieht Schlingen sich gestellt,
Kann nimmer Tröstung finden
In Dingen dieser Welt —
Wohl, wenn ihm nun erschienen
Des Herren Gnad' und Huld,
Sein banges Herz zu sühnen
In Leiden und Geduld,
Da sucht er Ruh' und Frieden
Nur in des Höchsten Wort;
Still wandelt er hienieden,
Ein armer Fremdling fort;
Nichts wünscht er, nichts verlangt er,
Sein Blick ist himmelwärts,

Vor Einem nur erbangt er —
Er kennt sein schwaches Herz!
Noch reget sich im Stillen
Der alte Mensch in ihm,
Noch hebt der eig'ne Willen
Sich auf mit Ungestüm;
D'rum sucht er zu entfliehen
Dem immer neuen Streit,
Und freudig mag er ziehen
In stille Einsamkeit.
Seht, Freund, in solchem Bilde
Stell' ich mich selber dar;
Wohl mir, des Himmels Milde
Nahm freudig ich gewahr!
Durch wohlverdiente Leiden
Hat mich der Herr geführt,
Nahm mir die letzten Freuden,
Die einst mein Herz gerührt;
Nahm von mir Weib und Kinder,
Nahm alles Erdengut,
Erniedrigte den Sünder,
Zerstörte seinen Muth,
Auf daß er nimmer traue
Dem eig'nen schlechten Sinn,
Auf daß er einzig schaue
Zu seinem Heiland hin!
Zwei starke Mächte ringen
Stets in des Menschen Herz,

Die will zur Höh' ihn schwingen,
Die reißt ihn niederwärts;
Ach, rastlos ist die eine,
Die ihn zur Tiefe senkt,
Wo ist der Treue, Reine,
Den stets die andre lenkt?
Da unten lockt und ladet
Manch buntes Sinnenbild,
Wer wandelt unbeschadet
Durch dieses Truggefild?
Spät schwindet und verbleichet
Der helle Farbenschein,
Das Gaukelspiel entweichet,
Es sinkt die Nacht herein;
Da bricht ein Strahl von oben
Durch schwarzer Wolken Riß,
Das Herz fühlt sich gehoben
Aus öder Finsterniß;
Fühlt neu verjüngt sich werden
Durch Glauben und Vertrau'n,
Mag weilen nicht auf Erden,
Mag nur zur Höhe schau'n.
So hat mich Gottes Gnade
Gar überreich beschenkt,
Als er des Greisen Pfade
Hieher zu euch gelenkt!
Seit ich hier oben wohne,
Ist mir so wohl und rein,

Kein Fürſt auf ſeinem Throne
Kann ſo beglücket ſeyn!
Von dem Gedränge ferne
Leb' ich in Frieden hin,
Seh' über mir die Sterne
Die weite Bahn durchzieh'n; —
Hoch über mir der Himmel,
Ein gaſtliches Gezelt,
Tief unten das Getummel
Der kleinen Erdenwelt,
Weil' ich nach Thürmers Sitte
Auf ſchmaler Zinne Saum;
So hält der Menſch die Mitte
Von Wahrheit und von Traum!
Denn über mir verfließen
In's Ew'ge Raum und Zeit,
Doch unter meinen Füßen
Herrſcht die Vergänglichkeit.
Wie ſie dem Menſchenleben
Zutheilt die kurze Friſt,
Auf daß er all ſein Streben
Darnach mit Ernſt bemißt;
Und wie die Tag' ihm ſchwinden,
Wie näher er dem Grab,
Iſt mir gegonnt zu künden
Von Thurmeshoh' herab;
Auch daß er betend ahne
Den Herrn am Himmelsthron,

Erweck' ich ihn und mahne
Durch meiner Glocke Ton.
Doch in dem Tausch der Zeiten
Ahn' ich die Ewigkeit,
Seh' über Räume breiten
Sich die Unendlichkeit!
Dieß ist's, was mich erfreuet
Auf einsam stillen Höh'n,
Dieß ist's, daß ich gescheuet
Zu euch hinab zu geh'n;
Doch hab' ich es besonnen,
Hab' reuevoll erkannt,
Wie ich nun neu begonnen
Den kecken Widerstand;
Was mir der Herr verhänget
Durch meine Obrigkeit,
Wie's auch mein Herz bedränget,
Ich bin dazu bereit;
Doch hört mich, Freund, und leget
Für mich ein Wörtchen ein,
Denn Eurer Rede pfleget
Man wohl Gehör zu leih'n —
Nach langen süßen Jahren
Verlass' ich diesen Ort,
Und daß ihr mögt gewahren,
Daß redlich sei mein Wort,
Lass' ich die Leiter nieder,
Die mir den Zugang wahrt;

Doch handelt ihr hinwieder
Nach guter deutscher Art!
Laßt mich nur wenig Tage
Noch auf dem Thurm verzieh'n,
Dann will ich sonder Klage
Die letzte Heimath flieh'n,
Dann ruft den Abgesetzten,
Den Schuld'gen vor Gericht,
Den Sonntag nur, den letzten,
Gönnt ihm zur süßen Pflicht;
Laßt mich noch einmal rufen,
In festlich froher Zeit,
Zu Gott geweihten Stufen,
Die fromme Christenheit!
So ich dieß Werk vollendet,
Nehm' ich den Wanderstab,
Kein Scherge sei gesendet,
Getrost geh' ich hinab;
Dann soll mir Strafe werden,
Wie es der Rath bestimmt,
Geschieht doch nichts auf Erden,
Was nicht der Herr vernimmt!

Sechster Gesang.

Wie Meister Guck ruhig im Herrn entschlummerte.

Zum Bürgermeister trug sofort
Der Cantor manch verständig Wort,

Wie er's von Meiſter Guck gehört;
Und war der Cantor vielgeehrt,
Und glaubt' ihm jeder, wenn er ſprach,
D'rum gab auch jener endlich nach.
Wie dieß im Städtlein kundig ward,
Pries jeder hoch des Meiſters Art,
Wie freute nun ſich Jung und Alt,
Ihn unter ſich zu ſchauen bald;
Bereit, ihm alle beizuſteh'n,
Und Gnade für ihn zu erfleh'n.
Und liefen Viele nach wie vor,
Und ſah'n zum Thürmlein oft empor,
Ob Meiſter Guck zu ſchauen wär',
Und freundlich ging er hin und her,
Zu Uhr und Glocke ab und zu,
In ſtiller Luſt, in heit'rer Ruh.
Es war der Himmel klar und rein,
Hoch ſtrahlte noch der Sonne Schein;
Und als das Abendroth verging,
Und um die Erde Dunkel hing,
Hob wieder ſich in kurzer Zeit
Des Morgens duftig Purpurkleid;
Da blieb der Meiſter ſinnend ſteh'n,
Und mochte nicht zum Lager geh'n,
Vor ſeinem Auge, ernſt und mild,
Vorüberzog manch Sternenbild;
Er fuhlt in ſchauerlicher Luſt
Leiſ' athmen nur die matte Bruſt,
Mit kuhlem Odem weht's ihn an,

Als wollt' ein gutes Stündlein nah'n,
Ein Stündlein, das er lang erfleht,
In manch herzinnigem Gebet.
»Herr, rief er auf, Du naheſt mir,
Du nimmſt mich gnädig auf zu Dir;
Des Pilgers Ziel iſt nimmer fern —
Geprieſen ſei das Wort des Herrn!« —
Da flammt' der Sonne fruher Strahl,
Noch ſah er ſinnend in das Thal,
Er ſtand, und blickte weit um ſich,
Und dankt' dem Himmel innigli;
Denn wie im Abendlichte mild
Erglanzet jegliches Gefild,
So auch des Lebens letzte Frul
Dem Greiſe hold und lieblich iſt.
Wie ward er noch des Schauens froh,
Wie ihm die Zeit ſo ſchnell entfloh!
Der Tag verſtrich, der Abend kam,
Sein Horn zum Mund er wieder nahm,
Der Töne Strom, ſonſt ſtark und voll,
Jetzt leiſ' und ſanft dem Hauch entquoll;
Sie glitten hin, in milder Ruh —
So ſchließt ein mudes Aug' ſich zu.
Die Nacht verſtrich, der Morgen kam,
Den Weg zum Thurm das Völklein nahm;
Sie ſahn hinauf, der Thurmer ſtand
Wie geſtern an der Zinne Rand,
Sie gruſten ihn, er gruſte ſie,
Doch ſahn ſie ihn ſo ſeltſam nie.

Der Tag verſtrich, der Abend kam,
Des Hornes Töne man vernahm,
Sie floſſen ſtill und ſanft dahin,
Wie Wölkchen vor dem Monde zieh'n,
Gen Oſten zog ihr leiſer Strom,
Verklungen bald am Himmelsdom. —
Die Nacht verging, der Tag erſchien,
Zum Thürmlein eilten Alle hin,
Sie ſahn zur hohen Zinne Rand,
Beſonnt vom frühen Morgenlicht
Der Thürmer dort gelehnet ſtand,
Und blickt' ins Weite unverwandt;
Sie grüßten ihn, er grüßte nicht!
Man ſah ihn nimmer hier und dort,
Am Fenſter lehnt' er fort und fort.
Es blieb der Stadtuhr Zeiger ſteh'n,
Die Glocke hört' man nimmer geh'n,
Darob im ganzen Städtlein rund
Nunmehr Verwirrung viel entſtund;
Die Jugend von der Schule blieb,
Und froh ſich durch die Gaſſen trieb,
In Stocken manch Geſchäft gerieth,
Und ungenützt die Zeit entflieht;
Deß ward der Bürgermeiſter müd,
Den Thürmer läßt er rufen laut;
Doch ruhig der hernieder ſchaut,
Ob alles lärmte rings umher,
Er ſprach dazu kein Wörtlein mehr.
So kam die Nacht; des Volkes Schaar

Rings um den Thurm verſammelt war;
Sie horchten ſtill, ſie horchten lang;
Stumm blieb des Horns gewohnter Klang,
Still blieb es auf des Thurmes Rand,
Der Thürmer oben ſchweigend ſtand;
Es flatterte im Mondenlicht
Sein greiſes Haar ums Angeſicht.
Da faßte ſie der Schauer an,
Was auch der Bürgermeiſter rief,
Es wagte niemand ſich hinan,
Und alles ſcheu nach Hauſe lief.
D'rum ging, als neu der Tag erſchien,
Der Bürgermeiſter ſelber hin,
Der Cantor auch und Baſtian,
Sie ſtiegen mit den Thurm hinan;
Herab die Leiter wieder hing,
Gleich Baſtian zur Höhe ging,
Die Andern blieben wartend ſtehn.
»Mein Himmel, ach, was muß ich ſeh'n?
Rief jener von der Höh' alsbald —
Des Thürmers Leib iſt blaß und kalt!« —
»Hab' ich es in vergangner Nacht,
Sprach Birken, ſelber doch gedacht!
Wohl ihm, er hat das Ziel erreicht,
Wo jeder Gram vom Herzen weicht,
Neunmuthig war ſein Herz und rein,
Gott wird der Seele gnädig ſeyn!« —
Den Leichnam trug man bald hinab,
Beſtattet' ihn ins ſtille Grab,

Und als ihn deckt' der Erde Schooß,
Noch öfters manche Thräne floß,
Von frommer Wehmuth dargebracht.
Und oft nachher, in dunkler Nacht,
Wenn durch die schwüle Sommerflur
Gewittersturm vorüberfuhr,
Sah manches Aug' im Blitzes Weh'n
Den Meister hoch am Thurme steh'n;
Es flog im Wind sein greises Haar,
Zum Himmel sah sein Auge klar. —

Augentroſt.

Eine Erzählung.

Erſtes Kapitel.

1. »Obgleich das ſchmucke Blumchen Euphraſia, welches vom Spätſommer an alle grünende Fluren bedeckt, einer alten Meinung wegen Augentroſt genannt wird, ſo iſt es doch eine ganz andere, in den Fluren des ewigen Frühlings glänzende Blume, die ganz ausſchließlich dieſen Namen verdient, die Blume aus der Wurzel Jeſſe, die jungfrauliche, hohe, himmliſche Mutter der Gnade, welche die Kirche ſo ſinnig als geiſtige Roſe grüßt. Iſt nicht der klare, freundliche Mond ein wahrer Augentroſt für Augen, die die Sonne nicht ertragen können? und doch iſt das Mondeslicht nur des Sonnenlichtes Abglanz, und gibt uns in dunkler Nacht die troſtreiche Kunde, daß immerfort die Sonne vorhanden ſei. In trüber Nacht aber gibt es Betrübniß, darum grüßt die Kirche auch ſo ſchön: »du Troſterin der Betrubten.« — Ach du ſchönes, ſchönes Bild! Ach ich alter Narr! Einmal, und keinmal mehr! Einmal, und niemals wieder!«

2. Wer ist's, der diese beweglichen Reden führt? Der alte Zeichenmeister Wenceslaus Chwoyka führt diese beweglichen Reden; und zwar Tag für Tag, obschon nicht ohne Abwechslung. Er hat dieß Bild vor vielen Jahren seinem Jugendfreunde, dem Specereihändler Melchior in der Vorstadt, zum Hochzeitsgeschenke verehrt, seither kommt er alle Abend, um die Familie heimzusuchen, und das schöne, in hohen Ehren gehaltene Madonnabild zu betrachten. In einem überaus kunstreich, obwohl altfränkisch geschnitzten, wohlvergoldeten Rahmen hängt es am stattlichsten Orte des Wohnzimmers, und eine hübsche Anzahl von kleineren Bildern, die es umgeben, kundigt jedem Hereintretenden an, daß hier die Behausung einer ehrlichen, gut christlichen Bürgerfamilie sei. Rechts der heilige Joseph, links die heiligen drei Könige, oben der heilige Michael, in der untern Reihe S. Johann von Nepomuck, Barbara, Theresia, und Franz von Sales, und zwischen selben der kreuztragende Erlöser, nebst noch vielen anderen Bildchen; auf der entgegengesetzten Seite aber die Bildnisse des kirchlichen Oberhaupts, des Landesfürsten und der Landesfürstinn, geben, wenn man noch das alte Meisterstück einer Wanduhr, unter selber das Crucifix mit Maria, Magdalena und Johannes, und so manches andere Gute dazu rechnet, dem Wohnzimmer ein so trauliches und friedfertiges Ansehen, daß man herzlich gerne auf den

wirthlichen, standhaften Sesseln Platz nimmt, um im Schooße der guten alten Zeit auszuruhen.

3. Am freundlichsten pflegt es in dieser Wohnstube an Sonnabenden auszusehen. Da brennt vor dem Bilde, das Herr Chwoyka seinen Augentrost nennt, eine zierliche Lampe, und da wird davor des Abends ein altes Lied abgesungen, welches der wackere Zeichenmeister, als ein Mann, der mehr denn eine Kunst versteht, verschiedentlich abgeändert und verziert hat. Am letzten Sonnabend lautete es so:

Wunderschön prächtige.
Große und mächtige,
Liebreich holdselige, milde Jungfrau!
Welcher ich festiglich
Heute verbinde mich,
Welcher ich ewig mit Freuden vertrau'!
Willig mein Leben
Möcht' ich dir geben,
Herz und Gedanken und Leben und Sinn
Geb' ich, Maria, mit Freuden dir hin!

Sonnenumglänzete,
Sternenbekränzete
Leuchte und Trost auf der nächtlichen Fahrt;
Von der verderblichen
Makel der Sterblichen
Hat dich die Allmacht des Vaters bewahrt;
Himmlische Pforte,
Warst du dem Worte,
Als Es vom Throne der ewigen Macht
Gnade den irrenden Menschen gebracht.

Gnadengewährerin,
Gottesgebärerin,
Wundersam Mutter und Jungfrau zugleich,
Herzenvergnügende,
Nimmer versiegende
Quelle an himmlischen Tugenden reich!
Hirtin getreue,
Zu dir voll Reue
Schauen wir flehend und hoffend hinan,
Sieh' uns, Erbarmerin, mildiglich an.

Einst auch Betrübete,
Vielfach Geübete,
Kennest der Seelen tiefinnersten Schmerz;
Niemand je untergeht,
Der zu dir kindlich fleht,
Keinen verachtet dein mütterlich Herz:
Tröstest im Leiden,
Stärk'st uns im Scheiden,
Bittest für uns deinen göttlichen Sohn,
Wenn er uns ruft vor den ewigen Thron.

4. Wer hätte nun glauben sollen, daß bei so guten Leuten am nächstfolgenden Sonnabend kein solches Lied mehr zu hören seyn werde? Niemand ließ sich so etwas weniger zu Sinne kommen, als Herr Wenceslaus Chwoyka, und doch dürfte gerade er die erste Veranlassung dazu gegeben haben. Seit er den eingebildeten Bilderkenner und lustigen Erben Duftmann nebst seiner verwunderlichen Bildersammlung kennen gelernt, hat er ihm immerfort von dem herrlichen, aus seiner eigenen, nämlich

der Chwoyka'schen Schule hervorgegangenen, Madonnabilde vorgeschwatzt, und den Enthusiastischen nicht sowohl neugierig, als vielmehr tadelsüchtig gemacht; denn je mehr er den Kenner zu spielen erpicht war, desto leidenschaftlicher war er für Kritik. Um aber sein Kunsturtheil zur völligen Beschämung des armen Chwoyka recht hoch zu treiben, brauchte er die Hinterlist, sich, dem letzteren unbewußt, an Ort und Stelle zu verfügen, die ihm als des Bildes Behausung genannt worden war; und am nächsten Sonntage schon trat er, von einem noch gröfieren Kenner, als er selbst war, begleitet, in Melchiors Stube. Kaum war das erste Verständniß eröffnet, als der gröfiere Kenner dem kleineren etwas ins Ohr raunte. Wie? rief dieser in freudigem Schrecken, Gui— St! flüsterte der Andere, nur sachte. Ein Guido Reni ist's, dafür stehe ich. Unverkennbar! man sieht's auf den ersten Blick. Ja wahrhaftig, erwiederte Duftmann, es ist mir auch gleich so gewesen. Aber der alte Zeichenmeister gibt es ja für seine Arbeit aus? — Eine unbegreifliche Keckheit! versetzte der Andere.

5. Daß es bei so bestellten Sachen alsbald zu lebhaften, Anfangs verdeckten, dann mehr und mehr offenen Unterhandlungen kam, versteht sich von selbst. Herr Melchior und seine Frau benahmen sich bei den ersten Angriffen tapfer, und versicherten: das Bild sei ihnen um keinen Preis auf der Welt feil. Die Kenner aber lieſen nicht nach, und fan-

den sich tagtäglich mit neuen Anerbiethen ein. So gleichgültig sie zwar dabei sich anstellten, so gingen doch dem Herrn Melchior mehr und mehr die kaufmännischen Augen auf. Frau, sagte er, es ist etwas Besonderes an dem Bilde, und muß selbes einen erstaunlichen Werth haben. Auch sehe ich's dem Chwoyka längst an, daß es ihn gereut, uns das Bild geschenkt zu haben. Darum kann er auch die Augen nicht davon wenden, so oft er da ist, bemerkte die Frau. Mir kommt die Sache immer bedeutsamer vor, sagte Melchior. Wie er uns das Bild schenkte, mochte der gute Mann gewiß nicht wissen, daß es so kostbar sei; seit einigen Jahren scheint er's freilich zu merken. Aber unrecht war's immer von ihm, es für seine eigene Arbeit auszugeben. Ich habe es niemals recht glauben können, versicherte die Frau. Aber sei es einmal so oder anders, das Bild herzugeben ist doch eine bedenkliche Sache. Denn ich vermeine, daß Glück und Segen dabei ist für unser Haus. Allerdings, antwortete der Mann; ist dieß etwa nicht Glück und Segen, eine runde Summe herein zu bekommen, und dem ganzen Geschäft einen Schwung geben zu können?

6. In der That rundete diese runde Summe sich immer mehr, so daß sie dem Ehepaar nicht weniger im Kopfe sich drehte, als dem eifrigen Duftmann der entzückende Gedanke, mit einem Guido seine Sammlung zu verherrlichen. Nicht als ob Melchior von mancherlei Bedenken schon frei gewesen wäre,

die sein Gemüth ängstigten, denn, sagte er oftmals zu seiner Frau: mir ist gerade, als wandelte mich die Frechheit an, der allerseligsten Jungfrau die schuldige Ehrerbietung abzusagen, und wenn ich das holdselige Bild ansehen will, muß ich gleich wieder die Augen wegwenden, und es fällt mir Einer ein, der seinen Herrn und Meister verkauft hat. Und doch weiß ich, daß dieses auf mich gar keinen Bezug haben kann! — Genug, um nicht in die Breite zu gehen, es mußte noch ein Umstand hinzu kommen, um der Sache den Ausschlag zu geben. Herr Duftmann, der unter andern auch eine Handlung geerbt hatte, und zu Melchior, den er mittlerweile näher kennen lernte, ein Zutrauen faßte, trug ihm die Geschäftsführung und eine nicht unbeträchtliche Theilnahme an, wobei er aber die endliche Übereinkunft wegen des Bildes zu einer der wesentlichen Bedingungen machte. Da konnte Herr Melchior der schönen Aussicht vom Krämer zum Kaufmann nicht mehr widerstehen, und nachdem er weislich vorerst alles in Richtigkeit gesetzt hatte, nahm er, nicht ohne große Bangigkeit, das geliebte Bild von der Wand herunter, das auch alsbald aus dem Hause schied, dessen schönste Zierde es seit so vielen Jahren gewesen war.

7. Da aber der Tag, wo diese haushistorische Epoche eintrat, eben ein Samstag, und die Stunde eben auch die Abendstunde war, so konnte es nicht fehlen, daß kurz nachher, seiner Gewohnheit nach,

Herr Chwoyka in die Stube trat, ohne von dem, was mittlerweile verhandelt und vollführt worden war, das Mindeste zu ahnen, indem auch Duftmann die Besichtigung des Bildes, wozu er ihn neuerdings eingeladen, auf eine künftige Woche verschoben hatte. Das Erste, was ihm, da er unbemerkt hereinkam, höchlich auffiel, war die Lampe ohne Licht, das zweite die Wand ohne Bild, das dritte aber die große Geschäftigkeit, mit welcher Melchior und seine Frau eine, auf ihrem Tische ungewöhnliche Anzahl von Goldstücken in Reih' und Glied ordneten, und jedes Stück von beiden Seiten nicht minder, als am Rande herum, auf's sorgfältigste, und man möchte sagen liebreichste beaugeten. Ei, ei, ihr Leute, ließ sich plötzlich Herr Chwoyka vernehmen, was sieht man da für Neuigkeiten? Wer hat euch den Mammon da ins Haus getragen? Ich verwundere mich, ich kann mich nicht genug verwundern. Warum brennt die Ampel nicht? Und gesetzt auch, daß die Ampel angezündet wäre, warum ist mein überaus schönes, unschätzbares Madonnabild nicht an Ort und Stelle? — Ereifern Sie sich nicht, sagte die Frau, es ist einmal Zeit zu kehren und abzustauben, sehen Sie, wie schmutzig auch der Fußboden schon ist. Hm, erwiederte Chwoyka, morgen ist Sonntag, da ist's für heute doch wohl zu spät. Wo habt ihr meinen Augentrost hingethan? — Freund, begütigte Melchior, du weißt, daß der Rahmen von den Fliegen schon übel mitge-

nommen ist. Es durfte wohl Zeit seyn, ihn neu vergolden zu lassen. Ei, ei, murrte Jener, was sind dieß für Winkelzüge? Die Frau plaudert etwas daher von Schmutz, und der Herr von Gold; ich möchte schier glauben, es liegt alles beides auf dem Tisch da mitsammen. Mir geht ein Licht auf, ja ein Licht geht mir auf! Da stehen sie und liebäugeln mit dem rothen Gold, und können sich daran nicht satt sehen. Ist das euer Augentrost? O nur Geduld, das wird euch schlechten Trost bringen. Und hiemit nahm er seinen Hut, rannte, ohne eine gute Nacht zu bieten, ergrimmten Geistes zur Thür' hinaus, und schlug dieselbe so heftig zu, daß noch einige der kleineren Bilder ihren Platz an der Hauptwand verließen.

Zweites Kapitel.

8. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag hat sich auf drei verschiedenen Seiten kein Schlaf einfinden wollen. Bei Herrn Duftmann wies ihm die große Freude an dem acquirirten Guido Reni die Thüre; bei Melchior und seiner Frau der ganze Schwall von neuen, jetzt noch süßen Sorgen wegen des in Besitz gebrachten runden Sümmchens, und des zu beginnenden, weitläufigen Geschäfts; auch sah die kahle, an die Zeiten der Ikonoklasten mahnende Wand fast schauderlich auf die gegenüber Ruhenden hin, und machte einen unbehaglichen

Eindruck auf sie. Was endlich den Herrn Wenceslaus Chwoyka betrifft, so konnte er kaum den kommenden Tag erwarten, um seine gleich bitteren als scharfsinnigen Vermuthungen über die Bildesentäußerung durch weitere Schritte zur traurigen Gewißheit zu fördern.

9. So heilsam nun die Schlaflosigkeit zu seyn pflegt, wenn sie dem Gebote der Weisheit gemäß sich verhält, welche uns zurief: wachet und betet! desto üblere Folgen zieht sie nach sich, wenn sie anstatt des Gebets, das vor Versuchungen bewahrt, lediglich den letzteren selbst sich hingibt. Dann folgt auf das Wachen Verdrossenheit, und auf diese Verschlafenheit; und so kams denn auch, daß alle eben Benannten tief in den hellen Tag hineinschliefen. Hatte dieß bei Duftmann, der an Sonntagsvormittagen kein anderes Geschäft als das Ankleiden betrieb, wenig oder nichts zu bedeuten, so war es hingegen bei den Melchior'schen Eheleuten und bei der Chwoyka'schen Junggesellenschaft eine um so ungewöhnlichere und ernstlichere Sache, als sie bisher noch nie bei gesundem Leibe das sonntägliche Frühamt versäumet hatten. Da war Herr Melchior sehr übellaunig, also daß er seit drei Jahren zum ersten Male wieder mit seiner Frau gezankt hat, welche ihrerseits wieder an Söhnlein, Töchterlein und Magd ihren Groll ausließ, die sich die gute Gelegenheit eben auch zu Nutzen gemacht hatten. Chwoyka aber zog vor Verdruß seine gestrigen All-

tagskleider wieder an, und schlich ganz staubig, fe-drig und faltig der Kirche zu. Da mag es denn heute bei diesen Dreien mit der lieben, lebendigen Andacht sehr triste ausgesehen haben; denn die bei-den verehlichten Herzen waren für heute zu eng mit ihrem neuen Mammon verehlicht, hatten auch außerdem keinen rechten Muth, den ewigen Vater durch den Sohn, und den Sohn durch die jung-fräuliche Mutter zu preisen, hatten auch nichts Sonderliches zu bitten, weil sie so reich waren; das ledige Herz aber in Chwoyka's Person war von eitlem Groll und dumpfem Verdruß nicht ledig, und hing so sehr der Unbild nach, die ihm mit dem Bilde der göttlichen Mutter begegnet war, daß er, vor lauter Gedanken an das Bild, der göttlichen Mutter selbst nicht gedachte. Und das war unserm Raphael Chwoyka noch nie geschehen.

10. Herr Duftmann hat mittlerweile, wenn auch nach seiner Weise nur, die Zeit viel besser be-nutzt. Nicht allein hat er den Tag des Herrn ge-heiligt, indem er ein liebenswürdiges Gillet, und einen noch artigern neuen Frack angezogen, auch die Unterhaltungen für diesen Tag aufs Beste vor-berechnet und geordnet hat, sondern er ist schon daran, das Madonnabild aus dem altfränkischen in einen ganz neuen, goldglänzenden, modischen Rahmen überquartiren zu lassen, und bald nachher ward demselben auch seine Ehrenstelle in der Mitte der neu angelegten, Duftmannischen Gallerie an-

gewiesen. Welch ein erfreulicher Tag für diese merkwürdige Gallerie! Nein, so ein Tag darf ohne besondere Feier in kunstliebender Kennergesellschaft nicht vorüberziehn. Herr Duftmann war gestern schon bedacht gewesen, dergleichen an einem wohlbesetzten Tisch zu versammeln; jetzt aber fiel ihm der edle Gedanke ein, diese Gesellschaft nebenher auch auf Chwoyka's Kosten zu belustigen. Der Mißmuthige erhielt die Einladung eben, da er nach Hause gekommen war, um seinen Stiefeln einigen Glanz anzuzwingen, und einen bessern Rock auf sich zu hängen, indem er von dieser äußerlichen Erheiterung seiner Gestalt auch eine innerliche erwartete. In der That schritt er heute in seinen Stiefeln, an welchen er seinen ganzen Zorn ausgelassen hatte, sehr glänzend einher, und diese stattliche, ungewohnliche Zierde hat ihn einigermaßen zur Besonnenheit und zu würdigem Selbstgefühle gebracht. So kam es denn, daß er gelassen und heiter zwischen den unterschiedlichen Bilder- und Speisen-, dann Kunst- und Weinkennern seinen Platz an der Tafel behauptete, und, einen fürtrefflichen Appetit an den Tag legend, alles Unmuthes vergaß; ja selbst des Bildes wegen vor der Hand keine Nachfrage unternahm.

11. Als aber der Desert aufgetragen wurde, rückte Herr Duftmann erst mit der Hauptsache heraus. Meine Herren, sprach er, meine Herren und Damen, sollten Sie, sämmtlich Verehrer der Kunst,

wohl glauben, daß der große Guido Reni hier unter uns sitze? Ich führe ihn hier in der Person des Herrn Zeichenmeisters Chwoyka auf. Er gibt nicht allein gründlichen Unterricht in Stickmustern, sondern er schwingt sich gar zu einem Bilde hinauf, das der große Guido vor alter Zeit gemalt hat. — Nicht doch, Herr Duftmann! so nahm jener ganz höflich das Wort; was wollen Sie hier mit Ihrem Guido? was mit Stickmustern? Es ist wahr, ich gebe mich dermalen mit dergleichen ab, jedoch, es ist allerdings Schade um mich. Ich habe in meinem Leben nur ein einziges Bild unserer lieben Frau zu Stande gebracht; nun was dieses betrifft, das hat freilich seines Gleichen nicht. Indem Chwoyka so redete, lebte sein ganzer Mißmuth wieder auf. Haben Sie es also gesehen? rief er, haben Sie es also richtig für schnödes rothes Geld an sich gebracht? Ach du schönes, schönstes Bild! ach ihr garstigen Melchiersleute! — Da hören Sie den wunderlichen Mann! sprach Duftmann. Unterstehe der sich, ein Bild für sein Werk zu erklären, das so gewiß von Guido ist, als es von Chwoyka nicht ist. Kommen Sie, und überzeugen Sie sich selber! Und die Flügelthüren des Bildersaals öffnend, führte er die Gesellschaft herein, gerade vor das Madonnabild hin. Der größte Theil der Gesellschaft war entzückt, ja es war selbe schon entzückt, ehe sie noch eingetreten war, denn so bringt die Dankbarkeit es mit sich nach einem Diner. Die Damen riefen: ach, wie

schön! die Herren aber nickten bestätigend mit dem Kopfe, und sagten: Ja, ja, es wird schon ein Guido seyn. Chwoyka allein stand ganz stumm da, und starrte sein Bild an, das im neuen Rahmen von seinem wirklich lieblichen Effecte nichts verloren hatte.

12. Die Kenner verbreiteten sich in panegyrisch-kritische Prunkreden, und Duftmann war ganz im Freudentaumel bei den vielen Gratulationen. Nur Einer wagte sich heraus, und meinte, es sei allerdings ein gutes Bild, aber eine Copie, oder höchstens nur nach Guido, nicht von Guido. Da konnte Herr Chwoyka nicht länger an sich halten. Was nicht noch? rief er, weder nach Guido, noch von Guido, von — mir ist das Bild, ich Wenceslaus Chwoyka habe es gemalt! Da fingen die Ubrigen helllaut zu lachen an, dem Gekränkten aber stürzten Ströme von Thränen aus den Augen. Ich muß ja dieß am besten wissen! schluchzte er, und die Melchiors können es bezeugen; Anno 1798, wenn's mir recht ist, habe ich es ausgefuhrt, und habe es seither meinen Augentrost genannt. Aus dem Herzen heraus habe ich's gemalt, recht mit inniger Andacht zur Mutter aller Christen und aller andern Menschen. Jetzt hängt das andächtige Bild da zwischen einem nichtswürdigen Wildpret, einem Bock, einem heidnischen Lotterbuben, einer Bauernschenke! Was habt ihr mit dem Kram? ist das euer Augentrost? — Sachte, sachte, erwiederte Duftmann, nur nicht schimpfen! Das Wildpretstuck ist von Rud-

hardt, der Bock von Salvator Rosa, der Cupido von Correggio, die Bauern-Scene von Tenier! — Möglich, oder schwerlich, murrte Chwoyka dagegen, was heißt dieß alles? was habt ihr dabei? Mein Bild ist für andächtige Herzen, nicht für Gallerien. — Aber, Schatz, begütigte ein Kenner, was setzen Sie sich in den Kopf? Malen Sie erst ein Bild der Art, dann wollen wir weiter reden. Ja malen! malen! zürnte Chwoyka. Ein Mal, und niemal wieder! Meinen Sie, man könne so etwas alle Tage? Dazu gehört ein reines, lebendiges Christenherz, ein heiliger Glaube; und wäre ich nicht schlecht geworden, so hätte mir Gott die Gnade noch weiter verliehen. Sehen Sie einmal so viele neumodisch-christliche Bilder an, ob auch ein Funken von Einfalt und Andacht, ob ein wahrer Augentrost darin sei? Lauter Ziererei, griechischer Geschmack, Effect, Faltenwurf, gesperrtes Licht, und was ihr sonst noch für Ausdrücke habt. Und wenn je Einer ein tüchtiges Bild ausführt, so wendet man es gleich den lieben Alten zu! Im Übrigen tausche ich alle die Gemälde insgesammt, die da herum Staat machen, nicht für das Meine ein. Mein ist's, denn Ich habe es gemalt, übrigens besitze es, wer da wolle. Mein Bild für ein Bild von Guido Reni zu halten! so eine Kränkung habe ich noch nicht erfahren! Lacht nur immerhin, ihr Herren: die Wahrheit kommt doch endlich an den Tag; dann wird Chwoyka zeigen, daß mehr hinter ihm sei, als man ihm an-

sehen will. Und nach diesen Worten schritt er, mit einer fast stolzen Verbeugung, zum Saale hinaus.

13. In Melchior's Wohnung bereiteten sich zu selber Zeit große Veränderungen vor. Was hier zuerst in Betracht kommt, ist die leere Wandstelle, die, bisher vom Bilde gedeckt, nunmehr eine ganz andere Farbe zeigt, als die übrigen Wandflächen. Zweitens machen die kleinen Bilder nun keine sonderliche Figur, und überhaupt will sich nichts im Zimmer recht mehr zusammenschicken. Da wird denn zuerst beschlossen, es neu übertünchen zu lassen, Frau Melchior aber hält das Ausmalen für besser, und behält auch Recht. Chwoyka's, des einstigen Malers und jetzigen Zeichenmeisters Rath wäre dabei freilich von gutem Nutzen, jedoch er läßt sich nicht sehen, und man schickt auch nicht zu ihm. Es gibt noch andere Maler; Leute, die billig sind, und etwas Modernes verstehn. Man muß ja dem neuern Geschmack auch in etwas sich fügen, und es kostet Ein Geld. — So gründliche Ansichten konnten nicht ohne guten Erfolg bleiben. Gleich mit Tagesanbruch nahmen die Verschönerungsarbeiten ihren Anfang, und nach wenigen Tagen, während welchen Herr Melchior in seine neuen, weiter ausgreifenden Geschäfte für Duftmann sich einließ, hat man die Wände des Wohnzimmers mit einem hoffnungsvollen Grün, fröhlichen Thyrsusstäben, zartem Guirlandenwerk, und scheinbaren Basreliefs auf's sauberlichste sich überziehen gesehn; während die kleine

Bilderreihe, welche das Madonnabild umringet hatte, zeitweilig in die Rumpelkammer, als in's Exil, übertragen worden war.

14. Das leere Zimmer war solchergestalten, bis auf die Leere, sehr schön geworden, aber jetzt war guter Rath erst theuer. Die alten Bilder wurden aus dem Elende wieder hervorgeholt, aber sie wollten schlechterdings zu den eleganten Wänden nimmer passen. Mit Tischen, Sesseln und Commoden ging es eben auch nicht besser; aber konnte man jene an der, ohnehin in ihrem eigenen Putze glänzenden Wand leichtlich missen, so waren doch diese nicht zu entbehren. Frau, sagte Herr Melchior, die neuen Geschäfte lassen sich gut an, wir heben uns, und können also für das Nothigste schon sorgen. Wir wollen demnach diese vierschrötigen, veralteten Meubels nach und nach beseitigen, und mit solchen vertauschen, die uns das schöne Zimmer nicht verunstalten. Mann, sagte ihrentheils Frau Melchior, eins und das andre muß man doch an der Wand anbringen, es sieht sonst so armselig aus. Vor allem finde ich, daß ein ordentlicher Spiegel nicht fehlen darf; ein Zimmer ohne Spiegel hat etwas Todtes. — Nun wußte aber die sorgsame Frau schon von einem solchen, der da und dort äußerst billig zu haben sei, und weil ihr Mann mit einer Niederlage von Ameublements zu thun hatte, so war die Anschaffung des zimmerbelebenden Hausraths das Erste, was für diese Woche noch vorgenommen wurde.

15. In gerechter Schmoll- und Trotzmüthigkeit hatte Herr Chwoyka die ganze Woche über von Melchiors Wohnung sich ferne gehalten, wiewohl er vom Mechanismus verjährter Gewohnheit geführt, einige Mal schon auf dem Wege dahin war. Als aber der Abend des Samstages wieder kam, fand er sich, von derselben Gewalt gezogen, plötzlich an Melchiors Schwelle, und weil er schon da war, machte er sich auch vollends hinein. Da war die ganze Familie eben in voller Arbeit, um die glänzende Gebrechlichkeit an der Mitte der Hauptwand zu befestigen, nur walteten noch Schwierigkeiten ob, indem Herr Melchior gerade versicherte: es wäre noch die rechte Mitte nicht. Freilich, schrie Herr Chwoyka, freilich habt ihr die rechte Mitte nicht. In medio virtus! und hier ist eigentlich der Platz für mein englisches Bild, das ihr gottloserweise um schnödes rothes Gold verkauft habt! Also die göttliche Mutter fort, und ein Spiegel an die Stelle? Ganz recht, wo die Demuth und Charitas wegziehn, da findet Hoffart und Eigenliebe Behausung! Ein Spiegel, und was für ein Ungeheuer von einem Spiegel! Soll das jetzt euer Augentrost werden? Das wird euch schlechten Trost bringen. Was seht ihr denn darin, als eure gottlosen Alltagsgesichter? Chwoyka, Chwoyka, solltest du nicht mit der Faust darein schlagen, daß die Trümmer davon springen? — Da erschraken Herr und Frau Melchior, und schoben sorgsam den Eiferer zurück, er aber sah sie

bedenklich und trübselig an, und ging kopfschüttelnd und schweigend von dannen.

Drittes Capitel.

16. Um zunächst beim Herrn Melchior und seiner werthen Familie stehen zu bleiben, und Dinge, die im wirklichen Leben eine geraume Zeit erfordert haben, aufs kürzeste zusammen zu stellen, so sei vorerst von dem neu angeschafften Spiegel mit etwas broncirtem Rahmen die Rede. Dieser Licht-Reflector führte nicht allein alsbald die übrigen Hauseinrichtungen seiner eigenen, eleganten Sippschaft aus der modernen Niederlage mit sich herein, sondern er brachte noch andere Reflexionen, als jene des Lichtes, in Köpfen zuwege, welche die Eitelkeit stark zu verfinstern anfing. Frau Melchior und ihr zwölfjähriges Töchterlein sahen, weil man seines Hab' und Gutes doch genießen muß, viel zu fleißig in den Spiegel, als daß sie nicht baldigst ein Mißverhältniß zwischen ihrem eigenen und des ganzen Zimmers Aussehen entdecket hätten, welches noch unschicklicher erschien, als jenes Mißverhältniß, das zwischen der neuen Wandmalerei und den alten Meubeln Statt gefunden hatte. Und zwar, weil alle eitle und Spiegel-Reflexion bloß allein die Oberflächen der Dinge betrifft, so kann auch hier nur vom Oberflächlichen die Rede seyn.

17. Und allerdings konnte es keinem Kenner des

nicht genug zu preisenden Zeitgeistes entgehen, daß derselbe auch in Melchiors Behausung, in der Gestalt einer schönen Oberflächlichkeit, schon seinen Triumph-Einzug gehalten habe. Mit einer zarten polirten Oberfläche von dünnen Kirschholzblättern waren die Holzwerke überkleidet, mit feinen Silberplatten das Metall der Leuchter, mit einer leichten Lage von Roßhaar das Moos und Kuhhaar der Sopha's, mit zartem Kammertuch die Leinwand des Überzugs, mit durchsichtigem Musselin der feine Lack des geschnitzten Armleuchters, der von der Decke herabhing; und mit lederähnlich gepreßtem Papier die Deckel des Gebetbuches, welches sich das Töchterlein hatte neu einbinden lassen. Die einzigen Überzüge, an denen es noch bisher fehlte, wurden nun, mit des Spiegels Rath und Beistand, auch allmälich zu Stande gebracht, und Frau Melchior sammt Töchterlein legten sich einige Eleganz bei, eine Anfangs ganz modeste Eleganz, mit der es aber, mit des Spiegels Rath und Beistand, bald weiter kommen wird. Denn bei Frauenzimmern heckt ein Kleid das andere aus, und wer der Mode den kleinsten Finger hinreicht, den nimmt sie flugs bei der ganzen Hand, ihre seltsamen Rechte ernstlich behauptend.

18. Die Billigkeit fordert, daß auch des Herrn Melchiors gedacht werde, welcher nunmehr auch schon artig herausgestutzt ist, um sich als würdiges Haupt einer nicht uneleganten Familie zu behaupten. Die Tafeln und Gesellschaften bei Duftmann

ſind es nicht allein, die dieſe Cultur mächtig befördern, es fehlt auch an Leuten nicht, die bei Melchior ſich einfinden, und eine angenehme Converſation bei und nach Tiſche auf die Bahn bringen; es kommen auch fleißige Gänge in Schauſpiele und auf Promenaden hinzu, unter welchen günſtigen Verhältniſſen auch die lieben Kinder ſehr erfreuliche Fortſchritte machen, und ſelbſt die Altern ſchon hinter ſich laſſen. Genug, es iſt alles binnen wenigen Monaten in ſchönſter Ordnung, und wenn auch zuweilen häusliche Mißhelligkeiten ausbrechen, wenn auch der Kirchenbeſuch etwas minder ängſtlich betrieben, und die Halbzwölf-Uhr-Meſſe den übrigen vorgezogen wird, wenn auch der vielbeſchäftigte Herr Melchior zuweilen ein Glas guten Weines trinkt, und Frau Melchior den alten Freundinnen etwas vornehm begegnet, wenn auch die liebe Jugend einigem Müſſiggange nachhängt, und was dergleichen mehr iſt, ſo geht dieſes doch die ganze Nachbarſchaft nichts an, obgleich die ganze Nachbarſchaft davon redet. Selbſt Chwoyka, der arme gekränkte Chwoyka ſieht das ein.

19. Was gehen euch eure Nachbarn an, ſo ermahnt er die Leute, bei denen er Lectionen gibt; wann wird doch ein echt katholiſches Chriſtenherz das Rechte einſehen, welches die chriſtliche Liebe iſt? Es iſt wahr, die Melchiers haben mir auch weh gethan, und ich bin förmlich krank deßwegen; ſeit jener Mahlzeit bei Duftmann leide ich an Magen-

drucken. Aber wenn ich meines Theils nichts erwähne, was wollt denn Ihr? Seid ihr fleißig, zurückgezogen, rechtlich, andächtig, nun so dankt Gott, und erfreuet euch darüber; irgend etwas geht doch immer ab. Aber alles das seyn, und über seinen Nächsten die Achsel zucken, ist soviel als gar nichts seyn. Ist das euer Augentrost, wenn ihr euren Nächsten auf üblem Wege seht? der Trost wird euch schlecht bekommen. Da ist Lieblosigkeit, Hoffart, und alle Art von Bosheit dahinter. Ach Gott, wie wenige verstehen das Eine, was Noth thut! In die Kirche fleißig gehen ist recht, aber Acht geben, wer sonst noch geht oder nicht geht, ist schlecht. Meine lieben Leute, das Christenthum ist eine Kunst, eine Kunst über alle sieben freien Künste, und in der Kunst lernt Niemand aus. — So Herr Chwoyka.

20. Es ist leicht möglich, daß derlei moralische Anreden den Nachbarn sehr langweilig vorkamen, und es ist gewiß, daß damit nichts ausgerichtet wurde. Denn das üble Gerede ward von Tag zu Tag ärger, oder das arge Gerede übler; insonderheit, als man einander geheimnißvoll in die Ohren zu schreien anfing, daß es mit Herrn Duftmann ganz windig aussehen wolle, und daß er mehr als acht Siebentel seines Vermögens bereits durchgejagt oder in unglückseligen Speculationen explodirt habe; so daß auch von dem Golde auf seinen vielen Bilderrahmen kein Stäubchen mehr fein genannt werden könne. Als Herr Chwoyka davon hörte, schrieb er

das ganze Unglück dem unsinnigen Bilderkaufe zu, der weder Regel noch Schranken kenne, und fügte hinzu: So wie es einem Menschen an Grundsätzen mangelt, so ist kein Grund mehr verhanden, um es zu bezweifeln, daß er leichtlich zu Grunde gehen konne; und wo keine Tiefe ist, geräth man bald auf den Sand. So wie er ein Chwoyka'sches Meisterstück, das große Mühe gekostet hat, für eine leicht hingeworfene Arbeit von Guido Reni hält, so hält er auch ein X für ein U, einen ehrlichen Gewürzhändler Melchior für einen weitaus speculirenden Geschäftsmann, einige Fresser für Kunstkenner, und mich, seinen sonst aufrichtigsten Freund, für einen Narren.

21. Wie aber diese betrübte Zeitung — die bei Begebenheiten dieser Art weit früher zum Vorschein kommt, als die letzteren selbst zum vollendeten Factum und Factum werden — in Kurzem auf's Traurigste sich bestätigen wollte, dergestalt, daß Herr Duftmann bereits eine Reise, man wußte nicht wohin und auf wie lange, unternommen hatte, konnte Chwoyka der herzlichen Zuneigung, die er zu Melchiors Familie trug, nicht länger Trotz bieten. Er wählte den nächsten Sonnabend zu dem lang unterbrochenen Besuche, und fand sehr verstimmte Herzen und traurige Gesichter. Auf dem neuen Sopha Platz nehmend, hart dem Spiegel gegenüber, musterte sein scharfes Auge alle Gegenstände genau, dann erhob er seine Stimme, und hielt eine Rede,

welche viel zu lehrreich, ja selbst viel zu zierlich ist, als daß sie hier nicht in Auszügen mitgetheilt werden sollte.

22. Da sitzt nun, so begann er, Chwoyka, der alte aufrichtige, aber gekränkte Chwoyka, wieder nach langer Zeit bei euch, ihr einst so glücklichen, so exemplarischen, nun so verdrießlichen, und aus der Art geschlagenen Bürgers- und Melchiors-Leute! Und indem er so hier sitzet, und mit seinem scharfen Auge genau alles betrachtet, und vermöge seiner noch jugendlichen Einbildungskraft das Vorige mit dem Jetzigen vergleichet, so will er seiner gerechten Indignation keinesweges Raum geben, über euch und eure äußerlichen und innerlichen neuen Moden ironisch, satyrisch oder sarkastisch loszuziehen, sondern er will diese Indignation in so weit mäßigen, daß er dieselbe bloß über die leblosen Gegenstände sich verbreiten läßt. Sehet doch einmal selber, wie von diesen Tischen und Sesseln und Kasten schon aller Orten die gewichsten dünnen Holz-Ostentationen losplittern, wie ferner alles springt, klafft und sich wirft. Eben so und nicht anders wird auch euer neues dünnes Glück mit der ganzen Eleganz von euch losgehen, wie schon ohnehin durch die Sprünge und Ritzen sich zeigt, die in euren Leumund und Credit gerathen sind, welche beide sich auch schon geworfen haben. Und wie unter diesem schon hartgedrückten Sopha nur schlechtes Moos vorhanden ist, so wird eure faule Bequemlichkeit

auch nicht lange mehr auf der Unterlage der lieben Armuth Platz behaupten. Und wie die geschmacklose, prächtige, alberne Malerei dieser Wände schon überall verschießt und verbleicht, so wird die fade unbürgerliche Vornehmthuerei von euch wieder sich abwischen. Wollte Gott, daß die alte Wand, wie der alte Stand wieder recht bald und rein sich zeigen möge, dieß wünscht allein nur der alte Freund.

23. Wie wird aber dem Chwopka erst zu Muthe, so fuhr er fort, wenn er jenen breiten, langen, für ungeschliffene Gaffer viel zu fein geschliffenen Spiegel beaugenscheinigt, der nun den Platz meines unvergleichlichen, unschätzbaren Bildes einzunehmen sich erfrecht? Wie gruße man die Allerheiligste, die Makellose und Himmlische? Spiegel der Gerechtigkeit, Sitz der Weisheit, Ursach' unserer Fröhlichkeit. Was ist aber dieß Hausgeräth da für euch mindere Bürgersleute? Ein Spiegel der Ungerechtigkeit, ein Sitz der Thorheit, eine Ursach' unsrer Verdrießlichkeit. Denn alle Ungerechtigkeit hat ihre Wurzel in der Hoffart, und es gibt sonst keine andere Thorheit, als die Hoffart, und es entsteht keine Verdrießlichkeit, es sei denn aus der Hoffart. Ein Spiegel in eurem Hause muß hoch hängen, und nicht viel größer seyn als euer Gesicht sammt Hut oder Haube, oder er muß in einem Schuber stecken, und irgend an einem sichern Orte liegen. Da habt ihr nun die schöne Versuchung! Wenn die Frau und das naseweise Töchterlein, das

die Strumpfstrickungskunde noch nicht ausstudirt hat, halbe Stunden lang vor dem Spiegel stehen, so sehen sie, ohne sonderlichen Augentrost, höchstens, daß ihnen noch viel Schönheit fehlt, um erträglich hubsch zu seyn, und weil sie die Schuld davon nur auf den Anzug schieben, so kostet so eine halbe Stunde dem Herrn Melchior mehr Geld, als er in drei Wochen verdienen kann. Von dem übrigen Schaden, der unzähligemal grösser ist, will ich gar nichts erwähnen; wie stehts mit der Sorge für das hochzeitliche Seelengewand? Als das Bild der glorwurdigsten Mutter noch hier war, und sie und ihr himmlisches Kind euch mit den holdseligen, liebreichsten Augen ansahen, da hattet ihr einen Spiegel für eure Seelen, und einen wahren Trost für eure Augen, und war die inwendige Garderobe damals unendlich besser bestellt. O thörichter Hausvater! o Evatochter, Frau Melchior!

24. Herr Melchior und seine Frau wurden endlich ungehalten, und die letztere bemerkte, daß der Herr Zeichenmeister doch des Balkens in seinem eigenen Auge einmal wahrnehmen möge. Ja, setzte Herr Melchior dazu, merke Dir's. Uns wirfst du Hoffart vor, und bist selbst von Stolz so aufgeblasen, daß alle deine Weisheit dadurch lächerlich wird. Haben wir Unrecht, so ist's erstlich schon deßwegen, weil das Glück uns wieder verläßt, oder, wie es eigentlich die Wahrheit ist, weil wir uns nicht so benommen haben, wie es recht gewesen wäre. Du

aber bist eitler als dir wohl ansieht, und hast eine Einbildung und Hoffärtigkeit wegen des Bildes, die wirklich unerträglich wird! — Herr Chwoyka stutzte. Eitel? sagte er mit einiger Verlegenheit; eitel sind die Künstler freilich oft. Aber doch ist's nicht sowohl Eitelkeit, als vielmehr Lust und Freude am wohlgerathenen Kunstwerke, und die ist wohl erlaubt, ja sie ist nothwendig. Übrigens lasse ich's zu, daß man darin auch zu weit gehen kann, und endlich, ja, auch ich bin ein eitler Mensch, ich lasse es zu. — Das ginge aber alles noch an, entgegnete Melchior, wenn du nur nicht mit einer Arbeit prahlen wolltest, die gar nicht von dir ist — Wie? rief Herr Chwoyka, nicht von mir? nicht von mir? nicht von mir? Glaubst du auch die alberne Fabel? Nein, das ist entsetzlich, wie man doch von seinen besten Freunden verkauft und verrathen ist! Aber laß nur gut seyn, die Wahrheit wird an den Tag kommen. Die Gelegenheit wird sich schon finden, wo es sich zeigen wird, wer Guido Reni sei, und wer Chwoyka. Die Licitation der Duftmann'schen Effecten wird schon kund gemacht, wenn du es etwan noch nicht wissen solltest. Da werden die wahren Kenner erst sich einfinden, und Chwoyka's Sache wird triumphiren; und wenn das Bild nicht zu einem gar zu fürstlichen Preise hinaufgetrieben wird, so bringe ich es wieder an mich. Adieu, und wenn ich euch etwas Gutes rathen soll, so ist mein Rath der: Schickt den Spiegel da auch hin.

Viertes Kapitel.

23. Wie Herr Chwoyka es berichtet hatte, ſo geſchah es auch wirklich; die Licitation der Duftmanniſchen Effecten, mit Einſchluß der ſchon belobten Bildersammlung und der vergoldeten Rahmen ward kund gemacht, und als der wichtige Tag erſchien, fanden ſich auch nicht wenige kaufluſtige Kenner ein, unter welchen jedoch jene von Duftmanns Tafelrunde nicht bemerkt worden ſind. Auſſer den kaufluſtigen Kennern waren, geſetzmäßiger Weiſe, auch die unerbittlichen Kenner und Richter zugegen, welche ſchätzbare Kunſtwerke eben ſo genau als unſchätzbare, wie des Chwoyka ſeines, zu ſchätzen wiſſen, und ihr Rhadamantiſches Urtheil uber die vorhandenen Herrlichkeiten ſchon ausgeſprochen hatten. Da war von einem Salvator Roſa eben ſo wenig als von einem Tenier und Rudhardt ernſtlich die Rede, ſondern höchſtens nur ſpöttlich; alles zerfiel in Copien, noch dazu in ſchlechte, ſo wie in junge und alte Schülerarbeiten, mit Ausnahme einiger Sachen, die hier, wie einige wenige Samenkörner in jedem ausgedroſchenen Stroh, ſich vorfanden, und die man allein in den Rahmen gelaſſen hatte. Sehr aufmerkſam ſtand Herr Chwoyka unter den Kaufbeliebigen, mit groſſem Wohlgefallen die Unterredung vernünftiger Leute anhorend. Man ſieht ſchon, bemerkte er, was für grundliche Kenntniß dieſer unglückliche Gemäldeſammler gehabt

haben mag, und wie leichtgläubig er geweſen iſt. — Und nun merke wohl auf, flüſterte er dem armen Melchior, der ganz traurig neben ihm ſtand, ins Ohr; gib wohl Acht, wenn die Reihe an die Hauptſache kommt, und erkenne alsdann, wie grundlos du mich beleidigt haſt!

26. Die Reihe kam in der That alsbald an dieſe Hauptſache, denn der Ausrufer rief: Nro. 53, eine Madonna von Guido Reni — und er konnte nicht weiter ſprechen, weil ſämmtliche Herren Kenner nebſt den Schätzmeiſtern laut zu lachen anfingen, und des Geredes noch mehr hatten, als bei den vorhergegangenen Nummern. Siehſt du, ſprach Chwoyka zu Melchior, wie beſtimmt dieſe ſachverſtändigen Leute wiſſen, daß bei dieſem Bilde von keinem Guido Reni die Rede ſeyn kann? Meine Herren, rief er laut: mit allſeitiger gütiger Erlaubniß muß ich Ihnen hier einigen Aufſchluß geben! Nicht allein, daß ich ebenfalls immer gegen die alberne Meinung mich geſetzt habe, als wäre dieſes Bild von Guido, oder etwan nur nach Guido, wie ein Anderer behauptet hat, ſondern ich weiß auch, daß dieſe wohlgelungene Arbeit keine Copie ſei, ſondern ein Original, und zwar von Wenceslaus Chwoyka. — Chwoyka? fragte ein Schätzmeiſter, wer iſt dieſer Chwoyka? Der muß wohl unter die Obſcuren gehören, weil ich nie etwas von ihm vernommen habe. — Das kann wohl ſeyn, erwiederte jener, indeſſen ſteht er eigentlich

hier, und gibt ſich die Ehre ſich vorzuſtellen. Ich bin Chwoyka. — Mich freut's wahrhaftig! ſprach der Schatzmeiſter lachend, und die ganze Geſellſchaft lachte noch unmanierlicher, als vorhin beim Namen eines Guido.

27. Der Ausrufer kam endlich wieder zu Worte, und rief: Nro. 53 eine Madonna von Chwoyka, ohne Rahmen, für 2 fl. 30 Kreuzer, zum Erſten! — Das iſt ein Spottpreis! ſchrie Chwoyka; das iſt gegen die Juſtiz in Sachen einer Concursmaſſe! — Halte der Herr ſein Maul, ſagte der Schatzmeiſter; ſo ſpricht man nicht bei ämtlichen Verhandlungen! — Mich geht es nichts an, entgegnete Chwoyka, aber ſo viel merke ich doch, daß die Herren Schatzmeiſter ſelber das Bild gern an ſich bringen möchten, darum iſt's ſo unglimpflich tarirt. Aber ich werde es ſchon hinauftreiben! Zehn Gulden! — Recht, ſagte jener, ſolche Licitanten ſind uns ſchon angenehm. Das Bild ging wirklich in die Höhe, obſchon nur die ungeheuren Sprünge des beleidigten Chwoyka daran Schuld waren. Endlich blieb es für dreimal ſo viel in ſeinen Händen. Ich gratulire! ſcholl es aus jedem Munde; Herr Chwoyka aber verachtete mit Seelengröße das frivole Gelächter, das hinter ihm herwogte, nahm ſein Bild unter den Arm, und trug es ganz ſachte in ſeine Behauſung.

28. Es iſt Zeit, daß nach ſo lärmenden Auftritten einmal ein Monolog vorkomme. Herr Chwoyka

hielt dieſen Monolog, und es finden ſich wirklich vernunftige Betrachtungen darin; wie denn der gute Zeichenmeiſter dieſelben wohl anzuſtellen im Stande iſt, wenn er in etwas zu ſich kommt. Weil er ſie aber bei Melchior groſtentheils wieder vorgetragen hat, ſo dürfte es rathſamer ſeyn, ſie in ſolcher zweiten verbeſſerten Ausgabe hier mitzutheilen. Ganz kleinlaut und freundlich kam er dieſen Abend ſchon hin, und hatte das Bild unter dem Arme. Meine lieben Leute, ſagte er, hier iſt das Bild, und endlich wieder einmal in ſeiner alten Heimath, mit dem Unterſchiede nur, daß es früher ſammt dem Rahmen Nichts gekoſtet hat, maßen ich es euch geſchenkt habe, nunmehr aber iſt es ohne Rahmen, und koſtet bare dreißig Gulden. Um wie viel Goldſtucke Ihr gottloſer Weiſe es verkauft habt, weiß ich nicht; mir iſt es um dreißig Silberlinge uberlaſſen worden. Nun ſieht Euch die himmliſche Mutter, als eine Maria vom guten Rath, mit mitleidigen Augen ganz freundlich an und ohne Groll, und wiſſet ihr, was für einen guten Rath ſie euch gibt? Hier heißt es, in einem gewiſſen Sinne, nicht: Ziehet den alten Menſchen aus und den neuen an, ſondern: Ziehet den neuen Menſchen aus und den alten an. Gehet fein wieder ins alte Geleiſe zurück, damit ihr nicht ganz und gar aus dem Geleiſe kommet; und ſtreckt euch nach der alten Decke, weil ihr die neue nicht mehr in Beſitz habt. Habt ihr aber wenigſtens die alte noch?

29. Herr Melchior war von den weichen Conturen, die der Zeichenmeiſter heute zog, ſo gerührt, daß er ihm, als dem langjährigen Hausfreund, den ganzen Stand ſeiner Sachen eröffnete, woraus ſich ergab, daß er ſo ziemlich wieder auf ſein früheres Vermögen reducirt ſei. Dieß freundſchaftliche Vertrauen ging dem guten Chwoyka vollends zu Herzen, und weckte ſeine ganze Großmuth. Willſt du das Bild wieder aufſtellen? rief er; ich ſchenke dir's neuerdings, ja, du ſollſt es haben, aber dafür mußt du mir den Spiegel zukommen laſſen. — Du haſt keine ſchlechten Einfälle, ſagte Melchior; ein ſchöner Tauſch! Ein Bild um 2 fl. 30 kr. und ein Spiegel um — Sag's nicht, was er koſtet, rief Chwoyka, ſag's nicht, erſpare dir die Schande. Haſt du den Spiegel auf jeden Fall zu theuer gekauft, ſo iſt das Bild auf jeden Fall zu wohlfeil losgeſchlagen worden. Aber ich habe mirs beſſer zu Herzen geführt, und die Hand des Herrn erkannt, die mir eine heilſame Demuthigung hat zuſchicken wollen; und zwar zweimal nacheinander. Darum möchte ich von jetzt an fleißig in den großen Spiegel ſchauen, und mit dieſer Strafrede mich anfahren: Chwoyka, da ſieh' dich an, bis du dir ſelbſt zuwider wirſt. Chwoyka, du liebſt dich, und dein Wohlgefallen an dir iſt nicht zu verkennen. Chwoyka, du haſt ein Bild gemalt, welches du aus dir ſelbſt, indem du nichts Gutes in und aus dir ſelber haſt, nicht

zu Stande gebracht hätteſt. Du haſt an dieſem Bilde, wie du zu ſagen pflegſt, deinen Augentroſt gehabt; o Chwoyka, wie fein betrogſt du dich! Der Augentroſt, den Frau Melchior in ihrem Spiegel fand, war nicht viel ſchlechter als der Deine in dem Bilde. Denn du haſt eben auch nur dich geſehen, dich bewundert, dich geliebt; und deine Andacht war alſo nicht ſowohl der Allerſeligſten, als dir ſelbſt, du armſeligſter Chwoyka, zugewendet. Da hat denn der Himmel zugelaſſen, daß dieß dein Werk, auf welches du ſeit dem Jahre 1798 her ſo ſtolz wareſt, von habſüchtigen Kennern um zwei Gulden dreißig Kreuzer tarirt worden iſt. Schätzt man dein Bild, das Beſte deines Lebens, ſo hoch, wie hoch oder wie niedrig wird man erſt dich ſelbſt anſetzen, der du nichts dergleichen mehr zu malen verſteheſt? So ſei denn demüthig, Chwoyka, ſei demüthig; es iſt die höchſte Zeit.

30. Nun aber, ſo beſchloß er mit einer echt oratoriſchen Wendung; nun aber, Melchior, rede auch du dich an, und mache dir einen heilſamen Verdruß, indem du dieſe Worte dir zurufeſt: Du haſt das ſchnöde rothe Gold angeſehen, Melchior, und dem wahren Troſt deiner Augen den Rücken gewendet. Der Egoismus, der in dir war, hat ſeine Schranken durchbrochen, dein Auge iſt ein Schalk worden, und hat deinen ganzen Leib in Finſterniß geſetzt, dich und deine Ehehälfte, ſammt deinen

Kindern: dein Aug' hat sich erhoben, und hat angefangen, überall herum zu schauen, und die Augenlust hat dich betrogen: denn des Menschen Auge wird nimmer ersättiget. O sehe doch in dich hinein, und erkenne, wie undankbar du dein Auge von Jenem hinweggewendet hast, dessen Auge dein Innerstes sieht! Hast du vergessen, daß hienieden noch kein wahrer und bleibender Augentrost gefunden werde, es sei denn mit den Geistesaugen des Glaubens und der Hoffnung? Ach, Melchior, wann einst dein Heiland, der unbegreifliche Gottmensch, wann seine heiligste Mutter, deine Mutter, mit dem Blicke des himmlischen Erbarmens dich anschauen werden, und wann du begnadiget wirst, zu sehen, was hienieden kein Auge noch sehen kann, dann wird dir der wahre Augentrost sich zeigen. So danke denn dem Himmel, Melchior, der dich wieder heimgesucht und in deinen alten Stand zurück geführt hat, damit du endlich die Augen öffnest, und wieder das Rechte siehest. Öffne die Augen, und sei demüthig, Melchior, ja sei demüthig: es ist die höchste Zeit!

31. Herr Melchior gehört nicht zu den versteckten Leuten, bei welchen das Unkraut der falschen Scham sich im innersten Herzensboden festeckt hat, er l.ß sich das Gesagte gesagt seyn, und faßte einen kräftigen Entschluß, der um so leichter ausgeführt wurde, als Frau Melchior nicht zu den versteckten

Frauen gehört, die den guten Entschließungen ihrer Männer einen kräftigen Widerstand entgegen setzen. Die neu eingedrungenen Meubels aller Art mußten, zum Erstaunen aller Nachbarn, sämmtlich das Feld räumen, und die Verwiesenen wurden wieder aus dem Elend hervor gerufen. Am nächsten Samstage schon prangte das vielbesprochene Bild (welchem, im Vorbeigehen gesagt, jener unrühmliche Schätzungspreis wirklich nicht gebührt hatte) an der Hauptwand, und zwar an der vom Spiegel usurpirten Stelle; St. Michael, St. Joseph, die heil. drei Könige und die übrigen Bildchen umringten es wieder, das Crucifix und die Wanduhr, so wie die meisten übrigen Einrichtungsstücke nahmen ihren Platz wieder ein, und die zierlich gegossene Lampe verbreitete des Abends einen freundlichen Schimmer, die alten Stubengefährten grüßend, die nun sich wieder zusammen gefunden. Den lebenden Bewohnern aber schien es sämmtlich, nach so glücklich gelungener Überwindung, sehr wohl und leicht ums Herz zu seyn, man merkte dieß auch an den fröhlichen Stimmen, womit sie das alt herkömmliche Lied wieder sangen, und wozu Herr Chwoyka eine neue Strophe aufgesetzt hatte, die so in folgendem diese lehrreiche Geschichte beschließt:

Armuth umhüllete,
Demuth erfüllete
Fürstliche Jungfrau und Mutter des Herrn!

Siegel der Einigkeit,
Spiegel der Reinigkeit,
Arche des Bundes und leuchtender Stern!
Liebreich dich wende,
Frieden uns sende,
Wende, ach wende die Augen uns zu.
Lehr' uns in Demuth zu wandeln wie Du.

Der Bruder aus Tunis.

Eine Novelle.

1.

O Christenthum, Christenthum! seufzte, in die Stube eintretend, Bonilla, eine ehrsame Bürgersfrau aus Carthagena. Unsere tapferen Könige und Herren haben die Mauren aus dem Lande gejagt, sammt dem Alcoran; jetzt sollten Christen im Lande wohnen, sammt dem Evangelium, aber sie nennem sich Christen, und verbannen das Evangelium. Mord und Todschlag, unversöhnliche Feindschaft, Haß und Streit, ist das auch Christenthum? O heiliger Thomas von Villanova, o daß du noch hier wärest in deiner guten Stadt Valencia, man würde solche Gräuel nicht hören! — Daniela, die Frau des Hauses, saß in trübem Sinnen auf einem Schemel in einer Ecke des Zimmers, Isabella, ihre aufblühende Tochter, kauerte neben ihr, das Haupt in ihrem Schooße bergend; beide schienen die fromme Rednerin nicht zu hören, wohl aber Didace, Daniele's Sohn. Frau Bonilla, sagte er zurnend, was soll nun Eure Predigt hel-

sen? Wollt Ihr damit ungeschehen machen, was geschehen ist? Oder dünkt es Euch nützlich, meine arme Mutter noch tiefer zu kränken? — Ritter Didace, erwiederte Bonilla, thut nicht so altklug; wie viele Jahre zählt Ihr schon über das siebzehnte? Was ich gepredigt habe, wie Ihr's nennt, habe ich Euch gepredigt. Ihr seid derselbe Brauskopf, wie Don Garzias, Euer Vater, und lasset Ihr das Christenthum über Euch nicht schalten, so werdet Ihr mit der Zeit, wenn der böse Dämon will, und der gerechte Gott es zuläßt, eben auch ein Todschlager werden; werdet aus purer Eifer- und Rachsucht, wie Euer Vater, hingehen, etliche Belialskinder mitnehmen, Euren Feind im Bette erwürgen, dann gleich einem Cain in die Flucht gehen, und Weib, Sohn und Tochter in Angst und Elend sitzen lassen. — Aber wie redet Ihr dann von Dingen mit solcher Sicherheit, zu denen bloß der schwarze Argwohn die Tinte hergegeben? Etwan, weil man jenen Unglücklichen ermordet gefunden, weil er mit dem Vater in Feindschaft gewesen, weil die Gerichte diesen aufsuchen? ist dieß schon so volle Gewißheit? — Ach Christenthum! rief Bonilla, und die Thränen stürzten aus ihren Augen; das Christenthum gebietet freilich: richtet nicht, doch trifft dieß Gebot nur die Unbefugten; die aber das Recht dazu besitzen, haben schon gerichtet, schon ist Don Garzias aufgegriffen, hat seine Unthat eingestanden, und sein Urtheil angehört: Da unten auf der

Straße steht Volkes genug, und blickt mitleidig und neugierig zu den Fenstern herauf. — Sie hätte noch mehr erzählt, aber sie mußte den beiden Geschwistern zu Hülfe kommen, welche die ohnmächtig gewordene Mutter in den Armen hielten.

2.

Die Schreckenstage waren vorüber gegangen, Garzia's Name war geächtet, seine mit Schmach und Kummer beladene Familie hatte sich in einer fernen Hütte der Vorstadt den Augen der Mitbürger entzogen, die alte Hausfreundin Vonilla saß auch noch in der Hütte bei ihnen. Weinet, ihr armen Kinder, sagte sie, weinet euch satt, nachher wird es Zeit, zu überlegen und die Zukunft zu bedenken, ehe und bevor ich von euch Abschied nehme. Denn dieß muß endlich auch seyn. Wie lange soll ich noch müßig bei euch sitzen, schier als eine leidige Trösterin? Das Christenthum ruft mich nach Carthagena, denn dort ist meine Heimat und Beschäftigung; das Christenthum hält mich hier bei euch zurück, denn ich kann euch in diesem Jammer auch nicht verlassen. O du süßes Christenthum, tröste doch diese betrübten Herzen! O Mutter Christi, du Königin des Friedens, entziehe ihnen nicht deinen Schutz! Rufe sie an, Mutter Daniele, rufet sie an, ihr jungen Leute, Didaco, Isabella; was meinet ihr dann, was wollen wir hinfüro anfangen? — Ach, sagte Daniele, wenn ich allein wäre, so brauchte es keiner sonderlichen Überlegung,

hier in Valencia finde ich so viele Mittel noch, um in strengster Zurückgezogenheit meine trüben Tage fortzubringen; auch Didaco kann weiter sich umsehen, und selber sein Glück versuchen, so schmerzlich mir dieser Gedanke wird; allein was thue ich mit der armen Isabella? Soll sie das große Opfer bringen, Noth und Jammer mit mir zu theilen, auch die Schmach, die auf uns liegt, mit aller Geduld zu ertragen, und in ihren schönsten Jahren zu verkümmern? — Das Christenthum, sagte Bonilla, würde ihr allerdings diese heilige Pflicht auflegen, wenn es nicht noch mächtiger mich aufforderte, sie mit mir nach Carthagena zu nehmen, und dort für sie nicht anders zu sorgen, als wäre sie mein eigenes Kind; soviel nämlich mein Bischen Armuth vermag. — Sowohl die Mutter als die Tochter nahmen dieß Anerbieten mit Freuden an, Didaco aber eröffnete seinen Entschluß, sich in den Seedienst zu begeben, und nach den Molukken oder nach Westindien zu fahren, um die Pforte des Glückes, die im heimischen Lande ihm verschlossen war, etwan in einem fremden Welttheile eröffnet zu finden. Umsonst ermahnte ihn Bonilla, nicht so weit von seiner Mutter sich zu entfernen, umsonst war das Flehen der Letztern, wie der Schwester, sich in so große Gefahr nicht zu begeben; nicht so bald war Isabella mit ihrer neuen Pflegmutter nach Carthagena abgereiset, als er schon sich aufmachte, um seinen Entschluß ins Werk zu setzen.

Einsam mit ihrem Grame blieb Daniele in Valencia zurück.

3.

Auf der hohen Schule zu Carthagena konnte man sämmtliche Wissenschaft- und Kunst-beflissene Jünglinge, die hier in namhafter Anzahl sich sehen ließen, füglich in zwei Classen eintheilen: solche nämlich, die in der nüchternen Einfalt ihres Herzens um erkleckliche Theoreme, wohlgeharnischte Dialektik und Scholastik, und ehrsame Brotstudien sich bewarben, die also weder Aug' noch Ohr hatten, es sei dann für ihre Hefte, Compendien, Docenten und Lectoren. Diesen emsigen und keuschen Arbeitsbienen gegenüber thaten mit ungleich größerm Geschwirr jene geschäftig müßigen Hummeln sich hervor, die auf einer ganz andren Blumenflur, als der literarisch-classischen umher schwärmten, statt des Stachels den Degen führten, und Honig stahlen, ohne welchen zu bereiten. Man erzählt überhaupt nichts Gutes von der Mehrzahl der Studenten (im siebenzehnten Jahrhundert). Höchstens trieben sie, als Jünglinge von Bildung, etwas Klang und Sang, Guitarren-, Lauten-, Becher- und Degenkleng, und nichts weniger als Psalmgesang; ihre Studien waren also, wenn's hoch kam, belletristisch, und hielten sie, gleich ihren stillfleißigen Mitbrüdern, manche Nachtwache, so geschah dieß doch nicht sowohl hinter, als vielmehr unter den Fenstern, wo sie schmelzende Serenaden san-

gen. Unter dieser Parthei der Hummeln oder der Momusbrüder spielte Galliego, ein Catalonier, genannt der Schwarze, nicht die letzte Rolle. Denn war er zwar von keiner sonderlichen Abkunft, so that er's doch, durch seinen Reichthum, allen Hummeln, Wespen und Hornissen an Goldglanz zuvor, aber mehr noch zeichnete ihn jene zwanglose Keckheit aus, die, in Ermanglung besserer Gaben, so gern als Genialität sich geltend macht. So war dann seiner glänzenden Insolenz vorbehalten, eine Preisaufgabe zu gewinnen, welche seit einiger Zeit diese ganze Classe beschäftigte.

4.

Noch war nämlich kein Jahr verflossen, seit Benilla mit ihrer Pflegetochter zurück gekehrt, als schon die blühende Rose aus Valencia, als Ideal der Schönheit und Fülle aller Zierde von den Hummeln insgesammt, in bald weiten bald nahen Kreisen, umschwirret, umsumset und umsungen wurde. O Christenthum, seufzte die wackere Benilla, ist alles Fleisch nicht Gras, und alle seine Herrlichkeit wie die Blume des Feldes? Ist das Gras verdorrt, und die Blume verwelket, so sumset kein Wespenvolk mehr um dieselbe herum, aber die Wahrheit hat ihr ewiglich Bestehen; darum sollst du, Isabella, vor aller Eitelkeit und Gefallsucht einen Abscheu haben, und lieber eine schwarze Saloppe oder Cuculle über dein allzu glattes Angesicht werfen, auch die Augen fein sittig zu Boden senken, und in

großer Gottesfurcht daher gehen, sonst werden deine Mutter und ich viel Kummers an dir erleben. Ihr eitlen Kinder habt keinen Funken gründlichen Christenverstandes, und in eurer Leichtfertigkeit kommt euch die ganze Welt gar schmuck und lustbarlich vor, in welcher ihr wie die heidnischen Göttinnen euch anbeten lasset; o Evatöchter, wie leuchtet das glänzende Schlangenfell euch in die Augen! — Aber, sagte Isabella, ihr seid ja auch einmal jung gewesen? — Wohl, schnippische Donna, jung, und eben nicht ungestalt und nicht häßlich, aber zu meiner Zeit war noch mehr Christenthum, Zucht und Gottesfurcht auf Erden! — Isabella hörte in aller Geduld solchen Mahnungen zu, höchstens bemerkte sie: anders sei eine Nonne, anders eine ehrsame Jungfrau in der Welt. Sie wußte wohl, daß Bonilla selber sich etwas darauf zu Gute that, wenn sie in ihrer Begleitung durch die Straßen ging, denn nie vorher hatte sie soviel Respect und Aufsehens erfahren. Bald war es an der hohen Schule zu Carthagena ein unwidersprechliches Axiom, ein durch hinlängliche Prämissen befestigtes Corollarium, daß unter allen Frauen, so diese Stadt verherrlichten, Isabellen der erste Rang gebuhrte. Wie hätte dann Galliego der Schwarze der Einzige seyn sollen, der an dieser Wissenschaft nicht Theil genommen? Aber wenig galt ihm dieß, lediglich im Besitze solcher Erkenntniß zu seyn, er wollte auch den unsterblichen Ruhm erwerben, der Einzige zu seyn, den dieser

Inbegriff aller Schönheit einiger Aufmerksamkeit würdig fände. — O Isabella, wie wahrhaft und wie ernstlich sind die wehmüthigen Worte, welche Benilla so oft dir wiederholt. O möchtest du sie hören!

5.

In trübem Sinnen saß Donna Daniele in ihrem Kämmerlein zu Valencia, ihres fernen Sohnes gedenkend, von dem sie bisher keine Nachricht erhalten, und wollte eben sich ermuntern, um, statt des fruchtlosen Quälens, lieber für ihn zu beten, als es leise an ihre Thüre klopfte, und ein armer Ordensgeistlicher herein trat, der an seinem Habit wie an seinem Angesichte die Zeichen vielfältig erduldeter Noth und Beschwerde trug. Er war aus jenem milden und wohlthätigen Orden, welchen, nicht ohne sonderlichen Schutz von oben, Petrus Nolasco, im Bunde mit Jacob I., König von Arragonien, und mit Raimund von Pennafort, bereits im dreizehnten Jahrhunderte gestiftet hatte, und welcher der Orden der heil. Jungfrau vom Erlösungspreise der Gefangenen (l'ordre de la Mercy) genannt wurde. Mit freudiger Angst, denn sie kannte den Ordenshabit wohl, eilte ihm Daniele entgegen. Lebt mein Sohn? rief sie, kommt er? Er lebt, sprach der Pilger, noch aber kommt er nicht. Er ward von den Mauren gefangen, als er mit noch einigen Soldaten, in einem Boote an der afrikanischen Küste landete, um Wasser zu holen. Nun

schmachtet er in der Sclaverei, in welcher ich ihn gefunden, und harret auf meine und meiner Brüder Rückkehr, daß wir für ihn und seine Mitgefangenen das Lösegeld bringen; denn zur Zeit, da ich ihn gefunden, waren die Hulfsgelder bereits erschöpft. Darum ersuchte er mich flehentlich, auf meiner Wanderung in die christliche Heimath bei Euch zuzusprechen. Wehklagend berichtete ihm Daniele, wie sie so tief verarmt, daß sie außer ihren Mutterthränen fast nichts für den geliebten Sohn darzubringen hätte, doch verhieß sie, mit Hintansetzung aller falschen Scham, die Milde der Bürger anzuflehen, sie bat ihn, im Falle er durch Carthagena pilgerte, zuverlässig Bonilla's Mithulfe aufzufordern, und auch das Wenige, was sie zu sammeln hoffte, vor seiner Rückkehr nach Africa mitzunehmen. Der Religiose gelobte ihr beides, soviel in seiner Macht stehn würde, und setzte, nicht ohne ihren Kummer merklich gelindert zu haben, seinen Wanderstab weiter.

6.

Während der arme Didaco unter harten Banden schmachtete, und, bei dem Brote der Thränen, von strenger Arbeit ermattet, sehnsuchtsvoll über die Fluthen hinsah, seiner Mutter und Schwester gedenkend, hatte diese letztere Kopf und Herz von ganz andren Gedanken erfullt; denn allmälich gerieth sie auf die anmuthige Entdeckung, wie es allerdings sehr nothwendig gewesen sei, daß sie nach

Carthagena gekommen, denn widrigenfalls wäre keine einzige ausgezeichnete Schönheit in dieſer Stadt zu finden geweſen. Bald verwandelte ſich dieſe Entdeckung in jenen ruhigen Beſitz der Gewißheit, der jedem echten Grundſatz eigen iſt; aber da kein echter Grundſatz ſteril, und ohne Folgeſätze bleibt, ſo erkannte ſie leichtlich auch, daß die beſcheidene Kleidung, in welcher ſie erſchien, mit ſolcher Specioſität in einem allzu unrichtigen Verhältniſſe ſtunde. O Iſabella, ſagte Bonilla einſt bedenklich, wie hat doch die Jugend ſo fein das Alter bethört! Wenn das ſo fortgeht, und ich deinen Wünſchen ferner nachgebe, ſo wirſt du allmälich zu einer Prinzeſſin dich hervorſtaffiren, die Hoffart wird in eine der Töchter Moab's dich verkehren, und der Erbfeind wird mittelſt der Abgötterei über dich ſo viel Gewalt bekommen, als wenig Gewalt das Chriſtenthum über den rabenſchwarzen Catalonier zu haben ſcheint. Wehe dir, du furwitzige Dina, die du hier in Carthagena um die Töchter des Landes dich umſiehest, forſchend, ob ſie mit dir können verglichen werden, ſiehest du nicht, daß ſchon der Lämmergeier auf dich lauert, du leichtſinnige Taube? Du ſollſt an deinen armen Vater denken, der in den Flammen der läuternden Schmerzen von deinem Gebet und von den Verdienſten deines chriſtlichen Wandels Linderung erſeufzet; du ſollſt an deinen Bruder denken, den etwan jetzt ein wüthender Sturm auf den Meereswellen umhertreibt; du ſollſt an deine

betrubte Mutter denken, die in ihren alten Tagen auf deine ehrliche Hülfe rechnet; du sollst bedenken, daß du eine arme Verwaiste bist, die entweder als Laienschwester in ein Kloster gehen, oder einen ehrbaren Meister Schuhmacher oder Weißgärber ehlichen soll; vor allem aber sollst du an das heilige Christenthum denken, welches dir befiehlt, Augenlust, Sinnenlust und Hoffart des Lebens zu verabscheuen, fein demüthig und verborgen vor Gott zu wandeln, und den Tod zu betrachten, welcher deine eitle Schönheit alsbald in Moder, Ekel und Grauen verwandeln, und keine andre Schönheit dir lassen wird, als jene überschwengliche Zier der Seele, welche der Catalonier verderben will. Ich sage dir also ernstlich, rede mir kein Wörtlein mehr mit diesem glänzenden, nicht Gelb- sondern Schwarzschnabel, und wenn er dir einfallt, so mache das Kreuz uber die Stirn, und bete die letzten sechs Worte des Vater Unser.

7.

Noch hat Bonilla ihren Sermon nicht geendigt, da tritt ganz bescheidentlich der Catalonier herein, und hemmt den Strom ihrer Rede nicht allein mit den wohlgeflochtenen Fachinen höflichst verbindlicher Worte, sondern setzt ihm noch einen starkern Damm entgegen, indem er aus dem Vorzimmer ein groſses Madonnenbild in goldenem Rahmen hereinschiebt, welches er ihr zu ihrem morgigen Namenstage verehrt. O Edelste der Frauen,

sagt er, möchtet Ihr doch diesen Beweis meiner Ehrfurcht annehmen, und zugleich darin lesen, daß auch ich Christenthum besitze, und Eures Zutrauens so ganz unwürdig nicht sei, als Ihr zu meinen scheint. Bonilla verbat sich die allzu schöne Gabe, allein Galliege rief seinen Diener herein, der, mit Wandhacken und Hammer bewaffnet, das Bild an die Wand heftete, da, wo es die beste Beleuchtung fand. Bonilla's Auge verweilte mit großer Freude an dem Bilde, der Catalonier aber sprach und sang:

Hehre Jungfrau, reinste Lilje,
Reiner Herzen Königin,
Jede Makel nimm und tilge
Aus dem Herzen, aus dem Sinn!

Wo du walteſt, wo du ſchalteſt,
Weichet fern der Sünde Macht;
Du geſtalteſt und entfalteſt
Aller Tugend Blüthenpracht!

Hehre Jungfrau, reinſte Lilje,
Wahre freundlich dieſes Haus;
Allen Argwohn nimm und tilge
Aus Bonilla's Herzen aus!

O, Herr Catalonier, erwiederte Bonilla's Proſa: das Chriſtenthum beſteht nicht in Worten, auch nicht in Reimen, ſondern im Werke und in der That; und wenn die Reime noch etwas gelten ſollen, ſo müſſen Worte und Werke ſich wohl zuſam-

men reimen. — Aber, vortreffliche Frau Bonilla, das Christenthum befiehlt ja, daß man nicht richten soll? — Dieß befiehlt das Christenthum allerdings, allein es befiehlt auch, daß man vor den Menschen sich hüten soll, und ganz besonders vor Studenten, welche allerhand leyerische Lieder dichten, sollten auch welche darunter an die Mutter Gottes gerichtet seyn. — Aber, hochzuverehrende Frau Bonilla, ist denn dieses nicht löblich? — O, Don Galliego, dienet erst der Mutter Gottes mit einem löblichen Wandel, alsdann könnt Ihr Euch die Ehre anthun, ihr ein Lied zu singen; aber so lange Ihr so viele andere Lieder zu den thörichten Jungfrauen auf Erden singet, wird die Königin der weisen Jungfrauen an Euch kein Wohlgefallen haben. — Bonilla, Ihr redet wie ein Buch, wie ein Foliant, wie ein Foliant mit Silber beschlagen. Und was sage ich, mit Silber? in Gold soll man Eure Worte fassen. Aber, wenn es erlaubt ist, eine Anmerkung in dieß Buch zu schreiben, so sage ich, das Christenthum verbietet nicht, daß ein junger Mann, der Geld und Gut besitzt, sein schüchternes Auge zu einem Gute wendet, welches allen seinen Gütern Werth verleihet, und hier, in der Person Eurer Base, diese irdische Welt verschönet, dieses Thal der Thränen erheitert. Könnt Ihr etwas dagegen einwenden? — Es kommt darauf an, sagte Bonilla, wie ernstlich das gemeint sei; denn Ihr seid noch viel zu jung zu gründlichen Gedanken, und so oft ich Euch ansehe, fällt mir der

arme Didaco ein, der manches von Euren Manieren hat, nur daß er weniger schwarz von Angesicht ist, und um einige Jahre jünger, und kein Student, kein Lautenschläger, kein Haudegen. Ach der arme Junge! vielleicht hat er von den Matrosen auch schon das Fluchen gelernt, denn es ist wenig Christenthum auf den Schiffen.

8.

Der Religiose aus dem Orden de la Mercy war nach Carthagena gekommen, und hatte versprochener Maßen Bonilla's Wohnung erkundet. Weinend kniete Isabella zu seinen Füßen, und rang die Hände über des Bruders Drangsale; auch Bonilla stand bleich da, und konnte keinen rechten Entschluß fassen. Das Lösegeld, sprach sie, ist so enorm nicht, aber dennoch übersteigt es meine Kräfte; ich müßte dann meine kleinen Capitalien aufkünden, und mich gänzlich der Noth preis geben. Das Christenthum scheint freilich auch ein solches Opfer zu gebieten, aber doch muß man vorerst es ein wenig reiflicher bedenken! — O theuere Base und Mutter, rief Isabella, thun Sie, was Sie vermögen, ohne doch Ihr Vermögen anzugreifen. Nehmen Sie alle meine Kleider dazu, und was ich sonst besitze, gern will ich fortan mit der Arbeit meiner Hände mir und Ihnen das Nothwendigste erwerben! — Gott sei Dank, sagte Bonilla, tröste dich mein Kind, nun sehe ich, daß du christlich denkest, und daß dein Herz an dem eitlen Tand nicht hänget; lasse uns so thun,

meine Tochter, dann sendet die Mutter Gottes nicht allein deinem Bruder, sondern auch dir die Erlösung; ihm aus eisernen Ketten, dir aus den Banden der Eitelkeit. — Und dieses Bild dort? fragte der Ordensmann; kann dieß Bild der Mutter Gottes nicht auch verkauft werden? Die Arbeit, wie der Rahmen sind kostbar, und da die Mutter der Gnade selber es ist, die dem heiligen Petrus Nolasco die Stiftung unseres Ordens ans Herz gelegt, so kann es keine Verletzung der ihr schuldigen Ehrerbietung seyn, wenn wir ihr Bild in den Lösepreis umsetzen. Ist doch Didaco ein lebendiges Bild, ein Ebenbild Gottes, und Christi Blut für ihn vergossen! — Es bedurfte dieser Gründe nicht, denn weder Bonilla noch Isabella hatten des neuen Eigenthums sich erinnert; das stattliche Bild wurde dem Ordensmann anvertraut, der es, in Anbetracht des christlichen Zweckes, um einen erklecklichen Preis an Mann zu bringen verhieß. Ich kenne einen jungen Scholar, sagte er, der mein Landsmann ist, ein gutes Herz und ein großes Vermögen hat, und das Geld mit vollen Händen hinaus wirft, diesmal wird seine Freigebigkeit keine Verschwendung seyn.

9.

Wenige Stunden waren vergangen, da stürzte Galliego fast athemlos in das Zimmer herein, nach einer beträchtlichen Weile erst konnte der Ordensmann ihm nachkommen. Warum habt ihr mir das nicht gesagt, rief er, warum habt ihr euch nicht an

mich gewendet? Das Bild wird sogleich wieder da seyn, mein Diener trägt es schon die Straße herauf. Seid guten Muths, Bonilla, weinet nicht, Isabella, obgleich diese Thränen Eurem Angesicht einen neuen Zauber verleihen; es handelt sich ja um nichts als Geld, und dieses wunderlichen Dinges habe ich ja genug! Das Christenthum sagt, man soll den Geiz fliehen, gleich der Abgötterei: dem Himmel sei Dank, was Geiz sei, verstehe ich nicht, eher noch habe ich von der Abgötterei billige Begriffe, sonst dürfte ich die gute weinende Isabella nicht anbeten! Vivat Didaco! Laßt ab von ihm, ihr Mauren, ihr Tripelizzaner und Tuneser, hebet euch hinweg, ihr schwarzen Äthiopier, ihr nachtfärbigen Numidier, lasset den Didaco frei; wisset ihr nicht, daß er Isabella's Bruder ist? Löset ab von ihm die rasselnden Ketten, ihr schwarzen Afrikaner; den schwarzen Catalonier hat Isabella in diamantene Ketten gefesselt! Glück auf, Didaco, Galliego reicht dir die Hand übers Meer; Galliego macht dich frei, dafür daß Isabella ihn gefangen genommen! — Ach, Don Galliego, sagte Bonilla, was soll's mit diesen wunderlichen, unchristlichen Reden? Was für ein Geist ist in Euch gefahren? Ihr werdet doch nicht spotten? — Spotten, Bonilla, spotten! Isabella weint, und Galliego wird spotten! Was soll ich dann thun? Soll ich selber hinüber steuern, und den Didaco befreien? Mit dem Degen in der Hand, ja, das ist doch ritterlich, aber mit Geld? das macht

mir zu wenig Diversion, und dieser ehrwürdige Mann da versteht sich auf solche Geschäfte besser. Wieviel ist noth? Da, seht her, hier ist des Goldes genug, und ist's für Didaco zu viel, so kann der Rest noch einem andern ehrlichen Christenkind helfen. Mit diesen Worten schuttete er eine Börse voll Goldstücken auf den Boden aus, daß Bonilla fast sich entsetzte; der Ordensmann aber sprach: Thue nicht so gewaltig, Landsmann, übertriebener Edelmuth ist auch ein Gaul aus Lucifers Marstall! So ist's! rief Galliego; man thut, was man vermag, und muß sich obendrein noch kritisiren lassen! Aber ich will deine weise Mahnung hin nehmen, nimm du dieß Geld, Bruder Onuphrio, und mache deine Sachen gut, und der Erlöser, dessen Werk du verrichtest, wird dir beistehen. — Ach, sagte Bonilla, ich sehe dennoch, daß einiges Christenthum in Eurem Herzen zu finden ist!

10.

Wunderlich, sagte ein ältlicher Mann, im Reisewagen sitzend, wirklich verwunderlich, daß diese Person mir nicht aus dem Kopfe will. Jeder Mensch hat so sein Ideal im Kopfe, und findet er's endlich draussen, in aller Realität, so meint er, er habe es längst schon gesehen. — Ihr scheint Euer Ideal spät gefunden zu haben, sagte sein Reisebegleiter. — Mag seyn, erwiederte der Ältliche, spät und zu spät ist immer noch zweierlei. — Und wo zeigte sich dann Eurem Auge dieß reale Ideal? — In der

Straße, die nach der hohen Schule führt, dort wandelte sie hinab, und lenkte in die Seitengasse, wo sie endlich in ein grünes Haus hinein schlüpfte, ich glaube es heißt beim Tuneser. — Ihr habt Euch das Haus wohl gemerkt, Herr Martinez, man erkennt daran eure reifliche Besonnenheit. Und habt Ihr keine weiteren Forschungen angestellt? — Das eben nicht, denn die Geschäfte rufen mich nach Valencia zurück. — Wenn ich Euch aber sagen möchte, daß Euer Ideal eben auch in Valencia ihre Heimath hatte? — Also ist es wirklich so? Also hat mein Auge mich nicht betrogen? Garzia's Tochter ist sie, nicht wahr? — Ganz recht, Don Martinez. Es ist die weltberühmte Isabella, die Krone von Carthagena, der Verdruß aller Frauen und Mägdlein, die Rose unter den Disteln. Ihr Vater soll wegen eines Mordes gerichtet worden seyn. — Ja wohl, ja wohl, aber was hindert das? — Hindern, Don Martinez? hindern? Es scheint, als hättet Ihr ganz besondere Pläne? Daß Garzias um ein Haupt kürzer geworden, dieß hindert nicht, seine Tochter um ein Haupt höher zu machen, denn der Mann, sagt die Schrift, ist des Weibes Haupt, und dieses Haupt wollt Ihr seyn, nicht wahr? Und diese Hauptgedanken gehen Euch nun im Kopfe herum? — So ist es. Über alles, was die Leute sagen möchten, setze ich mich hinaus. Was kann die Tochter für ihres Vaters Vergehen? Vielmehr ist es ein gutes Werk, der Gekränkten und Verlassenen sich anzu-

nehmen, und sie wieder zu Ehren zu bringen. — Viel Glück, Don Martinez! —

11.

Kaum ist der angesehene und vielbegüterte Kaufmann von seinen Geschäftsreisen, die noch mehrere Wochen dauerten, nach Valencia zurück gekehrt, als schon Daniele mit seinem gleich unerwarteten als erfreulichen Besuche beehret wird. Sein ernstlicher Antrag erfüllt sie wieder mit einer Freude, die seit langer Zeit ihr fern geblieben. Mit Dank und mit Thränen nimmt sie das Anerbieten auf; nun wird sie endlich einmal aus ihrer schmachvollen Dürftigkeit gezogen, nun wird ihr Name wieder zu Ehren kommen; ja sie hat nunmehr auch keine Sorge mehr, woher das Lösegeld für Didaco zu nehmen. Zwar hat sie aus Carthagena nichts vernommen, auch hat der Ordensmann bisher sich nicht wieder gezeigt, allein schon hat Martinez ihr feierlich verheißen, nicht allein die ganze erforderliche Summe für den künftigen Schwager darzustrecken, sondern auch aus eigenen Mitteln einen Religiosen an Ort und Stelle zu senden, der dieses Auslösungsgeschäft zu Stande brächte. So lächelte dann, in ihrem Spätherbste, Danielen noch einmal die freundliche Glückessonne; wird sie etwan neuerdings hinter schwarzem Gewölke sich verbergen?

12.

Frau Bonilla kränkelte, und mußte das Zimmer hüten, und Isabella kam eben (wie sie sag-

te) aus der Kirche zurück, da fand sie, nicht ohne Schrecken, einen Brief in ihren Händen, von Daniele geschrieben, von Martinez mit einem rührenden Postscriptum versehen, auch war noch ein anderer Brief in dem Briefe, der eine Anweisung auf Reisegeld enthielt. Martinez wäre, wie billig und geziemend, selber gekommen, doch ließen es eben seine Geschäfte nicht zu, Daniele aber war durch die Schwäche verhindert, welche der herbe Kummer ihr zugezogen. Isabella erblaßte bei all den herrlichen Nachrichten, und stand sprachlos. Bonilla aber wußte solche Mängel ihrer Nächsten durch eigene Redseligkeit zu ersetzen. Wenn ich dich recht verstehe, sagte sie, so liegen dir zwei Dinge am Herzen, welche dich beunruhigen. Einerseits möchtest du nicht gern deine alte Base Bonilla verlassen, die dir mit so guten Ermahnungen getreulich zur Seite gegangen, und dich zu jener Tugend angeleitet hat, welche anjetzt deine beste Zierde ist; allein das Christenthum läßt dir keine Wahl, es gebietet dir, den Wünschen deiner Mutter Folge zu leisten; wie denn auch deine alte Mutter ein größeres Recht auf dich hat, als deine alte Base, zumal, wo es sich darum handelt, das Glück und die Wohlfahrt ihrer alten Tage zu begründen. Andrerseits scheint dir dieser benannte unbekannte Don Martinez, als ein Mann, wie er's schreibt, in seinen besten Jahren, schon etwas allzu gute Jahre zu zählen, und ist dein unerfahrner Sinn und eitles Herz vielmehr

auf den Catalonier gewendet. Allein obgleich dieſer junge Menſch mehr Chriſtenthum beſitzt, als ich ihm gleich anfangs zugetrauet hatte, ſo traue ich ihm doch nicht über den Steg; er ſieht mir nicht darnach aus, als ob er ehrliche, chriſtliche, bürgerliche Abſichten hätte, ſondern wird zu ſeiner Zeit die Wolfszähne noch weiſen. Ja, ſag' ihm nur ein Wörtlein von einer ſoliden Zukunft, von einer zukünftigen honetten Hauswirthſchaft, ob der Unwirthſchaftliche nicht gleich, wie die glatte Schlange, ausweichen, und flugs einen Satz machen wird zu anderen Unterredungs-Discurſen? Ich danke vielmehr dem Himmel, daß du, noch bei guter Zeit, aus allen bitterböſen Gefahren davon kommſt; und du ſieheſt wohl, wie mild die Vorſehung über dich wacht, und dich nach Valencia zurück führt, zu dem redlichen Kaufmann, der dich ſchier, wie ſeinen Geldkaſten in gute Verwahrung und Aufſicht nehmen wird, wie dieß alter Männer Brauch mit ſich bringt; denn, da mich Gott mit allerlei Siechthum heimſucht, um mich durch Leiden zu einem guten Tod vorzubereiten, wie ſollte ich denn in der gefährlichen Stadt dich hüten? Geh alſo hin, und erhebe das Reiſegeld, dem Catalonier aber ſage: Gott befohlen; es kann ja nicht immer ſo bleiben in dieſer verdrießlichen Welt; danke ihm für die groſſe Wohlthat, die er deinem Bruder erzeigt, im Übrigen ſage ihm, er ſoll dir keine Briefe ſchreiben,

denn diese gehören nicht in des Kaufmanns Correspondenz.

13.

In der Stadt Valencia gab es des Aufsehens und Aufhebens viel, als Isabella wieder zum Vorschein kam; in ihren zierlichen Gewanden schwebte sie, gleich dem fabelhaften Phönix, vor weit aufgerissenen Augen vorüber, und die Frauen bemerkten, sie kannte sich selber vor Hochmuth nicht mehr; die Männer hingegen rühmten ihren edlen, bescheidenen Anstand, und beneideten den grauen Martinez mehr als billig, denn Isabella wollte die Größe ihres Glückes nicht sonderlich einsehen, und suchte ihn durch ihr zweifelhaftes Betragen zu ermüden, oder doch die Verbindung zu verzögern, die der hohen Meinung nicht zusagte, welche sie nun einmal von sich selber gefaßt hatte. So waren einige Tage und Wochen vergangen, und es begann sich einiger Unfrieden zwischen Mutter und Tochter zu entspinnen, weil die erstere, von Alter und Kummer gebrochen, vor ihrem Ende noch das Glück ihrer Tochter befestigt zu sehen wünschte, als plötzlich ein freudiges Ereigniß wie ein Sonnenstrahl durch die trüben Wolken brach. Ein junger Mann, schwarzen Angesichts, und wie ein Mauritscher Ruderknecht gekleidet, stürzte eines Abends in die Kammer herein. Didace! schrie Isabella, und flog ihm entgegen. Ohnmächtig von so plötzlicher Freude sank Daniele auf den Boden hin.

11.

Wundert Euch nicht, Mutter, sprach am nächsten Morgen Didace, daß ich Euch so fremd und seltsam vorkomme, wie Ihr meint. Eure Augen sind von den Gebrechen des Alters und von vielem Weinen kraftlos worden, und sehen alles nur durch einen grauen Flor; Isabella kennt mich besser; Ihr wisset, auf den ersten Blick hat sie mich erkannt, so fremd ich auch gekleidet bin, wenn man anders dieß eine Kleidung nennen kann. Und wenn ich Euch schwärzer aussehe, als sonst, und älter, ach, wen sollte die Afrikanische Gluth nicht schwärzen, wen sollte die harte Zwangsarbeit nicht in kurzer Zeit um manche Jahre vorwärts bringen? Dank sei dem Himmel, und dem frommen Bruder Onuphrio, und dem edlen Catalonier Galliego, der so großmüthig mich ausgelöset; ich muß eigens nach Carthagena gehen, um diesem gelehrten und tapfern jungen Edelmann zu Füßen zu fallen.

O Mohrenland, dich hab' ich nun gekostet,
Von deinen Gluthen ward ich schwarz gebräunet,
Schon waren meine Ketten halb verrostet,
Die Sclaverei hat kläglich mich umzäunet.
Da sah ich meine Ketten rasch zerschellen,
Und dieses Glück verdank' ich Isabellen.

Und dieses Glück verdank ich Isabellen,
Weil sie den Galliego hart gebunden;
Die fremden Bande kann er wohl zerschellen,
Den seinen hat er keine Macht gefunden;

So wunderlich ist dort bei den Tunesen,
In Seiner Ohnmacht Meine Kraft gewesen!

Ach, du armer Didaco, seufzte Daniele, wie bist du dann ein Poet geworden? Das siehet dir ja gar nicht ähnlich? — Auf sehr natürliche Weise, erwiederte jener; die mächtige Sonnengluth bringt manches zur Reife, was anderwärts nicht gedeiht, dazu die Melancholie, die Einsamkeit, und die übrigen Ursachen; denn nichts gewöhnlicher als dieses, daß die Christensclaven schöne Romanzen singen, durch welche irgend eine Fatme oder Zaide oder sonst eine Tunesische oder Algierische Prinzessin zu Thranen gerührt wird. Dann kommen die seidenen Strickleitern, die Fluchten, die Sandwüsten und grimmigen Löwen, die wilden Araber, die fürchterlichen Mohrengesichter, die krummen, wie Blitze leuchtenden Säbel, die Halbmonde, die gefühllosen Seeräuber, die dürren, häßlichen, hochbeinigen Kamehle, und hundert andre Dinge, vor welchen ich noch immer in Mark und Bein erschaudere! — Aber du erzählst ja alles durcheinander! — Wie sollte ich nicht? Es ist auch alles so bunt durcheinander gegangen, und muß sich jetzt erst ordnen. — Hast du des Gebets nicht vergessen, Didaco! — Habt dessen keine Sorge; es lernt sich schon!

15.

Der Kaufmann zeigte an Didacos Wiederkehr große Freude, insonderheit, weil er eben erst ans Werk gehen wollte, sein Versprechen zu hal-

ten. Diese Auslage, meinte er, können wir jetzt zu andren Dingen verwenden, und den Didaco damit bekleiden. Dieser aber schien aus seiner Freundschaft sich wenig zu machen: er gab sich vielmehr alle Mühe, Daniele von ihrem Plane abzubringen, indem die Ungleichheit des Alters zwischen Isabella und dem Freier allzu groß wäre.

So verzögerten sich diese Angelegenheiten, und Daniele fing an, in dem zum Wildfang gewordenen Sohne und seinem Benehmen vielerlei Unheimliches zu finden, als wieder eines Abends ein Jüngling in die Kammer hereinstürzte, ihr zu Füßen sank, und sie als Mutter grüßte. Isabella, da sie ihn ersah, war nicht sowohl ihm entgegen geflogen, als zurückgewichen; Daniele konnte sich's zwar nicht verhehlen, daß seine Stimme ihr sehr bekannt zu Herzen sprach, allein sie hatte sich bereits an den Wildfang Didaco gewöhnt, und zeigte gegen Didaco, den Sanften und Flehenden, sich höchlich befremdet. Isabella hatte in der Angst sich aus der Kammer entfernt, und eben bemühte sich der Ankömmling, obwohl von Erstaunen ganz verwirrt, sich der Mutter von neuem kenntlich zu machen, als Didaco der Wildfang herein trat, und mit barschen Drohungen, endlich mit Gewalt, ihn aus dem Hause trieb. In bitterer Wehmuth saß der Arme draußen vor der Schwelle, hielt sein Haupt in den Händen, und sann reiflich nach, ob dann diese Stadt wirklich Valencia wäre, ob er seine Mutter

und Schweſter wirklich geſehen, oder nur im Traume? Ach, mein Bruder Onuphrio, ſeufzte er, du biſt nicht da; und als du ſo holdſeligen Angeſichts vor mir ſtandeſt, und mir die frohe Botſchaft erzähltest, da habe ich dich wohl nur im Traume geſehen; und das Schiff, und das Meer, und der heimiſche Hafen, und die Wandrung hieher an deiner Seite, das ſind am Ende lauter Schattenbilder, und ich kauere noch im niedrigen Käfig, und ſchlafe! Er rieb ſich die Augen und blickte um ſich; da bückte ſich Iſabella zu ihm herab, und flüſterte ihm in's Ohr: Um Gotteswillen, Bruder, entferne dich, gehe nach Carthagena, gehe zu Bonilla! Sie hatte kaum dieſe Worte zu ſagen Zeit, denn Herr Martinez kam daher, zu ſehen, wie es der kranken Daniele ginge. Habt Ihr Kopfſchmerzen, Didaco? fragte dieſer. Dem Himmel ſei Dank, rief der Jüngling, endlich erkennet man mich doch! — Wie iſt das gemeint? fragte der Kaufmann. Wie das gemeint ſei? rief der Wildfang dazwiſchen: das weiß ich wohl. Dieſer Fremdling da iſt ein Abenteurer, ein Betrüger, er mag gehört haben, daß ich in der Barbarei gefangen ſitze, nun kommt er, und gibt ſich für Didaco aus, und Didaco iſt leibhaftig zugegen. — Du ſelbſt ein Betrüger! rief zornentflammt der Jüngling; willſt du den rechtmäßigen Sohn ſeiner Mutter entfremden? Welcher böſe Dämon hat dich Lügner daher geführt? — Der Wildfang wollte ihn hinaustreiben, beide über-

wältigte der Zorn, ſie rangen mit einander in unaufhaltſamer Wuth, faſt hätte der Jüngere den Ältern bemeiſtert, bis dieſer einen Augenblick gewann, ſeinen Dolch zu ziehen, und ihn ſchwer verwundet zu Boden warf. Jeſu, Maria! rief eine fremde Stimme; Didaco, Galliego, was beginnt ihr? Es war der Ordensmann. Ach, Bruder Onuphrio, ächzte der Verwundete, ach wäreſt du gleich mit mir gekommen! — Daniele, die zitternd dem Streite zugeſehen, war neben ihren Sohn hingeſunken; Onuphrio unterſuchte ſeine Wunde, und ermunterte ihn zur Reue und Verſöhnung; bleich und ſtarr ſtand Iſabella, Martinez war fortgeeilt, um die fernen Wachen zu Hülfe zu rufen. —

16.

An einem trüben Sommerabend ſtand vor dem grünen Hauſe zum Tuneſen eine trübe Geſtalt, und zog, nach langem Sinnen und Überlegen, an der Glocke. Bonilla ſchlich ächzend die Stiege herab, und öffnete die Pforte; eine abgehärmte, in ſchlechte Kleider gehüllte Frauensperſon fiel ihr zu Füßen und umklammerte, laut ſchluchzend, ihre Kniee. — Wer biſt du? rief Bonilla, was willſt du? — Ach, rief die Fremde, verſtoßet mich nicht, laſſet mich Eure Magd ſeyn! — Iſabella, du? — Ja, Frau Baſe, Iſabella, die Elende, die hart Geſtrafte! — O Chriſtenthum! rief Bonilla, was iſt geſchehen, was iſt vorgegangen? Sie führte ſie hinauf, konnte aber nur aus abgebrochenen Wor-

ten die Schreckensbegebenheit erkunden. O Unglückskind, rief sie, die Hände über den Kopf zusammenschlagend, o gottvergessene Frevlerin! Und Didace? — Ist am dritten Tage an seiner Wunde gestorben. — Und deine Mutter? — Sie hat seinen Tod nicht mehr erlebt. — Und der Catalonier? — Der Kaufmann hat durch die Wachen endlich ihn bemeistert, und hat ihn den Gerichten übergeben. — Und der Kaufmann? — Er hat mich verstoßen. — Und du? — Ach, ich liege hier zu Euren Füßen. — Und ich? — Ach verstoßet mich nicht! — O Christenthum, o Christenthum, wo ist dein Reich auf Erden? Wehe dir, du leichtfertiges, verlorenes Kind der Hoffart! Wehe mir, daß ich dich in meinem Hause erzogen, du giftige Viper! Wehe mir, daß ich dir erlaubt habe, die schönen Kleider um deinen Leichnam zu hängen, und die stolzen Federn wehen zu lassen auf dem hoch daher getragenen Kopfe! Dieß also war des Catalonier's christliche Zucht und Sitte? Den Pharisäer hat er gegen mich gespielt, und in der schändlichen Lügenkunst dich unterwiesen? Aber wer mit Lüge umgeht, wird durch die Lüge umkommen. Die Begierlichkeit, wenn sie empfangen hat, gebiert die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollbracht ist, bringet den Tod herfür. O heiliger Jacobus, du hast es gesagt. Aber ihr Kinder der Finsterniß wollt nichts hören und verstehen, bis eure Stunde kommt, und die Macht der Finsternisse, und euch, durch er-

schreckliche Zulassung des gerechten Gottes, aus einer bösen Gelegenheit in die andre, aus einem satanischen Lügenwirrwarr in den andern, und endlich in den Abgrund der leidenschaftlichen Tollheit hineinwirft. Ja lügt nur, lügt, die hölliche Spinne hat schon ihr Netz um Euch gewoben, das süße Gift hat Euch betaumelt, die böse That ist selber eine Viper, aus welcher ein neues Gezücht noch grauligherer Unthaten hervorwimmelt; alles Fleisch hat seinen Weg verkehrt, und die ganze Welt liegt im Argen. Da winseln sie dann hinauf zu dem unsterblichen König der Welt, und möchten gern seine heilige Fürsehung mit ihrem Geifer verunzieren, und lästern: warum hat Er dieß zugelassen? — und eine Viertelstunde darauf möchten sie ihm wieder eine lautere edel süße schwächliche Mildigkeit zusinnen, und begehren, daß er das Böse nicht strafe; — und wieder eine Viertelstunde später geben sie Ihm ein schwarzes und blutendes Wolkengewand, sehen an Ihm nichts als Grimm und unerbittliche Härte, machen ihre Bosheit lügenhafter Weise größer als die Allmacht seiner Barmherzigkeit, und wollen in dumpfer Verzweiflung dahin schmachten. Ist dieß das Christenthum? O Unglückskind, das Kreuz, das der Satan zimmert, ist unausstehlich; fliehe zum Kreuze Christi! Hast du es verlassen, bist du den Calvarienberg hinunter gelaufen, tief in den Sumpf hinein, so schreie nun zu ihm, weine, bete, heule. Ihm ist Niemand zu schlecht, von

Ihm wird Niemand verlassen, es sei dann, wer selber will! — Ach, rief Isabella, verlasset Ihr mich auch nicht! —

17.

Bonilla war durch den Erguß ihrer Rede erleichtert worden, der zürnende Eifer gab der Sanftmuth Raum. Das Christenthum, sagte sie, befiehlt mir, barmherzig zu seyn, damit auch ich einst Barmherzigkeit finde; aber es befiehlt mir auch, dich streng zu halten, und dir die Zugänge zur Eitelkeit dieser Welt mit spitzigen Dornen zu verzäunen. Hast du von der weltberühmten Johanna von Portugal nicht gehört? Sie war das Wunder der Schönheit, die Maler aus Spanien, aus Frankreich, aus England, so hingesendet wurden, sie zu conterfeien, verzweifelten an ihrer Kunst, und kehrten heim. Da aber die Prinzen von Frankreich und von England, die um sie gefreiet, zur selben Zeit dahinstarben, da sie ihr Jawort geben sollte, hat sie, die Hinfälligkeit dieser irdischen Dinge tief zu Herzen führend, sich gänzlich zurückgezogen. Da hat sie dann, zwischen hohen Mauern, mit eigener Hand ein Gärtlein gepflanzt, und viel Lilien und Rosen und Jasmin in selbem gezogen. Wie sie aber selber des Todes verblichen, und in einem Sarge durch dieß Gärtlein hinausgetragen wurde, siehe da ist die schöne Blumenzier sammt und sonders in gar verwunderlicher Schnelligkeit dahin gewelkt, hat auch fortan kein Blumenstock mehr ein Blatt oder

Bluthe treiben wollen. Hat also der Himmel damit eine klare Bedeutniß und Erkenntniß geben wollen, daß alle menschliche Schönheit sei wie die Blume des Feldes: das Gras verdorret, und die Blume fällt ab, und die Gestalt dieser Welt gehet vorüber; wer aber den Willen Gottes thut, bleibet in Ewigkeit. So ist denn auch deine Schönheit in Gram und Jammer dahin gewelket, und, wollte Gott, sie blühete nimmer auf! — den Willen Gottes hast du aber nicht gethan, und also die Schönheit der Seele verloren; und wollte Gott, diese blühete wieder auf! — Ach, seufzte Isabella, handelt mit mir, wie ihr wollt, ich will Euch in allem gehorsam seyn! — Isabella hielt Wort, und blieb fortan in stiller Wehmuth an Bonilla's Seite. Diese aber sang ihr, in mancher Abendstunde, eins ihrer Lieder vor, wie folget.

18.

O Christenthum, o Christenthum,
Du suße Himmelsgabe,
Wär' ich dir treu, was gilt' ich drum,
Getreu dir bis zum Grabe!

Des Satans Weg ist schlangenkrumm
In lauter Blumenthalen,
Doch zeigt das Evangelium
Den rechten Pfad, den schmalen.

Die Jugend hüpfet um und um,
Will von dem Pfad nichts wissen,

Und eilt die breite Straße zum —
In seinen Finsternissen.

O Christenthum, o Christenthum,
Du süße Himmelsgabe,
Sei immerdar mein Glück, mein Ruhm,
Und meine schönste Habe.

Amaranthen.

Aus Edmund Syveſter Strauchter's Tagebuche *).

1. Zu Deinen Fußen, mein göttlicher Freund, will ich ſitzen und weinen, und will hinaufſchauen zu Dir, wie Du ſo überaus liebreich biſt, und Deine Arme ausbreiteſt, und Dein Haupt neigeſt, und rufeſt: Komme! Komme du, kommet ihr Alle, die ihr beladen und muhſelig ſeid, und ich will euch erquicken! Zu Deinen Fußen will ich ſitzen, und ſinnen, und Deiner Liebe gedenken, in einſamer Stille, in abendlichem Dunkel, und bei grauendem Morgen; zu Deinen Fußen will ich ſitzen und lernen den rechten Weg, und die rechten Steige, die ſo rauh und ſteinig ſie ſcheinen, doch ſicher betreten werden und freudig, weil ſie die rechten ſind. Zu Deinen Fußen will ich ſitzen, und den Kreuzſtamm umarmen, und in meinem Herzen reden mit Dir, Du einziger Freund, Worte des Dankes, Worte der Liebe, Worte der Anbetung, weil Du mein Herr biſt, weil Du mein Gott! —

*) S. im erſten Bandchen. Seite 333.

Und ich saß zu Seinen Füßen, und weinte, und liebte, und sprach Worte des Dankes und der Anbetung. Und mir war, als spräche Er stille, freundliche Worte zu mir, und als sagte Er: Wenn du mich liebst, wenn du mich anbetest, nun so küsse diese Füße, die für dich so rauhe Wege gegangen, die für dich so oft peinlich ermüdet, die für dich an den Kreuzesstamm sind angenagelt worden! — Und ich schämte mich, innerlich, äußerlich; ich erwiederte: was werden die Leute sagen? Geh'n nicht Leute vorüber hier vor dem Crucifix in der Mauervertiefung? Ist es auch nöthig, ist es billig, ja, ist es ästhetisch, eine hölzerne Statue zu küssen? Und es ward mir ungemein kühl ums Herz und frostig, ich glaubte auch eine frostige Antwort zu hören: So gehe dann hin, hochmüthiger Knecht, gehe deiner Wege! — Und ich ging.

2. Ich ging kaum sechs Schritte, da kam mir schon ein lebendiger Schlagbaum quer entgegen, mit ausgespreizten Armen und Füßen mich am Weitergeh'n hindernd, Rumpelmann, der breite Rumpelmann. Warum so betrübt? donnerte er mich an. Ach Gott, sagte ich, was versteh'st du davon? Sagen könnte ich dir's wohl, aber du versteh'st es doch dein Lebtage nicht! — Sylvester! entgegnete er, Alles verstehe ich freilich nicht, aber viel. Ist dir ein Leid geschehen? hat man dich gekränkt? nimm mich mit, ich werde statt deiner das Maul aufmachen. — O, guter Rumpelmann, ich, ich selber

bin grob und mehr als grob gewesen! und, ach, gegen wen! — Wie, Sylvester, du bist grob gewesen? Ei, laß dich küssen! es ist Zeit, daß du einmal Charakter bekommst! Ei laß doch hören, gegen wen du einmal das Raube herausgekehrt hast. Ein großer Herr war's gewiß nicht. — Doch, Rumpelmann, ein sehr großer Herr! — So? — ja, ja! ein überaus großer Herr, größer als du dir einbilden kannst! — Sylvester, du bist doch bei Trost? Man wird doch wissen dürfen, wer dieser enorm große Herr endlich sei? — So komm', Rumpelmann, ich werde dir das Räthsel gleich lösen. — Und ich nahm ihn, und führte ihn vor das Crucifix. Er war verlegen, und besann sich auf einen vernehmen Scherz, wußte aber nichts vorzubringen, als — aber wozu sollte ich dergleichen aufschreiben? Soviel mußt du mir doch eingestehen, sagte ich, daß es keinen größeren Herrn gibt? — Sei still, nahm jener das Wort, wie oft sind wir hier vorüber geschlendert bei Tag und Nacht, und keiner von uns hat jemals den Hut gerückt! — Ich freilich! seufzte ich. — Nun also! sprach Rumpelmann.

3. Nun also! — das war ein hämisch verstocktes, in Tücke versteinertes Wort; ich bringe es nicht aus dem Gedächtniß. Was will dieß sagen, dieses: Nun also? Wir haben allezeit uns schlecht aufgeführt, also wollen wir uns noch fernerhin schlecht aufführen. Wir haben uns aus dem gekreuzigten Heiland niemals einen sonderlichen Gegen-

stand gemacht, also werden wir auch fernerhin Seiner nicht eingedenk seyn. Ist dieß eine Consequenz oder eine Inconsequenz? Und gesetzt, es sei ein wirklicher Schluß, und man dürfe so schließen, ist es ein Aufschluß oder ein Zuschluß? Oder vielleicht beides zugleich? Ein Zuschluß des Himmels, ein Aufschluß der Hölle? Ja wahrlich, wenn wir den Lügenvater selber um Rath fragen, wird er keine grundlicheren Aufschlüsse uns geben! — Nun also! Ein furchtbar practisches Wort! bist du nicht bereits auf dem Wege zur ewigen Nacht? Nun also, gehe weiter! Hast du es nicht dahin schon gebracht, daß du in einem weg sündigest, ohne dich darüber im Mindesten in Sorge zu setzen? Nun also, sündige fort. Hast du nicht den Glauben längst von dir geworfen, als eine unnütze Last? Nun also, was wirst du von Neuem dich damit beladen? — O du niederträchtiges Nun also! ich will mit dir umgehen, wie mit einer häßlichen Spinne, oder einer giftigen Kröte. Ich will dich auf den Rücken werfen und umwenden, damit du nicht fortkriechen und schaden kannst. Nicht mehr: Nun also, — nein, anders sollst du heißen, und zwar: Also nun!

4. Was will dieß jetzt sagen, dieß: Also nun? dieß will so viel sagen: Wir haben uns allerdings schlecht aufgeführt, wir sehen dieß jetzt ein; es ist die höchste Zeit, umzukehren; also nun! wohlan denn! wir haben unsers Heilandes vergessen, das war unsres Lebens größte Thorheit und stupideste

Weisheit: also wollen wir nun zu Seinen Füßen eilen; ach laßt uns eilen! Willst du es aufschieben, den Weg zum Lichte aufzusuchen? Jetzt, jetzt eben glimmt der Funke der echten Sehnsucht in dir auf, im nächsten Augenblicke kann er wieder erloschen seyn, dann fällt dir wieder nichts Vernünftiges und Heilsames mehr ein; also nun! nun und nicht später! Ecce nunc benedicite Dominum, so fängt einer der schönsten Psalme an. Zu deutsch: Wohlan denn nun segnet den Herrn! übrigens eine schwache Übersetzung; ecce nunc: gleich diesen Augenblick! In was für einem Augenblick? In demselben, da der Antrieb dich wecket und anreget, da der Funke der Liebe erglimmt; ecce nunc! der Funke ist da, jetzt will's warm werden, jetzt will's Licht werden, hinweg Frost und Finsterniß, ihr beiden Eigenschaften des Hasses und des abgründlichen Feuers! Aber was hilft der Funke ohne Zunder? Was die Gnade ohne ein sich öffnend Herz, ohne den sich neigenden Willen? Wohlan, schnell! bethet und lobet den Herrn. Wer? Omnes — so fährt der Psalm fort — qui statis in atriis Domini: alle die ihr stehet in den Vorhöfen des Herrn. Was sind das für Leute? das sind die Christen.

5. Glückselige Leute das, die Christen, wenn sie dieß: Also nun! fleißig im Munde und noch fleißiger im Herzen führen! fleißig bloß und in vielen Augenblicken? Nein, in allen Augenblicken, immer! alle solche Christen sind und werden unend-

lich reich, denn sie haben und sie verzinsen einen großen Schatz, sie haben Zeit. Und so lange sie diesen Schatz haben, so lange rufen sie auch: Also nun! Nun heißt's arbeiten, nun heißt's wachen, nun heißt's beten, denn die Zeit ist noch da, wir haben noch immer Zeit, o du schöne kostbare Zeit! Ecce nunc, ruft einer ihrer großen Lehrmeister, ecce nunc dies salutis! Nun, ja nun, in diesem Augenblicke, das heißt, in der Gegenwart, sind die Tage des Heils; wohlan denn, wir wollen uns nicht darum bringen lassen. Schmiede das Eisen, so lange es heiß ist, lautet das Sprichwort; besser lautete es so: halte das Eisen immer heiß, auf daß du immer es schmieden kannst. Kein laues Herz — ein warmes Herz, ein Herz voll Leben und Liebe wird gefordert, ein solches Herz ist des ewigen Lebens Werkstätte; in einem solchen Herzen wird unter dem Hammer der Trübsale alles sich biegen und schmiegen nach dem göttlichen Wohlgefallen; im Feuerofen der Prüfung.

6. Ich hatte den Privat-Unterricht in der Privat-Lehranstalt, die mir mein Bischen Brot gibt, vollendet, und ging vor die Stadt hinaus lustwandeln. Weil ich aber an nichts andres denken konnte, als an die Armseligkeit meines Herzens, nichts andres in mir sich wiederholte, als: Quousque tandem, wie lange noch, wie lange noch, Sylvester, wirst du deines göttlichen Herrn Langmuth mißbrauchen? wie lange noch wird verworrene Neigung

und eitler Sinn dich hindern, Ihm von ganzem Herzen dich zu ergeben? — so ward mir allmälich wehmüthiger ums Herz. Ich saß auf einer der Bänke unter den Akazien, und sah betrübt und mit weinenden Geistesaugen tiefer in mich hinein, und es begann innerlich eine anmuthige und friedliche Ruhe über mich zu kommen, als wehten die Ätherlüfte aus den Regionen des ewigen Frühlings mich an, und hauchten mir mit süßem Troste den Namen Jesus ins Herz. Es mochte eine geraume Weile vergangen seyn, da machten sich auf der Bank hart neben mir verschiedentliche Stimmen vernehmlich. Mir ist doch leid um den armen Schelm, sprach Frau Vanitas, er ist so gut! — Es ist dem Narren nicht zu helfen, erwiederte Herr von Springbein. Ob er wohl heute etwas gegessen hat? meinte eines von den Töchterlein. Er schlummert vor lauter Mattigkeit, versicherte Rumpelmann (dießmal mit gedämpfter Stimme), er schläft nicht, ißt nicht, trinkt nicht, unterhält sich nicht, so bringt sich der gute Esel mit lauter Frömmelei um das junge Leben. Wie mager er ist! mich dauert der Stock vom Herzen. Wie wäre es, fuhr er fort, wenn ich ihn aufweckte, und er sähe sich plötzlich in Gesellschaft? Es wird einen herrlichen Spaß geben, wie verlegen er uns anglotzen wird. Ich bin ihm ohnehin diese Rache noch schuldig. — Wie so? fragten die Andern. — Kein Mensch so dumm, von dem man nicht angeführt werden konnte. — Ich nützte diesen

Zeitpunct einer erwarteten Auflösung des Räthsels. Lästere nicht! rief ich mit starker Stimme, stand auf, und ging meiner Wege.

7. Wie ein Tiger fiel aber Rumpelmann mir in den Nacken, und zerrte mich zur Gesellschaft zurück. Da stehe, sagte er, und grüße die Damen, und halte uns eine Predigt; so etwas macht sich gut in mondlichem Dämmerscheine; bekehre uns, fange an. Ei wohl, erwiederte ich, die Damen sollen in die Kirche geh'n, bei hellem Tage, und dort lernen, was sie nicht wissen, bei mondlichem Dammerscheine aber sollen sie zu Hause bleiben. — Du bist wirklich grob, Sylvester, sagte Rumpelmann. — Herr Strauchler scheint noch aus dem Traume zu reden, bemerkte Frau Vanitas. — Träumerei und Tollheit, ließ Herr Springbein sich hören, sind sehr nahe verwandt. Der gute Mensch dürfte ernstlich krank seyn! — Ja, das dürfte er wirklich, versetzte ich. Aber besser krank als todt, besser krank und lebendig, als todt und gesund. — Faselei! Faselei! rief Herr Springbein triumphirend; das heiße ich doch faseln? Wer ist denn darunter gemeint, unter diesen todten gesunden Leuten? etwan ich? — Wohl möglich. — Ich auch? sprach Rumpelmann. — Ja, Leu, du auch. — Wir auch? fragten Mama und Töchter. — Ja! sprach ich mit Festigkeit. Die Damen erschraken; als solche, denen niemals etwas dergleichen ins Gesicht gesagt worden, Rumpelmann aber donnerte mich an: Erkläre dich!

8. Gut, sagte ich, ich will mich erklären, oder vielmehr dich. Denn, was die Damen betrifft, die geh'n mich nichts an, und was sollten sie auch mich angeh'n? und was den Herrn Springbein betrifft, der ist bloß eine Art von Bestandtheil des Damen-Anzugs und Aufzugs auf Promenaden, eine Decoration bei Ausgängen, bei dem es sich bloß darum handelt, Figur zu machen. Ob Christ oder Stutzer schlechtweg, darauf kommt es nicht an, ja vielmehr dürfte das Christenthum dem Stutzerthum nicht sehr förderlich seyn. Er geht mich also auch nichts an. Du aber, o mächtiger Rumpelmann, du gehst mich etwas an. Denn für einen Stutzer bist du zu ungeschlacht, für einen Gecken immer noch zu vernünftig, für einen Egoisten viel zu christlich, für einen Christen aber viel zu unwissend und viel zu faul. Obwohl du ziemlich todt bist, so regt sich doch zuweilen eine Spur von Leben in dir; besonders wenn eine Kränklichkeit über dich kommt, wie du es bei deiner letzten Darmgicht erfahren hast. Man will wissen, du habest damals, als die Schmerzen nachließen, mit rührender Herzlichkeit gerufen: O Jesus Christus! nun Gott sei gelobt! — Schade, schade, daß du nicht öfter dergleichen Anfälle hast.

9. Mein Kind, sagte der Gewichtige ganz sanftmüthig, rede mir nicht viel davon. Ich sehe nur so stark und voll aus, aber die Ärzte haben mich versichert, mein Unterleib sei gegen Verkal-

tungen höchst empfindlich. Ich fuhle das auch. Die Nachtluft, und die Feuchtigkeit des Erdbodens in so fruher Jahrszeit — mir wird bange. Ich werde schon nach Hause eilen müssen. Er empfahl sich bei der sublunarischen Spaziergesellschaft, und bat mich, ihn zu begleiten. Auf dem Wege fing er wirklich mehr und mehr zu ächzen an; es ist die Kolik! stohnte er, die leibhaftige, echte Darmgicht. Und er fing an, Gott den Herrn anzurufen. Ich aber mußte diese Nacht bei ihm bleiben. Als ich des Morgens nach Hause kam, hatte die alte Wittfrau, bei der ich die Wohnung habe, scharfe Verweise im Munde. Unser Hausmeistersohn, sagte sie, hat Sie gestern Abends auf dem Glacis gesehen, Herr Sylvester. Schwärmen, und die Nacht über ausbleiben, das kann ich nicht brauchen. Sie können sich um ein anderes Quartier umsehen! — Mähere Aufklärungen wollten von Seiten der guten alten Frau nicht angenommen werden.

10. Ich verfügte mich zu Rumpelmann, und sprach: Witwen und Waisen werden, wie die Rede geht, nicht selten übel behandelt; heute aber ward eine Waise von einer Witwe verstoßen. Hier ist mein kleiner Bündel, mein Koffer ohne Leder und Beschläge, der das Wenige enthalt, was mit meinem Ich durch die Rechtskraft des Conjunctivums zusammenhängt. Willst du mich bei dir wohnen lassen, so will ich dir dafur gerne die Stiefel schwarz und das Gewissen weiß machen, den Rock und die

Seele auskloſen, und andere niedrige und erhabene, knechtiſche und freie Dienſte dir erzeigen. Dafür gibſt du mir das Wenige, was ein Menſch braucht, um den kein Menſch ſich bekümmert, und der, wenn die Welt ihm eben ſo gleichgiltig wäre, als er der Welt, ein Muſter der Vollkommenheit ſeyn würde. Rumpelmann lag noch im Bette, aber befand ſich ſchon wohl. Ich bin's zufrieden, ſagte er, ich habe ohnehin meinen Diener weggejagt, weil er etwas gar zu gottlos war, du kannſt gleich da bleiben. Aber die einzige Bedingniß, die ich dir mache, iſt dieſe: daß dir ja nicht einfalle, mich zu bekehren; laſſe das in Gottes Namen nur bleiben, ſonſt ſind wir heute Abend wieder geſchiedene Leute.

11. Es vergingen einige Tage, da begann Rumpelmann ein herriſches Betragen anzunehmen, und mich per Er zu tractiren. O Strauchler, das that deinem Geiſte weh. Was haben doch die Deutſchen, ſeufzeſt du, für eine ausgezeichnete Art, durch die dritte Perſon in der einfachen Zahl grob, und durch die dritte Perſon in der vielfachen Zahl höflich zu ſeyn! Das edle Du drückt doch noch den ehrlichen und natürlichen Sinn aus: Ich erkenne dich als ein ſelbſtſtändiges und mir gegenwärtiges Individuum, in untheilbarer Einheit nämlich. Das Er aber ſcheint ein zwar ſelbſtſtändiges und individuelles, aber abweſendes, nicht gegenwärtig vorhandenes Geſchöpf bezeichnen zu wollen, als ob der Sprechende gar nicht bekennen wollte: du biſt würdig, von meinen

Augen geſehen zu werden, und durch deine Gegenwart meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen; ſondern: du biſt nur in ſo fern mir gegenwärtig, als ich dich brauche, oder als ich dich dulden will. In der ehrenvollen vielfachen Zahl aber ſcheint der echte Sinn dieſer zu ſeyn: nicht du, ſondern deine Herkunft, deine Connexionen, dein feiner Rock, dein Geld und Gut, deine geprieſene Kunſt und Kenntniß — nicht du, ſondern deine zeitlichen und vergänglichen Eigenſchaften ſind es, mit denen ich mich abgebe. Dieſen Umſtänden empfiehlt ſich, der da ſagt: ich empfehle mich Ihnen. Dieſe Eigenſchaften ſind jene Sie, die man ſich zu ſehen freut, wenn man ſagt: mich freut's, Sie zu ſehen. Ich tröſtete mich alſo — und ſprach zu meinem Gebieter: Du fängſt an ſehr wenig Reſpect vor mir zu haben, das macht dir keine Ehre, und mir keine Schande. Die Antwort war: mein lieber Sylveſter, wenn Er den Dienſt in der Privat-Lehranſtalt nicht aufgibt, ſo kann ich Ihn nicht brauchen. Er muß fein zu Hauſe bleiben, verſteht Er das?

12. Ich fing an tiefer in den Sinn der chriſtlichen Demuth einzugehen. Die Demuth, ſagt einer von den alten Vätern, preiſet Jedermann, die Demüthigung will Niemanden behagen; allein, wenn du den Zweck liebſt, warum verabſcheueſt du die Mittel? Hätte mich das »Er« nicht verdroſſen, ſo hätte ich ſchon dafür halten können, als ſei ich in der Demuth vorwärts gekommen. Nun aber ſehe

ich, daß es damit so weit nicht sei. Ja nur fing es sogar zweifelhaft zu werden an, ob denn die Demuth wirklich eine so überaus hohe, wesentliche, und zwar fürnehmste Tugend sei, und im Fall sie es ist (woran unter Christen kein Christ zweifelt), warum und wie so? Ich wußte und hatte gelesen, was auf einer berühmten deutschen Hochschule ein berühmter deutscher Hochlehrer lehret: die Demuth finde als Tugend nur Statt gegen das Göttliche und Heilige, aber Demuth in Bezug auf den Nebenmenschen sei — schändliche Kriecherei und Niedertrachtigkeit. Ich fing an irr zu werden und zu wanken, ich mochte nicht beten mehr und nichts Vernünftiges denken noch lesen; es hatte dieß nur noch gefehlt, daß Rumpelmanns Papa, da er seinen Sohn besuchte, im Vorzimmer zu mir sagte: Er (Er!) muß die Stiefel besser abbürsten, eh Er mit dem englischen Lack darübergeht. Ich fuhr ihm barsch unter die Augen und sagte: Ich bin kein Stiefelputzer von Profession! Der Alte aber stand, sah mich zwanzig Secunden lang mit kalten Augen an, dann wiegte er dreimal den Kopf her und hin, und ging.

13. Was war das, Sylvester? Das war eine Demüthigung; das war eine zwanzig Secunden lange practische Vorlesung über die Demuth. Niemand weiß uns in der Demuth besser zu üben, als jener, dem sie am meisten fehlt, was bei keinem andern practischen Unterricht der Fall ist. Denn der Sprach-

meister muß seine Sprache inne haben, der Musikmeister seine Musik. Will ich aber in der Demuth geübt werden, so muß ich bei einem Hoffärtigen in die Schule geh'n. Es ist zwar die Frage, ob Rumpelmann senior hoffärtiger sei als ich? Denn er ist doch ein Mann mit Amt und Titel, ich aber bin ein gleich Titel- als Mittelloser, und mein Amt ist Stiefel bürsten, und dieß auch bloß ad interim. O Strauchler, wie jämmerlich bist du wieder dahin gestolpert! Wie hat deine Hoffart dich gedemüthigt! Gehe bei dir selbst in die Schule! Leide, was dich verdrießt, thue, was dich so sehr unter deiner Würde dünkt, und weil du von Herzen gern diesen Ort verlassen möchtest, eben deßwegen bleibe da. Willst du zufrieden werden? werde demüthig. Willst du hohe Studien machen? lerne Demuth. Willst du practische Weisheit erwerben? laß dich in der Demuth üben. Willst du ein Christ seyn? lerne dein Christenthum. Von wem aber willst du lernen, als vom Meister? Lernet von Mir, sprach Er, denn Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Und ich bedachte diese bis zu Thränen rührenden Worte, und fand, daß, wo Christus der Herr spricht und lehrt, weder bei unserer rebellischen Halbgöttin Halb-Vernunft, noch bei griechischen oder deutschen Philosophen und Hochlehrern eine weitere Anfrage gemacht zu werden brauche.

14. Ich dachte weiter nach, und fragte mich: Warum bist du so verdrießlich, unmuthig und zor-

nig? weil man dich nicht achtet, nichts auf dich halt, weil man dich behandelt wie den Unbedeutendsten, Ungeschicktesten. Gut. Wofur willst du aber, daß man dich halten soll? Was bist du, und was warst du? Und die Leute, die dich achten und loben sollen, achtest und lobest du etwan sie? Als Menschen mußt du sie achten, aber sind sie so beschaffen, daß du mit gutem Gewissen ihrem Beispiel folgen mochtest? Und wenn du Lob und Ehre verlangst, verlangst du nicht eine Lüge? du wünschest, man soll dich einen edlen Menschen nennen, und du weißt recht genau, wie pöbelhaft deine Gesinnungen sind. Du willst für bescheiden gelten, und bist von Eitelkeit aufgeblasen. Du mochtest für geistreich gelten, und fuhlst doch, wie sehr dein tolpischer Leib herrschet uber den durftigen Geist! Man soll deine Kenntnisse ruhmen, und du hast nichts gelernt. Was ist ungerechter, als solch ein hoffartig Begehren? Ja die Hoffart in sich selber ist Ungerechtigkeit, ungerecht aber ist, was unwahr ist. Also lebt nur ein demuthiger Mensch in der Wahrheit, also fuhrt nur der Demüthige ein Leben in der Wahrheit, ein wahres Leben. Und eben derselbe, welcher sprach: Ich bin vom Herzen demuthig: sagte Er nicht auch: Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben?

15. Und ich nahm den Staubbesen zur Hand, sammt dem Kehrbesen, und den Sägespanen, und dem Borstwisch, und begann Rumpelmanns, mei-

nes Gebieters Zimmer auf's reinlichste in Ordnung zu bringen. Was half's? Als er nach Hause kam, schmälte er gewaltig uber den Staub. Nicht einmal auskehren versteht dieser dumme Mensch! sagte er, und zwar recht laut, sonst hatte ich's nicht gehört. Aber, so entschuldigte ich mich: ich habe ja Sägespane genommen! — Hat Er sie auch naß gemacht? — Nein, das zwar nicht. — Da sieht Er also! ein Mensch, der nicht einmal weiß, daß man mit trockenen Sägespanen kein Zimmer auskehrt, und doch stolz und aufgeblasen ist, an dem ist doch wirklich Hopfen und Malz verloren! — Wohl, wohl, sagte ich; wohl eine schimpfliche Ignoranz! ein denkender Kopf setzt auf solche Armseligkeiten gar keinen Werth! Verstehst du das? Solche flache Raisonneurs, indifferente Genußmenschen und seichte Köpfe, wie du und deinesgleichen, die haben Zeit an nasse Sägespane zu denken! — Sylvester, sagte Herr Rumpelmann: ist das die Demuth? Hat Er meinen Papa auch so angefahren? — Er kann nur einpacken, und Seiner Wege gehen! gleich morgen!

16. O elender Sylvester, klagte ich in der Abendstille; wann wirst du dahinkommen, das was du einsiehst, auch zu thun? Kaum stehst du einen Augenblick auf den Füßen einer christlichen Meditation, gleich wirft die elendeste Versuchung dich zu Boden. Als du den Besen zur Hand nahmst, und die niedrige Arbeit anfingst, hieltest du dafur, das sei ein echter Act der Demuth, und eben als du dich de-

muthig prieſeſt, war die Hoffart wieder oben an. Und du wirſt doch gewißlich keine Raſt und keinen Frieden haben, ſo lange du nicht tapfer dich entſchließeſt, von nun an, gleich jetzt, deiner Thorheit entgegen zu arbeiten. Ecce nunc! Wohlan denn! du biſt jetzt ohne Dach, ohne Fach, ohne Brot, kein Menſch nimmt mehr Notiz von dir, es ſei dann etwa die alte gute Wittfrau, die über dich ein ſo hartherzig Urtheil gefällt hat, daß es ihr im Todesſtundlein noch weh thun könnte. O Strauchlein, du haſt es weit gebracht! O wohl ein großer Mann biſt du, der's ſo weit gebracht hat, daß kein Menſch auf dem Erdboden um ihn ſich kümmert. Nächſter Tage werden ſie dich wo aufgreifen, und zum Soldaten machen. Zwar das Leben des Chriſten iſt ein Streit, und jeder Chriſt ſoll ein Soldat ſeyn: gerüſtet mit den Waffen des Lichts, mit dem Schild des Glaubens, mit dem Helm der Gerechtigkeit. Aber der Hoffartige hat zu den Fahnen des Fürſten dieſer Welt geſchworen, der über dieſe aus- und inwendigen Finſterniſſe herrſchet. Ach mein Herr und Gott, Dem ich nichts deſto weniger angehören und dienen will! wer hilft, wann Du nicht Hülfe ſendeſt? und warum ſollte ich nicht zu Dir meine Zuflucht nehmen, Du reinſte und demüthigſte Jungfrau, Du Zuflucht der Betrübten?

17. Ein großes Gepolter weckte mich nach Mitternacht aus dem Schlummer, in welchem ich zwar nicht lag, aber ſaß. Herr Rumpelmann kam nach

Hause, und ein groſser Exceſs, den er begangen hatte, mit ihm. Der böſe Exceſs lieſs den guten Mann nicht mehr zur Ruhe kommen. Das Evan Evoë verwandelte ſich in ein O weh. Ein Fieberſchauer ſchüttelte das groſse Knochengebäude eine Stunde lang; der Geſchuttelte und Erſchütterte war ganz ſanftmuthig geworden. Liebſter Sylveſter, ſagte er, liebſter Freund, was ſteht mir bevor? Eine ſchwere Krankheit, erwiederte ich, und am Ende der Tod. — Der Tod, ſagſt du? — Ja ganz am Ende gewiſs. — Ach Sylveſter, mein Sylveſter, du wirſt mich doch jetzt nicht verlaſſen? Du wirſt doch nicht ſo unbarmherzig ſeyn, mein Bruder? — Barmherzig? dachte ich bei mir; Bruder? — Mir blitzte ein neuer Gedanke in der Seele auf.

18. Ich ſaſs bei Rumpelmanns Bette, oder, die Wahrheit zu reden, ich lief bei ſelbem ab und zu, und machte bei dieſer Gelegenheit folgende Betrachtung: Es iſt mit den Tugenden keineswegs ſo, wie mit den Laſtern, ſondern gerade umgekehrt. Nämlich man kann irgend einem Laſter tuchtig ergeben ſeyn, und ſomit auch dem leidigen Schattenfurſten, ohne jedoch deſshalb ſchon allen andern Laſtern ſich unterwerfen zu muſſen. So gibt es Seelen, die, vom haſslichen Schmutz der Unlauterkeit verwahrloſet, dennoch vermittelſt ihrer ſogenannten Gutherzigkeit (Weichmuth, Menſchenliebe und Zartgefuhl) wie Engel des Lichtes erſcheinen; andere ſind betruegeriſch und zugleich edelmuthig, verleumderiſch

und zugleich andächtig, irreligios und ungläubig, zugleich aber voll dichterisch-schwärmerisch-phantastisch-träumerischer Natur-Religion. Bei den Tugenden ist's anders. Man kann nicht Eine Tugend wahrhaft besitzen, ohne zugleich mit allen vertraut zu werden; Eine recht emsig geübte Tugend wird die fruchtbare Knospe aller übrigen. Wer die Demuth hat, oder besser, wer von der Demuth beherrscht wird, hat Glauben, Hoffnung, Gottes- und Nächstenliebe, Geduld, Frieden, Sanftmuth, Mäßigkeit. Nun ist's, ach leider! wahr, daß die Demuth an mir noch keinen Knecht hat, mitten in den Demüthigungen hat die Hoffart mich ergriffen, wie Fieberfrost den Kranken am wärmsten Sommertage. Ich will also nunmehr bei der Geduld den Anfang machen. Rumpelmann, ein Muster von Ungeduld; ich, sein hoffärtiger Diener, ein Muster von Geduld? Aber durch die Geduld eben will ich zur Demuth kommen, koste es, was es wolle. Welch eine reichliche Gelegenheit steht mir zu Gebot! Rumpelmann, mein Herr, steht selber mir zu Gebot! je ungeduldiger er ist, desto mehr muß er meiner Seele dienen. Aber vor allem will der Herr der Geduld und Sanftmuth um Seinen Beistand angerufen seyn.

19. Und ich fing an, an der Geduld eine große Freude zu empfinden; also, daß ich mir dachte: Dummer Mensch, hättest du dich besser um die Demuth beworben, nämlich bei Dem, Der allein sie

geben kann, du würdeſt gewiß auch ein ungemeines Vergnügen gefunden haben. Ungemein; denn die gemeinen Vergnügungen ſtellen ſich ein, wenn dem Leib geſchieht, was ihm wohl thut, und der Seele, was ihr nicht wohl thut, als z. B. dem Leib, wenn er zu Tiſche ſitzt, der Seele, wenn ſie gelobt wird. Eine wahrhafte Freude aber iſt immer ungemein. Die heiligen Apoſtel gingen auch voll Freude fort, und frohlockten, daß ſie gewürdigt worden waren, um des Namens Jeſu willen Schmach zu leiden. Welch eine ungemeine Freude! Das iſt die Freude der Gottesliebe. Das iſt die Liebe, von welcher, wie ich geleſen habe, St. Iſidorus meldet, daß ſie allein unſers Herzens Reinigkeit bewahret und bewachet, doch müſſe dieſe Schildwache in einem beſondern Schildhauſe ſtehn, und dieſes Haus ſei die Demuth. Demuth, Sanftmuth, Geduld, drei ganz ungemeine Tugenden, doch haben ſie mitſammen gar Vieles gemein, und ſind untrennbare Schweſtern, Töchter der himmliſchen Charitas. Ungemeines will aber nicht auf gemeine Weiſe angeſehen werden. Denn der Demüthige in aller ſeiner Demuth kann, darf, und muß behaupten: ich bin ein Kind Gottes, ich hoffe dereinſt mit Chriſto zu herrſchen; mir kann die ganze Welt nicht genügen, Gott allein, Gott ſelbſt iſt mein Ziel und mein Lohn; ich bin ein Chriſt! Und der Sanftmüthige in aller ſeiner Sanftmuth wird ſich entrüſten, und mit großer Kraft kühnlich auftreten, wo es die ewigen Wahr-

heiten betrifft, und des Glaubens ungetrübte Lehre, und deſſen Bekenntniß. Und der Geduldige in aller ſeiner Geduld wird mit den Worten des Pſalms gegen ſich zu Feld ziehen: Erzürne dich, und ſündige nicht mehr! — er wird keine Unarten, keine Trägheit, keinen böſen Trieb an ſich ſelber dulden. Tugend iſt Tüchtigkeit, Tugend iſt Kraft. Stark iſt die Demuth, ſtark die Sanftmuth, ſtark die Geduld; dieſe drei gehn ſiegreich zu Felde, und erringen ewige Kronen. Niederträchtigkeit iſt keine Demuth, Feigheit iſt keine Sanftmuth, Stumpfheit iſt keine Geduld. Hochmuth aber iſt eine Schwäche, Übermuth eine Schwäche, Ungeduld eine Schwäche. Wer ſich rühmen will, der ſuche, was ruhmwürdig iſt. Wer ſich aber rühmet, der rühme ſich im Herrn.

20. Rumpelmann fing aber gewaltig zu ſchreien an, als ich ihm, mit obigen Meditationen beſchäftigt, den heißen Serpentinſtein, obwohl in Servietten gewickelt, doch etwas allzu heiß auf die ſchmerzdurchwühlte Region des Unterleibs applicirte. Er warf mir den Stein auf die Füße, und nannte mich einen Eſel. Ich erſchrak über dieſe einfache Gelegenheit zur dreifachen Übung in der Demuth, Sanftmuth und Geduld, es fiel mir aber durch Hülfe des Himmels ſogleich ein, wie ſchön das ſei, durch Ertragung dieſes Steinwurfs drei Würfe mit einem Stein zu machen, und ſprach zu mir: Ruſtia, Sylveſter! wirf hinweg, was dich ſo ſchwer belaſtet, laß' gut ſeyn, Wort und That, Dictum und Fac-

tum, Schimpf und Schmerz. Ich ſagte alſo kein Wörtchen, ſondern bückte mich äußerlich, um den Stein aufzuheben, innerlich aber, um vor meinem Herrn, und ſeinem großen Blutzeugen Stephanus mich zu neigen, gegen die ſo viele Fäuſte mit Steinen ſich bewaffnet hatten. — Jetzt iſt er ſo heiß nimmer, ſagte ich, ich will hinfüro beſſer Acht geben.

21. Was hinkt dieſer Menſch? fragte der alte Rumpelmann, als er des Abends beim Bette ſeines Sohnes ſaß. Was hinkt Er? redete er, da Jener keine Auskunft gab, mich ſelber an: hat Er ſich wo angeſtoßen, Er ungeſchickter Menſch? — Ich mag hinken oder nicht, ſo hinkt's mit mir! gab ich zur Antwort. — Da hat Er recht, ſprach der Alte, und nahm eine Priſe Spaniol: hinkiſch und linkiſch. Ich erinnere mich, Ihn einmal in honetter Geſellſchaft geſehen zu haben, da war Er auch nicht anders. Hinkt Er wirklich ſchon lange? — Ja, Euer Gnaden, es hinkt mit mir von Jugend auf. — Er will Spaß machen, junger Menſch; laſſe Er das bleiben, es ſteht Ihm nicht an. Daß Er ſich Seinen Fuß da verſtaucht hat, daran iſt ſicherlich wieder eine große Tölpelei Schuld geweſen, nicht wahr, mon Pierre? — ja gewiß, mon père, ſprach mon Pierre; ich war ja dabei. — Nun alſo! verſetzte der Alte, wie wird's auch anders geweſen ſeyn? Jetzt will ich aber präciſe wiſſen, wie und wieſo, und das muß Er ſelber erzählen, jetzt gleich! — Davon iſt wenig zu erzählen, ſagte ich. Der Ser-

ventinſtein iſt mir auf den Fuß gefallen, das iſt die ganze Hiſtorie. — Mein guter Sylveſter, erwiederte mon Pierre, nämlich der junge Rumpelmann, du biſt doch wahrhaftig ein guter Kerl. Papa müſſen ihm das nicht buchſtäblich glauben; denn, eigentlich zu reden, habe Ich ihm aus Zorn den Stein auf den Fuß geworfen, und die gute Seele hat kein Wort darüber geſagt, hat ſich nicht den mindeſten Verdruß abmerken laſſen. — Eh bien. das iſt ſchön, das iſt ſchön, ſprach Papa, das iſt ein Zug von Bonhommie und gutem Charakter. Da, mein Kind, da hat Er einen blanken neuen Zwanziger, und ehme Er dieſer Tage ein Fußbad. Ein guter Menſch, irklich ein guter Menſch. —

22. Es war Abenddämmerung, der Kranke ſchlummerte, ich ſtand im Vorzimmer beim Kamin, und ſchürte die Gluth, und bewachte Serpentinſtein, Suppe, Thee und Cataplasma. Springbein iß mit Haſt die Thüre auf, und ſchrie: Iſt's wahr, daß Rumpelmann geſtorben iſt? — Oho! agte ich ganz leiſe; er iſt weder lebendig noch todt. In der ganzen Stadt heißt's ja — — Nicht ſo aut, Herr von Springbein, er ſchlummert, und die Thüre iſt offen, ſehen Sie denn nicht? — Ja, ja. Nun Gott ſei Dank! — Nicht wahr, Herr von Springbein, nun ſind Sie froh? — Wer wird nicht froh ſeyn? ganze zweihundert Gulden iſt mir der Menſch ſchuldig, und zwanzig Bouteillen Madera. Daran hatte er gewiß nicht gedacht! — Ganz

gewiß, verſetzte ich; denn die Rechnung iſt lang, der Tod aber kurz. — Nur recht Acht geben auf ihn, verſtehſt du, Strauchler? Apropos, ich gratulire zum neuen Stand, zur neuen Charge, als Bedienter beim Herrn von Rumpelmann junior. Die ganze Welt lacht dich aus, thue aber für jetzt nur deine Schuldigkeit, bekommſt von mir ein beſonderes Trinkgeld. Hat es keine Gefahr mehr? — Nein, Herr von Springbein, für dießmal ſcheint's ganz vorüber zu ſeyn. — Nun Gott ſei Dank! repetirte Springbein, und ſprang wieder ganz hurtig die Stiegen hinunter. Rumpelmann aber ſetzte ſich in ſeinem Bette auf, und ſprach: Ein ſauberer Freund iſt mir das! Ein Herzensfreund! Iſt das nicht, um auf's neue die Kolik zu bekommen? — So waren Sie alſo wach? ſagte ich. Item, aufrichtig hat er's gemeint, ſeine Theilnahme iſt unverkennbar. — Daß dich der Kukuk! klagte der Kranke; ſo ſind die Menſchen! lauter Eigennutz, nichts als Egoismus! Biſt du auch ſo, Sylveſter? — freilich, ſagte ich, wie denn anders? —

23. Mir iſt gegenwärtig ziemlich wohl, ſprach Rumpelmann, gib den Umſchlag, oder den Stein, und was du ſonſt haſt; ich will jetzt mit dir reden. Freilich, ſagſt du, und nennſt dich ebenfalls einen Egoiſten. Ich bin aber nicht blind. Ich merke dir doch an, daß du anders ſeyn willſt, daß du an dir arbeiteſt, daß du dich quälſt und bekämpfeſt. Bedienter kannſt du nicht bleiben, das verſteht ſich

von ſelbſt; was willſt du aber werden? — Das weiß Gott! ſagte ich, und die Wehmuth überraſchte mich, und mir ſtrömten die Thränen aus den Augen. Siehſt du, lieber Rumpelmann, ſiehſt du mein Elend? Ich will gern auf alles Verzicht thun, aber nur Eins iſt, was ich verlange: ein Chriſt will ich werden, lebendig will ich werden! — Biſt du kein Chriſt? biſt du todt? — Wenn ich ein Chriſt bin, dann bin ich lebendig; ſo aber, wie ich jetzo bin, bin ich weder lebendig noch todt. — Sylveſter, haſt du das Nämliche nicht vorhin von mir geſagt? — Ja. — Wie meinſt du das? — Weil auch du nur dem Namen nach ein Chriſt biſt, und nicht in der Wahrheit und im Leben. — Sylveſter, da haſt du recht.

24. Wie muß man's denn anfangen, Sylveſter, um ein lebendiger Chriſt zu werden? — Man muß mit Dem anfangen, Der das Ziel und Ende iſt, damit wir mit Dem enden, Welcher der Anfang iſt. Ich bin der Anfang und das Ende, hat er geſagt: das Alpha und Omega; Ich bin es, Der das Leben in Sich Selber hat, wer in Mir bleibet, der lebet um Meinetwillen. Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben. O guter Herr Rumpelmann, was ſind wir doch für Thoren, daß wir Jeſu nicht eingedenk ſind, daß wir nicht um Seinetwillen leben, weben, wirken und leiden; ſondern, wie alle Egoiſten, nur auf uns allein bedacht ſind, wie wir unſer elendes Bischen Geld,

Lust und Ehre erwerben, wevon eins so schmählich ist als das andre! Christus der Herr hat Seine Seele für uns dargegeben, Er ist unser Freund, Er allein ist der wahrhafte Freund, Er allein unter den Menschen kam, wandelte, wirkte, duldete, litt, starb, rein für uns, ohne Spur von Eigennutz und Egoismus. Mein lieber kranker Freund, dieß große Geheimniß ist wohl der Beherzigung werth! Ach, daß ich so unglücklich bin, es nie zu bedenken und nie zu beherzigen! — Du, Sylvester? So klagst Du? Und was sollte dann Ich erst sagen? — So bekannte Herr Rumpelmann mit ganz verwunderlich kindlicher Einfalt, und kam mir in diesem Augenblicke höchst liebenswerth und anmuthig vor, so sehr mich mein Fuß auch schmerzte.

25. Ein Zug an der Thürglocke weckte mich früh Morgens aus unzusammenhängenden Träumen von meiner unzusammenhängenden Lagerstätte auf drei Sesseln neben Rumpelmanns Bette. Es war die alte Wirtfrau. Dem Himmel sei Dank, sagte sie, daß ich endlich erfahren habe, wo Sie sich aufhalten, und Ihnen Abbitte thun kann, für das unchristliche Urtheil und die böse Meinung. Auch ist da ein Brief an Sie angekommen, der schon ein Paar Wochen alt seyn muß. Ich öffnete den Brief, und erschrak über die Maßen. Sie werden ja ganz blaß, und weiß wie die Wand, sagte die Witwe, und der Brief war doch nicht schwarz gesiegelt? — Mein Himmel! seufzte ich, was werde ich nun wieder anfangen!

26. Rumpelmann Papa muſterte ſorgfältig des Briefes Inhalt, dann legte er die goldne Lorgnette weg, rückte mir eigenhändig einen Seſſel zurecht, und ſprach: Setzen Sie ſich, mein Lieber. Ich deprecirte, und zwar aus dem Grunde, daß ich für den Herrn Sohn die Bettpfuhle zu luften und den Thee zu wärmen hätte. Ei, nicht doch! entgegnete jener. Noch mehr; ſagte ich: da Herr von Rumpelmann bald wieder ausgehn dürfte, ſo muß ich auch ſeine Stiefel — — Nicht doch! nicht doch! wiederholte er mit ſehr höflicher Ernſthaftigkeit; ein Mann wie Sie, und Stiefel putzen! Das wäre ja abſurd und gleichſam unchriſtlich! Wir wollen heute fürs Erſte Ihre Garderobe arrangiren. Wie alt war dieſer Ihr ſeliger Herr Oheim? — Er war in ſeinen beſten Jahren; etwa ſieben oder acht und achtzig. — Sie ſind ein Glückskind, Herr von Strauchler, laſſen Sie ſich umarmen. Nach Abzug der Legate noch ein Capital von... Kommen Sie an mein Herz! Mich freut's ganz beſonders. Sobald mein Sohn wohl iſt, ſoll er gleich mit Ihnen reiſen, und Ihnen die Sachen in Ordnung bringen helfen; mein beſter theuerſter Herr von Strauchler! Enfin, ich will gleich für uns das Frühſtück herüber bringen laſſen. — Ich wills ſchon beſorgen, Herr von — — Nicht doch, mein Beſter, belieben Sie nur hier zu verweilen.

27. Sylveſter, ſprach Rumpelmann der Sohn, du biſt jetzt ein gemachter Mann, und in deiner

Art ein Prinz. Aber es bleibt doch beim Du? — Freilich, wie denn anders? sagte ich. — Sylvester, jetzt steht dir die Welt offen. Du kannst reisen, du kannst ein Haus kaufen, du kannst ein Haus bauen, du kannst eine gute Parthie machen, du kannst studiren, was dir beliebt, und thun, was dir gefällt; man wird überall Hochachtung vor dir haben, und die verdienst du auch; denn du hast Geld, und ein edles Herz. Man wird dich einladen, man wird dich auszeichnen, man wird deine Unterhaltung geistreich und anmuthig finden, man wird dir alle Gelegenheit geben, dich zu überzeugen, daß ein junger Mensch, der Geld hat, ohne Geist, viele hunderttausendmal mehr in Ansehn steht, als ein solcher, der Geist hat, nämlich Ehrgeiz ohne Geld. O glückseliger Sylvester! wenn du jetzt die Nase höher tragen wirst, wozu du alles erdenkliche Recht hast, so denke wenigstens fleißig daran, daß zuletzt alles eitel ist, und abgeschmackt, und der Reichthum eben so gut eine Versuchung und Prüfung wie die Armuth, und der reichste Mensch auf dieser Welt doch immer unendlich ärmer als die ärmste Seele im Fegfeuer. Dixi, ego Rumpelmann.

28. Liebster Pierre, entgegnete ich, du setzest mich in Erstaunen! Wie wahrhaft sind deine Worte? Es ist ja, als hätte der Geist der Wahrheit dich erleuchtet? — Mein Kind, sagte Rumpelmann, was ist nicht alles möglich? Gestern warst du arm, heute bist du reich; gestern war ich dumm, heute bin ich klug. Heute bist du reich, morgen kannst

du wieder arm seyn; heute bin ich vernünftig, morgen kann ich wieder dumm seyn. Ich will etwas unternehmen, wovon du mir schon vor vielen Wochen verwirrte Dinge erzählt hast; ich will mich in den christlichen Büchern umsehen. Und weißt du warum? Weil mir eingefallen ist: Nr. 1 daß du diese Woche mir die Stiefel geputzt hast, und daß du jetzt selber einen Stiefelputzer halten wirst; Nr. 2 daß du jetzt solche Excessen anfangen und ausführen kannst, wie ich, wo nicht noch weit größere, während es ganz möglich ist, daß bei mir inzwischen ein ganz honettes und christliches Leben angeht; Nr. 3 daß es besser ist, mit einem Steine von seinem Nächsten geworfen zu werden, als derjenige Nächste zu seyn, der den Stein wirft; endlich Nr. 4 daß meine Kolik in stärkeren Anfällen und öfter wiederkommt als sonst, und daß jeder ein Narr ist, der nur auf die vorletzten oder letzten Moden denkt, und nicht auf die allerletzten Dinge, deren vier an der Zahl sind, und die nicht deßwegen die letzten heißen, als ob sie nicht allen übrigen Dingen voran gingen. Du aber, Sylvester, kannst mittlerweile es mit der Eitelkeit der Welt halten, und Lehrgeld zahlen. Willst du jedoch meinem Beispiel folgen, und auch zu einem ernstlichen Bedenken dich begeben, so wirst du daran sehr wohl thun.

29. O Pierre, sagte ich, was führst du doch für schöne Reden! Wollte Gott! wir würden alle beide vernünftig genug, um der Vernunft zu folgen. Du zwar bist jetzt auf gutem Wege, und hast die

Hoffnung, weit darauf vorwärts zu kommen, wenn du beharrlich bist, und wenn du dich zu dem bequemst, was dem Weltgeist am unbequemsten ist, zum Gebet. Ich aber zittre vor Angst an Händen und Füßen, denn ich habe Geld. Sollte das nicht etwan eine Strafe seyn, die die göttliche Fürsehung über mich verhängt hat? Gold wird im Feuer geprüft, ein demüthig Herz aber in Gold. Dein Papa überschüttet mich mit Freundlichkeit, und meint es sogar ganz aufrichtig damit. Er hat mich früher verkannt, versichert er; er hat nicht gewußt, nicht geahnet, daß ich so bedeutende Anwartschaften hätte; ich sei immer allzu furchtsam und demüthig gewesen; ich müsse mich nun zusammen nehmen, meint er, etwas auf mich halten, mich für etwas geben, und meinen Mann vorstellen. Ach, da kommt er schon, und das Frühstück hinter ihm.

30. Ich ging über die Gasse, und meinte, daß alle Leute mich anschauten, und zwar voll Verwunderung. Denn der Kragen von Sammt auf dem neuen eleganten Rock, und der elegante Rock selbst mochten mir sehr gut stehn. Auch der neue feine Hut. Als ich vor dem Crucifix vorbeiging in der Kirchen-Nische, konnte ich kaum ihn vom Kopfe ziehn. Ich war von früher her gewohnt, dort einige Secunden zu knien, und mich dem Herzen meines göttlichen Freundes und Seiner Gnade zu empfehlen, aber meine Füße wollten durchaus nicht hin. Ich seufzte, und das Herz war mir schwer, da ging obendrein noch Frau Vanitas vorüber sammt

Fräulein Töchtern und Herrn von Springbein. Was Geier! rief dieser: Sylvester, du? Und so niedlich adjustirt? Ich gratulire, mein lieber Sylvester, gewiß hast du ein großes Glück gemacht. Erzähle, erzähle! — Ich erwiederte: gehe du nur indessen mit deinen Damen, sieh, sie warten auf dich. Aber sie warteten nicht, sondern kamen gerade auf mich los, und breiteten, wie drei weiße Gänse mit scheckigen Flügeln (so sahen sie aus in ihrem weißen Mai-Negligee und Shawls) ihre freundschaftlichen Manieren gegen mich aus. Sie mißfielen mir heute viel weniger, als sonst. Ich fühlte, daß ich in meinem eleganten Frack, Kragen und Hut, ihnen so viel als nöthig ist, imponirte; gleich und gleich findet sich ja leicht zusammen; Elegantes und Elegantes gesellt sich gern. Auch hatten diese Damen ein sichtliches Wohlgefallen an mir, und die Artigkeit, mit der sie mich behandelten, fing nachgerade an mir wohl zu thun. Aber, als ich mich ihnen empfahl, und den Hut, den ich ganz ungemein tief abgezogen hatte, wieder aufsetzen wollend, von ungefähr zum Crucifix in der Nische hinaufsah, gab's mir einen Stich durch's Herz; und im Herzen sprach's mir deutlich zu Herzen: Siehst du dich, eitler Thor? Vor deinem Gott und Herrn, in dessen Hand dein Leben, Loos und Ewigkeit schwebet, hast du den Hut kaum gelüpft, die Welt-Eitelkeit aber ist dir zum goldenen Kalb geworden; um dasselbige tanzest du schon herum, trotz irgend einem andern Heidengemüth.

31. Und ich nahm mir ein Herz, und wendete mich, und trat in die Nische, um da zu beten, wie sonst. Denn, dachte ich, du sollst den Herrn deinen Gott schlechterdings nicht verläugnen; und hast du vor Frau Vanitas den Hut so übermäßig tief abgezogen, so kannst du wohl vor dem Angesicht Gottes knien, und vor aller Welt bekennen, daß Jesus der Gekreuzigte dieser dein Gott, und Gott aller Welt sei. Und ich sprach: Armer und betrübter Jesus, Du siehst mein Elend, und daß ich auf Wegen der Hoffart wandle, und wann Du mir nicht hilfst, werde ich gar bald Deiner mich schämen, und letzlich Deiner ganz und gar vergessen. Du weißt, was für Vorsätze Deine göttliche Güte mir bereits ins Herz geflößt hatte, wie ich wollte nach Geduld, Demuth und Sanftmuth streben, und bloß für Dich leben und sterben, und Werke der Barmherzigkeit thun, und einer aus Deinen Dienern seyn. Jetzt aber bringt mich dieser Rock da, und dieser Hut, womit meine neuen Freunde mich ausgestattet haben, und der baldige Besitz des Geldes (wie dann etwan erst der wirkliche Besitz selbst?) um alle meine Vorsätze, und wie soll dieß Kameel durch ein Nadelöhr gehn?

32. Als ich, etwas getröstet, vom Betschemel mich erhob, fand ich, daß noch jemand neben mir war, es war die alte Wittfrau. Sie war noch holdseligern Blickes, als Frau Vanitas, und äußerte mehr als äußerliche Freude. Und, weil ich gerade zu ihr mich verfügen wollte, so war es ganz

billig, gleich mit ihr zu gehn, so groß auch der Abstand ihres An- und Aufzuges von jenem der Frau Vanitas war. Sie sind doch wirklich nicht stolz, sagte die gute Frau, und darum wird Gott Sie segnen. Die gute Frau urtheilte sehr christlich und liebreich, ich aber war dennoch recht froh, als wir in die Hausflur kamen, daß der Gang zu Ende sei; und dieß könnte an jenem Urtheil manches ändern.

33. Die gute alte Frau hatte kaum ihre Kammerthür geöffnet, als sie schon bitterlich zu weinen anfing, und mich unzähligemal für ihre Lieblosigkeit um Verzeihung bat. Es hat mich denselben Tag noch gereut, sagte sie, daß ich einen so frommen jungen Menschen so gottlos aus meinem Hause getrieben habe, aber ich wußte nicht, wo ich Sie aufsuchen sollte. Wenn Sie nichts Besseres haben, so bleiben Sie doch wieder bei mir! Ich weiß Ihnen auch einen ganz guten Ort, wo Sie im Lesen und Schreiben Lectionen geben könnten — — inzwischen habe ich Ihnen auch etliche Paare von Ihren Strümpfen angestrickt und gestoppt, haben Sie nur keinen Groll gegen mich: Ich will Ihnen auch die Kost geben, so gut als das Bischen Armuth mir's trägt; wenn Sie zu Gelde kommen, so bin ich sicher, daß Sie es ersetzen. — Beste, erwiederte ich, setzen Sie auch mehr Credit auf mich, weil ich bessere Kleider anhabe? — O mein Gott, nein, rief sie, diese Kleider hat Ihnen irgend wer geschenkt, das sehe ich wohl, aber sie stehen Ihnen recht von Her-

zen ſchlecht, ich ſage es Ihnen ganz aufrichtig. — Leicht möglich! ſagte ich mit verbiſſenem Unmuth, — — heute alſo oder längſtens morgen ziehe ich wieder zu Ihnen ins Quartier.

34. Setze die Forelle auf die grasreichſte Wieſe, und das Kaninchen in den klareſten See; welch eine verderbliche Wohlthat! Alſo übel gethan, wenn auch gut gemeint, iſt's, wenn man einen jungen Menſchen, der Chriſtum den Herrn ſucht, in die Hoffart des Lebens hinein pflanzt. Herr Rumpelmann senior führte mich unter ſeine Bekanntſchaften, und ließ mich fetiren, mir aber war abſcheulich zu Muthe. Ich entrann endlich dem wohlgepuderten Menſchenfreunde, um einen andern aufzuſuchen, deſſen Silberhaar noch weißer, deſſen Menſchenfreundlichkeit noch ungleich aufrichtiger iſt; meinen väterlichen Freund, deſſen Geiſtesſchöne die Welt nicht ahnet, weil ſeine grobe Capuze ihr allzu verächtlich vorkommt. Mein Kind, ſagte er in ſeinem einfältigen Styl ganz trocken: die Verſuchung iſt mächtig. Mein Sohn, ſprach er ferner,

35. mein Sohn, das Leben iſt kein Scherz. Das alte Sprichwort lautet: aut Caesar, aut nihil. Kann der Chriſt auch ſo reden: aut Christianus, aut nihil? Nein. Denn der Chriſt, der nicht Chriſto nachfolgt, wandert einer unſeligen Ewigkeit zu, die iſt wahrlich kein nihil. Erheben Sie Ihre Erbſchaft, und bleiben Sie arm. Selig die Armen im Geiſte, auch Millionen von Goldſtücken werden ihnen nicht ſchaden. Gott prüft den einen im Waſ-

ser der Trübsale, den andern im Feuer des Glückes. Eines reiniget wie das andere. Wer nichts hat, ist deßwegen noch nicht arm. Wie viele Dürftige sind reich an Begierden und Wünschen! Wer wahrhaft arm ist, hat mehr als alle Schätze der Welt. Der wahrhafte Arme wird arm seyn, er leide an Reichthümern oder an Dürftigkeit. Wer leidet mehr Noth, Lazarus oder der reiche Prasser? Es ist ein vollkommeneres Gleichgewicht in der Welt, als man ahnet. Mein lieber Sohn, seyn Sie wohl auf Ihrer Huth; denn der Mammon zieht nach unten.

36. Es war Abend geworden, ich saß bei meiner alten Wittfrau in der Kammer, und las aus ihrem Andachtsbuche zum heiligen Joseph. Fürstlicher, königlicher Patriarch, so erwog ich bei mir, welcher Fürst und Herr dieser Welt darf dir sich vergleichen? Ich gedenke dein, und stelle dich mir vor, als einen dreißigjährigen jungen Mann, in allem Glanze jungfräulicher Hoheit und Schöne, in gerader Linie entsprossen aus einem mächtigen Königsgeschlecht, verlobet der Höchsten und Einzigen unter den Töchtern Adams, der königlichen, wundersamen, glorwürdigsten Jungfrau, eingeweiht in das Geheimniß der himmlischen Erbarmung, Pflegvater eines Sohnes, den Himmel und Erde anbeten —, und wie sehe ich dich? Ein Schurzfell ist um deine Lenden gegurtet, eine Axt ruht auf deiner Schulter, eine Säge unter deinem Arme; geneigt ist dein Haupt, schweigsam dein Mund, der Schweiß der Arbeit näßet deine Stirne. »Ist sein Vater, riefen

jene Reichen und Dunkelvollen: ist sein Vater nicht ein Zimmermann?« — O Pflegvater Jesu, meines Herrn, Verlobter und Beschutzer Maria, meiner Schirmerin! wie innerlich ist dein Leben! wie erhaben deine Armuth! wie glorreich deine Demuth! Und ich armes, verwildertes, dem Abgrund kaum entronnenes, thörichtes Menschenkind, will anderswo Heil suchen, als nach deinem Vorbilde, dem Leuchtthurme christlicher Schiffsleute, und neu heidnischer Schiffbrüchigen? — »Bitte für uns, o heiliger Joseph!« — Ich hatte dieß laut gesagt, und die alte Wittfrau respondirte: »Auf daß wir theilhaftig werden der Verheißungen Christi.«

37. Bester! wo stecken Sie doch? rief der alte Rumpelmann, indem er mit Springbein in die Kammer trat. Hätte mich dieser junge Herr nicht geführt, nimmermehr würde ich Sie gefunden haben. Kommen Sie, kommen Sie! — Wohin? sagte ich. Hier logire ich, ich dachte für heute schon zu Hause zu bleiben. — Bah, bah, hier logiren Sie nicht. Das ist eine Wohnung für eine alte Pensionistin, nicht für einen jungen Mann von Vermögen und von Bildung. Kommen Sie, Schatz, zum Souper. — Ach, Verehrungswerthester, rief ich flehentlich, wollen Sie mich doch heute gnädigst meinen Capricen überlassen! Denn mir ist ganz schwül und bange zu Muth; habe ich ein Glück erlebt, nun gut; bin ich ein junger Mann von Vermögen und Bildung, nun gut; bin ich ein Schatz, oder habe ich einen Schatz, nun gut; aber ich muß

ſchlechterdings zuvor darüber meditiren. — Meditiren? erwiederte der alte Herr mit ſchonender Güte: was verſtehen Sie darunter? Sie werden ſich doch darüber nicht den Kopf zerbrechen? Sie werden doch der Melancholie, der Hypochondrie, dem Tiefſinn, der Schwermuth, der Kopfhängerei keinen Spielraum geben? Ins Leben, mein Sohn! ins thätige, genußreiche, nützliche, geſchäftige Weltleben! Ein Brotſtudium, ein Brotfach, anſtändige Unterhaltungen, Umgang mit Menſchen, geſellſchaftliche Kreiſe, geiſtreiche Lectüre zuweilen, Fortſchreiten mit dem Geiſte der Zeit, nützliche und förderliche Bekanntſchaften und Connoiſſancen, honette Außenſeite, polirtes Weſen und Abſchleifung aller Harten, Lebhaftigkeit mit Beſcheidenheit, Selbſtvertrauen mit Klugheit und Umſicht; das, das! Das iſt's, wornach man ſtreben muß! Dazu kommt man nicht durch Meditiren, nicht durch Beten, nicht durch Kopfhangen, ſondern indem man von erfahrnen Weltmännern ſich leiten läßt. Nicht wahr, Herr von Springbein? — O allerdings, ganz gewiß und ohne Zweifel, verſetzte dieſer mit einer ſehr tiefen Verneigung. — Und was ſagen denn Sie dazu, Sylveſter? — Ich? erwiederte ich, gerade über alles das, was Sie ſo blendend vorgetragen haben, muß ich eben noch meditiren. — Da hat man's! rief der Beredſame nicht ohne Verdrießlichkeit. Wenn Sie einem erfahrenen Weltmanne, der's gewiß ex fundo verſteht, nicht Gehör geben wollen, wie weit wollen Sie es dann bringen? Was wollen ſie dann

erreichen? — Das Ziel des Menschen. — Und das ist? — Ein seliges Ende, ein seliger Tod. — Aha, sprach der alte Herr, sitzen Sie wieder auf dem Thema? Nun, es ist recht, ganz recht, jeder hat sein Steckenpferdchen. Adieu, liebster Freund, ich erwarte Sie diesen Abend gewiß.

38. Meine alte Hausfrau brachte mir eine Suppe und Kartoffeln in der Uniform, wie sie's nannte, ich aber dachte in meinem Herzen, oder vielmehr in meinem Gaumen an die ägyptischen Zwiebeln und Fleischtöpfe, das ist, an alle die zierlichen Leckerbissen von heute Mittag, und die liebe Armuth in praxi wollte mir gar nicht zusagen. Auch der plumpe grüne und mit braunen Fragmenten reintegrirte Kachelofen, und die alten Dielen, mit den verdächtigen Mauslöchern, und die kleinen runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben, und die beiden, zusammen mit siebenthalb Füßen versehenen Holzsessel machten einen widrigen Contrast mit dem schön parquetirten, tapezirten, drappirten und meublirten Zimmer, das Herr von Rumpelmann mir zugedacht hatte. Bist du nicht ein Narr, sagte eine kühne Stimme ganz laut in mir, zu mir, bist du nicht ein Narr, daß du hier dich vergraben willst, da doch vielmehr der Wille Gottes ist, daß du in der Welt etwas vorstellen sollst, sintemalen er dir sonst die Erbschatze nicht geschickt hätte? — Dieß Sintemalen hatte eine starke Beweiskraft über mich; ich war völlig überzeugt, es war keine Meditation mehr nothig. Die frische, windige Weltluft blies alle

Segel auf, das Schiffchen trieb in hohe See. Ich muß doch noch ausgehn heute, sagte ich rasch. Aber Sie kommen doch bald wieder? fragte die Alte. Freilich, freilich! sagte ich.

30. Verloren, Pierre, verloren! rief der alte Rumpelmann. Da hast du ihn! Wir haben eben gewettet, ob Sie heute noch kommen, oder nicht, mein Pierre behauptete das Letztere. Wissen Sie wohl auch, daß heute Pierre's Geburtstag ist? Wir feiern heute Abends beides, Geburtstag und Genesungstag. Freilich, schonen muß er sich noch, und zeitlich zu Bette gehn. Kommen Sie, lieber Sylvester, es ist eine ganz kleine Gesellschaft drunten, aber ausgesucht! Fürchten Sie sich nicht, lauter hubsche Leute! —

40. — — Da sitze ich, und kann nicht schlafen. Der Kopf ist wüste, das Herz ist leer. Wie viel schlagts? Drei viertel auf zwei. Es ist gewiß recht hubsch gewesen diesen Abend, und ich habe mich gewiß ganz geschickt in Alles gefunden. Die Sonate auf dem Forte-Piano ging ganz flink von der Hand, correct und voll Ausdruck. Ich hatte selber nicht geglaubt, daß ich ein so eracter Forte-Piano-Spieler sei. Rumpelmann's Niece hat mir viele Aufmerksamkeit bezeigt. Ihre Sprache ist so edel, ihr Benehmen so zart und anspruchlos. Die Leute in der Welt sind doch wahrhaftig so böse nicht, als in den Büchern steht. Man muß nichts übertreiben. Es ist doch wirklich schön, in geselligen gebildeten Zirkeln. Man scherzt, man erzählt, man erheitert sich,

man lernt sich kennen; die Zeit vergeht so angenehm. Hintendrein scheints freilich nichts, aber es kommt wieder. Überhaupt fange ich jetzt an einzusehen, daß ich für die Welt bestimmt bin, und nicht zum geistlichen Stand. Die Sache ist klar. Der alte P. Anselmus meint's freilich anders, aber wie kann der gute Mann das verstehen hinter seinen Klostermauern? Ich werde gewiß den Weg des echt christlichen Lebens nicht verlassen. Aber ein barmherziger Bruder zu werden, wie ich noch vorgestern meinte, oder sonst dergleichen, das sind in der That überspannte Einfälle. Ich muß mich erst recht lebhaft hinein denken, und in den Gedanken hinein gewohnen, daß ich Vermögen habe. Das ändert ja die ganze Sache. — — Jetzt bin ich erschrocken. Und was war's? Eine neue Commode, ein Schrank, der etwa einen Sprung bekommen. Schön politirtes Holz, aber zu jung, zu wenig ausgetrocknet. Ist das etwan eine Lection für mich? — Ach ich kann nicht schlafen, nicht schlafen. Ich will einmal in einem Buche lesen, bis der Schlaf sich einstellt.

41. Und ich schlug auf, und zwar das Büchlein von der Nachfolge, und las: »Erwähle allezeit lieber weniger zu besitzen als mehr; suche immer den letzten und untersten Platz.« Mir gefiel das nicht, ich blätterte anders wohin, und las: »Wenn du allzu sehr dieser zeitlichen Dinge begehrst, wirst du die ewigen und himmlischen verlieren.« Ich ward unwillig, und schlug eine dritte Stelle auf, da stand: »Selig, wer da versteht, was es sei, Jesum lieben,

und um Jesu willen sich selbst verachten. Die Liebe zu den Geschöpfen ist trügerisch und flüchtig: die Liebe zu Jesu ist getreu und ausdauernd. Und ich seufzte und sprach: Du wunderliches und wundersames Büchlein, wie scharf und wie treffend redest du aus jedem Blatte mich an! Ich wollte, es wäre ein Rittergedicht da, oder sonst etwas Zerstreuendes!

12. Ich wachte doch am Vormittage auf, der Tag war trüb und wetterlich, und ich nicht minder. Rumpelmann junior saß bei meinem Vetter, und schien nur darauf zu warten, bis ich Augen und Ohren wieder geöffnet hätte, denn er begann sogleich mit einer tüchtigen Strafpredigt, und sprach: Du Blinder, der du Andre führen willst, du mit dem Balken im Auge, der du Andren den Splitter ausziehn willst; Edmund Sylvester Strauchler, du tiefsinniger junger Mann, wie bist du so jämmerlich hinein gefallen in das dürre Heu, in den dumpfigen Moor der ordinärsten läppischesten Welt-Eitelkeit? Mein Papa versichert, nun fangest du an, verständig zu werden, und dich zu machen; ich aber habe dieser Tage meine Exercitia angefangen, und versichere dich, daß du noch ein ungleich trostloserer Narr bist, als ich. Magst du nicht aufstehn? ich will dir den Kammerdiener machen, wie du noch vorgestern mir, damit du davon einen Vorgeschmack habest. Es könnte zuletzt noch so kommen, daß alles sich umwendet, was in der Welt ohnehin so sehr im Schwange ist. Dann wirds heißen: Strauchler, der

Luckmauser, lebt jetzt flott und hälts mit der Welt; Rumpelmann, der Löwe, ist zum Kreuz gekrochen, und betet mit den alten Weibern um die Wette. Eine Tugend von heute bis morgen, und von jetzt bis zur nächsten Viertelstunde, kaufe ich um keinen Heller. Ich meinestheils, wenn ich einen Gedanken gefaßt habe, halte ihn fest. Meine Exercitien sind practisch, die deinen schweben im speculativen Nebel herum. Es ist nicht genug, Vorsätze machen; man muß sie auch halten! Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle; aber wer da liegt, sehe auch zu, daß er wieder aufstehe. Die Erbschaft hat dir den Stock in die Quere gehalten, über welchen du gestrauchelt bist. Das Geld macht dich zum Narren, das du noch nicht einmal hast; wie dann erst, wenn du es wirklich haben wirst?

A. Lasse mich aufstehn, aufrichtigster Freund, erwiederte ich, und schenke mir von jetzt an, Morgens 9 Uhr bis um 9 Uhr Abends, 12 Stunden Einsamkeit. Zu diesem Behufe, und damit ich meine einsamen Wege über Wiesen und Feld wandern könne, crediture mir auf meine bevorstehende Wohlhabenheit einige Groschen, hierauf entferne dich, damit ich meinen prächtigen Anzug da über diesen Leib der Verwesung ziehe, und lasse dich etwan Abends um 9 Uhr bei der Bank finden, wo letzthin Frau Vanitas saß im Mondenscheine. Ich werde bis dahin entweder einen vernünftigen Entschluß gefaßt haben, oder keinen; d. i. einen Entschluß wohl, aber keinen vernünftigen. Weil ich aber auf meinen Wan-

kelmuth gar nichts mehr ſehen will, ſo habe ich Urſache, auf Gott zu bauen. Mittlerweile, weil du ſchon — si fabula vera est — ſo weit gekommen biſt, kannſt du für mich das beſte thun: beten.

44. Ich muß mich durchaus Raths erholen, dachte ich nach wenigen Schritten, und wenn ſchon guter Rath theuer iſt, ſo will ich ihn doch gerade nur bei armen Leuten ſuchen. Die liebe Armuth hat in aller ihrer Bitterkeit ſo viel verborgene Süße und Tröſtlichkeit, ſo friedfertige Vernünftigkeit und heitere Seelenruhe, daß es immer doch wahr bleiben muß: wenn auch die Reichen ihren Verſtand mehr geltend zu machen wiſſen — denn darum eben heißt ja das Geld Geld, weil es im Weltleben alles geltend macht — ſo ſind die Armen in der Mehrzahl, und dieſe iſt ſehr überwiegend; doch verſtändiger als die Reichen. Und zu wem iſt dann Chriſtus der Herr gekommen, und wen hat er heimgeſucht? und weſſen Loos hat er theilen wollen? der Reichen ihres, oder der Armen? — Ich begab mich alſo zu meiner alten Wittfrau, und beehrte ſie mit meinem Vertrauen. Die neue Geheimräthin, was antwortete ſie wohl? Sie redete wenig, aber genug. Beſter Herr Sylveſter, ſagte ſie, nur den Willen Gottes! Wenn Sie den erfahren und thun, ſo ſind Sie glücklich und ſelig, hier und dort. Erfüllen Sie ihn aber nicht, ſo werden Sie niemals zur Ruhe kommen, und keine rechte Freude mehr erleben. — Ja, aber was iſt denn der Wille Gottes? — Herr

Sylveſter, eben dasjenige, was Gott der Herr von Ihnen verlangt, zu was er Sie beſtimmt hat. — Ja aber, wie erfahre ich das? — Nichts leichter als dieſes, mein guter Herr; nur ſein ruhig und geduldig ſeyn, fleißig beten, und den Willen Gottes abwarten. — Ich ward doch ein wenig böſe über die Tautologie dieſes Vortrages, und ging zu einem Armen, der die Armuth gelebet hatte.

45. Lieber Sohn, ſagte derſelbige, dieſe gute alte Frau hat ſo übel nicht geredet. Den Willen Gottes erfährt man erſt zu dem Zeitpuncte, wenn es der Wille Gottes iſt, daß man ihn erfahren ſoll. Der allgemeine Wille Gottes zwar iſt jederzeit klar und unverkennbar: der beſondere Willen aber, der die Lebenswege eines jeden Einzelnen angeht, ſeinen Stand und ſeine Standeswahl, und ſein Thun und Laſſen in allen Knäueln, in die der Lebensfaden ſich verſchlingt, dieſer wird jedem ganz gewißlich klar, ja ſonnenklar werden, der jenem allgemeinen Willen getreu leben will. Dieß hat die alte Frau gemeint, und Beſſeres weiß ich dir auch nichts zu ſagen.

46. Spät am Abende erſt begab ich mich hinweg aus dem freundlichen Palaſte der Armuth. Sinnend und ſeufzend ſaß ich auf der Bank am Glacis, und war keineswegs gefaßt darauf, daß plötzlich Herr Springbein und Frau Vanitas, Frau Vanitas und Fräulein Vanitates vor mir ſtanden. Er iſt's! er iſt's doch! rief Springbein; ich kenne den alten abgeſchabten Kaputtrock auch noch. Sylveſter, iſt der

Glücksſtern wieder untergegangen? Hat man die ſchöne Außenſeite wieder abliefern müſſen? — Das geht dich wenig an. Ich habe den guten anſpruchloſen Rock da bei meiner alten Hausfrau noch vorgefunden, und gefalle mir darin. — Aber Sylveſter, wozu das? frage doch die Damen hier, ob du ihnen ſo gefallen kannſt? — Springbein, ſorge du für deine eigene Haut. Ich meinestheils verlange gar nicht, den Damen zu gefallen. — O comme c'est drôle, ſagten die Damen. — Rumpelmann junior half mir aus weiteren Verhandlungen. Recht hat er, rief er, indem er mit flüchtigem Complimente herzutrat; denn wir gehn morgen früh auf die Reiſe. Dazu iſt dieſer Rock ganz vortrefflich, und ich will mich noch geſchwind zu einem Pendant umſehen, für meine Perſon. Wenn arme Leute reiſen, finden ſie alle halbe Stunden Relai. Sie werden überall aufs beſte bedient, und zahlen nicht mehr, als man ſich von ihnen vorgeſtellt hatte. Beſſer arm fortreiſen und reich zurückkommen, als umgekehrt. Iſt nicht das ganze Leben eine Reiſe? Aber keine Reiſe in Bâtards oder Landauer Chaiſen, ſondern eine Wanderung und Pilgerfahrt. Selig, die da arm reiſen, und reich ankommen, am Ziel nämlich. — Rumpelmann, rief Springbein, was iſt mit dir vorgegangen? — Aber Rumpelmann ließ ſich auf keine nähere Erklärung ein, und zog mich fort. Der nächſte Morgen findet uns ſchon als frei athmende Wanderer auf luſtiger Frühlingsflur.

Inhalt.

Seite.

Aschenmann. Ein weltlich Schatten- und Fastnachtspiel 1

Die fünfte Bitte. Eine Erzählung aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts . . . 34

In den Tag hinein. Ein Erzählung 53

Der Stein vom Herzen 88

Urstand. Eine Scene aus der innern Welt . . . 105

Der Organist, der Pudel und die vier Jahrszeiten. Eine wahrhafte Erzählung 135

Der Thürmer. Eine Erzählung in sechs Gesängen . 230

Augentrost. Eine Erzählung 269

Der Bruder aus Tunis. Eine Novelle . . . 305

Amaranthen. Aus Edmund Sylvester Strauchler's Tagebuche 337

Lydia.

Philosophisches Taschenbuch

als

Seitenstück zu A. Ruge's »Akademie«

von

Dr. J. Günther und Dr. J. E. Veith.

Wien 1849.

Bei Wilhelm Braumüller,

k. k. Hofbuchhändler.

Motto.

Ganz vergebens ſtrebſt du — durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieſes ihn tauchen und Jenes.

Göthe.

Epigraphe.

Jedes Ding auf Erden will oder muß ſeinen Namen haben, alſo auch ein Taſchenbuch, das ſich als ein philoſophiſches ankündet, und zwar als Seiten- und Gegenſtück zu dem für das Jahr 1848 heraus gegebenen des Herrn Arnold Ruge, des berühmten Agitators, der als äußerſter Plänkler der Linken alles desavouirt, was die Rechte thut. Wenn aber jenes, zu peripatetiſchen Wühler-Studien beſtimmte, portatile Büchlein mit der Epigraphe der Akademie ſich ſchmückte; warum gibt ſich das Gegenſtück nicht den gleichen Titel, warum begnügt es ſich mit dem beſcheidenen Namen Lydia? Darüber wird wohl billig einige Auskunft zu geben ſeyn.

Jedermann weiß von dem Worte Akademie, daß es urſprünglich nichts anderes bedeutete, als einen ſchattigen Platz bei Athen, wo der göttliche Platon unter dem grünen Schirmdach uralter Platanen im lehrreichen

Wandel mit ſeinen Schülern hin und her wandelte: während er ihnen das Göttliche und Unwandelbare zu erklären ſuchte. Es liegt auch weiter gar nichts daran, daß Horaz von einer Akademie redet, wenn er ſagt oder ſingt:

— — — ut possim curvo dignoscere rectum,
Atque inter sylvas Academi quaerere verum.

Denn ſo viel geht doch aus dieſem Zeugniſſe hervor: daß die Akademie ein waldiger und ſchattiger Ort geweſen; alſo ein Schattenthal. Ja wenn M. T. Cicero ſeine Villa am Avernerſee gleichfalls eine Akademie genannt hat; ſo hat er auch dafür geſorgt, einen ſchattigen Hain daneben zu pflanzen. Dieß vorausgeſetzt hätte unſer Taſchenbuch, das nicht ſo ſehr antiplatoniſch als antirugiſch zu ſeyn beabſichtigt, zum Gegenſatze den Namen Vall'umbroſa oder gar Claravallis ſich erwählen können, je nach der Handhabe oder dem Henkel, bei welchem eine gewiſſe Antinomie angefaßt wird. Vall'umbroſa oder Schattenthal: die mittelalterliche Schule des Aſketen Romuald; weil man dem chriſtlichen Glauben beziehungsweiſe, und den ſinnlichen Anſchauungen gegenüber die Eigenſchaft der Dunkelheit, wo nicht gar der Fin-

ſterniß zuſchreibt. Claravallis oder Lichtenthal: die Schule des berühmten Abten von Clairvaux; weil man eben ſo oft vom Glaubenslichte und ſeinen Intuitionen redet, vor denen alles irdiſche Verſtehen verbleicht und verſchwindet.

Für Freunde ſolcher Bezüglichkeiten und Parallelen können wir noch anderes der Art beybringen. Wenn nämlich der heil. Hieronymus (im 2. Buch gegen Jovinian) vom Hörenſagen erzählt: die phyſiſche Lage der Akademie bei Athen ſey eine ungeſunde geweſen, und eigends deßhalb von Plato erwählt worden, damit ſeinen Lehrjüngern gar keine andre Luſt, Erquickung und Ergetzlichkeit ſich darbiete, als die an den Doctrinen, die er ihnen mittheilte; ſo iſt es ja vom großen Meiſter des Mittelalters, Bernardus, gleichfalls bekannt, wie er ſeine Akademie und Abtei eine ſumpfige Niederung ſich auserſehen habe, damit ſeine Schüler körperlich nicht allzuſehr gedeihen und blühen möchten. Denn das Kränkeln und Siechen des Leibes hielt man damals für eine der Bedingungen zur Geſundheit der Seele, will ſagen des Geiſtes; eine Unterſcheidung, womit man es nicht gar genau nahm. Hier hätten wir demnach, als tertium

comparationis einen beſondern Grund, unſer nicht für die linke, ſondern für die rechte Rock- und Reiſetaſche beſtimmtes Taſchenbuch mit der Epigraphe: »Claravallis« auszuſtatten; ſelbſt auf die Gefahr hin, daß es dann heißen könnte: es ſey darin nur heller Unverſtand und der Emancipation des Fleiſches nachtheilige ungeſunde Lehre.

Inzwiſchen, ſobald man ſich in die gelehrten philologiſchen Wälder vertieft, um Brennholz oder Pilze zu ſuchen, geräth man auf allerhand Für und Dawider, oder parceque und quoique. Denn nach Strabo's Berichte befand ſich in der uralten Neuſtadt Neapolis eine Akademie oder Univerſität, die man wegen der vortrefflichen Reinheit der Luft dort angelegt. Man betrachtete alſo geſunde Reſpiration und ideelle Inſpiration als zuſammen gehörig. Ja nach demſelben Autor ſoll die Akademie zu Tarſus in Cilicien ſogar jene von Athen und Alexandrien im gelehrten Rufe weit übertroffen haben, und zwar wegen der Annehmlichkeiten der Gegend, und des überaus heilſamen Waſſers, das der Fluß Cydnus führt. Hier wirkten alſo für Süßwaſſer-Amphibien, id est für Semipantheiſten, athmoſphäriſche Luft und Waſſer

gleich wohlthätig zusammen; und gegen Platon's und Bernhard's Ansicht machte das: mens sana in corpore sano sich geltend.

Wir wollen jedoch, ohne die Akademie von Tarsus aus dem Auge zu verlieren, in jenen Wäldern uns noch ferner umsehen. Denn da zeigt sich unter den Ruinen der ältesten Vorzeit, im Zeitalter des Josua, eine erst heidnische, dann theosophisch-jüdische Akademie im gelobten Lande, ja eine ganze Stadt, die den Namen Cariat-Sepher, zu deutsch: »die Stadt der Bücher« trägt. Wir wüßten uns in moderner Zeit keinen dieses Namens so würdigen Ort, als das Bücherparadies Leipzig: nur mit dem Unterschiede; daß hier das gelehrte Wesen nicht zuerst heidnisch, und hernach jüdisch, d. h. positiv biblisch und christlich sich gestaltete; sondern in genau umgekehrter Ordnung. Und so konnten wir unsere Duodez-Akademie nicht Cariat-Sepher nennen, weil das einen viel zu biblischen, ja schier pietistischen Klang und Beischmack hätte.

Warum aber nicht Lyceum, als der Name jener Schule, wo der große Schüler Platons seine Meisterschaft geübt? Ja noch mehr: da als der Gründer dieser

erſt ſomatiſchen, dann pneumatiſchen Turnanſtalt, Lycius der Sohn des Pandion genannt wird; warum nicht Pandion, was dem alten Pantheismus ſowohl als dem neueſten Theopantismus ſo bezeichnend entſprechen möchte? Auch das Cranium, wie die gelehrte Schule bei den Corinthern hieß, würde einen brauchbaren Titel abgeben, denn es bedeutet ja die geſammte ſubjective, im Schädelgewölbe verwahrte Welt, in der, es ſey mit oder ohne Davidsharfe, alle Philoſopheme heimiſch ſind. Und wenn (nach Lucian) der Schalk Diogenes dem Menippus, als dem Meiſter dieſer Schule, den guten Rath gibt: die dortigen Philoſophen möchten der vielen gehörnten Syllogismen ſich enthalten; ſo ſieht ein gründlicher Phyſicleg ſehr gut ein: wie weſentlich das Hörnertreiben, der Natur des Craniums zukomme, woraus es denn auch begreiflich wird: warum der Syllogismus, als der Zirkel des Beſondern um das Allgemeine, und als der Progreſſus (Proceſſus) und Parademarſch des Begriffes, ſeit Jahrtauſenden der ideellen Wahrheit ſo viele Stöße beigebracht, bis er endlich die geſammte Ideenwelt und das Abſolute ſelbſt auf ſeine Hörner genommen; welche Rieſenthat

vom großen Cranium in der Mark Brandenburg vollbracht wurde.

Aus dieſem Grunde — und weil wir aus dem unermeßlichen Schattenkegel der Natur (dem abſolut ſeyn wollenden Begriffe) hinaus zu kommen trachten, und weil es den eingebornen Ideen des Schattenthals bei Athen eben ſo wenig an Licht und Finſterniß mangelt, als den myſtiſchen und ſcholaſtiſchen Doctrinen im Lichtenthal Clairvaux — haben wir unſern Blick auf die Akademie zu Tarſus gerichtet, die einer reinen Luft und kryſtallhellen Waſſers ſich erfreute; und von da auf einen andern, von der Seeluft erfriſchten, akademiſchen und anmuthigen Schattenplatz, der draußen vor der Stadt Philippi in Macedonien gelegen war und noch liegt. Dort war es wo ein großer Meiſter Schule hielt, der, ſolange er noch Saul hieß, in der Akademie zu Tarſus helleniſche Weisheit ſich aneignete, um damit ſeiner phariſäiſchen Gelahrtheit einen Anſtrich von Copalfirniß zu geben; der jedoch, ſeit er den Namen Paulus angenommen, aus »den Quellen des Erlöſers« das Waſſer ſchöpfte, das aus dem ewigen Leben quillt, und wieder als Springbrunn dorthin empor ſteigt. Dort war es,

wo die edle griechiſche Purpurhändlerinn Lydia, eine Jehova-Dienerinn (Proſelytinn) aus dem Heidenthume, ſeine erſte Schülerinn geworden, ja die erſte Bekennerinn des Chriſtenthums in Europa.

Und ſo wären wir endlich dahin gelangt, unſrer Epigraphe zum Verſtändniß zu helfen. Allein bei der ſtaunenswürdigen Alterthumskenntniß, die wir eben dargelegt, könnte man uns eine Unkunde des Fließenden und Neuen zur Laſt legen, und dieſer Argwohn würde uns kränken. Wir ſind daher genöthigt, noch einen Excurs zu unternehmen, der uns in die rieſige Weltſtadt an der Seine führt, und zwar direct in die uralte Akademie der Scholaſtiker, die Sorbonne, die gegenwärtig, neu reparirt und decorirt, dem Potpourri aller philoſophiſchen Syſteme (dem Eklecticismus), zur Muſterküche dient. Den neueſten Nachrichten zufolge (ſie reichen bis zur Mitte Decembers v. J.) hat die franzöſiſche Philoſophie in der Perſon ihres Chefs und eklektiſchen Oberküchenmeiſters, der von der Pairswürde zur Niederung eines gewöhnlichen Citoyen herab geſtiegen, wieder einen neuen Aufſchwung genommen. Und wieſo und wodurch? Das berüchtigte Charivari, das

zwar nicht als Salz, wohl aber als Salmiak der Pariſer-Welt zu betrachten, gibt in der folgenden Zwieſprache Aufſchluß darüber. — »Man hat Agregirte (agrégés) aufgenommen? — Schön; aber was iſt denn ein Agregirter?« — »Das iſt ein Mann, der das Recht hat, die Philoſophie des Bürgers Couſin vorzutragen.« — »Bloß allein die des Herrn Couſin?« — »Nein, auch die des Herrn Damiron; die aber ganz und gar die nämliche Philoſophie iſt, wie jene des Herrn Couſin.« — Alſo ausſchließlich nur die der Herren Couſin und Damiron?« — »Bewahre! Auch die des Herrn Jules Simon; aber auch dieſe iſt dieſelbe Philoſophie, wie jene der Herren Couſin und Damiron, welche ohne Widerrede unter allen Philoſophien die ſchönſte iſt.« — »Ja wahrlich, ſo heißt es am Schluſſe, ein Agregirter iſt der höchſte Ausdruck der Civiliſation, und die edelſte Erfindung der eklektiſchen Philoſophie!«

Wir haben dagegen um ſo weniger etwas einzuwenden, weil das Agregiren doch nicht viel mehr als ein Anhäufen von außen her iſt, und weder eine Conformität der Haupttheile, noch ein organiſches Geſetz for-

dert; wenn dann auch dem ſcheinbaren Ameiſenhaufen die Ameiſen fehlen. Der große Weiſe aus Tarſus, der überall wo er hinkam, und ſo auch in Philippi, eine Sorbonne, ja eine Univerſität mit ſich führte, war inſofern auch ein Ekletiker, weil er Allen Alles geworden iſt, und zugleich mit den Fröhlichen fröhlich war, und mit den Weinenden weinte, nur aber mit den Wölfen nicht heulte; und er wußte ebenfalls für eine große Zahl von Agregirten zu ſorgen, wie denn auch damals in Philippi drei ſehr ausgezeichnete Theoſophen ihm zur Seite waren: Lucas, Timotheus und Silas. — Ja, und wenn es ſich jetzt noch immer nicht klar herausſtellt: warum dieß Büchlein, jenem andern, das den Titel der Akademie trägt, gegenüber, Lydia heißen will: dann bleibt nichts übrig, als ganz ſchlicht und plump darauf hinzuweiſen: daß Lydia, die Gelehrige und Forſchende, die vom Heidenthume zum Jehovadienſte übertrat, und von da höchſt conſequent zum poſitiven Chriſtenthum gelangte, als Schülerinn des großen Paulus die chriſtliche Philoſophie repräſentiren ſoll, welche auf den Ideen der göttlichen Transcendenz, der Creation, und des creatürlichen Dualismus erbaut iſt. Auf die Elucidation

und Rechtfertigung dieſer Ideen, im Gegenſatze zu den modernen Emanations- und Immanenzlehren und zu den Aggregirten unter der Fahne des Monismus, beziehen ſich die Aufſätze dieſes Taſchenbuchs, deren Überſchriften die Inhalts-Anzeige aufzählt. — Wollte man aber, in den Angelegenheiten der Philoſophie, ſowohl Lydia als ihren Lehrmeiſter aus dem Grunde desavouiren, weil dieſer einmal die Coloſſer gewarnt habe: »ſehet wohl zu, daß Niemand durch die Philoſophie euch täuſche« — ſo wäre wohl dagegen zu erinnern: daß Paulus, wie jeder Exeget weiß, in dieſer Stelle nur ein abenteuerliches, jüdiſch-perſiſches Fabelwerk im Sinne gehabt; — nichts deſtoweniger kommt dieſe Warnung für das Jahr 1849 auch noch zurecht; und der Name Lydia kann noch gelegentlich an den lapis lydius erinnern, der ſo manchen Schimmer und Glimmer Lügen ſtraft.

Sinnſtörende Druckfehler.

S.	7	Z.	3	v. unten	ſtatt ihr	leſe	ihre
»	23	»	1	—	» ;	ſetze	:
»	28	»	10	—	» Adjectionen	leſe	Adjectiven
»	29	»	5	—	» fürwürdig-	»	fürwahr-
»	34	»	14	v. oben	» hinweiſe	»	hinweiſet
»	34	»	14	v. unten	» hinzufüge	»	hinzufüget
»	51	»	3	—	» bringen	»	bringe
»	56	»	5	—	» unſere ſpecu- tive Theologie	»	unſer ſpeculative Theologe.
»	96	»	7	—	» theologiſchen endigte)	»	theologiſchen) en- digte
»	115	»	2	—	» weis	»	weiß
»	127	»	9	—	» dieſer	»	dieſe
»	138	»	2	v. oben	» ihr neues	»	ihres neuen
»	182	»	9	—	» habe	»	haben
»	195	»	10	—	nach dem Worte:		folgenden, ſetze :
»	200	»	7	—	ſtatt jener	leſe	jeder
»	202	»	4	—	» Wortord- nung	»	Weltordnung
»	206	»	7	—	ſtreiche das Wort:		»nicht«
»	210	»	6	—	ſtatt gebiert	leſe	gebührt
»	235	»	1	—	nach Einem	ſetze	gemeinſamen
»	253	»	9	v. unten	ſtatt hervorbricht	leſe	hervorbringt
»	257	»	3	v. oben	nach dem Worte:		Himmel, ſetze «
»	282	»	8	—	ſtatt anerkannt	leſe	anerkennt
»	294	»	5	v. unten	nach die	ſetze	verkündete
»	305	»	4	v. oben	ſtatt jenes	leſe	jene
»	341	»	8	—	» Vatergefühl	»	Vaterlandsgefühl
»	351	»	9	—	» berichtigen	»	berechtigen

S. 357	Z.	9	v.	oben	nach dem Worte:	bedarf,	ſetze ſie
„ 368	„	6	v.	unten	ſtatt epiſtetel-		
					ſchen		leſe ariſtoteliſchen
„ 389	„	11	v.	oben	„ aber Gottes		„ Gottes aber
„ 403	„	3	von	unten	„ an Ihm		„ in Sich
„ 403	„	1		—	„ an Sich		„ an ihm
„ 404	„	9		—	„ dieſe		„ dieſen
„ 408	„	7		—	„ ,		ſetze :
„ 414	„	7	v.	oben	„ der Bruch		leſe den Bruch
„ 421	„	1	v.	unten	„ ver-		„ an-
„ 425	„	5		—	„ den		„ dem
„ 427	„	1		—	„ derſelben		„ deſſelben
„ 443	„	1		—	„ den theo-		
					logiſchen		„ die theologiſche
„ 447	„	3	v.	oben	„ Goldwür-		
					digen		„ Goldmündigen
„ 505	„	5		—	„ ,		ſetze)
„ 543	„	10		—	„ :		„ .
„ 546	„	2	v.	unten	„ einer		„ ſeiner
„ 551	„	2		—	„ Aubl		„ Stahl.
„ 552	„	8		—	iſt nach dem Worte (machen) das Zeichen (») zu ſetzen		
„ 552	„	9		—	iſt vor dem Worte (Es) das Zeichen (») zu löſchen.		

Staats... MÜNCHEN

Protestantismus und Philosophie.

»Nicht allein der Staat, auch die Kirche soll frei werden. Nicht das politische Leben allein, auch das religiöse soll ein anderes werden. Und gleichwie der Staat künftig keine Macht mehr seyn wird, außer durch die völlig freie Überzeugung und Anhänglichkeit seiner Glieder; eben so soll das Christenthum keine allgemeine Macht des Lebens werden, ehe es eine Macht des Gedankens geworden ist, d. h. Gegenstand eines völlig freien Verständnisses, und dadurch gewirkter Überzeugung. Es zu diesem Ziele zu bringen, ist die bestimmte Aufgabe des Protestantismus, welches nachzuweisen der Zweck dieser Schrift ist. Sie wird daher bei denen, die sich nach einer positiven Erneurung des religiösen Lebens eben so, wie nach der des politischen sehnen, gewiß Anklang finden.«

In diesen Worten wurde eine Schrift unter dem obigen Titel (deren Verfasser K. Fr. August Schelling,

Diacon zu Weinsberg und Pfarrer zu Ellhofen) in der allg. Augsb. Zeitung (10. Juli 1848) angezeigt; die gewiß in vielen Lesern die Frage hervorgerufen: Welches Christenthum hier der Verfasser gemeint haben möge; ob das Protestantische oder das Katholische, da das positive Christenthum seit der Reformation in zwei Hauptconfessionen vorhanden ist.

Die Antwort aber ist bei einiger Umsicht schon in den Worten zu finden, welche den Protestantismus allein mit der Aufgabe beehren: Aus dem Christenthume eine Gedankenmacht zu machen, um dasselbe wieder in die Reihe der Lebensmächte einzusetzen.

Und doch wird diese Auskunft Vielen auf protestantischem Boden nicht zusagen. Einige von ihnen werden abermal fragen: Ob denn irgend eine Confession des protest. Christenthums so verwahrlost dastehe, daß der Gedanke keinen Antheil an ihr habe. Diese Unzufriedenen wissen freilich noch nicht: daß nur dem engen Gebiethe des reinen Begriffes, nicht aber dem weiten der Vorstellung, der Gedanke zuerkannt werde; Andere dagegen, diesen Unterschied wissend, wird es doch befremden zu vernehmen: daß dem Christenthume die Gedankenmacht

ſtreitig gemacht werde in einer Zeit, wo die Hegelſchule allein faſt jedes Jahr eine Philoſophie der Religionsgeſchichte, nach reinen und unreinen Grundſätzen des Meiſters ins Leſepublikum ſendet; die vielen Gypsabgüſſe gar nicht mitgerechnet, die das Antlitz des Chriſtenthums nach Feuerbachiſcher Manipulation in Brochüren und Journalartikeln erlebt.

Oder ſollte unſer Verfaſſer (Schelling) in allen dieſen Leiſtungen ſchon den Todeskeim erblicken, der ſie wie die Kartoffeln über kurz oder lang, mit bereits vergeſſenen und verweſeten Producten derſelben Art (wie Fichtes Kritik aller Offenbarung oder Kants Religion innerhalb der Gränzen der reinen Vernunft) in eine und dieſelbe Senkgrube werfen wird?

Für die Vermuthung ſpricht eine Stelle S. 139 der angezeigten Schrift, welche die Zeit berührt, in der die proteſt. Theologie — als ſupranaturale und rein bibliſche, — noch ihre Unfähigkeit an den Tag legte: den Inhalt der Bibel dogmatiſch zu begreifen d. h. ihre Aufgabe zu löſen: Wirkliche Wiſſenſchaft zu ſeyn. Es heißt nun weiter: »Kein Wunder, daß in dieſer Zeit, auch der alte Feind — der Katholicismus — ſein

Haupt wieder erhoben hat. Allein auch Er wird dann erſt ſich völlig zu Ruhe legen, wenn die Reformation durch die Ausbildung ihres formalen Princips (Schrift als alleinige Erkenntnißquelle des Chriſtenthums) in der Wiſſenſchaft vollendet ſein wird. Den Glauben *konnte* und *wollte* der Katholicismus nicht verſtehen; die Wiſſenſchaft *muß* und *wird* Er verſtehen.« — Da nun der Verfaſſer darthut: daß die Reformation ihr formelles Princip, in der bisherigen Philoſophie von Kant bis Hegel, noch nicht zum Abſchluße gebracht habe, ſo haben auch die Leiſtungen jener Philoſophen keinen Anſpruch darauf: dem proteſtantiſchen Chriſtenthume zur Macht des Gedankens verholfen zu haben. Aus der angezogenen Stelle erhellt zugleich, wie die Loſung der großen Aufgabe von der Art ſeyn werde, daß der Gedanke, der das Chriſtenthum wieder als Lebensmacht einzuſetzen hat, mit einer Allgewalt auftreten muſſe, die es auch dem Katholicismus, wie einſt Saul dem Verfolger der jungen Chriſtengemeinde, ſchwer ja unmöglich machen wird, gegen jenen Stachel auszuſchlagen. Und welcher Katholik auf deutſchem Boden, kennte ſich bei der Eröffnung ſolcher Ausſicht in die Zukunft nicht

vom Herzen freuen, ganz unbekümmert darum: wo und von Wem jener Mercuriusſtab oder Aaronsruthe entdeckt werden könne; wenn er nur ſeine Wunderkraft bewährt in einer Zeit, wo die politiſchen Baumeiſter ſich wenig oder gar nicht um den Grund und Eckſtein ihres Gebäudes bekümmern, ſo oft es ihnen auch zu Gemüthe geführt wird: »daß, ohne religiöſe Einheit, die politiſche des deutſchen Staatsgebäudes mit dem alten Quer-Sprunge zwar in die Höhe ſteigen, aber keine Kuppel erleben werde.«

Ja welcher Katholik in Deutſchland ſollte ſich nicht freuen: Wenn ſeiner Glaubensgenoſſenſchaft, wie wir gehört, weder die Capacität, noch der gute Wille abgeſprochen wird, jenen Fundamentalgedanken, der als ein zweiter Atlas die ganze Zukunft auf ſeinen Rieſenſchultern trägt, zu begreifen und feſtzuhalten!

Bei alle dem aber, muß ſich doch der Katholik um Eins bekümmern, da es ſeiner Kirche zum Vorwurfe gemacht und als Feindſeligkeit angerechnet wird: daß ſie vormals (in den Tagen der Reformation) den Glauben, wie ihn der urſprüngliche Proteſtantismus (als

den alleinſeligmachenden ohne Werke) verkundete, weder habe verſtehen können noch wollen.

Und darum ſtellt er an den Verfaſſer die Frage: Ob er ſelber jetzt, wie einſt Doctor Martin, und nach ihm die evangeliſche Kirche, denſelben Glauben lehre — oder — ob er vielleicht an jener Lehre vom Glauben eine Veränderung vorgenommen im Sinne der neuen Rationaliſten, oder in dem der alten Syncretiſten aus den Tagen Melanchtons, oder endlich gar in einem bisher ungehörten Sinne? In beiden Fällen kann er auf katholiſcher Seite auf ein ſehr geneigtes Gehör rechnen; im widrigen Falle aber wird er unſere Rechtfertigung nicht von der Hand weiſen: warum der Katholik jene alte Lehre vom Glauben nicht verſtehen kann, auch mit dem beſten Willen nicht.

Das Warum aber iſt in einem der wenigen, jedoch urſprünglichen Standpuncte des Geiſtes zu ſuchen, von dem aus dieſer ſein Verhältniß zur Gottheit beſtimmt, und der als Macht des Lebens zugleich das Gebiet des höhern Denkens beherrſcht.

Es ſind jene Standpuncte nichts geringeres, als die Polhöhen auf dem Meridian des geiſtigen Lebens,

die den ganzen Horizont mit ſeinen Sternbildern auseinander rollen, und die den Namen der Ur-Categorien verdienen, weil unter ſie ſelbſt die Syſteme der Speculation mit ihren Categorientafeln zu ſtehen kommen.

Und ſo lang eine Wiſſenſchaft den Geiſt nicht bewegt, ſeinen bisherigen Standpunct aufzugeben und gegen einen andern auszutauſchen; ſo lang iſt ſie, für ihn wenigſtens, keine Gedankenmacht. Für Andre aber beſteht ihre Macht doch nur in der Bekräftigung des bereits gewählten Standpunctes.

Und wenn auch dieſe Ausſicht von den Polhöhen des Denkgeiſtes keine günſtige Ausſicht auf eine Wiſſenſchaft, als ausſchließliche Gedankenmacht des Chriſtenthums eröffnet, da dieſes nämlich von zwei Standpuncten aufgefaßt werden kann, die jedesmal eine Gedankenmacht ausſtrahlen; ſo bleibt doch die Ausſicht tröſtlich und erquicklich: daß einſt ſelbſt die höhere Wiſſenſchaft dem katholiſchen wie dem proteſtantiſchen Verſtändniſſe das unpartheiiſche Zeugniß gleicher Berechtigung auf europäiſchem Boden ertheilen wird; und daß jener ihr Erkenntniß über die getroffene Wahl des Einzelnen wohl ein Urtheil, aber nichts weniger als eine Verurtheilung ſeyn

könne, die sie am Ende doch Dem anheimstellen muß, der das Christenthum als Factum in die Weltgeschichte eingeführt hat, mag sie ihn nun mit dem Namen des Weltgeistes oder des dreieinigen Gottes beehren. Jene Aussicht bleibt uns, selbst in dem Falle, daß von zwei Verständnissen auf zwei Standpuncten, jedes von beiden dem andern als eine Negation der Sache, nicht aber als ihre verklärende Affirmation, in die Augen fallen sollte; ein Zug, der ganz besonders die Philosophie unserer Zeit charakterisirt.

Ist diese Bemerkung richtig, so können wir mit dem Verf. nicht einverstanden seyn, wenn er in der Einleitung äußert: »daß nur jenes Zeitalter das Christenthum als eine Last von sich werfe, das an der Lösung der Aufgabe: das Christenthum zuerst in der Wissenschaft, und durch diese dann die Welt wiederzugebären, verzweifelt sei.«

Jene Verwerfung des Christenthums fällt nicht minder zusammen mit der Verklärung desselben auf einem jener Hauptstandpunkte, wenn der Geist von ihm aus die ganze Windrose verzeichnet hat.

Man darf freilich nicht, wie der Verfasser bemerkt,

der Wissenschaft vorschreiben: wie sie das Ziel erreichen solle, d. h. auf welchen Umwegen, mit ihren Gefahren; aber eben so gewiß ist es: daß die Wortführer der Wissenschaft sich ihre Consequenz nicht als Verirrung von denen auslegen lassen, die im Centrum eines bestimmten Horizontes stehen geblieben sind, ohne von hier aus an die äußerste Gränze seiner Peripherie vorgedrungen zu seyn, wo dem geschärften Auge eben so neue Sternbilder aufgehen, wie andere des alten Horizontes untergehen müssen.

Es mag auch der Fall sein: »daß jene extremen Richtungen, die bis zur Vernichtung des Christenthums factisch — für den Verfasser aber bloß scheinbar — fortgehen, endlich in Durchgangspuncte für die Erreichung des Zieles umschlagen, das er in die Wiedergeburt der Gegenwart aus dem wissenschaftlich begriffenen Evangelium setzt; allein eben so gewiß ist es, daß jener Umschlag zugleich den frühern Vertreter nöthigt: seinen alten Standpunct gegen einen neuen zu vertauschen.

Gegen diese Behauptung sollte der Verfasser um so weniger einzuwenden haben, als er selbst in seiner

Schrift die Vollendung der Aufgabe des Proteſtantismus (§. 26) von einer Umkehrung des urſprünglichen Proteſtantismus bedingt ſein läßt (§. 16), und hiermit wären wir bei der Würdigung der vorliegenden Leiſtung nach ihren Hauptpartien angelangt.

Unter jener Umkehrung aber verſteht er den Wechſel in der Superiorität (Vorherrſchaft) der zwei Principien des Urproteſtantismus, wovon das erſte unter dem Namen des materialen, das zweite unter dem des formalen Princips oder Factors bekannt iſt.

Dieſen Umſchlag aber der Pole erlebte der Proteſtantismus erſt nach der Ausbildung ſeines Lehrbegriffes, in welcher das materiale Princip das dominirende geweſen ſein ſoll, welches nun dem formalen Principe auf ſeinem Wege zur Selbſtſtändigkeit, in der Geſchiedenheit vom erſteren, Platz machen mußte. Dieſe Unabhängigkeit aber führt den Proteſtantismus zur Verknöcherung in einer ſogenannt orthodoxen Dogmatik — bald unter dem Namen Luthers, bald unter dem der Kirche. Es tritt in dieſer ein Zuſtand ein, den der Verf. mit dem Worte: Neues Papſtthum mit neuer Scholaſtik bezeichnet.

Die Reaction gegen Beides durchläuft nun mehrere Stadien, wovon das letzte eben das bereits genannte der Wiſſenſchaft (Philoſophie) iſt, die dem alten Evangelium die neue Macht des Gedankens verſchafft. Jener Wechſel in der Herrſchaft zweier Principe hat zu ſeiner Vorausſetzung den Eintritt beider im Urſprunge des Lehrbegriffes, der mit dem Urſprunge des Proteſtantismus und mit ſeinem Austritt aus der alten Kirche zuſammenfällt.

Demnach verfolgte der Proteſtantismus in ſeiner geſchichtlichen Exiſtenz ein doppeltes Ziel, ein nächſtes: Kirche zu werden, ein entfernteres: Wiſſenſchaft zu werden. Dieſes letztere aber erreicht er in zwei Epochen, wovon die erſte als Ausbildung des Lehrbegriffs mit der Orthodoxie endigte, die zweite mit der Deſtruction derſelben begann und mit der Wiſſenſchaft endigen wird.

Wir hätten alſo in dieſer Schrift eine Arbeit vor uns liegen, die an die Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffes von Plank erinnert, mit dem Unterſchiede jedoch: daß dieſe Geſchichte nicht bloß über die Zeit des Lehrbegriffs hinaus geführt, ſondern auch methodiſch

behandelt wird, indem die Momente einer hiſtoriſchen Dialektik in ihr hervorgehoben werden. Die Momente derſelben ſind die bekannten einer Theſis, Antitheſis und Syntheſis, nach denen die neuere Geſchichtsphiloſophie den Kreislauf in der Entwicklung eines Princips beweiſt, ſo daß dieſe, nach ſelbſtſtändiger Ausbildung der einzelnen Factoren, zum Ausgangspuncte zurückführt, aber mit der Reife des Bewußtſeins. Im Urproteſtantismus bildeten nämlich die zwei Lebensprincipe (Factoren) eine niedere Einheit (die hier auch eine ſubſtanzielle genannt wird). Die Trennung beider von einander führte beide abwechſelnd zu einer vorübergehenden Selbſtſtändigkeit. Mit der höhern (oder poſitiven) Einheit beider wird der Proteſtantismus zum Abſchluſſe kommen, und hiemit zwar in ſeinen Anfang zurückkehren, aber auch in univerſalerer Wirkung als zuvor, die der Verf. als eine neue Ausgießung des heiligen Geiſtes bezeichnet.

Nach dieſer Überſicht haben wir nun auf die einzelnen Momente näher einzugehen, und vor allem auf die Principien ſelbſt in der Nothwendigkeit ihrer Entſtehung.

Jene ſind aber die Lebensprincipe der urſprünglich chriſtlichen Kirche ſelber, inſofern von ihnen die Wirkſamkeit des Evangeliums abhing. Darin iſt alſo ihre Nothwendigkeit begründet.

Das erſte materiale Princip ſoll nämlich nach ſeinem Gehalte nur der concentrirte Inhalt des Evangeliums, wie das zweite formale Princip nur der explicirte Inhalt deſſelben ſein, indem dieſes dort als Heilsgut (als Rechtfertigung durch den Glauben allein), hier aber als Heilsurſache (als göttliche Geſchichte der Erlöſung in der hl. Schrift, und als objective Vermittlung der Erlöſung im Sacramente) auftritt, und dort als erſtes Princip den Glauben ſubjectiv erzeugt, hier aber als zweites Princip den Glauben objectiv begründet, und ſo erhält — conſervirt. Daher werden auch beide Principe als an ſich identiſche bezeichnet, weil »das Evangelium gewiſſermaßen das Genus beider ſei.«

Vom materialen Principe wird ferner behauptet: daß es allein poſitiv und deßhalb kirchenſtiftend ſei, indem es das wahre Object des ſubjectiven Glaubens feſtſtelle (die Rechtfertigung durch den Glauben an Chriſtus allein)

Vom formalen dagegen: daß es frei ſei vom ſubjectiven Glauben, in der objectiven Begründung deſſelben mittelſt Zurückführung des Heilsgutes auf die Heilsurſache (in der Schrift und im Sacramente). Darauf gründet ſich endlich der Unterſchied zwiſchen beiden Heilsquellen: daß jene bloß das Leben ertheile in der Predigt von der Rechtfertigung; dieſe aber noch die Urſache des Lebens mittheile (Chriſti Fleiſch und Blut im Sacramente des Abendmahls, zu welchem die Taufe ſich als Vorweihe verhalte).

Ohne Sacrament, heißt es ferner, bleibt auch die Predigt ein bloß ſubjectives Moment ohne Kirche, da dieſe nur dort ſich einſtellt, wo Etwas gegeben iſt, das dem ſubjectiven Glauben objectiv gegenüberſteht, und zwar jenem immanent ſei, aber auch ihn zugleich transſcendire.

Wir müſſen hier vor allem bemerken: daß wenn das glaubenerzeugende Princip als ſolches ſchon ein kirchenbildendes wäre, darin eben kein Zeugniß für die gleich unmittelbare Nothwendigkeit des zweiten Princips in der Wirkſamkeit des Evangeliums liegen könne.

Zum Beweiſe dient die Definition des Glaubens.

in den Worten: „die Macht des Evangeliums ist ursprünglich keine Gedankenmacht. Jene Macht liegt bloß in der Mittheilung eines (zuvor nie beſeſſenen) Gutes, das als Geſchenk durch die Predigt dargeboten, und unmittelbar aufgenommen wird von dem (darnach verlangenden) Subjecte. Dieſe Aufnahme iſt der Glaube. Dieſer hält feſt an der Thatſache, in der jenes Gut als Geſchenk liegt, und frägt gar nicht: Wie das Gut entſtanden ſei?«

Die Nothwendigkeit des zweiten Princips wäre alſo nur eine vermittelte. Wodurch aber? Die Antwort liegt in den Worten: »Mit dem Verlangen des Subjectes nach dem Heilsgute (dargeboten im Objecte des Glaubens) hört der Glaube auf. Ja dieſe ſubjective Baſis genügt ſchon nicht mehr in der Frage der, wißbegierenden (nicht zweifelnden) Vernunft: Wie hat das Object des Glaubens (wie daſſelbe als Rechtfertigung von der Predigt dargeboten wird) entſtehen können? Kurz: das Subject bedarf noch einer objectiven Begründung jenes Glaubensobjectes, die wenigſtens ein objectives Zeugniß ſein muß.«

Solch ein Zeugniß ſollen nun urſprünglich die von

den Apoſteln geſtifteten Gemeinden geweſen ſein, da dieſe allein im Beſitze der apoſtoliſchen Lehre waren. — Es heißt ferner: »Da ſich aber die Häreſie ſehr bald gleichfalls auf das apoſtoliſche Zeugniß berief; ſo mußte nun das Apoſtoliſche durch das Merkmal des Katholiſchen (Allgemeinen) unterſtützt werden; und ſo kam die chriſtliche Kirche zum Prädicate der Katholicität und der Tradition, worin von nun an das begründende und conſervative Princip des Evangeliums lag. Von der Nothwendigkeit des zweiten Princips iſt alſo ſelbſt die katholiſche Kirche erzeugt, in ihr ſelber liegt daher das Zeugniß für die Nothwendigkeit des zweiten neben dem erſten Principe, welches ebenfalls in ihr ſich verfindet, da auch Sie die Predigt als das Mittel gehandhabt hat, das Evangelium als Gemeingut der geſammten Gattung zu verwirklichen.«

Die Nothwendigkeit des zweiten Princips wäre demnach bedingt von der ſpätern Unzulänglichkeit des erſten. Aber auch die Nothwendigkeit des erſten ſinkt zu einer bloß hypotheſiſchen herab. Denn die Predigt von der Vergebung der Sünden durch den Glauben, wirkt den Glauben (die Aufnahme) zunächſt oder

unmittelbar nur unter der Voraussetzung des Verlangens im Subjecte, als Hörer der Predigt. Es ist daher auch die Aufnahme selber keine unmittelbare (unvermittelte), selbst in dem Falle: daß sich das Subject gar nicht interessire: Wie das Heilsgut (die Rechtfertigung) entstanden sei, d. h. in welchem Zusammenhange die Rechtfertigung mit der Person und dem Leben Christi stehe. Die Worte: »Ohne Vermittlung nimmt das Gemüth Christum im Worte an« können daher nur auf den Mangel jenes theoretischen Interesses, keineswegs aber auf den des Verlangens nach dem Heilsgute bezogen werden, und nur in jener Beziehung ließe sich vom materialen Principe (dem concentrirten Evangelium) sagen: daß es den Glauben unmittelbar erzeuge (d. h. daß der Glaube das einseitige und ausschließliche Product des verkündigten und vernommenen Heilsgutes sei), denn in der zweiten Beziehung müßte das Evangelium auch das Verlangen (nicht bloß die Aufnahme in Folge des Verlangens) erzeugt haben.

Erwägen wir nebstdem noch, was von der objectiven Begründung des subjectiven Glaubens, d. h.

von der Auskunft auf die Frage über die Entstehung des Heilsgutes gesagt wird. Es heißt nämlich:

»Jene objective Begründung muß sich das Subject selber wieder vermitteln können, da es dem Glauben wesentlich ist: frei erzeugt zu sein. Der Glaube muß also selbst wiedergeboren werden in lauterer Freiheit. Eine Auctorität also, dem subjectiven Glauben bloß entgegengesetzt, ist keine objective Begründung. Diese findet auch nicht Statt durch Etwas, was selbst wieder ins Subject zurückfiele. Darin liegt also die Schwierigkeit!«

Allerdings! Diese aber stellt sich nicht bloß für die objective, sondern auch für die subjective Begründung des Glaubens ein; denn auch das Heilsgut ist etwas, das dem Subjecte objectiv gegenübersteht, und von diesem nicht schlechtweg, sondern nur unter Voraussetzung seines Verlangens und unter der, daß sich der Wille des freien Subjectes von ihm bestimmen läßt, aufgenommen werden kann; wenn es wahr ist: »daß es dem Glauben (d. h. der Aufnahme) wesentlich ist: ein freies Erzeugniß zu sein.«

Wir stoßen demnach überall auf ein Schwanken

zwiſchen dem Glauben als nothwendigen und freien Producte des Menſchen, folglich auf eine Abweichung in der Auffaſſung des Glaubens im Sinne Luthers und des urſprünglichen Proteſtantismus.

„Der Glaube, ſagt Luther, iſt ein göttlich Werk in Uns, das umwandelt und neu gebiert aus Gott, und tödtet den alten Adam, macht uns zu ganz andern Menſchen von Herzen, Muth, Sinn und allen Kräften, und bringet den heiligen Geiſt mit ſich. O es iſt ein geſchäftig mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich iſt, daß er nicht ohne Unterlaß ſollte Gutes thun. Er frägt auch nicht, ob gute Werke zu thun ſind; ſondern ehe man fragt, hat er ſie gethan, und iſt immer im Thun und ſelbſt kein Werk, iſt er der Meiſter und das Leben aller Werke, der Glaube iſt nicht ein fauler loſer Gedanke, ſondern eine lebendige tröſtliche und ungezweifelte Zuverſicht des Herzens ſolch trefflicher Herrlichkeit, dadurch wir mit Chriſto und durch Ihn mit dem Vater Ein Ding ſind, er iſt nichts anderes, denn das rechte wahrhafte Leben in Gott" *).

Wie der Verfaſſer die obige Schwierigkeit zu löſen gedenkt, wird ſich erſt ſpäter herausſtellen; jetzt haben

*) Dieſe Stelle citirt Carriere in ſeinem neueſten Werke: Die phil. Weltanſchauung der Reformationszeit.

wir nur noch auf den Umſtand aufmerkſam zu machen: wie nach der bisherigen Darſtellung die katholiſche Kirche aus der apoſtoliſchen hervorgegangen ſei, ohne daß dieſe ſchon das Prädicat der Katholicität, und die katholiſche das der Apoſtolicität beſeſſen hätte. Und allerdings kann von einem **Semper-Ubique et ab omnibus**, als Elementen der Katholicität, im Urſprunge der apoſt. Kirch., d. h. vor ihrer Ausbreitung durch Raum- und Zeitverhältniſſe, noch keine Rede ſein.

Von jenen Elementen aber iſt der Anfang der Kirche doch wieder ſo wenig ſchlechtweg zu trennen, als von der ſpätern Totalität derſelben die erſten Gläubigen auszuſchließen ſind. Die apoſtoliſche Kirche iſt daher die Katholiſche in der Anlage nach quantitativen Verhältniſſe, und die katholiſche in derſelben Beziehung die apoſtoliſche in der Verwirklichung der Letztern. — Ein Moment von größerer Wichtigkeit hat die obige Darſtellung überſehen darin: daß ſie die Kirche in ihrer Entſcheidung über Harmonie in der Auslegung apoſtoliſcher Lehre (liege dieſe nun im geſchriebenen oder ungeſchriebenen Worte vor) nur von einer Reihe ſchon vorhandener Zeugniſſe abhängig zu erklären ſcheint. Es können aber im Verlaufe

der Zeit Fragen an jenen Lehrinhalt gestellt werden, die früher nie an ihn gestellt werden konnten, und auf welche man daher auch umsonst eine Antwort in der geschriebenen oder ungeschriebenen Überlieferung sucht. Warum sollte aber in solchen Fällen die spätere Kirche nicht wie die frühere handeln dürfen — nämlich als Organ des heiligen Geistes und seines ihr von Christo verheißenen Beistandes, welches Recht die apostolische Kirche in dem Satze formulirte: Placuit nobis et spiritui sancto.

Die Nothwendigkeit zweier Principien für die Wirksamkeit des Evangelium in der ursprünglichen Kirche — führt uns nun auf die Untersuchung: Wie dieselben Principe sich später gegen die katholische Kirche geltend machen konnten, d. h. auf die Nothwendigkeit der Reformation, als Protestation gegen die katholische Kirche in ihrer Gebahrung mit jenen Factoren?

Wir erfahren nun: daß wie die Nothwendigkeit des zweiten formalen Princips die katholische Kirche erzeugte; so auch die ausschlüßliche Geltung desselben, dieselbe Kirche alterirt habe. Wie so?

Vor allem »erlosch das Feuer der apostolischen,

welterobernden Predigt, und die katholiſche Predigt ſank herab zur bloßen Notiz von Chriſto. Dieſe aber erzeugt keinen Glauben.«

Dieſe Glaubensloſigkeit ging dann ſpäter »in Glaubensverkehrung über (in der kathol. Lehre vom Glauben), denn in dieſer iſt Chriſtus nur der Anfang und der bloß nominelle Inhalt des Glaubens, aber keineswegs die ſeligmachende Potenz.«

»Dieſe iſt jetzt die Kirche allein. Dieſe iſt an die Stelle nicht bloß des formalen, ſondern auch des materialen Princips getreten. Die Kirche wird das Ein und Alles.«

In dem bloß nominellen Inhalte ſoll auch der Grund liegen: daß die katholiſche Kirche auch das von Chriſto bereits vollbrachte Werk bloß repetirt (im Meßopfer) ohne Glauben zu erzeugen. Ein Wort des Theologen Nitſch: »der Glaube des Katholiken an Chriſtus fällt bloß in das Präparatoriſche« beſiegelt das Ganze. Kurz: Wie die katholiſche Kirche durch die Nothwendigkeit des zweiten Princips entſtand, ſo nahm ſie auch Geſtalt an darin: daß ſie das zweite formale, den Glauben objectiv begründende Princip an die Stelle des erſten ſetzte.

Gegen dieſen Übergriff ſtand »nun die Proteſtation für das erſte materiale Princip, als das den Glauben ſubjectiv erzeugende, ein; ſo daß von nun an beide Principe als ſolche wieder ins Bewußtſein der Kirche traten.«

Nach dieſer Darſtellung iſt das Verhältniß der katholiſchen zur urſprünglich proteſtantiſchen Kirche gleich dem Verhältniſſe des formalen zum materialen Principe in der Selbſtſtändigkeit beider, mit dem Unterſchiede jedoch: daß die Selbſtſtändigkeit des materialen Princips das formale nicht ausſchließt, welche Exclusivität oder Abſolutheit nur dem formalen Principe in der katholiſchen Kirche zur Laſt gelegt wird. Deßhalb erſcheint auch in dieſer Darſtellung der Proteſtantismus zunächſt als das Beſtreben: »die urſprüngliche Kirche« wieder herzuſtellen« eine Behauptung, um die der Proteſtantismus der Gegenwart eben nicht zu beneiden iſt.

Zu beneiden aber wäre Paſtor Schelling, wenn er uns die Urſachen bekannt machen könnte von dem Erlöſchen des Feuers in der apoſtoliſchen Predigt unter der katholiſchen Leitung. War vielleicht die neue Predigt nicht mehr das concentrirte Evangelium, und daher ohne Macht; den Glauben unmittelbar in den Zuhörern zu

erzeugen? Wie kam aber die Kirche und ihre Predigt um dieſen concentrirten Inhalt? Iſt hier vielleicht ein Naturgeſetz im Spiele, vermöge welchem der heilige Geiſt, der in den zwölf Apoſteln noch concentriſch wirkte, in den Tauſenden ihrer Nachfolger nur noch excentriſch, folglich mit ungleich geringerer Energie wirkſam ſein konnte *).

Auch iſt der Vorwurf alt genug: daß die katholiſche Kirche den Glauben nur als ein theoretiſches ſubjectives Fürwahrhalten aufſtelle, »in welchem aber keine beſeeligende Kraft liege.« Dieſer Nachſatz aber gehört nicht zur katholiſchen Lehre vom Glauben, ſondern iſt ein Zuſatz von Seite proteſtantiſcher Deutung. Denn auch nach der katholiſchen Lehre iſt der Glaube eine göttliche Tugend, weil er Gott zum zwar unmittelbaren aber nicht zum ausſchließlichen Beweggrunde hat, da jener eben das Product von der Gnade und von der Freiheit iſt. So lang aber der Beweis nicht geliefert iſt: daß von dem Fürwahrhalten unter dem Einfluſſe

*) Dieſe Anſicht macht der Verfaſſer geltend in der Lehre von der Inſpiration S. 149 in der Note unter dem Texte.

Gottes, das praktiſche Erleben Gottes eben ſo ausgeſchloſſen ſei, wie vom Erleben das theoretiſche Fürwahrhalten; ſo lange ſollten die modernen ſpeculativen Theologen billig Anſtand nehmen, von ſolch einem exotiſchen Glaubensgewächſe in ihren Treibhäuſern viel Lärm zu machen.

Das mag ſich vorzüglich unſer Paſtor merken, der an der katholiſchen Lehre vom Glauben mit Paſtor Nitſch ausſtellt: »daß ſie Chriſtum nur als den Anfang des Glaubens beſitze.« Denn iſt Chriſtus der Anfang und das Ende zugleich; ſo ſteht auch er im Widerſpruche mit ſolch einer Glaubenslehre, ſo lang ihm der Glaube »als ein freies Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes« gilt, von welchem Chriſtus ſelber ſagen konnte: »Dein Glaube an mich (d. h. nicht mein Glaube in dir) hat dir geholfen.« Über den Tadel aber: daß das katholiſche Meßopfer, als Darſtellung einer vergangenen Begebenheit, keinen Glauben erzeuge, wiſſen ſich die Katholiken eben ſo wie unſer Paſtor zu tröſten: »daß die Wirkung der Taufe nicht vom Glauben der Kinder, wie die des Abendmahls vom Glauben der Erwachſenen, abhänge.« Und wie er hier (bei der Kindertaufe) an der alten Kirche zu loben (§. 4, S. 33)

weiß, daß ſie das Wahre getroffen und feſtgehalten; ſo ſollte er wenigſtens nicht ſo voreilig ſeyn, das opus operatum, welches die katholiſche Kirche in den andern Sacramenten feſthält, als einen Irrthum brevi manu abzuthun. Was wären überhaupt Heilsurſachen, wenn ihre objective Realität (nicht blos ihre Einwirkung auf den Menſchen) vom Glauben des Letzteren abhängig wäre, — was wäre die Kirche ſelber, die im Beſitze und in der Verwaltung der Sacramente ein opus operatum iſt von Seite Gottes? Und nur von dieſer (nicht aber von der menſchlichen) Seite aus betrachtet, hat es einen Sinn, von der Kirche zu ſagen: Sie ſei Alles.

Von Wichtigkeit in dieſem Paragraph iſt noch die Frage: »Läßt ſich kein reiner Katholicismus denken, d. h. als Verbindung und Einheit des materialen mit dem formalen Principe?«

Sie iſt wichtig inſofern, als ſich in ihrer Beantwortung der Grad der Humanität unſerer Zeit in der Beurtheilung der alten Kirche in ihrer Alteration (als dem tiefern Grunde zur Reformation) — abermal herausſtellt. Die Antwort negirt die Möglichkeit keineswegs, beſtreitet ſie aber als eine für die Dauer. Warum?

a. Vor allem ſey das äußerliche Zeugniß (des formalen Princips) noch keine innere Bezeugung, die nur dem materiellen Principe anheimfalle; die innere Bezeugung aber könne neben dem zweiten Princip nur dann beſtehen, wenn ſie und ihr Princip in abſoluter Superiorität vorhanden ſey, und ſo die Kirche ſelber im Fall eines Uebergriffes in ihre Schranken zurückweiſen könne.

b. Dieſe Superiorität des erſten Princips aber habe nicht im Anfange der Kirche ſchon vorhanden ſeyn können, weßhalb auch das zweite Princip vorherrſchen mußte.

c. Dieſes Uebergewicht aber, und mit ihm das des äußerlichen Zwanges, ließ die innerliche Bezeugung nicht aufkommen, und ſo mußte dieſe mit der Zeit in eine Negation des zweiten formalen Principes umſchlagen, d. h. in eine Proteſtation gegen das Princip ſelber, und ein Uebertritt aus dem unvollkommenen in den vollkommenen Zuſtand (der Mündigkeit) war unmöglich.

Jene Negation des zweiten Princips vom erſten iſt aber nur eine der Vorherſchaft des letztern, mithin nur eine Emancipation des erſten vom zweiten, deren Momente ſind:

a) die Erweckung des materiellen Princips als des Mittelpunctes im Evangelium;

b) die Erweckung des formalen Princips als der Form des Evangeliums.

Das Evangelium alſo nach Inhalt und Form iſt das materielle und formale Princip ſelber, und inſofern das Genus beider Principe, dort als Geiſt, hier als Waffe der Reformation.

Vor dieſer Emancipation war die bloß äußere Begründung (Conſervation) des Glaubens im erſten Stadium der Entwicklung des Chriſtenthums ſowohl eine natürliche als eine nöthige. So der Verfaſſer.

In dieſen zwei Adjectionen: »Natürlich« und »Nöthig« concentrirt ſich diesmal die ganze Humanität in der Beurtheilung des Katholicismus, die von Anderen in anderer Weiſe ausgedrückt wird; jedesmal aber wird das Recht zum Austritte aus der alten Kirche, und der von ihm bedingte Fortſchritt auf die Unvollkommenheit eines Urzuſtandes baſirt, dem wieder die Endlichkeit jeder menſchlichen Einrichtung unterſteht.

So findet der Eine jene Unvollkommenheit in der noch ungeſchiedenen Einheit von Kirche, Staat und Wiſ-

ſenſchaft, welche die Kirche ſelber zu einem Gemiſche aller drei ſocialen Gebiete gemacht *). Dieſer Unvollkommenheit läßt Mancher noch einen Zuſtand der Vollkommenheit als apoſtoliſches Zeitalter vorausgehen, auf den auch die Negation der ſpäter eingetretenen Unvollkommenheit wieder einzulenken hat. Wo dieſe Vorausſetzung nicht Statt findet, da iſt der Fortſchritt auf die Scheidung der einzelnen Elemente und ihre dadurch bedingte Ausbildung zur Selbſtſtändigkeit angewieſen. In jener nebelhaften Einheit erblickt man auch den Grund: daß die Intelligenz des Kirchenvorſtandes die wirkliche Gegenwart Chriſti in der Kirche nicht mehr (wie in der apoſtoliſchen Zeit), oder überhaupt nicht erkannt habe, und daß jener deßhalb auf den Einfall gerieth: »eine Stellvertretung Chriſti des einmal Dageweſenen einzuführen, und zu dieſem Zwecke den Glauben an Chriſtum als bloßes Fürwürdighalten zu lehren.«

Daraus erklärt ſich endlich: Wie die Proteſtation

*) Siehe: Grundlehren der populären prot. Dogmatik von H. Karſten. Roſtock 1847.

gegen die beſtehende Kirche mit der Negation des ſpeciellen Prieſterthums im Unterſchiede von der Laienwelt, und mit der Proclamation des allgemeinen Prieſterthums beginnen müſſe, ſey dieſes nun ein ſchon im Urſprunge der Kirche vorhandenes geweſen oder nicht.

Den Grund von der Entſtehung des hierarchiſchen Prieſterthums findet alſo dieſe Anſicht mehr in der theoretiſchen Sphäre des menſchlichen Geiſtes.

Eine zweite ſucht ihn lieber in der praktiſchen. Hier nämlich iſt das Fungiren der Vorſteher im Namen des Abweſenden (deſſen Dageweſenſeyn ſie mit Recht für wahr halten), die Urſache, die mit der Zeit die urſprünglichen Rechte der Gemeinde an ſich zu reißen wußte; ſo daß die Proteſtation der Rechtsloſen gegen die privilegirte Kaſte den Fortſchritt einleitete, und mit der vollen Emancipation der Gemeindeglieder von der Kirchen- und Staatsgewalt endigen muß *).

Ein Dritter endlich ſieht in dem ſpeciellen Prieſterthume und im Heiligencultе der katholiſchen Kirche nichts

*) Siehe: die Presbyterial-Verfaſſung von K. A. Nitzsch. Berlin 1847.

als ein Wiederaufleben des alten Juden- und Heidenthums, da beide Mächte in ihrer relativen Wahrheit vom Chriſtenthume ohnehin nicht vernichtet, ſondern nur modificirt und dadurch gebunden werden konnten, ja in der Grundlehre des Chriſtenthums von der Transcendenz und Immanenz des göttlichen und fleiſchgewordenen Weſens zur Einheit verbunden worden ſind; nachdem das Judenthum zuvor ebenſo einſeitig die Transcendenz, wie das Heidenthum die Immanenz Gottes in der Natur feſtgehalten hatte. Dieſe Lehre von der Einheit beider Daſeinsweiſen des Einen göttlichen Weſens, die in der katholiſchen Kirche ſich abermals aufgelöſt hatte, mußte nun vor allem wieder hergeſtellt und neu verkündigt werden, und dieß geſchah in der Reformation, die das Weſen des Chriſtenthums in dem Satze von der Menſchwerdung Gottes formulirte *).

Jede von dieſen beſtehenden Anſichten ſtellt dem Katholiken ſeine Kirche in Dogma, Recht und Cult als ein in der Geſchichte des religiöſen Geiſtes bereits überwun-

*) Siehe: die religiöſen Zeitkämpfe von Dr. Daniel Schenkel. Hamburg 1847.

denes Moment vor die Augen, mit der Zumuthung: »mit Resignation sich in die historische Dialektik des Weltgeistes zu fügen, unter der auch die Kirche, wie jedes irdische Institut steht.« Und da die wahre Erkenntniß allein die Kraft besitzt, auch dem härtesten Geschicke den Stachel abzubrechen; so wird uns auch noch der humane Rath ertheilt: »jener Dialektik sich im reinen Gedanken zu bemächtigen.«

Und diesen Rath wollen wir auch nicht abweisen. Es wird sich ja zeigen: Wer eigentlich Herr der Kirche und ihres Schicksals ist.

Ob Jener, welcher von Sich sagen konnte: »Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden!« oder ob der Weltgeist, von dem Jener ausgesagt: »daß er als Fürst dieser Welt bereits gerichtet sei.« Es wird sich euch zeigen, mit welchem Rechte die Kirche in ihr Glaubenssymbol das Wort vom Reiche jenes Herrn aufgenommen, **cujus regni non erit finis.** Sein Reich aber, die Kirche des Gottmenschen, ist aus göttlichen und creatürlichen Elementen zusammengesetzt, wie Er selber auch sein Reich unter dem Bilde eines mit Unkraut gemischten Waizenfeldes auffaßte.

Das Schicksal des Unkrauts, vom inimicus homo zur Mitternachtszeit ausgestreut, ist bekannt; aber erst zur Zeit der Ernte geht Jenes in Erfüllung. Unter die bewaffneten Schnitter aber gehört unstreitig der strenge Gedanke, vor dem sich jedoch nur das Unkraut, nicht der Waitzen zu fürchten hat*). Darum frisch ans Werk!

---

*) H. Ludens Urtheil über die Reformation geht dem Hauptgedanken nach dahin: daß die Reformation ein Recht hatte einzutreten, weil sie nothwendig war, und ein Recht fortzubestehen, weil sie nothwendig blieb unter den factischen Zuständen des Lebens. Er nennt es sogar ein Glück: daß die Reformation nicht vollendet wurde, und daß zwischen beiden Kirchen nur ein Waffenstillstand zu Stande kam. Seine Schlußfolgerung daraus lautet: „Nur auf zwei Wegen möchte der alte Knoten (der beide Parteien bei aller Feindlichkeit doch an einander knüpft, ohne sie miteinander zu vereinen) zu entfernen sein. Entweder der Knoten wird zerhauen, damit eine Partei in der andern untergehe — oder: eine neue allgemeine Reform muß ihn lösen und beide Parteien mitsammen versöhnen.“ Luden glaubt an die letztere, und nicht an einen Religionskrieg. »Wenn der Gedanke (an jene) mehr als ein schöner Traum wäre, so würden die Protestanten diese neue Reformation herbeigeführten haben, da sie mit der alten Reformation die Verpflichtung übernommen, das Werk fortzusetzen und zu vollenden, das

Nach obiger Ansicht Pastor Schellings steht erstens die lehrende Kirche der hörenden gegenüber, wie die Ver-

---

ihre Väter angefangen. Von katholischer Seite darf der Anstoß nicht erwartet werden, wohl aber die Ausführung.“

(Siehe dessen Nachlaß und die Ankündigung in der Beilage zur allgemeinen Zeitung 30. Oct. 1847.) — Wir haben nichts hinzuzusetzen als: daß weder diese Ausführung noch jener Anstoß von jener katholischen Partei ausgehen werde, die da „die Unverbrüchlichkeit des romisch-katholischen Kirchensystems“ behauptet aus dem Grunde, „weil dieses ein in sich consequentes und darum längst abgeschlossenes System sey,“ andererseits aber auf die in diesem System kirchlich festgestellte Eigenschaft des Papstes, als des infallibeln Richters in Glaubens- und Sittensachen, mit Schadenfreude hinweise und hinzufuge: „Gestattet dem Papste sein Glaube nicht, den Gebrauch zu billigen, den wir von unserer theuer errungenen Vernunftfreiheit machen, so kennen wir dieß nur bedauern; zu fordern aber, daß Er uns das Recht zugestehe: Ihn als Papst hinsichtlich seiner Entscheidungen eines Besseren zu belehren, ware nichts als eine Zumuthung: daß Er seiner papstlichen Wurde entsage.“ Mit andern Worten aber wollte dieser Parteianführer (im doppelten Sinne) sagen: „Verdächtigt nicht die politische Liberalität des Papstes Pius des IX., die für uns Deutsche von großem Nutzen seyn kann, so viel für Katholisch; für Protestanten aber: Werdet deßhalb ja nicht katholisch. denn der politisch-liberale Papst ist ein theologisch-absolutistischer, und muß es bleiben — was allerdings sehr zu bedauern ist.“ — Dieser Wortführer hat noch wen

treterin des formalen der Vertreterin des materiellen Principes.

Mit welchem Rechte aber Er dem Principe, das den Glauben subjectiv erzeugt, das Streben nach innerer Bezeugung vindiciren könne, iſt eine andere Frage, auf die wir aber keine Antwort des Verfaſſers finden.

Zweitens: In der Zwangsherrſchaft, womit die Kirche das äußere Zeugniß (in der Schrift und traditionellen Auslegung) zum Nachtheile der innern Bezeugung in den gläubigen Kirchengliedern in Schutz nahm, liegt das Recht zur Proteſtation und zum Austritte aus der Kirche.

Die Behauptung dieſes Rechtes wird auch Niemand in der Gegenwart beſtreiten, wer die Autorität und Autonomie des Denkgeiſtes anerkennt. Es iſt ein unveräußerliches Recht, das ihm, ſelbſt im Falle des Fehlgriffes im Erkenntnißgebiete, von keiner andern Autorität ſtreitig gemacht, oder deßhalb von ihr am bürgerlichen oder leiblichen Leben geſtraft werden kann. Der kirchlichen Autorität ſteht in dieſem Falle bloß das Recht

---

dahin: Ein Stultus propter Christum in ſeiner Kirche zu werden, außer der Lehtern aber figurirt er als Sapiens propter mundum.

und die Pflicht der Belehrung des Irrenden, und im Falle des fortgesetzten Widerspruches die Ausschließung aus ihrer Gemeinschaft zu.

Von beiden Rechten hat sie auch Gebrauch gemacht, selbst in der Zeit der härtesten Kämpfe mit den Häresien, ohne alle Unterstützung von Seite der Staatsgewalt, deren Despotie sie in socialer Beziehung nicht minder zu fürchten hatte, als die Unduldsamkeit von Seite der Häresie in wissenschaftlicher Beziehung.

Im Verlaufe der Zeit änderte sich leider! dieses Verhältniß der lehrenden zur hörenden Kirche. Sie trat unter Constantin dem Großen in die Rechte der heidnischen Staatsreligion ein, und ließ es nun theils geschehen, theils mußte sie es geschehen lassen: daß von der Staatsgewalt jetzt die Häresie eben so verfolgt wurde, wie sie selber als falsche Religion zuvor verfolgt worden war. Diesen Schutz der Staatsgewalt nahm sie auch später in Anspruch, als sie nach dem Untergange der römischen Cäsaren an die Stelle der Letztern einen Schirmvogt sich in der Person Karls des Großen auserwählt hatte.

Unser Pastor hat aber darin Unrecht, wenn er die Kirche nur als Vertreterin des formalen Principes und

der in ihm liegenden objectiven Glaubensbegründung mittelſt äußerlicher Zeugniſſe auffaßt, mit Ausſchluß der Vertretung der innern Ueberzeugung, die er dem materiellen (den Glauben ſubjectiv erzeugenden) Principe überläßt. Denn in der Schrift liegt nicht bloß das Zeugniß von Augen und Ohrenzeugen der Erlöſungsthatſachen, ſondern auch das Verſtändniß derſelben Zeugen nach Maßgabe ihrer perſönlichen Geiſtesfähigkeit und Richtung. Myſtik und Speculation ſind als Lebenskeime in den Briefen eines Johannes und Paulus niedergelegt, die ſpäter ihre Ausbildung in der Kirche gefunden haben.

Das geſchriebene Wort aber wie das ungeſchriebene in dem Munde der erſten Glaubensprediger ſtand nach der Verheißung Chriſti unter der Leitung des heiligen Geiſtes, welchen Chriſtus als der zweite Adam, durch das Verdienſt ſeines freien Gehorſams, dem ganzen vom erſten Adam abſtammenden Geſchlechte wieder erworben hatte. Dieſen Geiſt nannte Er ſelber ſeinen unſichtbaren Stellvertreter (advocatus), weil dieſer ſie in alle Wahrheit führen würde.

Iſt nun jenes Verſtändniß als innere Bezeugung nicht zum Abſchluſſe gekommen in den Tagen der Apo-

ſtel (was die Dogmengeſchichte auf jedem ihrer Blatter bezeugt); ſo wird auch das fortlaufende Verſtändniß in der Kirche unter demſelben Geiſte ſtehen, und mithin auch unter dem Urtheile der lehrenden Kirche, die im Auftrage des Herrn der Kirche, alle Völker zu lehren und zu taufen hat, und in dieſem Amte unter dem Einfluſſe des heil. Geiſtes ſteht, der ihre Organe in letzter Inſtanz ſelber eingeſetzt, »die Kirche Gottes zu regieren,« wie dies Paulus der Gemeinde zu Miler verkündete. Was folgt nun aber hieraus?

Hat die lehrende Kirche die Pflicht: die Freiheit des Geiſtes in der Erforſchung der Schrift zu reſpectiren, ſo hat Dieſer auch die Pflicht: das Urtheil der Kirche über das Reſultat der freien Forſchung zu achten; nicht aber das Recht: der Kirche Deſpotie vorzuwerfen, wo dieſe innerhalb der ihr vom Herrn angewieſenen Schranken ihr Amt verwaltet. Werden aber dieſe Schranken von ihr übertreten; ſo racht ſich dieſer Übergriff dadurch: daß er als Extrem das andere hervorruft in der hörenden Kirche. Dieſe verwirft das Richteramt der lehrenden in Wiſſens- und Gewiſſens-Sachen des Glaubens bald aus ethiſchen, bald aus intellectuellen Grün-

den. Und daß in dieſen letztern ſich nicht ſelten der Einfluß der Weltweisheit geltend macht, beweiſt die Geſchichte der Reformation. Wäre Luther kein Anhänger der mittelalterlichen Myſtik geweſen, in der die Theologie unter dem Einfluße der pantheiſirenden Speculation des griechiſchen Alterthums ſtand; ſo würde Er ſeine Appellation an ein allgemeines Concil nicht zurückgenommen, nicht das ſpecielle Prieſterthum durch die Premulgation des allgemeinen, verworfen haben. — Aber auch hierin ging ein Wort des Herrn in Erfüllung. Mit dem Maaße, als die Hierarchie gemeſſen, mit demſelben wurde auch Ihr ſetzt zugemeſſen. Das eigentliche Werk (die Wiedergeburt) war durch das Ablaßweſen in den Hintergrund gedrängt worden, und gerade den größten Ablaß verkündete Luther: Es war der allein ſeligmachende Glaube ohne Werke. — Doch genug hievon.

Wenn wir nun dem Verfaſſer nicht geradezu widerſprechen wollen, wenn er ſagt: daß ein Übergang aus dem Zuſtande der Unmündigkeit in den vollkommenen der Mündigkeit für die hörende Kirche des 16. Jahrhunderts unter die Unmöglichkeiten gehörte; ſo wird er auch uns nicht widerſprechen, wenn wir ſagen: daß

die Kirchenverbeſſerung jenes Jahrhunderts abermal einer Verbeſſerung bedarf, die, als Negation der frühern Negation des alten Katholicismus, eine Affirmation ins Leben der geſammten europäiſchen Chriſtenheit einführen könnte, die dem reinen Katholicismus, als der Einheit beider Principien des Einen Evangeliums, eine feſtere Dauer zuſichern würde. Und da der Menſchheit auf die Dauer mit Extremen nicht gedient iſt; ſo wird auch die zweite Kirchenverbeſſerung ſo wenig als die erſte ausbleiben, wenn die Zeit reif dafür ſeyn wird. Wie weit nun bereits dieſe Reife gediehen, darüber mag uns Paſter Schelling ſelber Auskunft geben; wenn er uns zuvor über Etwas wird Aufſchluß ertheilt haben, was wir bisher unberührt laſſen mußten, um uns nicht von der Hauptſache zu weit zu entfernen.

Wir fragten bereits oben: Mit welchem Rechte Er dem materialen Principe, das den ſubjectiven Glauben unmittelbar erzeugt, das Streben nach innerer Überzeugung vindiciren konnte?

Von jenem Principe wird ja ausgeſagt: daß Es das wahre Object des ſubjectiven Glaubens aufſtelle d. h. die Rechtfertigung durch den Glauben allein an

Chriſtus. Dieſes Object iſt zugleich der concentrirte Inhalt des Evangeliums (jetzt in der Form des geſchriebenen, wie einſt in der des lebendigen Wortes). Von dieſem Objecte wird ferner ausgeſagt: daß Es den ſubjectiven Glauben unmittelbar erzeuge, welche Unmittelbarkeit aber, wie bereits früher bemerkt, nur den Sinn haben kann: daß jenes in der Predigt dargebothene Object als Heilsgut, zunächſt das hörende Subject zur Aufnahme desſelben bewegt, aber doch unter Vorausſetzung eines Verlangens im Subjecte, das aber von jenem Objecte nicht erzeugt wird. Und nur dieſes Verlangen, nicht aber die Frage ſammt Beantwortung: Wie jenes Heilsgut entſtanden? gehört zu den Bedingungen im Subjecte für ſeinen Glauben; Frage und Antwort ſind alſo auch von dem materialen (den Glauben ſubjectiv erzeugenden) Principe nicht erzeugt worden.

Stellt aber das gläubige Subject ſpäter dieſe Frage; ſo liegt zwar ſchon im materialen Principe eine theilweiſe Antwort. Denn dieſes enthält ja das Wort von der Rechtfertigung durch den Glauben an Chriſtus, als den Erwerber jenes rein geſchenkten Heilsgutes. Was aber zur vollſtändigen Beantwortung noch abgeht, iſt der

Zusammenhang zwischen der Person Christi und jener Rechtfertigung, wie nicht minder zwischen der Annahme von Seite des Subjectes und dem Angebothe von Seite Christi. Beide Verbindungen finden sich aber in der heil. Schrift vor, da diese nicht bloß äußerliche Zeugnisse, sondern auch Überzeugungen (Verständnisse) von den Erlösungsthatsachen enthält.

Diese Bezeugungen werden sodann von dem fragenden und gläubigen Subjecte abermal aufgenommen, aber auch zugleich *verdaut* nach dem Maaße seiner innern Befähigung, oder, mit dem Verfasser zu reden: sie müssen *wiedergeboren* werden.

Der Schriftinhalt (als Bericht von Thatsachen und von Verständnissen darüber sowohl von Seite Christi als seiner Jünger) steht also *immer als ein Objectives*, dem *gläubigen Subjecte* gegenüber, das jenen Inhalt in die Gewalt seines erkennenden Geistes bringen will. — Daraus folgt aber: daß dem Objecte als solchem (sowohl in materialer, als formaler Hinsicht) nicht vindicirt werden dürfe, was dem Subjecte als solchem anheimfällt. Jenes als Gegebenes ist der *Geschichte und ihrer Nothwendigkeit* ver-

fallen. Die innere Bezeugung aber, die innerliche Setzung des äußerlich Gegebenen im Berichte, iſt Sache des freien Geiſtes, der in der Verſtändigung Seiner über Sich ſelber, zugleich die Macht beſitzt: Sich über Alles was Nicht Er iſt, zu verſtändigen. In der Selbſtverſtändigung des Geiſtes, dieſem Urdocumente ſeiner Freiheit, liegt auch der Schlüſſel für das, was vom Verfaſſer in der Region des formalen, den Glauben objectiv begründenden, Princips als eine große Schwierigkeit bezeichnet wurde; nämlich: »daß eine, dem Glauben bloß entgegengeſetzte Auctorität noch keine objective Begründung, ebenſo wenig aber Etwas, das ſelbſt wieder ins Subject zurückfiele, eine objective Begründung ſey.«

Kurz die Schwierigkeit ſcheint dem Verf. darin zu liegen: daß eine Begründung, bei all ihrer Objectivität doch nicht bloß ins Object, aber auch nicht bloß ins Subject falle, obſchon ſich dieſes jene objective Begründung wieder vermitteln muß.

Vielleicht wird die Schwierigkeit gehoben, wenn die Begründung ins Subject und Object zugleich aber nicht auf dieſelbe Weiſe fällt?

Denn dem Glaubenssubjecte kann eine Auctorität gar nicht bloß d. h. ausschließlich entgegengesetzt seyn; wenn der Glaube eine edlere Function ist als ein bloß thierisches Aufnehmen von Nahrungs- oder Heilmitteln. Ein Glaubenssubject aber ist nur der Geist, der an Anderes außer ihm nur glauben kann, weil er an sich selber glaubt d. h. an Sich als unsinnlichen Grund seiner theils unsinnlichen theils versinnlichten Erscheinungen.

In diesem Glauben besitzt sich der Geist als Realprincip, und ist darin allein im Stande, Erscheinungen zu denen Er sich nicht als Ursache bekennen, weil er sie nicht auf Sich als Ursache beziehen kann, als Offenbarungen einer Ursache außer und neben Sich zu denken, die so gewiß außer ihm ist, als Er in sich und bei sich ist.

Diese Gewißheit (Begründung) ist also von der Art: daß sie so wenig bloß in das Subject hinein, als bloß ins Object hinaus fällt. Denn ins Subject hinein fällt bloß die eigene Gewißheit; ins Object aber hinaus fällt gar keine Gewißheit, (die mit der Sicherheit des thierischen Instinctes nicht zu verwechseln ist). Vom Object ins Subject zurück, weil ursprünglich von diesem aus

gehend, fällt die Begründung von jedem Objecte für den Geiſt.

Dieſer iſt aber auch mehr als bloßes Subject, im Gegenſatze zu äußern Objecten. Er iſt mehr, als ein ſinnbegabtes Individuum, deſſen ganze Subjectivität nur in einer Verinnerung des Äußerlichen aufgeht. Der Geiſt findet ſeine objective Welt in ſeinen Thätigkeiten, die er auf Sich als Realprincip bezieht, und ſo dieſes als Subject erfaßt und beſitzt, und dieſes mit dem Worte Ich bezeichnet.

In dieſem Sich als Seiend denken (Wiſſen), d. h. im Selbſtbewußtſeyn liegt die urſprüngliche Selbſtvermittlung des Geiſtes, die zugleich die Bedingung jeder andern Vermittlung (Begründung) iſt. In ihm liegt zugleich das Urdocument ſeiner Freiheit, und nur darum iſt es dem Glauben des Geiſtes weſentlich: »frei erzeugt zu ſeyn;« eine Qualität, von der die Reformatoren keine Ahnung hatten, wohl aber ihr unächter Sohn, Paſtor Schelling.

Nach dieſer Erörterung iſt das Übertriebene in der Behauptung leicht in ſeine Schranken zurückzuweiſen: daß die katholiſche Kirche ſich an die Stelle des formalen

Princips und dadurch zugleich an die Stelle des materialen Princips geſetzt habe; ſo daß die Emancipation aus der alten Kirche es ſowohl mit der Erweckung des materialen als mit der des formalen Princips zu thun hatte.

Die Kirche als Lehrauctorität im Auftrage des Herrn und unter dem Beiſtande des heil. Geiſtes, hat weder die Schrift im Großen und Ganzen, noch ihren concentrirten Inhalt außer Cours geſetzt, wenn Sie ſich unter jenen Vorausſetzungen, die zugleich im Inhalte der Schrift vorkommen, als interpretirende Auctorität des Letztern beträgt, und kraft derſelben die neue Oppoſition zu dem bisherigen Verſtändniſſe des concentrirten Schriftinhaltes eben ſo behandelt, wie jede andere vor ihr.

Und als Luther ihr dieſe Auctorität ſtreitig machte, mußte er allerdings mit dem, was Er als Centrum des geſchriebenen Evangeliums erkannte, ſammt der Peripherie des Letztern, aus der alten Kirche austreten, jenes als den Geiſt, dieſe als die Waffe des Proteſtantismus anſehen. Er hatte daher auch die doppelte Aufgabe: aus jenem Geiſte eine neue Kirche zu geſtalten,

und ſie mit der neuen Waffe zu ſchützen, ſo gut es ging.

Wir haben ſchon im Eingange Erwähnung gemacht von dem zweifachen Ziele des Proteſtantismus: nämlich zunächſt Kirche, ſodann Wiſſenſchaft zu werden. Wir ſtehen nun dabei: wie der Verfaſſer beide Aufgaben begründet.

Nach §. 2. ſtehen beide Aufgaben in dem Verhältniſſe zu einander, wie das materiale Princip in ſeiner Selbſtſtändigkeit (Superiorität) zur Selbſtſtändigkeit des formalen Princips. Und wie Jenes in ſeiner Vorherrſchaft ſowohl die Entſtehung des proteſtantiſchen Glaubens, als auch der Kirche (wenigſtens zum Theile) bewirkte; ſo hat die Vorherrſchaft des zweiten Princips den Fortbeſtand des Proteſtantismus, als einer ſelbſtſtändigen Kirche (in der Unabhängigkeit des Sacramentes vom Glauben) und als einer ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft zu verwirklichen. Die Selbſtſtändigkeit der Kirche ſtellt ſich auf dieſe Weiſe als Übergangsglied zur Selbſtſtändigkeit der Wiſſenſchaft heraus.

Der Weg aber, den der Proteſtantismus einſchlagen konnte, um vom Glauben zu einer Kirche zu gelan-

gen, ſoll durch die Theorie (d. h. hier durch die Entwicklung der Lehre von den Sacramenten) gehen, inſofern dieſe zwar etwas Objectives, aber doch ohne Sinnfälligkeit ſey.

Und nur auf dieſe Weiſe ſey dem Proteſtantismus entſprochen, der ſeinem Weſen nach darauf angewieſen iſt: »Seinen objectiven Halt in nichts bloß Äußerlichem (ja überhaupt in nichts Äußerlichem) zu haben.« Auf der andern Seite aber heißt es wieder: »daß der Proteſtantismus das Dogma vom Abendmale doch wiederum nicht als etwas bloß Subjectives anſehen konnte, weil eine Kirche nur dort iſt, wo Etwas gegeben iſt, das eben ſo ein in das ſubjective Glaubensleben hineinreichendes, wie zugleich daſſelbe überſchreitendes, ihm objectiv Entgegenſtehendes iſt und wirkt.« Als ein ſolches aber wird das Sacrament als äußeres Gnadenmittel und Bekenntnißzeichen aufgeſtellt und von ihm behauptet: »daß ohne Sacrament die Predigt ſelber nur ein bloß Subjectives wäre.«

Als erſte Erſcheinung in der hiſtoriſchen Entwicklung des Proteſtantismus (zur Kirche) wird nun der Streit Luthers mit Zwingli und Calvin über das Abendmahl, und mit den Anabaptiſten über die Kindertaufe

aufgeſtellt. Die Wichtigkeit beider liegt (nach Seite 35) darin: daß dort der Glaube zunächſt objectiv begründet (conſervirt) wurde im Sacramente, und durch dieſes erſt die Kirche; hier aber (in der Taufe) die Kirche zunächſt objectiv begründet und ſelbſtſtändig wurde, weil dieſe nicht mehr (wie zuvor) vom Glauben des Subjects an das Sacrament (des Abendmahls) abhängig iſt, ſondern — ohne alle Vorausſetzung des Glaubens — in rein objectiver Weiſe — die Urſache des Heilgutes mittheilt. Taufe wird daher auch das Sacrament der Fortpflanzung der Kirche, inſofern ſie bloß Kindertaufe iſt; das Abendmahl dagegen das Sacrament der Erhaltung des Glaubens in den Erwachſenen genannt.

Aus dem erſtern Streite ging der Proteſtantismus Luthers als Sieger deshalb, weil Er den höhern Zweck der Kirche erreichte, nämlich: die Verbindung zwiſchen Glauben und dem Sacramente, d. h. zwiſchen Inneren und Aeußeren, folglich auch zwiſchen dieſem und jenem. Mittel dazu war: das Sacrament als innerliches Object.

Nicht ſo glücklich ſoll Luther aus dem zweiten Streite gegangen ſein. Hier habe er wohl einerſeits gemerkt: daß

die Bedeutung der Kinder-Taufe in der neuen Kirche gefährdet ſei, da dieſe den Zugang zum Heile nur dem Glauben offen erhielt; andrerſeits aber doch noch nicht (wie die alte Kirche) eingeſehen: daß das Band, welches die Taufe mit dem Glaubensleben verbindet, nicht in der Taufe als ſolcher, ſondern im Zuſammenhange mit der Heilsordnung liege. Darum ſei Luther lieber für den Glauben der Kinder, als für die Unterlaſſung der Taufe bei ihnen eingeſtanden.

Aus jener innern Verbindung zwiſchen dem Glauben, dem Sacramente und der Kirche ergibt ſich nun auch die Beſtimmung des Unterſchieds zwiſchen den beiden Kirchen als ſolchen.

a. In der evangeliſchen ſoll der Glaube der Kirche vorangehen, dieſe iſt nur das ſecundäre, denn ſie hängt eben ſo vom Sacramente wie dieſes vom Glauben ab.

b. Jener innere Verband macht es dem Gläubigen möglich: Kirche zu haben ohne den Glauben zu verlieren; und umgekehrt —

Glauben zu haben ohne die Kirche für überflüßig zu achten.

Kirche ohne Glauben beſitzen die Katholiken:

Glauben ohne Kirche beſitzen die Schwarmgeiſter.

Die Erhaltung des Glaubens kann nie von der Kirche als ſolcher ausgehen, ſondern von der Urſache des Heiles in den Sacramenten. Die Kirche iſt bloß der Exponent der Sacramente.

In der Lehre von dieſen ſoll Luther überhaupt das Richtige getroffen haben: daß ſie nämlich als Mittel zur Erhaltung (objectiven Begründung) des Glaubens die Heilsurſache mittheilen müſſen — ſowohl realiter als durch das bloße Wort.

Jene Realität hat nun Zwingli negirt durch die bloße Erinnerung an die Realität.

Calvin ſetzt zwar eine Realität, aber als Wirkung durch einen Act, der den Glauben überſteigt. Dieſer Glaube nämlich nimmt nur an, was im Worte (der Einſetzung) unmittelbar dargeboten wird.

Gegenüber von Beiden ſoll die katholiſche Kirche zuviel thun. Denn dieſe theile nicht bloß die Urſache des Heils mit; ſondern ſie bringen dieſe Urſache ſelbſt hervor, um ſie nachher mittheilen zu können.

Als Urſache hiervon iſt angegeben: »die Kirche hat ſich an die Stelle der erlöſenden Potenz (an Chriſti

Stelle) geſetzt, Chriſtus hat in ihr nur nominelle Bedeutung «

So viel aus der Darſtellung des Verfaſſers.

Der Proteſtantismus alſo wird Kirche dadurch: daß das zweite (formelle) Princip und mit ihm die objective Begründung (Conſervation) des ſubjectiven Glaubens (die es zu leiſten hat) eine ſelbſtſtändige wird.

Dieſe Selbſtſtändigkeit aber wird dem zweiten Principe nur zu Theil in den Sacramenten des Abendmahls und der Taufe, und zwar auf vollkommne Weiſe nur im letzteren, weil das erſtere in ſeiner Wirkſamkeit noch vom ſubjectiven Glauben, (alſo vom erſten Principe ſelber) abhängig iſt; die Taufe dagegen auch nicht glaubigen Subjecten den Zugang zur Heilsurſache offen läßt. Mit dieſer Unabhängigkeit des Sacraments vom ſubjectiven Glauben wird der Proteſtantismus erſt eine unabhängige Kirche. Da aber das zweite (formelle) Princip, die heilige Schrift iſt; ſo handelt es ſich hier zugleich um eine Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Schrift und Sacrament. Und da haben wir bereits gehört: daß die Schrift zwar auch die Heilsurſache enthalte (in den Berichten von der Einſetzung der Sacramente), aber

dieſelbe nur mittelbar (nicht unmittelbar wie das Heilsgut) beſtättigt; unmittelbar dagegen theilt das Sacrament allein, die Urſache des Heils mit. Kurz: In der Schrift liegt ein Zeugniß von den Sacramenten in deren Beſitz und Verwaltung die lehrende Kirche iſt, dieſe wird daher auch in dem Grade ſelbſtſtändiger, in welchem die Sacramente ſelber (deren Exponent nur die Kirche iſt) mehr oder weniger abhängig vom ſubjecten Glauben d. h. vom erſten (materialen) Principe werden. Die Kirche iſt alſo nur in der Vorweihe (wie Schelling die Taufe nennt) frey; in der eigentlichen Weihe aber (in der Hauptſache) wäre Sie doch wieder unfrey, weil abhängig vom ſubjectiven Glauben. — Dazu kommt noch: daß der Kirche jene Sebſtſtändigkeit nur zukömmt bey der Kindertaufe; mit der die Kirche aber urſprünglich nicht begonnen hat, wohl aber mit der Taufe der Erwachſenen und Catechumenen, von denen Sie den Glauben fordert, hievon aber ſpäter die Kinder der Gläubigen diſpenſirt hat, inſofern Sie ihres Glaubens unter Vorausſetzung ihres Unterrichtes gewiß ſeyn konnte.

Außer dieſem oberflächlichen Grunde gibt es wohl noch einen tiefern in der Heilsordnung liegenden, welcher

die Kirche zur Spendung der Taufe vor allem Unterrichte und dem ihm entſprechenden Glauben berechtigte, welcher Sie ſchon bei der Ertheilung derſelben an die Neugebornen Kinder aus gemiſchten Ehen (zwiſchen Chriſten und Heiden) geleitet hat.

Wo dieſer tiefere Grund aber nicht erkannt und anerkannt wird; da tritt nothwendig die Conſequenz ein: dieſes Sacrament, ſelbſt bei neugebornen Kindern, vom Glauben abhängig zu erklären nach den ausdrücklichen Worten der Schrift: Wer da glaubet und getaufet iſt, wird ſelig.

Jener tiefere Grund aber liegt, wie bereits bemerkt, in der objectiv gegebenen Heilsordnung oder in dem Organismus aller Sacramente, aus welchem ihn das ſubjective Verſtändniß allein zu erheben hat.

Dieſem Verſtändniſſe iſt die Taufe mehr als eine bloße Vorſtufe zum Abendmahle, ſie iſt die Bedingung zur Seligkeit, wie zum Empfange aller andern Sacramente. In ihr geſchieht nichts geringeres als dies: daß der heil. Geiſt dem Menſchenkinde ertheilt wird, der vom Geſchlechte in Folge des Ungehorſams ſeines erſten Stammvaters und ſeiner Schuld gewichen, und

durch den Gehorſam des zweiten Stammvaters und ſein Verdienſt für daſſelbe Geſchlecht wieder erworben worden iſt.

Auf dieſen Geiſt hat alſo jeder Menſch als Glied des ſchuldbefreyten Geſchlechtes, Anſpruch zu machen, der ihm auch unter Vorausſetzung dieſes Anſpruches, von der Kirche, als der fortgeſetzten Erlöſungsanſtalt, ertheilt wird.

Was nun dem Menſchen, als Kinde des Geſchlechtes, d. h. vermög ſeinem Antheil an dem Naturleben in der Gattung — zuſteht, dazu bedarf Er, ſo lang er bloß unter jener Categorie ſteht, keiner Qualität ſeines ſelbſtbewußten Geiſtes, wohin offenbar der Glaube, ſelbſt als bloßes Wahrnehmen und Wahrhalten genommen, zu rechnen iſt.

Im Sacramente des Abendmahls dagegen, handelt es ſich nicht um dieſelbe göttliche Urſache des Heils (d. h. um den unmittelbaren Beweggrund alles vor Gott gültigen Handelns im Glauben, Hoffen und Lieben des Menſchen); wohl aber um die Theilnahme an der menſchlichen Urſache, die uns jenen Geiſt wiedererworben hat durch das Verdienſt eines Gehorſams, welches die Schuld

des ersten Ungehorsams vom ganzen Geschlechte zu heben im Stande war. Es handelt sich hier um die gleiche Theilnahme an der Menschheit des zweiten geistigen Stammvaters, wie wir bereits Antheil haben an der menschlichen Natur des ersten, mittelst leiblicher Abstammung von ihm.

Es wurde daher dieses Sacrament von jeder Confession als ein Sacrament der Lebendigen, nicht der Todten (wie die Taufe) genannt, auch wurde die Seligkeit des Menschen nicht abhängig von dem Empfange derselben erklärt; wohl aber wird die Theilnahme an der leiblichen Verklärung Christi als des Menschensohns verheißen, von der jedoch die Getauften, auch ohne Empfang des Abendmahles, nicht schlechtweg ausgeschlossen werden können.

Nach dieser kurzen Erörterung über die Heilsoeconomie im Organismus der Sacramente, was wollen nun die Vorwürfe sagen, deren sich selbst unsere speculative Theologie nicht entschlagen kann, der doch selber gesteht: daß die alte Kirche in Bezug auf die Administration der Taufe, allein sich unverfälscht erhalten habe (S. 35).

wiewohl sie sich für ihr Verfahren nicht auf die Schrift berufen konnte.

Soll mit jenen etwa nur soviel gesagt seyn: daß von zwey Confessionen, deren jede von einer andern Grundansicht ausgeht, jede auch von der andern in den Corollarien abweichen werde; so versteht sich dieses wohl von selbst, und könnte unter allen Umständen sine ira et studio zur Sprache gebracht werden. Das finden wir aber nicht in dem Ausfalle, der die katholische Kirche mit den Schwärmgeistern in Vergleich bringt, weil diese einen Glauben ohne Kirche, die Katholiken aber eine Kirche ohne Glauben hätten.

Wo die Kirche bloß der Exponent der Sacramente, diese aber — wenigstens zum Theile — vom subjectiven Glauben unabhängig sind, gibts denn da nicht auch eine Kirche ohne Glauben; ja muß es nicht eine solche geben, wenn das zweite (Formale) Princip, und mit ihm die Kirche, zur Selbstständigkeit gelangen soll? Für den Katholiken gibts allerdings auch eine Kirche ohne Glauben, aber nur insofern, als es auch einen Stifter des Himmelreiches auf Erden gegeben, selbst wenn Er keinen Glauben gefunden hätte, und der doch in der Absicht

von Gott in diese Welt gesetzt worden war: dann: er Aufnahme unter den Seinen finde, damit diese der Gewalt theilhaft würden, Kinder Gottes zu werden. Wie aber Christus: so ist auch sein Reich — von Seite Gottes ein opus operatum, mit der Bestimmung: ein opus operantis von Seite des Menschen zu werden. Und ist diese Bestimmung in Erfüllung gegangen; so besteht zwischen Beiden (zwischen Glauben und Sacrament) eine Verbindung wie zwischen dem Bedürfnisse und der Abhülfe, nicht aber wie zwischen der Ursache und der Wirkung.

Wenn ferner der Verfasser den Vorzug der evangelischen Kirche vor der katholischen darin findet: daß dort der Glaube schlechthin der Kirche vorangehe, diese nur eine secundäre sey; so gilt das doch nur vom Glauben Luthers, als des Stifters der luth. Kirche. Luthers Glaube aber ist so wenig schlechtweg dem geschriebenen Evangelium vorangegangen, wie dieses der lebendigen Predigt von der Liebe Gottes in Christo Jesu.

Wir können daher auch die Parallele, die unser speculative Theologe zwischen dem transcendentalen Idealismus und dem Protestantismus zieht, ohne Neid die-

ſem überlaſſen, und ohne alle Unterſuchung über ihre Richtigkeit und Widerſpruchsloſigkeit mit früheren Behauptungen. Was nähmlich im Idealismus, heißt es, nur ein Poſtulat ſey für das Ich und ſeine Welt in der das Ich ſein Nichtich ſetzen ſoll, das ſey im Proteſtantismus eine Wirklichkeit für das Verhältniß zwiſchen Glauben und der Kirche. Und ſo mag denn immerhin der evangeliſche Glaube zunächſt die Sacramente (mit Ausnahme der Taufe) und durch dieſe die Kirche ſetzen, wie das Fichteſche Ich ſein Nichtich geſetzt hat, (das aber auch ſchon lange in ſein Nichts wieder zurückgeſunken iſt, was ſich jener zur Warnung dienen laſſen mag); aber fragen müſſen wir doch den geiſtreichen Zuſammenſteller: Wie er der kath. Kirche zum zweiten Vorwurfe machen konnte: daß Sie im Sacramente des Abendmahls des Guten zuviel thun; indem Sie hier die Heilsurſache ſelber hervorbringen wolle? — Wiederhohlt ſich in dieſen Worten nicht der alte plumpe Kram von der magiſchen Citation unſers Herrn auf dieſelbe Weiſe, wie Zauberer — Geiſter widerwillen durch Zwangsformeln örtlich zu bannen verſtehen?

Wer iſt denn aber in der That ein größerer Thau-

marburge, Jener deſſen Glaube macht: daß Chriſtus präſent wird im Brode, wie deſſen Unglaube macht: daß Chriſtus nicht präſent werden kann? — Wer aber dieſes Kunſt- und Wageſtück durchzuſetzen vermag, der benöthigt freylich keines Dieners am Worte Gottes, um nach dem Auftrage des Herrn (dies thut zu meinem Andenken) die Worte des Letztern zu wiederholen: Das iſt mein Leib.

Und da es Paſtor Schelling bereits ſo weit in der Humanität gebracht hat: daß er in der Polemik mit Katholiken, der Kelchentziehung als eines crimen laesae Majestatis laicae mit keiner Sylbe gedenkt; ſo wäre es wohl auch von ihm zu erwarten geweſen: Jenes Zuviel zu verſchweigen. Allein — wer die Anſicht vom Meßopfer der kathol. Kirche hat, wie Er, der in jenem wieder nur ein Überflüßiges, als Wiederholung eines Dageweſenen nicht mehr Präſenten, erblickt, von dem wäre jenes Zuviel zu verſchweigen, mehr als Zuviel begehrt.

Katholiken können ſich in ſolchen Fällen nur mit der Wiſſenſchaft tröſten, in der es unter vielen andern auch dieſe Anſicht von Chriſtus gibt: daß Er nicht bloß der Einmal Dageweſene, ſondern der Immerdageweſene —

der Inſeparable von dem ganzen Geſchlechte und ſeiner Geſchichte ſey und zwar nicht in dem Sinne einer pantheiſtiſchen Philoſophie, die in der Menſchheit als ſolcher, die Menſchwerdung des göttlichen Logos erſchaut, ſondern im Sinne des Bibelwortes das vom Saamen des Weibes ſpricht, der der Schlange den Kopf zertreten, und die deßhalb ſeiner Ferſe nachſtellen werde, und im Sinne des Wortes aus dem Munde Chriſti ſelber, als er ſprach: Ehe Abraham war, bin ich.

Bevor wir nun zu dieſer Wiſſenſchaft (als der zweiten Aufgabe des Proteſtantismus) und zu der Art und Weiſe: Wie der Verf. ſie zu löſen glaubt, übergehen, wollen wir noch einen Blick werfen auf das Übergangsglied, d. h. auf die objective Begründung des ſubj. Glaubens, die das zweite formale Princip zu leiſten hat (und zwar durch ein vom ſubjectiven Glauben unabhängiges Sacrament, von dem wiederum die Selbſtſtändigkeit der Kirche abhing, wie wir geſehen). Wie kann aber dem Proteſtantismus ſolch eine objective Begründung (Erhaltung) zuſagen, von dem der Verfaſſer doch ausſagt: daß Er überhaupt und ſeinem Weſen nach an einem Äußerlichen ſeinen objectiven Halt nicht habe? —

Die ſogenannte objective Begründung (Conſervation) des ſubj. Glaubens iſt alſo auch hier, ſo wenig dem Schriftprincipe als ſolchem zuzuſchreiben, wie zuvor die Entſtehung des ſubjectiven Glaubens bloß dem materialen Principe, als concentrirtem Inhalte des Evangeliums. Das formale Princip (die Schrift) gibt wohl Nachricht von der Einſetzung der Sacramente, iſt aber ſelber keines von ihnen, die neben der Schrift und unabhängig von ihr daſtehen, und vor ihr beſtanden haben. Die objective Begründung wird daher abermal nicht einſeitig vom Sacramente, ſondern zugleich vom gläubigen Subjecte geleiſtet in ſeinem Streben: Sich über das Gegebene im Leben der Kirche zu verſtändigen, Jenes in die Gewalt des Geiſtes zu bringen.

Und wie zuvor der ſubjective Glaube als das Product eines objectiven und ſubjectiven Factors erkannt wurde; ſo iſt auch deſſen Begründung das Reſultat eines Proceſſes, der ſich entſpinnt zwiſchen objectiv Gegebenen und ſubjectiv Wahrnehmenden und Begreifenden.

Und wie nicht vom materiellen Principe allein die Forderung ausgeht: daß das Evangelium eine Gemüthsmacht werde: ſo geht noch weniger vom formalen Princip

allein die Forderung aus: Gedankenmacht zu werden; ſondern vom menſchlichen Geiſte zugleich, der als ein Freyer jene Forderungen zu den ſeinigen zu machen im Stande iſt. Sein Streben zur Verſtändigung iſt es auch, das von der Theorie der Sacramente fortgeht zur Aufſtellung des Lehrbegriffs, der vom Verfaſſer, als das erſte Stadium erkannt wird in der Löſung der zweiten Aufgabe: Wiſſenſchaft, Gedankenmacht zu werden, die dem Proteſtantismus ſeinen Fortbeſtand zu ſichern hat.

Und doch wird dieſe Macht nur eine mittelbare des Lebens, keine unmittelbare, wie die des Gemüths, genannt, weil das Evangelium ſeinen letzten Zweck nicht in der Erkenntniß (die bloß ein Mittel zum Zwecke) erreiche; ſondern im Glauben d. h. in der unmittelbaren Aneignung des Heilsgutes, die nie durch das Denken zu erſetzen ſey.

Wie iſt nun dieſe Beſtimmung der Wiſſenſchaft: Mittel zu ſeyn, mit der Beſtimmung des zweiten Princips: Volle Selbſtſtändigkeit zu erreichen, zu vereinbaren?

Es wird ſich ſpäter zeigen — Von der Bildung des Lehrbegriffs, die in der Concordienformel ihren Abſchluß

fand, handeln nun die Paragraphe vom 8 bis zum 15 inclusive.

Zuerst wird auf das Motiv dieses Fortschritts aufmerksam gemacht, das in der bisherigen Unselbstständigkeit der Kirche liegen soll, da diese in der Lehre von den Sacramenten immer noch vom subj. Glauben an das Heilsgut, und dadurch vom ersten Principe selber abhängig war, indem Luther selber die Taufe der Kinder von ihrem Glauben bedingt seyn lies.

Die bisherige Superiorität des ersten Princips, muß von nun an der Herrschaft des zweiten Platz machen, welches schon vor seiner Entwicklung das Mysterium (die Ursache des Heils) in den Sacramenten enthält, die zwar als solche noch keine Erkenntniß geben, aber doch die Gegenstände der tiefsten Erkenntniß sind.

Die Heilsursache ist nun als solche (d. h. unabhängig vom Glauben) zu begründen, und hiedurch zugleich das Heilsgut, wie dessen Aufnahme vom Subjecte, der Glaube. Allein — auf der andern Seite zeigt sich doch wieder: daß diese Begründung in der Bildung des Lehrbegriffes doch keine selbstständige ist, denn im §. 9. (der vom Wesen des luth. Lehrbegriffes handelt) heißt

es: daß die Bildung deſſelben immer noch überwacht ſey vom materialen Principe; obſchon ſich in Jener das formale Princip zu expliciren beginnt. Der Lehrbegriff ſey daher auch noch als das Product des fortwirkenden erſten Princips anzuſehen.

Nach dieſer Äußerung aber könnte man nicht leicht die Epoche, in welcher der Lehrbegriff ſich geſtaltet, als die erſte Stufe zu dem zweiten Ziele des Proteſtantismus: Wiſſenſchaft zu werden, anſehen; wohl aber als die zweite und letzte Stufe zum erſten Ziele: Kirche zur werden. Jene erſte Stufe zum zweiten Ziele würde erſt beginnen mit dem Kampfe gegen die Orthodoxie des ausgebildeten Lehrbegriffs — ein Kampf, der aber ſo wenig von dem Principe (das den ſubjecti, ven Glauben unmittelbar erzeugt) als von dem andern, (das dieſen Glauben objectiv begründet) ausgegangen iſt; wohl aber von dem freyen Subjecte, unter deſſen Mitwirkung ſowohl die Entſtehung als die Begründung ſeines Glaubens ſteht. Die objective Begründung des materialen Princips (d. h. der Rechtfertigung als des Heilsgutes) durch das formale Princip (dem das Sacrament als Heilsurſache zuſteht) iſt alſo keineswegs zu

verwechseln, mit der wissenschaftlichen Tendenz, die sich schon in der Bildung des Lehrbegriffes geltend macht, wenn jene auch noch unter dem Glauben des Subjectes d. h. unter der unmittelbaren Annahme des Wortes von der Rechtfertigung ohne Werke, stand.

Dieser Confundirung sind wir in dieser Schrift schon einigemal begegnet. Diesmal aber kommt sie dem Verfasser wohl sehr willkommen, weil er grad mit der Reconstruction einer historischen Entwicklung unter Voraussetzung einer Methode begriffen ist, in der — wie herkömmlich, jedes Moment die Bestimmung hat ein Fortschritt zu seyn; in der also auch das factische Moment des Rückschrittes das Glück hat, als Fortschritt zu gelten.

Daher erklärt sich: Wie der Verfasser in dem fortwährenden Einflusse des materialen Princips dort, wo er bereits zu Ende gegangen seyn sollte, einen Umstand von großer Bedeutung für den Protestantismus erblickt. Denn eben jenem Einflusse sey es zuzuschreiben: daß erstens »das materiale Princip (die Rechtfertigung ohne Werke) selbst als Dogma in das Kirchensymbol, als dessen Kern und Stern, eingetragen worden, wodurch eine

Alterirung der Kirche ſelber unmöglich gemacht worden ſey. Und daß ſodann die ſpätere Wiſſenſchaft ihren Stoff nicht neu zu produciren, ſondern bloß zu reproduciren hatte.« Der Verfaſſer ſetzt noch hinzu: »daß dieſe Wahrheit nur dann erſt völlig erkannt werden könne, wenn die Wiſſenſchaft des Proteſtantismus, ihrer Vollendung nahe ſtehen werde.«

Und fürwahr! wer noch nicht einſieht: daß die proteſtantiſche Wiſſenſchaft nur das ſpeculativ behandelte Kirchenſymbol ſey, der hat von der Klage Hegels ſeinen orthodoxen Feinden gegenüber, keine Sylbe gewürdigt, wenn Hegel ausruft: »Ihr wißt nicht, was ihr an mir verfolgt!« d. h. ihr ſeht mein Syſtem als eine Alterirung der Kirche an, und es iſt doch ihre Verklärung.

Es erklärt ſich ferner die Bemerkung des Verfaſſers über den Zeitpunct der Abfaſſung des Symbols (in der Concordienformel). Er nennt dieſen — den beſten, weil er in die Reformationszeit falle. Denn der Artikel von der Rechtfertigung als Hauptſache wäre nicht ſo feſtgehalten worden in der Theorie, wenn er ſeine Kraft in der Erzeugung des Glaubens nicht mehr practiſch bewährt hätte; wie dies der Fall nach der Reformations-

zeit gewesen seyn würde. »Die bloß speculative Fassung aber eines Gedankens, ohne Bewährung im Leben sey Nichts nütze.«

So viel sich auch gründliches gegen den Nachsatz des Verfassers (in der Unbestimmtheit, in welchem Sinne jene Bewährung zu nehmen) erwiedern läßt; so richtig ist doch seine Bemerkung als eine historische. Denn eine spätere Symbolisirung hätte die Verdammung der Mystiker und Synergisten so wenig mehr durchgesetzt, als die Ansicht des Verfassers sich heut zu Tage Eingang verschaffen wird, die jene Verdammung in Schutz nimmt S. 70 aus folgendem Grunde: »der ganze Prozeß des Protestantismus beruhte darauf: daß das zweite Princip sich in dem Symbole rein d. h. nach Maaßgabe des materialen Princips sich exponirte. Und nichts war gefährlicher für die Reinheit der Entwicklung des Protestantismus, als die Einmischung des wissenschaftlichen Princips, so lang es sich noch um das Symbol handelte. Dadurch war aber zugleich angezeigt: daß auch die Wissenschaft einst, wenn an Sie die Reihe kömmt, ihren freyen Lauf eben so wie das Symbol, haben sollte. Denn jeder organische Prozeß hat eine deste vollkommnere

Entwicklung, je mehr er die einzelnen Stadien ſich für ſich ausbilden läßt und jedes Vorzeitige vermieden wird.«

Das Schickſal der Hegelſchule kann darauf zur Antwort geben: daß die Wiſſenſchaft mit ihrem freyen Verlaufe deßhalb nie an die Reihe gekommen ſey, weil das Symbol in den Tagen ſeines Glückes ſich engherzig die Wiſſenſchaft vom Leibe gehalten habe. Und wenn auch nicht in Abrede geſtellt werden kann: daß vorzeitige d. h. anticipirte Wiſſenſchaft in Sachen des für die Geſammtheit berechneten Kirchenglaubens leicht zu Ärgerniſſen für die Minderbefähigten Anlaß geben kann; ſo iſt doch ein großer Unterſchied zu machen zwiſchen der Verdammung des Irthümlichen, und der Nichtaufnahme des Vor- und Unzeitigen; ein Unterſchied, deſſen Unterlaſſung einer Kirchenauctorität nie zur Ehre gereichen kann.

Wir würden jedoch dem Verfaſſer Unrecht thun, wenn wir anzuführen unterließen, was er an der wiſſenſchaftlichen Tendenz dieſer ſymboliſirenden Epoche doch als eine gute Seite hervorhebt. Das Hervortreten des formalen Princips in jener Tendenz war nöthig, ſagt er, der Myſtiker wegen, die nur durch Wiſſenſchaft zu

widerlegen waren, ja es war ſogar natürlich. Denn die Wiſſenſchaft mußte ſich geltend machen mit dem Hervortreten des formalen Princips, von dem das ſubjectiv Erzeugte (der Glaube) objectiv zu begründen war. Aber ſie mußte auch niedergehalten, mußte im Dienſte des materialen Princips erhalten werden.

Und leider! hat die Geſchichte für die Beſtätigung dieſes Vorganges, ein ſtilles Amen auf der Zunge. Das Kind mußte der Mutter die Augen öffnen, wie ſie zur Schwangerſchaft mit ihm gekommen ſey. — Wahrlich! von dieſer Verkehrtheit wußte die Schrift nichts, obſchon ſie als das Genus vom Heilsgute und der Heilsurſache galt.

Neben und außer ihr aber ſteht der Geiſt des Menſchen mit ſeinen Bedürfniſſen und mit ſeinem Streben: Sich über jene wie über die Abhülfe derſelben zu verſtändigen, beyde auf ihre letzte Gründe zurückzuführen. Und ſein Recht dazu iſt ein angebornes unveräußerliches, das der Proteſtantismus ſelber, der Auctoritat der kathol. Kirche gegenüber, für ſeinen Austritt aus ihr in Anſpruch nahm. Wie kam es aber: daß er jenes Recht auf ſeinem eigenen Boden, in ſeinem neuen Reiche ſobald vergeſſen konnte?

Pastor Schelling sagt S. 66 folgendes: »der Mittelpunct des protestantischen Glaubens hat zwar seinen Ursprung in keiner wissenschaftlichen Theorie (ja überhaupt in keiner Theorie); nichts desto weniger hat das protestantische System eine Theorie, denn der Augustinismus ist sein Fundament. Mit Augustin aber war die Dogmenbildung von den speculativen Dogmen auf die anthropologischen übergegangen. Die Bedeutung nun dieser Ergänzung liegt darin: daß durch diese das religiöse Interesse (im Gegensatze zu dem früheren bloß philosophischen) geweckt wurde; denn die anthropologischen Dogmen können dem Menschen nicht äußerlich bleiben, sie wirken auf sein practisches Bedürfniß. Dieses nun war es, das den Impuls zur Reformation gab, von welcher der Widerstand der Kirche und der Scholastik durchbrochen wurde.«

Wir können uns hier nicht in eine weitläufige Untersuchung einlassen, in wiefern die frühern speculativen Dogmen das religiöse Interesse weniger gefördert hätten als die spätern anthropologischen aus dem Grunde: weil diese in näherer Berührung mit den moralischen Bedürfnissen des Menschen stünden. So viel ist gewiß: daß

das angeſtammte Recht des Geiſtes zur freyen Forſchung, nicht minder ſein moraliſches als ſein intellectuelles Bedürfniß unmittelbar, und mittelbar auch ſein religioſes Intreſſe berührt, ſo lang der Geiſt erkennt: daß Er, was Er iſt, durch Gottes Gnade iſt.

Auch iſt im Auguſtin der Theologe wohl zu unterſcheiden vom Philoſophen, und wenn Jener noch im Dienſte des Neuplatonismus ſtand; ſo machte Dieſer in ſeiner Erkenntnißtheorie im Sinne des Chriſtenthums den erſten Schritt zur Emancipation der chriſtlichen Philoſophie von der antiquen des logiſchen Begriffes nach metaphyſiſcher Behandlung im Sinne Platos oder Ariſtoteles) in ſeinem bekannten: **Vivo ergo sum**, das ein Carteſius in das berüchtigte: **Cogito ergo sum** umſetzte, und ſo der Vater der neueuropäiſchen Philoſophie wurde, in ihrem Ausgange vom ſelbſtbewußten Geiſte des Menſchen. Und wem könnte es einfallen: Die Erkenntnißtheorie (als Pneumatologie), der Anthropologie weniger zu vindiciren, als den theologiſchen Lehrſatz von der **massa damnata**, unter welcher Categorie Auguſtin das ganze Menſchengeſchlecht nach der Sünde ihres Stammvaters

auffaßte, auf welcher ſpäter Calvin ſein Prädeſtinationsſyſtem aufführte.

Es darf auch nicht überſehen werden: daß ſich das chriſtliche Europa des 16. Jahrhunderts redlich in die Verlaſſenſchaft des großen Africaners getheilt hat.

Der Katholicismus griff unter Carteſius eben ſo entſchloſſen nach der Erkenntnißtheorie Auguſtins wie der Proteſtantismus unter Luther nach der auguſtiniſchen Theologie — jedoch mit ſehr ungleichem Erfolge. Mit der auguſtiniſchen Theologie trat zugleich das antique Element in ihr, wie ſolches von der Scholaſtik und noch populärer von der deutſchen Myſtik ausgebeutet worden, aus der alten Kirche hinaus auf den Boden der freyen Forſchung, die es ihm möglich machte, nach allen Richtungen hin ſich ungehindert zu entfalten und zu geſtalten in der verjährten Hoffnung: in ihm endlich einmal den Schlüſſel für das Myſterium des poſitiven Chriſtenthums zu finden.

Der Widerſtand, den daher die Scholaſtik der alten Kirche, der Lehre der neuen Kirche entgegenſetzte, konnte daher freylich nicht ſtark ausfallen, und war deßhalb leicht zu durchbrechen von der Conſequenz mit der

die neue Lehre das eine Princip (die Gnade) der Scholastik entwickelte, während diese das andere Princip (die Willensfreyheit in ihrer Ausschlüßlichkeit bereits im Pelagianismus verurtheilt) mit dem Princip der Gnade wissenschaftlich auszugleichen noch nicht befähigt war.

Die alte katholische Scholastik stand zu der urprotestantischen in demselben Verhältnisse, wie in der neuen Kirche das Lutherthum zum Calvinismus.

Wie jene nähmlich der Vernunft und Freyheit des menschlichen Geistes (ohne über die Creatürlichkeit desselben im Reinen zu seyn) neben der göttlichen Gnade noch einige Geltung ließ; so negirte auch Luther die Freythätigkeit des Menschen nicht gänzlich, indem Er dieser im Gebiethe des Glaubens noch einigen Spielraum ließ (ob mit Consequenz ist eine andre Frage). Calvin dagegen unterwarf alle Thätigkeit schlechtweg einem unbedingten Rathschlusse Gottes. Nach Ihm fiel der göttlichen Gnade die Alleinherrschaft im Reiche Gottes und im Reiche der Welt zu; eine Weltansicht, die ihre speculative Rechtfertigung nur in der Verabsolutirung des logischen Begriffs in seinen Momenten der Allgemeinheit und der Besonderheit findet. Was aber

den Widerſtand der kirchlichen Hierarchie außerhalb der Schule betrifft; ſo hätte dieſer allerdings kräftiger ausfallen können, wenn Jene nach ihrem ſiegreichen Einzuge in die Welt, ihre Hände reiner vom Weltſinne erhalten hätte, wie ſich dieſer zuletzt in dem finanziellen Ablaßkrame zum Ärgerniſſe des ganzen Welttheiles herausſtellte. Ihr Weltſinn war es, der ſchon ſeit einem Jahrhunderte in den chriſtlichen Völkern Europas — den Nothruf nach einer Kirchenverbeſſerung in Haupt und Gliedern erpreßt hatte, und als dieſe nie ernſtlich von der Hierarchie in Haupt und Gliedern eingeleitet wurde, ſo fanden ſie die Völker ſehr bald in der neuen Lehre vom allgemeinen Prieſterthume, welcher ſchon lange in der alten Kirche ſelber, die Predigt vom allgemeinen Geiſtesthume Gottes in der Menſchheit d. h. von der allgemeinen Menſchwerdung Gottes, den Weg gebahnt hatte. In ſolcher Lehre aber wird dem Menſchengeiſte nicht ſein angeſtammtes Recht auf die Dauer geſichert, das weder darin beſteht: als vorübergehende Blutwelle im Kreislaufe des göttlichen Lebens zu figuriren, noch darin: ein vorübergehendes Moment im Selbſtbewußtſeyn der Einen ewigen Weltſubſtanz zu ſeyn; derlei Götterthum kann ihn auf die

Dauer nicht entſchädigen für den Verluſt ſeiner creatürlichen Auctorität und Autonomie. Und hierin liegt zugleich die Antwort auf die obige Frage: Wie kam es, daß der Proteſtantismus das angeborne Recht des Menſchengeiſtes, auf ſeinem eigenen Boden ſo bald vergeſſen konnte?

Und die chriſtliche Wiſſenſchaft hat dem Menſchengeiſte wohl ſeine creatürliche Auctorität und Autonomie, nicht aber ſeine göttliche abſolute zu begründen.

Was jene nun auf proteſtantiſchen Boden zu dieſem Ziele bereits gethan hat, und noch zu thun im Stande iſt, das mag uns nun der Verfaſſer auf ſeine Weiſe zu wiſſen machen.

Die einzelnen Momente in der Entwicklung des lutheriſchen Lehrbegriffes findet er vertreten von Agricola von Eisleben, von Oſiander, (von denen der Verfaſſer jenen einen falſchen Feind, dieſen einen falſchen Freund des Lutherthums nennt) von den Myſtikern in und außer der neuen Kirche, von Melanchton, als dem Urheber des Synergismus. Der Verfaſſer nennt ihn auch das Organ des formalen, wie den Lu-

ther das Organ des materialen Princips. Merkwürdig iſt folgende Äußerung:

»Melanchtons Synergismus, als Lehre von der Gnade und Freyheit kömmt ſchon vor in der 2. Auflage ſeiner loci theologici im Jahre 1535, ohne Beanſtändigung ſelbſt von Seite Luthers. Zehn Jahre nach Luthers Tode wird von Pfeffinger und Striegel das wiſſenſchaftliche Moment auf den Boden der kirchlichen Lehre herübergezogen und hier verurtheilt,« und (wie wir aus dem Munde Paſtor Schellings vernommen) mit Recht!

Welches Recht wird er wohl der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft in der Zukunft angedeihen laſſen?

Wird daſſelbe auf einem feſtern Fundamente ſtehen als auf dem der gegenſeitigen Billigkeit: Wir haben einſt Euch als ſymboliſirende Theologen ſchalten laſſen, nun laßt auch Uns als ſpeculative Theologen unſere Wege wandeln?

Und werden Jene gegen dieſe Freyzügigkeit nicht das bekannte Axiom geltend machen: Summum jus, summa injuria? Und wenn Es geltend gemacht würde; werden die Speculativen den Muth haben, auszurufen:

Fiat justitia, pereat mundus (Orthodoxiae antiquae)? Auch dies wird ſich zeigen, denn wir ſtehen bey der zweiten Hälfte der Schrift, die mit dem §. 16 beginnt unter dem Titel: Umkehrung des urſprünglichen Proteſtantismus.

Die Darſtellung derſelben ſtellt heraus:

1. Die Bedeutung des urſprünglichen —

2. Die Aufgabe des zukünftigen Proteſtantismus.

Jene lag in der Vorherrſchaft des materialen Princips in ſeiner unmittelbaren Glaubenserzeugung, die ſelbſt das formale Princip in ſeinem Hervortritte materialiſirte; indem der bloß formale Satz: Schrift iſt alleinige Auctorität des Glaubens, nun in den materialen umgeſetzt wurde: Alles in der Schrift iſt Glaubensſache.

Mit dieſem Satze aber ſoll das materiale Princip ſein Todesurtheil und zugleich das Zeugniß der Volljährigkeit des formalen Princips unterzeichnet haben. Wie ſo?

»Soll nähmlich der Glaube mehr in ſich aufnehmen als ihm ſeinem Weſen nach zuſteht; ſo muß Er ſich über ſeine Thätigkeitsſphäre hinaus ausdehnen, und dadurch Sich in ſeiner Einfachheit und Integrität zerſte-

ren.« Dieſe Simplicität beſteht darin: »daß der Glaube nur Organ iſt zur Aufnahme des Evangeliums (des Erlöſungsfactums) die ſich einſtellt durch einen Proceß im Gemüthe. Als Organ aber iſt Er nicht fähig: die hiſtoriſche Entſtehung jenes Factums und Glaubens-Objectes in ſich aufzunehmen, die für ihn immer nur eine Vorausſetzung bleibt. Denn zu jener Entſtehung gehören auch die Bedingungen derſelben (wie z. B. die zwey Naturen in Chriſto, wovon die Göttliche ſogar die Trinität Gottes vorausſetzt). Dazu kömmt noch: daß mit dem Abſterben des ſubjectiven Glaubens die Schrift zugleich aufhört, alleinige Auctorität in Glaubensſachen zu ſeyn. Denn die Schrift hatte ihre Sanction nur vom materiellen Principe, da ſein Product (der Glaube) Chriſtum in der Schrift fand, und nur deßhalb dieſe ihm als alleinige Auctorität galt. Auf der andern Seite aber konnte die Schrift ſo wenig als das zweite Princip aufgegeben werden. Jene bedurfte daher einer neuen Stütze, und dieſe fand Sie in dem äußern Dogma von der Inſpiration der heiligen Schrift.«

In dieſem Dogma erblickt daher der Verfaſſer das erſte Zeichen: daß der Proteſtantismus (nach Auf-

löſung ſeines urſprünglichen Weſens im lebendigen Glauben) ſich ganz allein auf das formale Princip ſtütze, mithin zugleich das Zeichen von der wahren Aufgabe des zukünftigen Proteſtantismus. Als man anfing, heißt es, den göttlichen Urſprung der Schrift zu beweiſen, da war die erſte Herrlichkeit des Urproteſtantismus ſchon vorüber.

Sie ergo transiit gloria mundi (novi)? kann der Katholicismus fragen, und muß es höchſt anmaßend finden, wenn man es ſeinem Willen ins Gewiſſen ſchiebt: daß er an den neuen Glauben nicht glauben, kein Vertrauen zu ihm faſſen kann. — Was für ein Glaube iſt dieſer, der nach langer Herrſchaft über das formale Princip, alsbald ſeinen Geiſt aufgibt, wo er dem zweiten Principe eben ſo dienen ſoll, wie dieſes zuvor ihm unterthan geweſen? Wo bleibt hier die Reciprocität in dem geſetzlichen und allmähligen Herrſchaftswechſel zweyer Principe im religiöſen Leben? — Und wenn man auch in dieſer Geſetzlichkeit auf das Moment des Gleichgewichtes beyder Principe verzichten wollte; ſo muß doch das Moment der abwechſelnden Unterthänigkeit für beyde Principe feſtgehalten werden, und darf auf keine Weiſe

gegen die absolute Alleinherrschaft des einen, mit Verzichtleistung auf all und jeden Einfluß des andern als eines dienenden, vertauscht werden. Es ist diese Willkür in der Gradbestimmung des Steigens und Fallens zweyer Factoren desto auffallender; da doch der Verfasser dem Umstande: daß das materiale Princip in den Lehrbegriff »als Kern und Stern« desselben aufgenommen worden sey, eine hohe Bedeutung deßhalb beylegt: weil dann die spätere Wissenschaft keineswegs den Stoff neu zu construiren, sondern denselben bloß zu reconstruiren brauchte, womit zugleich der Einfluß des bereits gegebenen Stoffes auf die wissenschaftliche Reconstruction anerkannt wird.

Obige Willkür läßt sich daher nur begreifen als Einleitung zur Willkürherrschaft der spätern Wissenschaft, die sich so wenig um den ursprünglichen Glauben bekümmern mag, als dieser im Ursprunge des Protestantismus das Wissen der Vernunft respectirt hat.

Diese Willkür offenbart sich hier schon darin: daß der Glaube (als Wirkung des ersten Princips) auf einmal das Organ genannt wird zur Aufnahme des Evangeliums als eines Erlösungsfactums, da er doch früher

als die Aufnahme des Heilsgutes galt, bey welcher aber der Geiſt ſelber in ſeiner Bedürftigkeit und in ſeinem Verlangen, als das Organ vorgeſtellt werden mußte.

Von dem Wiſſen des Geiſtes um die Realität dieſer ſeiner Endlichkeit, (vom Selbſtbewußtſeyn des Geiſtes, in welchem Er zugleich an Sich ſelber als Princip ſeiner Erſcheinungen glaubt) würde nun auch der Glaube an die Realität der unendlichen Abhülfe abhängen, und es wäre gewiß nicht zu befürchten: daß die Forderung an den letztern Glauben: Sich zu ſtrecken und zu dehnen über das Heilsgut hinaus bis zur Zweiheit der Naturen in der Heilsurſache, und von da bis hinauf in die Trinität (in der der Logos das zweite Moment in der Perſönlichkeit des Abſoluten iſt) — es wäre nicht zu fürchten: daß der Glaube in dieſer Ausdehnung eine Folter erleben und auf ihr den Geiſt aufgeben würde. Denn mit dem Glauben des Geiſtes an Sich als creatürliches Princip ſteht ja auch der Glaube an Gott als reale Weltcauſalität im dialectiſchen Zuſammhange.

Ein anderes wäre es freylich: wenn etwa der Geiſt ſeinen Gottesgedanken, dem aufgenommenen Heilsgute d. i. dem chriſtl. Glauben allein zu verdanken hätte. Hier wäre es

allerdings mehr als möglich: daß ihm das Heilsgut und deſſen Urſache (Chriſtus) vor allem, und hinterher erſt die Urſachen von Beyden zum Bewußtſeyn kämen, und es wäre ihm dann auch nicht zu verargen: wenn er beym Heilsgute und deſſen Urſache ſtehen bliebe, ohne ſich um dieſe als den Sohn des lebendigen Gottes zu bekümmern in der Angſt: daß bey dieſer Extenſion der Glaubenskraft ihre Intenſivität zu Schaden kommen könnte.

Eine andere nicht gleichgültige Frage des Katholicismus an dieſer Stelle iſt dieſe: Ob ſolch ein verrenkter und halbtodter Glaube, wenn er ja noch ſein Leben friſten wollte, ſich nicht wird bequemen müſſen (gleich dem katholiſchen) zum Fürwahrhalten deſſen, was er früher ohne dieſem ſchlechtweg geglaubt hat? Die bejahende Antwort iſt ſehr wahrſcheinlich: denn wir finden als die Wirkung von dem Einfluße des materialen auf das formale Princip, die Verknöcherung des Lehrbegriffs aufgeſtellt. Es tritt nähmlich in der evangeliſchen Kirche ein Juſtand ein unter dem Nahmen: »Neues Pabſtthum und neue Scholaſtik,« jedoch mit dem zugeſtandenen Unterſchiede: »daß die neue Scholaſtik nicht die ſpeculative Productivität beſaß, wie

die alte, da dieſe nicht vom todten Buchſtaben der Schrift, ſondern von der katholiſchen Kirche in ihrer Realität be[illegible]ſcht wurde.«

Es erinnert dieſes humane Zugeſtändniß ſehr an ein anderes in unſern Tagen oft wiederholtes, nach welchem dem lebendigen Pabſtthume vor dem papiernen im Symbolzwange, der Vorzug eingeräumt wird; da nähmlich dort eine gebildete Perſönlichkeit die vermittelnde Macht iſt zwiſchen der Vergangenheit und der Gegenwart im Verſtändigungsprozeſſe über den Schriftinhalt; hier aber eine kalte Formel.

Es wird auch nicht ſelten dieſer Zuſtand in der evangeliſchen Kirche mit dem ähnlichen in republicaniſchen Staaten verglichen, in denen die Herrſchaft des veralteten Geſetzes als der vermittelten Macht, nicht ſelten durch gewaltſame Revolutionen abgeſchafft, die mit aber der Staat ſelber geſtürzt wird. Verſteht nun unſer Theologe unter dem Worte Realität der Kirche die lebendige Vermittlung der intelligenten Gegenſätze im Intreſſe der Glaubenslehre (ſey es nun in der Form der allgemeinen Concilien, oder ohne dieſen durch die Centralgewalt unter Berathung mit ihrem Con-

ſiſtorium), ſo iſt dagegen nichts Erhebliches einzuwenden, obſchon noch nicht Alles in Rechnung gebracht iſt.

Jene Realität iſt nähmlich nicht bloß in der Natur des creatürlichen Geiſtes in den Gliedern der lehrenden Kirche; ſondern auch in der des heiligen Geiſtes zu ſuchen, unter deſſen Einfluſſe dieſe ſteht, da dieſer ſie in der Forſchung nach Wahrheit, nach der Verheißung des Herrn auch in alle Wahrheit zu leiten hat. Und ſo wenig von jener Leitung die freie Forſchung überflüßig; ſo wird auch jene Leitung von der Forſchung nicht unnütz gemacht. Jene ertheilt ſelbſt in dem Falle ſubjectiver Gewißheit, dieſer doch den Character objectiver Sicherheit. — Und ſo gab es allerdings ſelbſt im Mittelalter Zeiten, wo die freye Forſchung und durch ſie die ſpeculative Production in der alten Kirche blühte.

Es war dies die Zeit des noch überall herrſchenden Glaubens an den höhern Beyſtand der lehrenden Kirche, den ſelbſt die einzelne Haereſie in Theſi unangefochten ſtehen lies. Man fürchtete in dieſer Vorausſetzung ſelbſt die ungewöhnlichſte Aufregung der forſchenden Geiſter nicht, in der Hoffnung: daß dieſe eine

Auctorität mit dem göttlichen Rechte ausgerüſtet: das Hieher und Nicht weiter auszurufen, nicht von ſich weiſen würden.

Allein eben ſo gewiß iſts: daß jene Furchtloſigkeit mehr von einer Maxime, und weniger von dem Pflichtgefühle (der Achtung vor dem Rechte des freyen Geiſtes) getragen wurde, wodurch allerdings eine Unſicherheit in dem Kirchenregimente ſich einſtellte, indem was heute von dem Oberhaupte zugeſtanden, morgen von ſeinem Nachfolger wieder zurückgenommen werden konnte.

Die Maxime nun zum Rechtsgrundſatze zu erheben in der Anerkennung der Auctorität des freyen, neben der Auctorität des göttlichen Geiſtes, dies war allerdings eine Aufgabe, welche von der Previdenz der Zeitalter der Reformation zur Löſung anvertraut war, an welche aber Niemand weniger als die Reformatoren ſelber dachten; die jetzt eben ſo deſpotiſch gegen Andersdenkende verfuhren, wie zuvor die Inquiſitionen (Zum Belege dient das harte Schickſal, was der Spanier Servede unter Calvin erlebte). Dies wird nun heut zu Tage zwar nicht mehr in Abrede geſtellt, aber auch nur als katholiſcher Überreſt in der neuen Kirche gedeutet.

ſtatt dieſen Überreſt als antique Gedankenmacht zu würdigen, deſſen ſich das chriſtliche Europa als Teſtamentsexecutor vorchriſtlicher Bildung, nicht plötzlich entſchlagen konnte.

Die Reformation vindicirte nun den Individuen, was ſie ſoeben der Totalität der lebenden Kirche entriſſen hatte, d. h. den Einfluß des heiligen Geiſtes, welchen ſie ſogar zum perſonbildenden Principe im natürlichen Menſchen erhub (um mich eines beliebten Ausdruckes der Gegenwart zu bedienen); hiemit aber den creatürlichen Geiſt des Menſchen in ſeiner Auctorität gegenüber der Auctorität Gottes, nothwendig läugnen mußte.

Dieſe Willkürherrſchaft der Subjectivität unter der Signatur des heiligen Geiſtes in der neuen Kirche, konnte nicht ohne Rückwirkung auf das alte Kirchenregiment bleiben. In ihm ging die frühere Liberalität ſelbſt als Maxime unter. Die freye Bewegung verlor das Vertrauen und leicht war es von Nun an, den intendirten Fortſchritt als Neuerung zu verdächtigen. Die Verflüchtigung des Gegebenen in der Offenbarung auf der einen Seite, hatte auf der andern die Verſteinerung

des Errungenen zur Folge, eine Kopfwunde, die die Reformation dem Katholicismus geſchlagen, und die von der Staatspolitik nicht ſelten als Fontenelle behandelt wurde, um katholiſches Gehirn vor plötzlichem Wahnwitz zu bewahren. Jener Wunde möge ſich der Proteſtantismus unſerer Tage wohl erinnern, wenn es ihm Ernſt iſt mit ſeiner Aufgabe und ihrer Löſung, an der auch der Katholicismus ſich betheiligen ſoll.

Was überdies die Schule im neuen Pabſtthume betrifft, ſo verdient ſie wohl den Nahmen neue Scholaſtik; aber auch nur inſofern, als ſie ſich von der alten dadurch unterſchied: daß ſie das Element der antiquen Speculation (die Begriffsherrſchaft) reiner hervorhob und einſeitiger ausbildete, und daher auch die Gnade Gottes Alles in Allem ſeyn und wirken ließ; während die alte Scholaſtik, neben dieſer — die Vernunft und Freiheit des Menſchen zugleich mitlaufen ließ, ohne das Verhältniß beyder Elemente zu einander, aus dem Grundgedanken der Offenbarung alter und neuer Zeit von der Creation — beſtimmt und gerechtfertigt zu haben, welche ſelbſt vom Engel der alten Schule (Thomas von Aquin.) nur begrifflich gedeutet wurde, wenn er ſagt:

Nomine creationis designamus emanationem totius Entis a causa universali, quae est Deus. Von ſolch einer Creation maßte Er ſodann freilich behaupten: **Mundum coepisse, sola fide tenetur.**

Nach dieſer Berichtigung kehren wir zum Verfaſſer zurück, der uns jetzt mit der Reaction gegen das neue Pabſtthum und ſeine Scholaſtik als ſymboliſche Orthodoxie bekannt macht, ſowohl von Seite der poſitiven als rationellen Theologen. (von §. 18 bis §. 22.)

Auf jener Seite werden uns als Wortführer aufgeführt: Quenſtädt, Calixtus, und Spener.

Auf dieſer ſind die Vertreter der damals ſogenannten natürlichen Theologie: Baumgarten, Reimarus und Leſſing.

Dieſer Reaction auf deutſchem Boden kam der Deismus Englands und Frankreichs zu Hülfe, der die Orthodoxie zwar deſtruirte, aber auch die Emancipation des formalen Princips (der Schriftauslegung) von der ſymboliſchen Orthodoxie herbeyführte; ſo daß ſofort die Theologie nur von der Schrift allein ausgehen konnte.

Als Männer von Einfluß auf dieſen Ausgang wer-

den genannt: Ernesti als Vater der historischen Interpretation und, Semler als Vater der kritischen Schriftforschung. An diesem wird vorzüglich gerühmt: daß er die Theologie über die Gefahr hinüber brachte, dem englischen und französischen Atheismus (unter Friedrich dem Großen) zur Beute zu werden; und daß an seiner Persönlichkeit die Wogen der Untheologie und Unphilosophie eines Bahrdt und Nicolai zerschellten. — Endlich Storr und seine Schule, welche die Orthodoxie stützte, durch die Aufsuchung der äußern Zeugnisse für die Ächtheit der heil. Schriften, die sie an die Stelle des bereits gefallenen Dogmas von der Inspiration zu bringen versuchte.

In diesem Abschnitte (von §. 18 bis §. 22) äußert sich der Verfasser auch über die Bedeutung des Supranaturalismus und Rationalismus. Und wenn Er jenen den Rationalismus im Dienste der Orthodoxie nennt, so gilt Ihm dieser als die natürliche Theologie selbst, weil diese nichts anders gewesen sey als die Vernunft in ihrem formalen Vermögen, das seinen realen Inhalt im kirchlichen Systeme fand. Daraus erklärt er nun: wie die natürliche Theologie im Bunde mit der

Speculation Wolfs die Orthodoxie gegen die antichristliche Zeit-Philosophie eine Zeitlang in Schutz nehmen konnte; bis jene endlich mit der Philosophie Kants eine Verbindung einging und beyde mit vereinten Kräften das kirchliche System bestritten.

Jene erste Allianz der Philosophie mit der natürlichen Theologie befremdet den Verfasser so sehr, daß Er (S. 102) jene einer besondern Untersuchung unterwirft in der Frage: Warum begibt sich die Philosophie (in Wolf) ihrer Selbstständigkeit und tritt in den Dienst der natürlichen Theologie?

Seine Antwort ist in Kürze diese: Im wolfischen Systeme concentrirt sich die bisherige Entwicklung der Philosophie seit Cartesius, der den Begriff des nothwendig Existirenden (der Substanz) als einen Fundamentalgedanken in die Philosophie einführte. Dieser Begriff aber war noch bey Cartesius involvirt in dem ontologischen Beweise vom Daseyn Gottes, folglich auch in seiner natürlichen Theologie.

Nach den verunglückten Versuchen eines Spinoza und eines Leibnitz: aus dem Substanzbegriffe ein Sy-

ſtem zu entwickeln, fiel derſelbe Begriff wieder der Ontologie, und ſomit der natürlichen Theologie anheim.

Nach ſolch einer Antwort muß man ſich wundern: Warum es unſern Paſtor nicht ungleich mehr befremdete: daß das formale Princip in ſeiner Losgeriſſenheit vom materialen (das die Entwicklung des Lehrbegriffes beherrſcht hatte und in welcher Jenes verkündigen müßte: Alles in der Schrift ſey Glaubensſache) doch noch zu einer natürlichen Theologie gekommen ſey, als daß dieſe Theologie mit der Speculation gegen eine antichriſtliche Philoſophie ſich verbunden habe? Sollte Er vielleicht im Stillen den Gedanken hegen: daß das Schriftprincip ſich wenigſtens indirecte für das Daſeyn einer natürlichen Theologie als Bedingung der hiſtoriſchen Offenbarung (die es nur mit der Erlöſung des natürlichen Menſchen zu thun hat) erkläre?

In dieſer Vorausſetzung aber ſollte der Verfaſſer zugleich eingeſtehen: daß der urſprüngliche Proteſtantismus zu weit gegangen ſey, wenn er in ſeinem Lehrbegriffe dem natürlichen (unter dem Sündenfalle ſtehenden) Menſchen alle Fähigkeit für die Erkenntniß und das Bekenntniß Gottes und göttlicher Dinge abſprach,

und jene erſt mit der Aufnahme des dargebothenen Heilgutes d. h. mit dem Glauben (als unmittelbares Erzeugniß des erſten Princips) in den Menſchen einziehen läßt. (Der Verfaſſer denkt hierüber freylich anders, wenn er den Glauben zugleich als ein vom freyen Geiſte vermitteltes Erzeugniß gelten läßt.)

Bey weiterer Unterſuchung würde er gefunden haben: daß die natürliche Theologie nichts anders geweſen ſey, als ein vom Urproteſtantismus beſeitigtes Element der alten Scholaſtik, welches ſich wieder gegen die neue Scholaſtik Geltung zu verſchaffen wußte, und zwar als rationales gegen das irrationale Moment des neuen Pabſtthums. — Er würde auch gefunden haben: daß die natürliche Theologie nicht die Vernunft als bloß formales Vermögen ſey, das all ſeinen Inhalt aus dem Syſtem der neuen Kirche (oder der Offenbarung überhaupt) nehmen müſſe. Denn die alte Scholaſtik erklärte den Gottesgedanken in der Vernunft des Menſchen als einen angebornen Begriff, deſſen Inhalt das aller realſte und daher das allervollkommſte Weſen ſey. Wo aber Realität, da iſt nicht bloße leere Formalität. In dieſer Einheit von Form und Inhalt faßte ſelbſt Car-

teſius den angebornen Gottesbegriff auf, von dem er ſogar das Wiſſen um jede andere Realität und Vollkommenheit abhangig ſeyn lies.

Es iſt daher auch als eine hiſtoriſche Unrichtigkeit anzuſehen: wenn der Verfaſſer den Subſtanzbegriff von Carteſius in die Philoſophie eingeführt glaubt. Carteſius hat wohl dem Dualismus der Subſtanzen im relativen Daſeyn, in der Philoſophie Haltung verſchafft, die aber den Subſtanz-Begriff ſelber ſchon vorausſetzte.

Dieſer Dualismus ſchlug ſchon in Spinoza in den Monismus um, und zwar conſequent deßhalb: weil Carteſius unterlaſſen hatte: das Verhältniß der beyden Subſtanzen im relativen Daſeyn zur abſoluten (allerrealſten) Subſtanz zu beſtimmen. Wo aber Monismus in der Form des logiſchen Begriffs, da iſt nothwendig auch der Pantheismus, der ſich mit dem Chriſtenthume (in ſeiner Lehre zunächſt von der Sünde als freier That des Menſchen und von der Erlöſung deſſelben als freyer That Gottes und des Menſchen zugleich, zuletzt aber auch von der Weltſchöpfung als freyen That Gottes) auf die Dauer nicht vertragt.

Und dieſe Unverträglichkeit erkannte Leibnitz, der

es daher unternahm: die Philoſophie von Neuem zu Fundamentiren in einem Monadismus, der den Subſtanzbegriff nicht mehr in der Form der nummeriſchen Einheit, ſondern in der der Vielheit unter einer Urmonas auffaßte, welche unter den zahlloſen Weltvorſtellungen (als Inhalt ihrer Intelligenz) die beſte auserwählt und verwirklicht (erſchaffen) hatte durch einen Act ihres allmächtigen Willens zwar, aber auch zugleich durch Specification ihres eigenen Weſens *). Auf dieſe Weiſe ſollte die Weltſchöpfung und in dieſer Welt die Sünde und die Erlöſung, im Sinne der göttlichen Offenbarung ihre wiſſenſchaftliche Rechtfertigung finden. Daß auch dieſe Weltanſicht weſentlich eine ſcholaſtiſche im alten Style war, wird Niemand läugnen, der dem Inhalte jener tiefer auf den Grund geſehen; neu war nur die Form, die aber nicht hinreichte: das Blatterngift der alten Scholaſtik in ihr unſchädlich zu machen.

Jenes äußerte ſich zunächſt als Dogmatismus in

*) Dieſe Specification wurde Effulguration genannt, zum Unterſchiede von der frühern, unter dem Nahmen Emanation. Jene wird daher auch Emanation auf trockenem Wege genannt.

der wolfischen Systematisirung des leibnitzischen Entwurfs, der (wie die Scepsis des sogenannten Empirismus unter Hume) von Kant gestürzt wurde, der wie einst Cartesius, abermal radical verfuhr, und wie dieser, in der gangbaren Philosophie aufräumte. Auch unser Theologe verweilt bey dem Kriticismus Kants und seinem Einfluße auf die natürliche Theologie — als einen nachtheiligen wie wir bereits gehört — und noch weiter vernehmen müssen.

Folgende Bemerkung mag unser Referat über die verkantische Philosophie im Bunde mit der natürlichen (rationellen) Theologie schließen.

Merkwurdig bleibt es: daß wie die alte Scholastik mit einer doppelten Wahrheit (einer philosophischen und theologischen endigte); so auch die neue Scholastik im neuen Pabstthume mit einer doppelten Wahrheit innerhalb der Offenbarung ihr Leben begann. Luther unterschied nähmlich zwischen einer gewöhnlichen und einer außerordentlichen (geheimen) Wahrheit in der heiligen Schrift. (*)

(*) Er unterschied zwischen Deus praedicatus (revelatus — incarnatus) und Deus absconditus oder zwischen

Dorthin zählte Er alle jene Aussagen, die zu ihrer Voraussetzung die Freiheit des Willens hatten, welche also nicht zu dem Inhalte der geheimen Offenbarung gehörten, unter deren Schutze Er die Alleinherrschaft der göttlichen Gnade und die Knechtschaft des menschlichen Willens (servum arbitrium), der Welt als vergessene Lehre verkündigte. Jenes frühere Ungethüm in der Gedankenwelt war es, was einen Carteſius herausforderte: dem großen Gedanken Auguſtins von der Einen Wahrheit empiriſch auf die Spur zu kommen, die ihn auch diesmal weiter führte, als ſeinen Vorgänger in der Erkenntniſstheorie (wie bereits Oben erwähnt wurde).

Wird Kant es ſeyn, der gegen das zweite Ungeheuer, gegen eine Offenbarung die nichts offenbart, auftritt?

Der Verfaſſer nennt ihn den Binder des Proteſtantismus, weil er den Dogmatismus der wolfiſchen Philoſophie und die natürliche Theologie ſtürzte und ſo die Vernunft erlöſte, die zuvor erlöſt ſeyn mußte, ehe

---

verbum Dei et Deus ipse. Er ſagt: Multa vult Deus quae verbo suo non ostendit sese velle. Sic non vult mortem peccatoris verbo scilicet, vult autem illum voluntate illa inperscrutabili. (De servo arbitrio.)

ſie das formale Princip aus der Abhängigkeit von Symbolglauben befreyen, dafür aber ihm die Abhängigkeit von der Vernunft und ihrem Syſteme vindiciren konnte, aus dem die heilige Schrift hervorgegangen und deßhalb aus beiden allein zu begreifen iſt. — Allein dieſe Erloſung von Seite Kants erſcheint, nach der Darſtellung des Verfaſſers ſelber, als eine ſehr beſchränkte. »Die Vernunft blieb immer noch im Formalismus ſtecken, ſo lang ihr Verhältniß zu den Dingen der Außenwelt, nur als eines der aprioriſchen Formen zu den apoſteriori ſchen Erſcheinungen angegeben wurde und deßhalb über dieſen Gegenſatz nicht hinaus kam, und das Anſich der Dinge ihr immer unzugänglich bleiben mußte.«

Es wird daher auch ganz richtig bemerkt: daß dieſe Transcendenz nur vom Subſtanzbegriffe geleiſtet werden konnte; da die Subſtanz als Princip von Erſcheinungen ein Unſinnliches iſt, das über die Erſcheinung hinaus liegt und deßhalb den eigentlichen Inhalt für die Vernunft liefert; daß ferner mit dieſem Inhalte erſt die Vernunft eine conſtitutive (nach dem Ausdrucke des Verfaſſers eine progreſſive) werde, nicht mehr bloß eine regulative (regreſſive) ſey. Denn nach Kants theoreti-

ſcher Philoſophie fiel nicht bloß der Subſtanzbegriff, ſondern auch der Ichgedanke unter die aprioriſchen Stammbegriffe (Categorien), deren Beſtimmung in der Regulirung des materiell Gegebenen in der Erfahrungswelt aufging. — Es iſt nicht leicht zu erklären: Warum dieſer Panegyriker des kantiſchen Verdienſtes um den Proteſtantismus — die Kritik der practiſchen Vernunft ganz umgeht, die doch, unter Vorausſetzung des bewieſenen categoriſchen Imperativs, zu den Poſtulaten: Freiheit, Gott und Unſterblichkeit führte, auf denen ſodann der Rationalismus der proteſtantiſchen Kirche ſein Gebäude aufführte, dem auch Niemand den Vorwurf machen kann: daß ihm die Emancipation des formalen Princips von dem materialen nicht gelungen ſey. — Oder ſollte der Verfaſſer vielleicht jenes Verdienſt mehr der Entwicklung der kantiſchen Grundlegung, als dieſer ſelber zukommen laſſen? So ſcheint es, indem Er nun auf Fichte und Schelling übergeht, die beyde glücklicher als Kant in Verfolgung ihres Zweckes geweſen ſeyn ſollen. So ſoll Jener den Subſtanzbegriff poſitiv (nicht bloß negativ) vorbereitet haben, da aus der Selbſtpoſition des Ichs, directe das lebendige Subjectobject hervorgegangen ſey; Schel-

ling aber hierauf den Subſtanzbegriff factiſch aus Licht gezogen haben, in der methodiſchen Production des Natur- und Geiſterreichs aus der Subſtanz. Dieſer Prozeß, heißt es, lag in der Subſtanz ſelber, die von der Natur als ihrem Objecte zum Geiſte als ihrem Subjecte fortging, ja über beyde Sphären hinausgriff. In dieſem universalen Weſen ſoll nun erſt die Philoſophie ihr Vernunftideal gefunden haben, worin Sie zugleich erkennt: das die Welt, in Vergleich mit jenem Ideal, das Nichtſeyende ſey. Jenes Seyende aber ganz in ihren Beſitz zu bringen, dahin ſey von Nun all ihr Streben gerichtet geweſen.

Hat Sie aber dieſes Streben auch erreicht?

In der Beantwortung dieſer Frage kommt der Verfaſſer endlich auch auf Hegels Leiſtungen zu ſprechen, ohne ſeinen Namen zu nennen. Er meint: die Dialectik nach Kant hätte zu zeigen gehabt: wie die Vernunft — obwohl conſtitutiv in Bezug auf das Weltganze — doch nur regulativ verfahren könne in Bezug auf das Vernunftideal als das Überſinnliche. Sie habe ja ſelber das Weltganze (zu der ſie ſelber gehörte) im Vergleich mit dem Überweltlichen, als nichtſeyendes

erkannt. — Factiſch aber ſey in der Geſchichte das Gegentheil von jener Dialectik eingetreten. Sie habe ſich conſtitutiv betragen deßhalb, weil Sie Gott als das über die Welt hinausgreifende Subjectobject wirklich erkannt hatte; womit ihr aber auch der Mißverſtand nahe gelegen ſey: Als ſey der — in ſeiner logiſchen Realität wirklich gefundene Gott — auch ſchon in ſeiner objectiven Realität gefunden. Sie aber habe nicht bedacht: daß jener Gefundene nur eine Finalurſache, deßhalb aber noch kein Gott ſeyn könne. Wie ſo nicht? »Ein Gott der ankömmt, nachdem Alles vorüber iſt, alſo nicht ankömmt um zu wirken, ſondern um ſich zu vergnügen, iſt kein Gott.« — »Zugleich unterlief eine Vermiſchung des Unſinnlichen und Überſinnlichen, indem man beydes im Begriffe des Abſoluten verſchwimmen ließ *). Die Vernunft galt nicht bloß für abſolut in ihrer Herrſchaft über das Sinnliche, ſondern auch für ſchlechtweg abſolut. Hat die Vernunft Gott erkannt, hieß

(*) Der Verfaſſer meint hier wohl den Begriff von Abſoluten als der Einen Weltſubſtanz, die in der Welt als unſinnliches, über derſelben aber als überſinnliches Princip gedacht wird.

es; so ist Er selber nichts als Vernunft, wenigstens ist Er für diese nichts Transcendentes. Die Vernunft aber fasst Alles im Begriffe, dieser aber hat nicht bloß die Sache zu seinem Inhalte, sondern ist die Sache selber. Also ist die Explication des Begriffes, die Explication Gottes selbst und Gott als der absolute Geist ist die höchste Categorie.« Unverständliche Schreibart, wird noch bemerkt, lies jedoch dieses Resultat nicht allgemein werden. — Vorzüglich aber mag Jene, wie Figura zeigt, die Theologen abgeschreckt haben; sonst konnten diese unmöglich den letzten Baumeister tadeln, daß er den angefangenen und unterbrochenen Bau der Identitätslehre unter eine Kuppel brachte, der sich nun ausnahm wie eine Peterskirche auf protestantischem Boden. Sie könnten noch weniger tadeln: daß derselbe in der Einen (absoluten) Substanz den Begriff, als den spiritus rector in jeder Sphäre ihrer Subjectivirung, erspäht habe; da Sie ja selber nur Ein Denken (das begriffbildende) als Bethätigung der Einen Substanz anerkennen. Gibts aber nur Eine Substanz und Eine Gedankenmacht (den logischen Begriff) in ihr; so wird auch der genießende Gott kein anderer seyn können als der

Wirkende, der in ſich Zurückkehrende kein anderer als der von ſich Ausgehende. — Doch von größerer Wichtigkeit iſt das vom Verfaſſer angegebene Mittel, jenen Mißgriff zu verbeſſern.

»Das Ende der bisherigen Philoſophie (das ſchlechthin Seyende als Überweltliches) muß zum Anfange gemacht werden. Denn Dieſes iſt nur eine bloß negative Macht, die erſt poſitiv wird, wenn Sie von Sich als einem Überweltlichen fortſchreitet zum Weltlichen. Auf dieſem Wege wird Sie auch das theologiſche Problem löſen: die chriſtliche Offenbarung (wie alles Transcendente) zu begreifen aus einer Vorausſetzung (Prämiſſe), die bisher dem formalen Principe des Proteſtantismus gefehlt hat. Denn die Schrift beſitzt weder einen Inhalt für den gewöhnlichen Verſtand, noch iſt Sie ein Syſtem mit ſeinen Vorausſetzungen, aus denen jener Inhalt begriffen werden könnte.«

In dieſen Äußerungen gibt ſich Paſtor Schelling als einen warmen aber ſchüchternen Anhänger und Vertheidiger der neu-ſchellingiſchen Philoſophie. Schüchtern nennen wir ihn deßhalb, weil Er mit jener Vorausſetzung (Prämiſſe) nicht herausrückt. Vielleicht that Er dies deß-

bald, weil Er sie ohnehin als eine weltbekannte voraussetzt. Allein, selbst in diesem Falle, sieht er doch jene Voraussetzung an als einen Schlüssel für ein gesperrtes Schloß, und wer dieses kennt, will auch jenen in Augenschein nehmen. Diese Geheimthuerey bloß tadeln wir mit Fug an Ihm, nicht aber: daß Er ein schellingischer Theologe nach alter und neuer Identitätslehre ist; da hierüber mit Niemanden zu rechten ist, am wenigsten wenn der jedesmalige Anhänger kein geblendeter Partheymann ist. Dieser Vorwurf aber kann dem Verfasser nicht erspart werden nach den wenigen Äußerungen zu schließen, die wir mitgetheilt und zum Theil auch gerügt haben.

Zu jenen gehört vor allem die Unterscheidung der logischen von der objectiven Realität Gottes, zu welcher letztern von Jener aus, Hegel nicht fortgeschritten seyn soll.

Wir können nicht wohl vermuthen: daß unserm evangelischen Theologen (bey seiner Bekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie) Hegels Lehre vom objectiven Geiste, der in der socialen Region der Menschenwelt (in Staat und Kirche) sich bethätigt, etwas Unbekanntes sey; wohl aber: daß Er mit diesen zwey

Productionen die Objectivität des Geiſtes nicht als erſchöpft anſieht, da ja die Kirche ſelber die hiſtoriſche Offenbarung Gottes (in der Form des Wortes und der Schrift) zu ihrer Bedingung hat; und daß Er deßhalb meint: jene Offenbarung hätte man wohl auch noch befragen ſollen, wenn man einen Aufſchluß ſuche über die objective Realität Gottes, unter der vorausgeſetzten Möglichkeit: daß ſie ganz anders als die logiſche ausfallen könne. Solch eine Möglichkeit aber kann nach unſerer Anſicht nur Jener vorausſetzen, der unter der logiſchen eine bloß abſtracte Realität verſteht, aus welcher ſich überhaupt kein Inhalt ableiten läßt; (am wenigſten aber der Reichthum der Natur in ihren drey Reichen, wenn unter jener abſtracten Realität die Naturſubſtanz verſtanden wird).

Allein in dem Falle jener Vorausſetzung wäre anderſeits der Schlüſſel zum verſchloſſenen Schriftinhalte doch nicht von der Philoſophie dem Theologen einzuhändigen, ſondern dieſer müßte jenen vielmehr aus der Schrift entlehnen, wenn Er auch denſelben, ohne Anleitung von Seite der Philoſophie, vielleicht nicht als einen ſpeciellen Hebel auffaßte und nach der Theorie des He-

bels zu handhaben wüßte. Wir müſſen daher unſern Theologen über dieſen ſtreitigen Punct noch allſeitiger vernehmen im §. 26, der ſowohl von der Wiſſenſchaft der Theologie als von der vollendeten Aufgabe des Proteſtantismus handelt.

Wir haben bereits gehört: daß die Schrift kein Syſtem ſey. Jetzt wird uns aber geſagt: »daß Sie ein Syſtem habe.« Wie löſt ſich dieſer Widerſpruch? Auf folgende Weiſe: »Die Schrift iſt kein ausgeſprochenes (aber doch ein ſtillſchweigendes) Syſtem.«

»Ihr Inhalt muß nähmlich einen Grund haben, der die einzelnen Momente des ganzen Heilsplanes unter einander verbindet, und deſſen Anfang vielleicht in die Schöpfung zurückläuft. Aus jenem Grunde heraus, ohne ihn je als Ganzes auszuſprechen, ſpricht die Schrift.«

Wie ſo? »Sie verkündet nur die Thatſache der Erlöſung, die Erklärung der Thatſache aber, tritt in ihr nur zufällig hervor. Mehr als dieſe zufällige leiſtet allein die Speculation. Von dieſer überkommt nun die Theologie das Syſtem der göttlichen Offenbarung, d. h. den Schluſſel, durch welchen die Schrift dem Verſtande völlig aufgeſchloſſen wird.«

Wir wiſſen einſtweilen genug, weil ſo viel: daß die Erklärung des Thatſächlichen von Seite ihrer Verfaſſer innerhalb der Schrift, ſich zu der Erklärung desſelben von Seite der Speculation außerhalb der Schrift, verhalte, wie das zufällige zum nothwendigen d. h. das particulare zum totalen Verſtändniſſe einer und derſelben Sache. Dieſe Totalität, wenn ſie nicht ein bloß formaler Complex, ſondern eine organiſche Einheit in der Vielheit iſt, muß freylich von einem Realgrunde als einer Cauſalität ausgehen, der ſich in den einzelnen Gliedern nur verwirklicht hat.

Was iſt nun aber dieſer Realgrund? Wie heißt er? Machen die zufälligen Erklärungen in der Schrift Ihn nicht nahmhaft?

Wir finden auf dieſe Fragen keine directe Antwort. Eine indirecte liegt vielleicht in der Stelle, die von der Theologie als einer völlig unabhängigen Wiſſenſchaft ſpricht, ſowohl von der Philoſophie, als vom Kirchenglauben und vom Schriftbuchſtaben; folglich auch unabhängig iſt vom äußerlichen Begriffe der Inſpiration (deſſen ſelbſt der Urproteſtantismus bedurfte.)

Dieſer Begriff ſcheint demnach eine doppelte Sei-

te zu haben, eine äußerliche für den Anfang, eine innerliche für den Abſchluß des Proteſtantismus. Denn es heißt ausdrücklich: »daß die Theologie die Inſpiration nicht negire, ſondern vielmehr affirmire, jedoch weder als mechaniſche noch als magiſche.« Auf die innerliche Seite derſelben fiele demnach nur eine Art dynamiſcher Inſpiration und zwar als eine Anticipation der Wiſſenſchaft, d. h. der philoſophiſchen Erklärung des Thatſächlichen in der Schrift. Denn S. 149 leſen wir: »der heilige Geiſt wirkte in den Apoſteln noch concentriſch; die ſpäteren Kirchen ſammt ihren Principien ſind daher nur Exponenten in der Verwirklichung und Entwicklung deſſelben Geiſtes.«

Was nun von den Principien der ſpätern Kirchen, das gilt auch von den zwey Principien des Proteſtantismus, folglich auch von der Philoſophie, auf welche das zweite formale Princip für ſeine Ausbildung angewieſen iſt.

Kurz: Es iſt ein und derſelbe Geiſt, der in den Verfaſſern der heiligen Schrift, wie in den ſpeculativen Auslegern derſelben ſich bethätigt. Und wahrlich! was könnte erfreulicher ſeyn, als dieſe neue Erde un

ter einem neuen Himmel in der Wiſſenſchaft; wenn man nur nicht weiter fragen müßte: ob dieſer heilige oder göttliche Geiſt zugleich der menſchliche ſey, der mit der Seele als dem Principe der Leiblichkeit, den Einen creatürlichen Menſchen conſtituirt?

Daß uns auch darauf keine Antwort wird, darf uns nicht befremden, da unſer ſchellingiſche Theologe es nicht rathſam gefunden: Seine Leſer mit den Grundzügen des neuen Syſtems (mit dem Schriftſchlüſſel) bekannt zu machen.

Wir wiſſen wohl aus einer frühern Äußerung (in der Er die Confundirung des Unſinnlichen und Überſinnlichen im Abſoluten tadelte), daß er kein Freund ſey von der Anſicht: die Gott zur Weltſeele d. h. zum Realprincipe des Natur- und des Geiſteslebens macht: aber daraus folgt noch nicht: daß Er in gleichem Maße gegen jede Identificirung des menſchlichen mit dem göttlichen Geiſte proteſtiren müſſe. Der Verfaſſer ſpricht allerdings auch von einer Schöpfung, wenn er ſagt: »daß der Anfang des Heilplanes in die Schöpfung zurücklaufe.« allein was verſteht Er unter Schöpfung und Erſchaffen als Thätigkeit Gottes. Wir wiſſen: daß

neue und alte Orthodoxie nicht selten eine Emanationsthätigkeit unter jenem Worte versteckt.

Es bleibt uns jetzt nichts anders übrig, als noch die zweite Hälfte dieses §. S. 151 um eine Auskunft anzugehen.

Die Aufgabe des Protestantismus ist: das zweite Princip (das den subjectiven Glauben begründet conservirt) zu einem wirklich zweiten, d. h. zu einem unabhängigen vom Kirchenglauben und vom Schriftbuchstaben zu machen. Der Glauben also: Christus ist mein Erlöser, soll von der Erkenntniß: Wie Christus ein Erlöser geworden, getragen werden, ohne jedoch diesen Glauben zu ersetzen. Diese Erkenntniß aber ist die Einsicht in das System des Heilplanes, die das Subject in den Stand setzt: Die Folge aus ihren objectiven Prämissen (das Heilgut aus der Heilsursache) zu begreifen, indem Es den objectiven Hergang seiner Entstehung einsieht.«

Das Christenthum ist jetzt nicht mehr eine äußere Auctorität für das Glauben und Wissen; sondern eine innere Auctorität (Gedankenmacht), denn das zweite

Princip begründet das Evangelium objectiv und zugleich frey — innerlich.«

Mit unſern Worten heißt dies: das Chriſtenthum iſt nicht bloß eine Auctorität, ſondern dieſe wird jetzt auch vom Geiſte als eine Auctorität erkannt, ohne daß dieſer Erkenntniß jene Auctorität ihr Daſeyn zu verdanken hätte. Dieſe Erkenntniß aber iſt ſchlechthin davon bedingt: daß der Geiſt ſelber ſich als Auctorität erkannt habe. — Paſtor Schelling fährt fort:

»Durch das zweite formale Princip erlangt ferner das erſte materiale Princip ſeine univerſale Wirkung wieder wie im Urproteſtantismus, und zwar in höchſter Kraft.« Und Warum?

»Weil beyde Principe jetzt nicht eine bloß ſubſtanzielle, ſondern poſitive Einheit ausmachen, durch welche die Predigt nicht mehr bloß als Erbauung, ſondern auch als Belehrung wirkt.«

Und hiemit hätten wir die Stelle gefunden, die uns die erwünſchte lang vermißte Auskunft gewährt. Das materiale Princip des Urproteſtantismus hat nähmlich den ſubjectiven Glauben unmittelbar gewirkt. Dieſer konnte keine freye That ſeyn, ſo lang der Proteſtantism wie

der Vernunft des Menſchen alle Fähigkeit für die Wahrnehmung göttlicher Dinge, ſo dem Willen alle Freythätigkeit in Bezug auf ſein ewiges Heil abſprach. Soll nun das zweite formale Princip in ſeiner Vollendung das erſte bloß reſtauriren und ſteigern ohne weſentliche Veränderung deſſelben; ſo bleibt in Bezug auf das Verhältniß des Proteſtantismus zum Katholicismus Alles im Alten, wie einſt ſo jetzt. Wenn aber der Schlußproteſtantismus jetzt vom Glauben und ſeiner Begründung, wie von einer freyen That des Subjectes ſpricht; ſo verſteht er unter dieſer Freyheit doch nur die Freyheit der göttlichen Gnade oder des gnädigen Gottes, von dem Er allein, wie vormals die Allmacht ſo jetzt die Freyheit, als abſolute Qualität der abſoluten Subſtanz verkündet.

Eine Veränderung aber iſt auf dieſe Weiſe doch in der Reſtauration des materialen Princips vorgegangen und zwar in der Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Gott als abſoluten Geiſte und den menſchlichen Geiſtern. — Denn wie die alte Zeit ſich begnügte: daſſelbe Verhältniß zu beſtimmen als eines des vollkommenſten Weſens zum unvollkommenen oder des ganzen Weſens zu ſeinen

Theilweſenheiten, ohne ſich die Frage aufzuwerfen: Warum ſich Gott in dieſe Theilung Seiner ſelbſt eingelaſſen; ſo hat im Gegentheile der moderne und rationaliſirte Proteſtantismus, die Urſache hievon in dem Prozeſſe des göttlichen Lebens gefunden, deſſen Zweck die Selbſtverwirklichung der abſoluten Subſtanz iſt, welche ſie in dem Geiſterreiche gewinnt. Das alſo, was die alte Zeit die göttliche Gnade nannte, iſt das zum Fürſichſeyn erhobene abſolute Anſich.

Die ſonſt überweltliche göttliche Gnade wirkt daher nicht mehr Alles in Allem; ſondern nur mit der göttlichen Freyheit innerhalb der Welt.

Dieſe Sprache muß wenigſtens jene Parthey führen, die noch eine Transcendenz, ein überweltliches Daſeyn, neben dem Daſeyn Gottes in der Welt annimmt. Jene Transcendenz aber wird bereits von einer andern Parthey mit großer Conſequenz geläugnet. Dieſe lehrt: das abſolute Princip einmal eingegangen in die Welt, iſt auch in dieſer unwiderbringlich als numeriſche Einheit untergegangen, die jetzt nur noch in der Bruchform exiſtirt; und wie einſt die Gnade Alles, ſo wirkt jetzt die Freyheit Alles in Allem.

Eine andere Veränderung iſt, welche die proteſtantiſche Gegenwart mit dem Glauben vorgenommen.

Wir haben gehört: »daß die Erkenntniß den Glauben nicht erſetze.« Der Glaube, dem einſt die Kraft zugeſprochen wurde, ohne Werke ſelig zu machen, iſt zwar jetzt zur Erkenntniß geſteigert; allein dieſe reicht nicht mehr hin zur Beſeeligung. »Das Verſtehen des Evangeliums (S. 153) iſt noch kein Stehen im Evangelium, und vom Heilsgute wiſſen iſt noch kein Beſitzen.«

Sonderbar! der alte Glaube wurde ja als Aufnahme des Heilgutes characteriſirt; warum ſoll er zur Einſicht geſteigert, aufhören eine Aufnahme des Heilgutes zu ſeyn?

Und umgekehrt — wenn die Erkenntniß unfähig iſt zur Beſitzergreifung; wie konnte der Glaube als ſolcher ſchon die Aufnahme ſeyn? War aber der Glaube etwa nur ein Mittel, daß das dargebothene Heilsgeſchenk mir zugetheilt wurde von der Heilsurſache in Chriſto, ſo iſt auch der Glaube nicht mehr vom Wahrhalten, zu unterſcheiden, das zu ſeiner Vorausſetzung das Wahrnehmen (Aufnehmen) hat.

Kurz die Veränderung liegt in der Unterſcheidung

zwiſchen Glauben als bloß theoretiſcher und als zugleich practiſcher Vernunftfunction im kantiſchen Sinne, zwiſchen Glauben als Erkennen und zwiſchen ihm als Bekennen in Wort und That. Dieſer aber iſt der in Liebe thätige Glaube, dem daher in der alten Kirche die ſeligmachende Kraft zugeſchrieben wurde.

Dieſe Unterſcheidung aber als ſolche reicht noch nicht hin: den alten Gegenſatz beyder Kirchen auszugleichen. Es handelt ſich noch darum: Wie der Zuſammenhang beyder Thätigkeiten (des Glaubens und der Liebe) beſtimmt wird, ob jener der Nothwendigkeit oder der Freythätigkeit anheimfällt.

Nach Luthers Anſicht treten die guten Werke aus dem Glauben ſo nothwendig ein, wie die guten Früchte auf einem guten Baume. Ja der Glaube iſt es eigentlich, der jeden Einzelnen zu einem guten Baume im Garten Gottes macht. — Nach katholiſcher Anſicht dagegen iſt Erkenntniß und Glaube zwar auch eine Thätigkeit des Geiſtes, in welcher er als freyes Weſen ſich offenbart, wie denn auch nur der Menſch (nicht aber das Thier) glaubt, weil er weiß, und weiß weil er glaubt. Aber dieſe Offenbarung iſt von der andern in

der Liebe dadurch unterſchieden: daß dieſe nicht ohne Selbſtbeſtimmung des Willens (nicht ohne Act der Freythätigkeit) eintritt.

Alles unwillkürliche abſichtsloſe Wiſſen und Erkennen tritt zur Freythätigkeit in das beſtimmte Verhältniß: Als ein Erkanntes auch ein vom Willen Bekanntes zu werden, und jenes Wiſſen in dieſer Beziehung iſt das Gewiſſen. Dieſes aber (als Forderung an die Freythätigkeit oder Selbſtbeſtimmung) übt keine Zwangsgewalt auf den Willen aus, weil es ſonſt zu keinem Widerſpruche im Menſchen zwiſchen Erkennen und Bekennen, zu keiner Selbſtverurtheilung kommen konnte. Wo aber Gott in ſeiner Gnade einmal als der Glaubende in Mir gedacht wird, da iſt Er auch der Liebende in Mir. Und wo Er der Letztere nicht zugleich wäre; da durfte dieſer Abgang den Einzelnen ſo wenig beängſtigen, als der Nichteintritt des Glaubens; da beydes einer Fremdherrſchaft nicht aber der Selbſtmacht des Menſchen anheimfällt.

Dieſer weſentlich verſchiedene Gegenſatz von Geiſtes- und Naturleben (mit dem Character der Freythätigkeit und Nothwendigkeit) im creatürlichen Daſeyn auf der

einen Seite, und auf der andern die gleich wesentliche Verschiedenheit zwischen dem menschlichen Geiste und Gott (zwischen Freyheit und Gnade) ist nun auch das Fundament, auf dem das ganze System sich erbaut, aus dem die heiligen Urkunden sprechen, ohne dasselbe als solches auszusprechen.

Denn wie in der Freythätigkeit des Geistes die Möglichkeit liegt von Sünde und Schuld, die in ihrer Wirklichkeit eine Erlösung bedingen; so ist auch in dem Antheile, den der menschliche Geist am Leben der Natur hat, die Möglichkeit seiner Erlösung von Seite Gottes gegeben, an welcher (als einer verwirklichten) der Einzelne als freyes Glied der erlösten Gattung, Theil nehmen kann, und auch vor seiner freyen Selbstentscheidung, als geschlechtliches Glied des Ganzen, wirklich daran Theil hat.

Jede Theilnahme aber hat ihren Grund in der Idee, die im Menschen, (als dem Vereinwesen (Synthese) des Gegensatzes (Antithese) im creatürlichen Daseyn d. h. des Natur- und Geisterreiches) realisirt ist.

In dieser Idee liegt zugleich: daß die Glieder in

der Syntheſe eben ſo ſelbſtſtändig daſtehen, wie in ihrer Vorausſetzung — in der Antitheſe.

Der Geiſt im Vereinweſen (der menſchliche Geiſt) iſt alſo kein Glied des reinen Geiſterreiches; ſo wie das phyſiſche Individuum am Menſchen, kein Glied in der normalen Entwicklung des Naturprincips iſt.

Denn in beyden Fällen wäre der Menſch nur ein Übergangsglied zwiſchen dem Natur- und Geiſterreiche, nicht aber die Syntheſe beyder.

Dieſe Syntheſe involvirt zugleich einen Wechſelein-fluß (eine dynamiſche Reciprocität) beyder Lebensſphären, der einſt von der Scholaſtik für die Perſon Chriſti (des Gottmenſchen) mit dem Nahmen: comunicatio idiomatum (Gütergemeinſchaft) bezeichnet wurde, welcher aber ſchon in der Perſon des creatürlichen Menſchen (abgeſehen von ſeiner Vereinigung mit Gott) ſich geltend macht.

Die genaue Angabe der einzelnen Momente jener Gütergemeinſchaft ſetzt voraus: daß zuvor Jeder der beyden Coefficienten in ſeiner idiomatiſchen Lebensentfaltung betrachtet werde, woraus ſich dann die Übertragung und Theilnahme (als Communication) leicht ergibt.

Hier können nur Grundlinien gegeben werden; hat uns der Verfaſſer doch nicht einmal dieſe aus ſeinem Syſteme mitgetheilt.

Jener Ternar in der Gliederung des Weltganzen, wurde ſchon von der Scholaſtik als Offenbarung Gottes nach Außen (manifestatio Dei ad extra) genannt, und ihr das Urbild und die Bedingung in der Offenbarung nach Innen (manifestatio Dei ad intra) d. h. im dreyeinigen Gotte angewieſen, ohne jedoch in dieſer das Bindeglied und den Übergangspunct zu jener geſucht und gefunden zu haben; ein Umſtand, der die Verbindung beyder Offenbarungen nur eine bloß äußerliche ſeyn ließ (*). Glücklicher iſt hierin die Wiſſenſchaft unſerer Zeit verfahren.

Sie hat das punctum saliens für die Offenbarung

(*) Gegen dieſen Vorwurf konnte man ſich auf die Creation berufen, die man als Offenbarung Gottes ad extra, von der ad intra nur dadurch unterſchied: daß dieſe eine totale, jene aber eine bloß partiale Emanation des abſoluten Weſens genannt wurde. — Allein dieſe Deutung der Creation fällt der Schule unter der Herrſchaft der antiquen Speculation zur Laſt, die das Problem in der Lehre des poſitiven Chriſtenthums (die Beſtimmung des Verhältniſſes beyder Offenbarungen) ſtatt zu löſen nur verwirrt hat.

Gottes in der Welt, in dem Gedanken Gottes von seinem Nichtich entdeckt, ein Gedanke, der eben so dialectisch aus den negativen Momenten, wie der Gedanke Gottes von seiner Ichheit (Persönlichkeit) aus den positiven Momenten jenes Prozesses hervorgeht, in welchem Er als absolutes Princip seine Subjectobjectivität in den zwey Momenten der Entgegen- und der Gleichsetzung Seiner selbst, folglich in drey Hypostasen durchsetzt. Denn das formale Selbstbewußtseyn (die Ichheit) jeder dieser Hypostasen (Realprincipe) kömmt nur durch die Unterscheidung (Negation) Jeder Einzelnen von jeder Andern zu Stande.

Wird jener Nichtich-Gedanke in der Gottheit von ihr realisirt; so kann dies nur in drey Momenten ihrer Thätigkeit geschehen, d. h. in eben so vielen, als er ursprünglich entstanden ist. Und so ergibt sich ein Ternar von Realprincipien (Substanzen), von denen zwey im Gegensatze zu einander stehen, ein Drittes aber als Synthese beyder sich einstellt, in der die Glieder der Antithese ihre Gleichsetzung (so weit sie hier möglich ist) gewinnen (*).

(*) Daß jene Substanzen nicht Producte einer Emana-

Dieſe creatürlichen Lebensprincipe müſſen zugleich mit der Urbeſtimmung gedacht werden: Sich ſelber offenbar zu werden, d. h. im Bewußtſeyn, im Denken ihres Seyns, worin ihr Leben zum Abſchluße kömmt.

Dieſe Urbeſtimmung iſt demnach Eine für alle Drey, welche ſich aber, nach der qualitativen Verſchiedenheit derſelben, jedesmal anders geſtalten wird.

So ergibt ſich die Offenbarung Gottes nach Außen (die Weltcreatur) als Contraposition der Offenbarung nach Innen, in welcher hier die Eine abſolute Subſtanz in dreyfacher Perſönlichkeits-Form, dort aber drey creatürliche Subſtanzen unter Einer Form (der Nicht-Ichheit) ſtehen und zuſammen zwey Hemiſphären des Einen abſoluten Lebens bilden.

Das Bewußtſeyn der creatürlichen Lebensprincipe characteriſirt ſich nun darin: daß die Phyſis in ihren animaliſchen, ſinnbegabten Producten (den Repräſentanten ihrer Verinnerung) nur ein Denken ihrer ſinnfälligen

---

tion der göttlichen Subſtanz ſeyn können, ergibt ſich ſchon daraus: weil ihre gemeinſame Vorausſetzung ein formaler Gedanke in Gott iſt, deſſen Inhalt die Negation des göttlichen Seyns und Daſeyns (abſoluter Ichheit) iſt.

Erſcheinungen (in der Wahrnehmung und Vereinfachung derſelben) im Schema der Einbildungskraft gewinnt; der Geiſt dagegen ein Selbſtbewußtſeyn im Denken Seiner als Seyns durch ſeine Erſcheinung durchſetzt, im Menſchen endlich beyde Denkprozeſſe und ihre Reſultate der Begriff (als vollendetes Schema) und die Idee zuſammentreffen.

Vom Leben der Natur läßt ſich bemerken: daß die Bildung ihrer Gattungen durch eine Anzahl beſtimmter Individuen nur das reale Subſtract ſey zum formalen Begriffe (zum Gedanken vom Gemeinſamen in Vielen d. h. vom Allgemeinen) und daß das Geſchlechtsleben (im Streben der Geſchlechter zur Begattung) die Bedingung ſey ſowohl des realen als des formalen Begriffes (der Gattung und der Allgemeinheit). Lebt aber die Natur in den Individuen vorzüglich für die Gattung; ſo lebt ſie nicht in gleicher Weiſe für jene, ſondern nur inſofern ſie durch jene dieſe realiſirt. Das Individuum als ſolches in ihr iſt alſo nie Selbſtzweck, ſondern ein Mittelding oder dingliches Mittel zum Bewußtſeyn im formalen Begriffe, deſſen Vorausſetzung der reale Begriff (die Gattung) iſt.

Hat aber das Individuum nur Werth und Bedeutung in der Gattung und für dieſe; ſo kann die Natur daſſelbe auch untergehen laſſen, weil das Ganze doch noch erhalten bleibt. Dieſe Eigenthümlichkeit des Naturlebens, läßt ſich füglich unter dem Gedanken (und ſeinem Ausdruck) von der *Solidarität* zuſammenfaſſen, der zugleich die Theilvorſtellungen von der *Subſtitution* und *Reverſibilität* (Vicarirung) in ſich faßt. Denn aus der Reciprocität, in der das Individuum mit der Gattung und vice versa ſteht, iſt erkennbar: daß eigentliche Vererbung (des Geſchicks wie des Glückes) nur da Statt finde, wo Fortpflanzung, folglich nur im Leben der *Natur* heimiſch ſey, die durch Begattung nur *erzeugt*, um in Gattungen zu *bezeugen*: daß ſie keiner andern Überzeugung fähig iſt, als der im Schema und im Begriffe, dieſem Reflexe des Realallgemeinen, in welches das Naturprincip mittelſt Differenzirung urſprünglich *eingegangen*, aber auch als numeriſches Eins in jenem *untergegangen* iſt.

Wo dagegen eine Überzeugung als Selbſtbewußtſeyn durchgeſetzt wird wie im Geiſte, welchem es ſeine Freyheit allein möglich macht: die *Scheidung* in

ihm zwiſchen Seyn und Erſcheinen zu unterſcheiden in der gegenſeitigen Beziehung beyder Momente auf einander; da fällt auch mit dem Zwecke die Bedingung d. h. mit dem Gattungsleben auch das Geſchlechtsleben, und mit dieſem die eigentliche Fortpflanzung und Vererbung. Der Geiſt, in ſeiner Anſichheit ſchon auf ſich beruhend, da er kein Bruchtheil eines Seyns außer ihm, wie das Naturindividuum iſt, kann nur Sich verſchulden und nur Sich verdienen.

Iſt nun in dieſen Grundzügen das Idiom jedes einzelnen Gliedes in der Antithese richtig erhoben; ſo ergibt ſich auch die Communication derſelben in der Syntheſe beider Glieder d. h. in der Menſchennatur. Denn nur in dieſer kann, wegen jener Verbindung zur Lebenseinheit — Perſönliches vererblich und Vererbliches perſönlich werden.

Schuld und Verdienſt, als Qualität der Perſon, wird ſich vererben, fortpflanzen laſſen, ſo lang die Perſönlichkeit des Geiſtes am Geſchlechtsleben der Phyſis participirt, wie dies im Menſchen der Fall iſt als Vereinweſen. Unter dieſer Idee aber, erkennt Gott ſelber den Einzelnen nur im Ganzen ſeiner Gattung, und die Gattung im Einzelnen, wenn Dieſer der Re-

präſentant der Gattung, wie dies der Fall iſt im Urmenſchen als Vater des ganzen Geſchlechtes.

In Folge der Theilnahme des Geiſtes am Gattungsleben mittelſt Fortpflanzung, kann es in derſelben Gattung einen doppelten Anfang, doppelte Repräſentanten — geben. Ein Sohn des erſten Adams den Fleiſche nach, kann Vater des erſten und ſeiner Nachkommenſchaft, dem Geiſte nach werden, und ſo der erſte Adam ein Sohn des zweyten ſeyn. Dieſer doppelte Anfang iſt zunächſt das unmittelbare Werk Gottes in ſeiner reinen Liebe zur Menſchheit, die (als Allmacht) in dieſem Falle wohl ein Geſetz (eine Wirkungsweiſe) der Natur, nicht aber (als Weisheit) das Naturleben umgeht); aber auch ſodann das mittelbare Werk der Menſchheit, in der Mitwirkung des freyen Geiſtes im neuen Stammvater. Der Sohn der Jungfrau iſt der Welterlöſer als opus operatum von Seite Gottes, aber auch der Welterlöſer als opus operantis in der Kraft ſeines freyen Gehorſams. Dieſes ſein Werk aber wird für Uns wieder zum opus operatum, mit derſelben Aufgabe: daſſelbe zum opus operantium zu erheben.

Endlich Kraft jener Idee, in welcher der erſte und

zweite Stammvater demſelben Ganzen (der Gattung) angehören, hebt der freye Gehorſam des zweiten den freyen Ungehorſam des erſten Urmenſchen auf, und die Menſchheit ſteht als Gattung, für die Anſchauung Gottes, ohne Widerſpruch mit Gott — d. h. ohne Schuld da (Nach mathematiſcher Bezeichnung heben in einem und demſelben Ganzen negative und poſitive Größen ſich gegenſeitig auf.)

Der freye Gehorſam des zweiten Adams hat unter der Herrſchaft derſelben Idee neben der aufhebenden zugleich eine ſtellvertretende Wirkung, weil ſie die Gattung vom Widerſpruche mit Gott reinigt, ohne Gott, der jenen Gehorſam nur unter dieſer Idee für den Ungehorſam annimmt, mit Sich ſelbſt in Widerſpruch zu ſetzen.

Derſelbe Gehorſam wirkt ſogar nach allen Dimenſionen der Zeit und des Raums genugthuend und ſtellvertretend, weil er jene Wirkſamkeit nur für die Gattung hat, die in Zeit und Raumverhältniſſen exiſtirt. Aus der Reciprocität zwiſchen der Gattung, und dem Individuum iſt ferner auch erkennbar:

a. Von welchem Inhalte das Geſetz Gottes für die

Freyheitsprobe des zweiten Adams war. Es bestand in der freyen Übernahme der Strafen (der bösen Folgen aus der Urſünde). Seine Aufgabe ging auf im Schickſale der Gattung, die durch Ihn und ſein freyes Verdienſt eben ſo Geſchichte ſeit dem Sündenfalle hatte, wie Er ſeyn leibliches Daſeyn durch die Gattung beſaß. So wurde durch die Freythätigkeit in der Leidensübernahme des Einzelnen, die Schuld und Strafe der Gattung aufgehoben.

β. Wie nach dem Eintritte der Erlöſung, an jedem Individuum der erlöſten Gattung beide Ordnungen (der Sünde und des Heiles, des alten und neuen Adams) ſichtbar werden müſſen, und zwar jene in der natürlichen Geburt, dieſer in der übernatürlichen Wiedergeburt im Sacramente der Taufe, in welcher die Erbſünde, nach ihren beyden Momenten der Schuld und Strafe aufgehoben wird durch die Ertheilung des heiligen Geiſtes, der — nach der Tilgung der Schuld des Ungehorſams durch den Gehorſam — jedem Gliede der erlöſten Gattung wieder ertheilt werden kann, dem unmündigen wie dem mündigen.

γ. Wie das genugthuende Verdienſt des zweiten

Adams als Erb- oder Gattungsverdienſt, für das Individuum zur Rechtfertigung (zum perſönlichen Verdienſte) nur durch Nachahmung (durch freyen Eintritt in Seine göttliche Geſinnung) wird, wenn der Geiſt in ihm zur Perſönlichkeit erwacht iſt; ſo wird auch die Erb- oder Gattungsſchuld zur perſönlichen durch freye Übertretung des erkannten göttlichen Geſetzes. Es gibt daher nach dem Urfalle ſo wenig eine Erbſünde im Geſchlechte ohne Erbverdienſt des zweiten Adams, wie es ein Erbverdienſt ohne Erbſchuld im Geſchlechte gibt.

Dies ſind die Grundlinien einer katholiſchen (ſogenannt pelagianiſchen) Theorie von der ſtellvertretenden Genugthuung als Bedingung der Erlöſung von Schuld und Strafe der Sünde. Ihre Baſis iſt die Idee von der Weltwerdung durch Creation (alſo weder durch Emanation noch durch Fabrication) ſammt ihrem Producte, dem dreygliedrigen Weltganzen, das im dreyeinigen Gotte ſein Urbild beſitzt.

Und ſo ginge wirklich (nach der Angabe unſers evangeliſchen Theologen) der Anfang des Syſtems, das der Schlüſſel für die Thatſache der Erlöſung ſeyn ſoll, in die Schöpfung zurück in dem Sinne, weil in dieſer

die Bedingungen der Erlöſung ihren Anfang nehmen. — Aber auch noch in einem andern Sinne geht jener Anfang in den Weltanfang als Schöpfung zurück.

Wie nähmlich die erſte Offenbarung Gottes nach Außen als Weltſchöpfung; ſo wird auch die zweite (hiſtoriſche) als Welterlöſung verſtanden.

Mit dem Verſtändniſſe der erſten befaßt ſich die Philoſophie, die das Gegebene im Weltganzen auf ſeine letzten Gründe (Prämiſſen des Syſtems nennt ſie der Verfaſſer) zurückzuführen verſucht, die nothwendig zuletzt in der Intelligenz Gottes ſelber liegen müſſen, da Er in der Schöpfung nur ſeinen Gedanken von dem was Nicht-Gott iſt und doch von ihm gedacht werden muß, ſo lang Er ſich ſelber denkt, objectiv d. h. außer ſich realiſirt hat.

Mit dem Verſtändniſſe der ſecundären Offenbarung dagegen hat es die Theologie zu thun, welche daher allerdings von der Philoſophie als der Schlüſſelbewahrerin abhängig iſt.

Es iſt daher auch nicht leicht zu erklären: Wie unſer Theologe die Theologie eine völlig freye Wiſſenſchaft wegen ihrer dreyfachen Unabhängigkeit (von der

Philoſophie, vom Kirchenglauben und vom Schriftbuchſtaben) nennen konnte. Die erſte gründet er nun darauf: »weil die Philoſophie dem Theologen nichts mehr geben könne.« Sehr wahr! aber Schade nur, daß die Philoſophie ihm bereits etwas eingehändigt hat, ohne welchem ihm die Schrift und das Kirchenſymbol verſiegelte Bücher blieben, und welches ihm durch die Einſicht in den Zuſammenhang aller Offenbarungen Gottes, eine Stellung über der Schrift und dem Symbole gibt, wie Er geſteht. Von der Schrift aber ſoll jeder der Gläubige (deſto mehr der Theologe) unabhängig ſeyn, weil Jene nur von dieſem ihre Sanction erhalten habe. Was iſt aber Sanction anders als die Anerkennung derſelben als einer Auctorität, die alſo ihr erſtes Daſeyn nicht abermal einer Anerkennung zu verdanken haben kann.

Dieſe Abhängigkeit der Theologie aber ſchließt nicht aus: daß auch die Philoſophie in ein Abhängigkeitsverhältniß zur Theologie trete. Dieſe kann ja in der Anwendung jenes Schlüſſels die Erfahrung machen: daß er das Schloß nicht völlig öffne; ſo daß jetzt an die Philoſophie die Forderung ergeht: Ihr bisheriges Verſtändniß über die primitive Offenbarung einer Reviſion

zu unterwerfen d. h. (mit Andern zu reden, die ſie die Kunſt nennen: Immer wieder von Vorn anzufangen) Ihre Unterſuchung von Neuem zu beginnen.

Bey dieſem neuen Anfange kömmt nun ſehr viel darauf an: daß beym rechten Anfange angefangen wird, der aber in den Geiſt ſelber hineinfällt, da ſein Gottdenken nur die unmittelbare untrennbare Folge ſeines Sich (als Seyn) Denkens iſt; ſo daß der Menſch, wie er ſich, ſo alles Andere neben ſich und über ſich (Gottes Seyn und Leben ſelber) verſteht. Daraus erklärt ſich auch: Wie der menſchliche Geiſt das Abſolute (das ſchlechthin Seyende) bald in der Form der realen Einheit, bald in der realen Vielheit auffaßt, wovon jene den Nahmen Monismus, dieſe den des Monadismus erhalten hat, und wovon jener die Vielheit und Mannichfaltigkeit (des Univerſums) aus der Einen Subſtanz, dieſer aber die ſichtbare Vielheit (als Schein) aus einer unſinnlichen Vielheit einfacher Weſen in ihrer jedesmaligen und gegenſeitigen Stellung zu einander begreift und hiemit zugleich dort das Seyende als ſolches, hier aber das Werden deſſelben geläugnet wird.

Beyde Formen erweisen sich hiemit als Urcategorien, unter denen alle andern Categorientafeln irgend eines philosophischen Systems zu stehen kommen, und zugleich als Reflexe des selbstbewußten Menschengeistes, der sich nie allein als seyenden, sondern in Coexistenz mit andern Seyenden (Realitäten) vorfindet.

In beyden Formen aber, in der monistischen wie in der monadistischen, findet der Gedanke von einer Weltwendung durch Creation, keinen Platz. Philosophie und Theologie (die jenen Gedanken der Offenbarung verdankt) stehen daher im feindlichen Gegensatze zu einander; so lang die Philosophie behauptet: In der primitiven Offenbarung Gottes entdecke ihre analytische Forschung kein Zeugniß für den Kerngedanken der secundären Offenbarung.

Und so ist es denn gekommen: daß die europäische Philosophie — nachdem sie sich der Resultate der antiquen Speculation lange als des Schlüssels erfolglos bedient hatte — schon zweymal von Vorne wieder angefangen — in Cartesius und Kant, wovon jener vom Denkgeiste aus den Gegensatz im relativen Daseyn als Gedanke und Ausdehnung; dieser dagegen ihn

(nach den Momenten des logiſchen Urtheils) als Prädicat und Subject (Form und Materie) beſtimmte, und mit dieſem Maaßſtabe ſodann das Verhältniß der Welt zu Gott regulirte. — Daß aber die Philoſophie unſerer Zeit abermal zum drittenmal ſich wird an den Reviſionstiſch ſetzen müſſen, das beweist ſchon der Ausgang des kantiſchen Unternehmens in die Pantheismen der Transcendenz und der Immanenz (ohne alle Transcendenz) und nebſtdem der Monadismus, der jetzt ebenſo dem vollendeten Monismus eines Hegels, wie einſt dem unvollkommneren eines Spinozas, mithin in höherer Steigerung zu begegnen ſich zur Aufgabe gemacht hat.

Wir nannten zuvor den Pantheismus der reinen Immanenz die letzte Conſequenz aus den Principien der alten Identitätslehre unter der Herrſchaft des logiſchen Begriffes, die das Verhältniß des menſchlichen Geiſtes zur Natur außer dem Menſchen, als ein Verhältniß des Subjectes zum Objecte beſtimmte, in dieſen beyden aber nur Momente der Beſonderung des Abſoluten als des Realallgemeinen finden konnte.

Die Conſequenz der Immanenz iſt daher keine ſchlechtere und beſſere als die des Naturlebens, deſſen Princip,

einmal in die Welt eingegangen, und in den Gegensatz in ihr von Subject und Object auseinander gegangen, in diesem auch als für immer untergegangen gedacht werden muß. Zum Beweise dient der formale Begriff auf der subjectiven Seite des Naturlebens selber, der theils für seinen Inhalt nur auf die Objecte der Außenwelt angewiesen ist, theils in der formalen Allgemeinheit nur die reale Allgemeinheit des Princips in seiner jetzigen Daseynsweise reflectirt, mithin nur das formale Bewußtseyn desselben ist; den logisch-formalen Begriff aber mit der ihm zustehenden Realität [wie diese ihm nur der selbstbewußte Geist (nicht aber das psychische Individuum) vindiciren kann] hat schon der kantische Kriticismus zu verabsolutiren begonnen; wenn auch in bloß negativer Weise, indem er unter den Elementen des logischen Urtheils alle möglichen Gegensätze des erkennbaren Daseyns befaßte.

Daher gab es auch in seiner Erkenntnißtheorie kein Wissen von Gott und göttlichen Dingen, weil die Urformen des Denkens im Subjecte, nur auf die objectiven Erscheinungen angewiesen waren (um ihre Vielheit in formale Einheiten zu bringen und auf diese Weise als

gegebenes Chaos zu reguliren), nicht aber auf mögliche Objecte, die über jenen Gegenſatz von Denken und Seyn hinausliegen.

Ja — es gab auch kein Wiſſen von der Realität als ſolcher (d. h. vom Ding an ſich) und der Ichgedanke als Gedanke des Geiſtes von Sich als Subſtanz und Cauſalität fiel ſelber nur in die Categorie der Relation. Und wenn nun in allen dieſen Behauptungen des Kriticismus reine Conſequenzen des Princips liegen; wie kömmt denn die ſpätere Identitätslehre zu einer Realität, da dieſe doch vom Begriffe unerreichbar iſt?

Es hat die neu ſchellingiſche Philoſophie eine große Wahrheit ausgeſprochen in dem Satze: das Denken führt zu keinem Seyn; aber nur unter der Vorausſetzung: daß dieſes Denken nur das begriffbildende ſey als Bewußtſeyn des Naturprincips, welches von ihm auf der Seite ſeiner Verinnerung (Subjectivität) erreicht wird. Von einem Gedanken aber muß doch das Seyn erreicht werden können, wenn der Gedanke von ihm überhaupt keine leere Formel ſeyn ſoll, welche

aber in dieſem Falle auch von nichts andern (heiße es Poſtulat oder Anſchauung) ausgefüllt werden könnte.)

Dieſer Gedanke aber iſt der dem Geiſte allein eigenthümliche, und das Reſultat ſeines Lebensproceſſes (als Selbſtbewußtſeyns) unter dem Nahmen Idee im Gegenſatze zum Begriffe.

Die bisherigen Beſtimmungen der gegenſätzlichen Factoren des relativen Daſeyns (Gedanke und Materie — oder Denken und Seyn jenes als Praedicat dieſes als Subject) müſſen daher der neuern weichen: Idee und Begriff.

In der Träger von beyden ſteht ſelbſt noch innerhalb der Sphäre des geſchichtlichen Daſeyns, es iſt der Menſch als Vereinweſen von Natur- und Geiſtleben, als Syntheſe der großen Antitheſe im Univerſum.

Dies ſind die drey Steine des Fundamentes, auf dem ſich das Verhältniß des Weltganzen zu Gott auf eine Weiſe ausmitteln läßt, die mit dem Inhalte der hiſtoriſchen Offenbarung in keinem Widerſpruche ſteht.

Hiemit wäre zugleich die Spannung und die Gleichgültigkeit zwiſchen den zwey Gedankenmächten —

Philoſophie und Theologie aufgehoben, nicht minder der Streit zwiſchen den Kirchen als Glaubensmächten, der als urſprünglicher Bruderzwiſt auf deutſchen Boden (der Wiege der großen Glaubensſpaltung) durch kein Tolleranzedict ſich beſchwichtigen läßt, und dieſe Einheit im Glauben und Wiſſen würde die Bauleute und Bauherrn bald in den Stand ſetzen, das Gebäude des ſocialen Lebens unter Dach zu bringen, ohne Furcht vor Riß und Sprung. Man erzählt ſich vom großen Leibnitz: daß ſeinen Bemühungen zur Vereinigung des Katholicismus und Proteſtantismus, die bange Ausſicht auf eine zweite Reformation auf ſtaatlichen Boden zu Grunde gelegen ſey.

Und warum nicht, da dies doch die Furcht mehrerer ſeiner Zeitgenoſſen diesſeits und jenſeits des Rheins war. Jene Ausſicht iſt nun bereits mehr als einmal in Erfüllung gegangen; da Jene die Reiſe um die Welt zu machen hatte. Eine zweite (politiſche) iſt über die erſte (kirchliche) Revolution hereingebrochen, ohne daß die Bedeutung der erſtern zuvor gewonnen und erwogen worden wäre, die nirgends als in der Sanction der Auctorität und Autonomie des creatürlichen Menſchengeiſtes liegt.

Mögen daher alle, die in der Gegenwart sich überall zusammensetzen, um über die Einrichtung ihr neues Wohngebäude zu tagen, das Wort Davids des königlichen Sängers und seines welterlösenden Sohnes nicht vergessen: damit ihr Bau, weil nicht auf Sand gebaut, den Stürmen der Zeit trotze(*). So viel über Pastor Schelling's Leistung, die wir jetzt noch mit einem Worte des Philosophen Carrieres in eine Paralelle setzen, welches dieser im 3. Abschnitte seines Werkes (die phil. Weltanschauung des Reformationszeitalters) über die drey Entwicklungsmomente des Protestantismus von der Orthodoxie durch die Aufklärung zur Wissenschaft ausgesprochen hat. S. 194 lesen wir:

»Da die protestantische Kirchenlehre die Mystik nicht in sich weiter bilden konnte, setzte sich diese neben ihr fort und zwar in den Vorläufern eines Jacob Boehmes (**).«

(*) Psalm. 126. Mathaus XXI. 33.

(**) Von der lateinischen Mystik heißt es S. 151. — daß sie die Kirchenlehre als Auctorität stehen ließ, und sie nur durch die Empfindung dem Geiste aneignete, während die deutsche Mystik mit keckem Muthe sich in die Tiefen der Gottheit versetzte, und aus der Freude des versöhnten Gemuthes, die Glaubenswunder, als Wahrheiten des allg-

Die Urſache aber von dieſer Unfähigkeit zur Fortbildung der Myſtik, die doch mit der Schrift das Fundament der neuen Kirchenlehre war, liegt in den Worten: »Da Luther ſelbſt nicht mehr frey war, und ſich in die Gefangenſchaft des Buchſtabens begeben hatte, ſo daß er die Vernunft als Hure des Teufels anpfuyte, wollte er auch nur die Gebundenheit der Menſchen an ſeine Schriftauffaſſung. Allein die freyen Geiſter ließen ſich nicht bannen, mochten ſie auch ſeinen Anhängern als Ketzer gelten.«

Wir aber müſſen hier den geiſtreichen Verfaſſer fragen: Warum Er in dieſem urſprünglichen Zwiſte der Schrift mit der Myſtik, nicht den Streit wiedergefunden, wie dieſen ſchon die Zwillinge Jacob und Eſau im Leibe der Rebecca begonnen, und nach ihrer Geburt fortgeſetzt haben? Doch hievon ſpäter.

---

meinen Lebens darzuſtellen ſuchte. Suſo, Tauler, Eckart werden die drey Säulen einer Weltanſicht genannt, die im 14. Jahrhunderte ſchon mit heiligem Wahnſinne verkündete, was in Jordano Bruno und Jacob Boehme im 16. Jahrhunderte ſich durchdringen, und im Licht freyer Wiſſenſchaft die Stimme der Zukunft werden ſollte.

Als dieſe freyen Geiſter werden nun jene Vorläufer der jacobbehmiſchen Wiſſenſchaft angeführt.

Zu ihnen gehört eine Reihe von Theologen von Oſiander und Schwenkfeld bis auf Bünderlein herab, welche alle die heilige Schrift und ihre Rede vom heiligen Geiſte anders als Luther auffaßten. »Das göttliche Wort iſt in Uns und ſoll unſer Leben anders geſtalten. Der Geiſt Gottes kömmt nicht von Außen in Uns hinein; ſondern iſt ſchon darinnen, und wird nur geweckt (vom Schriftworte) und ſich ſelber offenbar.«

Von eigentlich philoſophiſcher Bedeutung ſoll jedoch erſt Sebaſtian Frank in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts geweſen ſeyn.

Er ſoll das Subjectivitätsprincip der Reformatoren ergriffen haben, um daſſelbe mit philoſophiſchem Geiſte weiter zu bilden, und ihm eine metaphyſiſche Baſis zu geben. Er iſt es, in welchem jene Idee vom Ich (von der die neuere Philoſophie getragen wird) zum erſtenmal zu entſchiedenem Bewußtſeyn durchgedrungen iſt. Er iſt es überhaupt, der zuerſt mit wahrhaft philoſophiſchem Geiſte — Gott, Welt und das Verhältniß des Menſchen zu beyden feſtzuſtellen ſucht.

über dieſe Puncte nur Einiges aus ſeinen Schriften.

»Gott an ſich iſt ohne Perſon — Etwas wird Er erſt in den Creaturen, erſt im Menſchen gewinnt Er Willen und Erkenntniß. Daher kann man auch behaupten: daß Niemand Gott erkenne, als Gott ſelber d. h. das göttliche Ebenbild in Uns erkennt Gott.

Dieſes Ebenbild aber iſt Chriſtus in Uns. Er hat Es nur zum klaren Bewußtſeyn gebracht, und der rechtfertigende Glaube iſt nichts anders als die Kraft Chriſti. Das Wort muß in jedem Menſchen Fleiſch werden und iſt es, was die Schrift, Glauben an Chriſtus, nennt.« Carrier bemerkt: »daß Franke in derley Stellen die Hegelſche Anſicht ausgeſprochen; in der folgenden Stelle aber die Feuerbachiſche Meinung, nach welcher der Gedanke von Gott ein ſchlechtweg ſubjectiver ſey.« Alle Accidentia (Affect, Wille, Zufall) die man Gott andichtet, ſind allein in Uns und gar nicht in Gott, in welchen kein bewegliches fallen kann. Gott iſt dem Menſchen, wie er Ihn glaubt und denkt. — Vom Wollen und Erkennen wird alles Objective ſo beſtimmt,

wie es für das Subject iſt. Dieſes läßt die Dinge außer Uns ſo erſcheinen, wie ſie in Uns vorkommen« (*).

Dieſe ſubjective Richtung eines Franke ſoll Valentin Weigel weiter ausgebildet haben unter Anknüpfung jedoch an die **deutſche Theologie**. Er ſagt unter andern: »der Wille Gottes iſt ein Ort aller Seligen. Jener aber iſt nichts anders als Chriſtus, das vom Vater geborne Wort, das iſt ein Weſen aller Creaturen. Dieſe aber ſollen von freyen Stücken ſich hingeben und mit Ihm daſſelbe wollen; gleichwie Chriſtus den freyeſten Willen hatte, und doch nur das Göttliche vollbrachte, und ſo Gott ſelber Menſch war. Wir dürfen nicht auf Chriſti Kreide zechen. Wir müſſen durch und in Ihm nur Creaturen, aber weſentliche und nicht bloß imputatoriſche Kinder Gottes ſeyn. — denn die Wiedergeburt iſt der in Uns waltende Chriſtus — Glaube, Liebe, Gerechtigkeit und Friede (**).«

(*) S. 189 wird Luthers Anſpruch angeführt: „Gott iſt allmächtig, wer aber glaubt, iſt ein Gott.“ Ferner S. 191 Wie du glaubſt, ſo geſchieht dir; glaubſt du: daß Gott dir gnädig ſey; ſo iſt Er dirs.“

(**) Dieſes Eifern gegen das Zechen der imputatoriſchen Kinder Gottes auf Chriſti Rechnung — ſtimmt ganz zu

Carrier ſchließt ſeine Ausſage über die Vorläufer Boehmes mit den Worten: »Nachdem das Chriſtenthum in der proteſtantiſchen Orthodoxie wieder zur Satzung, zu unbegriffenen Dogmen geworden, hatte ein ganzes Jahrhundert mit der Arbeit der Aufklärung zu thun, und vollbrachte dieſe ſo gründlich: daß für Viele von der Religion zunächſt nichts als ein kahler Deismus, endlich gar nichts mehr übrig blieb. Heute wollen Andre im wohlgemeinten Irrthum jene Orthodoxie wieder heraufbeſchwören, und den Geiſt der Zeit feſtbannen. Allein das endliche Ziel kann kein zweifelhaftes ſeyn. Fichte hat es bereits in ſeinen Reden an

---

der ſpätern Klage Luthers: „daß — wie nie zuvor unter dem Papſtthume, jetzt unter dem Evangelium, die Menſchheit von zehen Teufeln beſeſſen ſey“ — Aber wie ſtimmt dieſe Klage mit der Anſicht Carriers zuſammen in den Worten: „daß die ſittliche Durchbildung des Individuums (das ethiſche Moment der Religion) die Miſſion des Proteſtantismus geweſen ſey, — und daß die Lehre von der gänzlichen Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur und von der alleinigen Macht der Gnade, das Volk nicht zur Apathie geführt habe?“ — Matheineke würde darauf antworten: Wenn der Sclave die Ketten bricht, ſo macht er vor allen Bocksſprünge, gleich einer Beſtie.

die deutsche Nation bezeichnet.« — Aus der Fichteschen Stelle mag hier folgendes stehen: Die aus dem Gefühle stammende Welt des gegebenen Seyns ist versunken und soll versunken bleiben; dagegen soll die Welt des Seyns, die aus der ursprünglichen Klarheit des Geistes sich fort und fort entbindet, aufstrahlen in ihrem Glanze. Die Religion des Einwohnens (unseres Lebens in Gott) soll in der neuen Zeit herrschen und sorgfaltig fortgebildet werden. Dagegen soll die Religion der alten Zeit, die das geistige von dem gottlichen Leben trennte, und dem ersten nur durch einen Abfall vom zweiten, das absolute Daseyn zu verschaffen wußte, und welche Gott als den Faden brauchte, um die Selbstsucht, noch über den Tod des Leibes hinaus, in die andre Welt einzuführen — diese Religion, als Dienerin der Selbstsucht soll allerdings mit der alten Zeit zugleich zu Grabe getragen werden, denn in der neuen Zeit bricht die Ewigkeit nicht erst jenseits des Grabes an, sondern sie kömmt ihr mitten in der Gegenwart herein.« — Carrier setzt hinzu: »Diese Religion des Innewohnens (der lebendige Glaube) hatte die alte Mystik erfaßt, hatte Luther in seinem Herzen getragen, das-

iſt der Grund der Reformation, auf dem wir fort bauen (*).«

Was Carriere aber unter der Religion der alten Zeit verſteht, das finden wir S. 192. »Die mittelalterliche Kirchenlehre hatte Gott und Menſch, dualiſtiſch einander gegenüber geſtellt. Gott hatte (nach ihr) den Menſchen erſchaffen, und ihn unabhängig entlaſſen. Im Proteſtantismus wurde ſodann Gott allein und ausſchließlich die Ehre gegeben. Seine Cauſalität iſt die allein wahre, die Selbſtbeſtimmung des Geſchöpfes dagegen iſt nichtig und ſündhaft. Es muß ſich Gotte hingeben und von ſeiner Gnade die Freyheit empfangen, die nichts anders iſt als die Erfüllung des göttlichen Geſetzes. Die Gottesidee trugen die Reformatoren im Herzen — aber in der Vorſtellung hatten auch Sie noch vielfach die jüdiſche Anſicht von Jehova und von der

(*) Das iſt des Chriſten Kunſt und rechte Hauptlehre, ſagt Luther: daß Er gewiß iſt, der Mann Chriſtus ſey wahrhaftig in Gott und Gott in ihm, und darnach: daß derſelbe wie in Gott; ſo auch in Uns und Wir in Ihm ſeyn. Wer das hat und weiß, der hat Es gar." S. 191. „Gott iſt nicht ohne Creatur; und Gott ohne Fleiſch wäre uns nichts nütze.«

Trennung des Dieſſeits von Jenſeits, die doch Chriſtum bereits in der Allgegenwart des Einen Geiſtes aufgehoben hatte.

Sie konnten auch die Freyheit nicht begreifen, und geriethen aus einem Widerſpruch in den andern. Luther ſagte bald: »Der Wille ſey nichts in ſich ſelbſt und werde entweder von Gott oder vom Teufel gezogen;« bald erklärte er mit Calvin: »daß der Menſch fällt, geſchieht nach Gottes Ordnung; fällt aber doch durch eigene Schuld, und iſt Urſache ſeiner Verdammniß.«

Carrier ſetzt hinzu: »Überall wurde Gottes unergründlicher Rathſchluß, der Gnadenwahl anheimgeſtellt, und die der Welt inwohnende Vorſehung wurde zur außenwirkenden Praedeſtination. Mit Jacob Boehme aber werden wir das Räthſel zu löſen ſuchen, das der proteſtantiſchen Orthodoxie ein Geheimniß blieb; weil ſie die Einheit im Herzen, den Unterſchied im Verſtande feſthielt, ohne beyde durch die Vernunft zu harmoniſiren. Sie mühte ſich daher vergebens ab: das Weſen des Chriſtenthums zu begreifen, und brachte es nur zu einer Sammlung von einzelnen Beſtimmungen.«

Es wird ſich daher wohl der Mühe lohnen: Sich mit dem von Jac. Boehme allſeitig begriffenen Weſen des Chriſtenthums bekannt zu machen, der überdies — nicht bloß »der Vollender der mittelalterlichen Myſtik« ſondern auch »die Morgenröthe der Neuzeit genannt wird, inſofern er ſich von aller Auctorität der Theologie emancipirt hatte.« Er und Jordano Bruno werden ſogar »die Höhenpunkte des philoſophiſchen Bewußtſeyns im Reformationszeitalter genannt, indem ſie nicht bloß die Lehren von Spinoza und Leibnitz, ſondern auch die neuere Weltanſchauung in keimkräftig noch unentwickelter Totalität in ſich tragen, und daher jetzt, wo die Entfaltung ſich wieder zuſammenfaßt, vollſtändig begriffen werden können.«

Bey jener gerühmten Emancipation von aller theologiſchen Auctorität, läßt ſich wohl vorausſehen: daß von dem beklagten Buchſtabendienſte der Reformatoren, in Boehmes Schriften keine Spur mehr anzutreffen ſeyn wird. Da aber, ſelbſt nach Luther, im Buchſtaben der heiligen Schrift doch nur der Geiſt Chriſti ſich verleiblicht hat; ſo wäre es leicht möglich: daß wir die alte Myſtik in einer nagelneuen Poſitur oder Attitude antref-

ſen könnten. Jene hatte nähmlich als rhodiſcher Coloß und Weltwunder des Mittelalters, ihren linken Fuß auf dem Boden der antiquen Speculation (dieſes Verſtändniſſes der Heidenwelt über die Natur als primitive Offenbarung Gottes) geſtellt, während ſie ihren rechten Fuß in den Boden der ſecundären Offenbarung Gottes (des Chriſtenthums in Schrift und Tradition) eingeſenkt hatte. — Jetzt aber konnte die Myſtik entweder ihrem rechten Fuße den Platz des linken und umgekehrt zugleich dem linken den Platz des rechten angewieſen, oder gar den rechten neben dem linken Fuße auf denſelben Boden geſtellt haben. Auf dieſe Weiſe wäre das Chriſtenthum Boehmes kein anderes, als wie ſich ein Plato oder Ariſtoteles ein ähnliches unter Benützung der moſaiſchen und prophetiſchen Schriften des alten Teſtamentes, oder ein Plinius unter Benützung der ſynoptiſchen Evangelien hätte conſtruiren können.

Hören wir — was uns Carriere aus demſelben mittheilt.

a. Von dem dreyeinigen Gotte.

»Alſo iſt zu verſtehen die Dreyzahl in Einem Weſen: daß der Vater iſt die Ewigkeit ohne Grund, da

nichts iſt und doch Alles iſt. Und im Auge ſeines Glanzes ſieht Er ſich: daß Er Alles iſt. Und in der Kraft der Majeſtät fühlet und ſchmecket Er ſich: daß Er gut iſt, d. h. daß Er Gott iſt. Alſo iſt Gott zuſamm ein Geiſt von Ewigkeit in drey Anfängen und Enden und nur in Sich ſelber.«

Hiezu bemerkt Carriere: »daß nach Boehme Gott keineswegs erſt im Menſchen und nur im Menſchen zum Selbſtbewußtſeyn (wie bey Hegel) komme; ſondern daß Er ewig in ſich ſelbſt als freye Geiſtigkeit gedacht werden müſſe. Denn nur ſo können Ihm Geiſter entquellen, Gott iſt ewige Subjectivität, als immerwährendes Sich Setzen und Erfaſſen ſeiner Selbſt, und wie Er auch immerdar den Reichthum ſeines Weſens erſchließen mag; ſo bleibt Er doch ſtets Er ſelbſt.« — »Ich möchte hier, die Vergleichung mit dem Menſchen wiederholen, der an ſich Denkthätigkeit (Vernunft) iſt, und erſt durch beſtimmtes Denken zum unterſcheidenden Selbſtbewußtſeyn kömmt; aber man würde Boehme und Mich ganz mißverſtehen, wenn man daraus die Entwicklung Gottes »aus einem unvordenklichen blinden Seyn« nach Art der ſchellingiſchen Philoſophie annehmen wollte; vielmehr

ſchärft Boehme immer ein: daß in Gott Alles zumal iſt, und nur in unſerer Darſtellung, die Momente ſeines Lebens nach einander auftreten.« — Dieſe Momente werden auch Principe (gottgewirkte Lebensgründe) genannt und ſolcher Principe gibts drey: »der Zorn oder die Finſterniß, die Liebe oder das Licht, und die — aus Beyder ineinander Wirken hervorbrechende — ſichtbare Welt. Der Vater iſt die Macht, die furchtbare, der Sohn die Gnade, die milde, der Geiſt verſöhnt beyde und bewirkt die Harmonie der unterſchiedenen Kräfte und dadurch die Offenbarung Gottes in der Welt. — Dieſe Welt aber als Werk des Geiſtes iſt zunächſt nur die unſichtbare Innenwelt oder die ewige Natur.« S. 638. Dieſe heißt weiter »das Myſterium magnum, d. h. die unentfaltete Möglichkeit des Seyns, oder das Chaos, woraus Licht und Finſterniß (als Fundament des Himmels und der Hölle) ewig fließen, ja die ganze ſichtbare Welt iſt in ihm gelegen, wie das Bild des Künſtlers im Baume, aus welchem jenes geſchnitzt wird.«

Garriere bemerkt hier: »daß aus dieſen Stellen ſowohl die ewige Nothwendigkeit des Gegenſatzes, wie

das ewige Überwundenſeyn desſelben in Gott erhellet« (unter Anführung der Worte: »Zornfeuer und Liebesfeuer ſind doch nur ein Einiger Grund von Ewigkeit zu Ewigkeit geweſen; ſie ſcheiden ſich aber in zwey ewige Anfänge wie an Feuer und Licht nachzuſinnen iſt.«) Und daß »wie Heraklit den Krieg den Vater aller Dinge nannte; ſo auch nach Boehme alles im Streite offenbar werde. In dieſem urſtänden alle Geiſter. Aber der Zorn kann die Liebe nicht, die Sünde die innere Natur nicht verderben, ſagt Boehme, und weis daher nichts »von jenem nie aufgehenden Reſte« in Schellings Freyheitslehre. Nur für den Menſchen, der als Theil des Ganzen endlich beſtimmt iſt, und ein Anderes außer ihm hat, gibt es ein Unbegriffenes, bis er in Gott aufgehend, im Lichte der Ewigkeit die Dinge ſchaut; nicht aber für Gott.«

b. Von der Weltſchöpfung.

Nach Carriere lehrt Boehme eine ewige Schöpfung, als Entfaltung und Selbſtbeſtimmung des göttlichen Weſens: Zorn, Liebe und die ſichtbare Welt (als Löſung des Gegenſatzes und als Vielheit in der Einheit) ſind des Weſens drey Lebensgründe.

»Alſo können wir nicht ſagen: daß Gottes Weſen etwas Fernes ſey, das einen ſonderlichen Ort habe, denn der Abgrund der Natur und Creatur iſt Gott ſelber. Er ſchöpft die Dinge aus Nichts, aber dies Nichts iſt Er, d. h. ſein eigenes, noch unbeſtimmtes Weſen, das in Natur und Creatur Etwas wird. — Es iſt keine andere Urſache zur Schöpfung, als daß ſich die innere geiſtige Welt in eine ſichtbare Form einführe. Sollten die innern Kräfte Geſtalt gewinnen; ſo mußte ſich das Geiſtige in einen materiellen Grund einführen, und mußte eine Scheidung geſchehen, in der das Äußere ſich immerdar nach ſeinem Innern zurückſehnt.« — Carrieres Commentar zu dieſer Stelle iſt ſehr überflüßig, wenn er ſagt: »So iſt das alte Wort zu verſtehen: daß Alles in Allem ſey, daß das Ganze ſich in jedem Einzelnen ſetze und beſtimme. Und nur ſo iſt der Begriff der Monade zu begründen, den wir bereits vor Leibnitz, bey Jordano Bruno finden; auch Boehme hat ihn, wenn auch nicht dem Worte, ſo doch dem Sinne nach.« Wichtiger wäre eine Auskunft darüber geweſen: Wie Boehme den dreyeinigen Gott (in welchem der Vater mit dem Sohne bereits durch den Geiſt

verſöhnt und harmoniſirt iſt) einen noch Unbeſtimmten, ein Nichts nennen konnte.

Statt dieſer Auskunft aber hat Er es vorgezogen, die Leſer auf die Conſequenz jener alten Weisheit: Alles iſt in Allem, aufmerkſam zu machen, nämlich: daß Jeder als der größte Held geboren werde, da Jeder ein Centrum des Univerſums für ſich ſey, in deſſen Herzen alle Strahlen zuſammfließen. Dies Heldenthum hat nun Jeder geltend zu machen und zu beweiſen.« Nach einer Äußerung Boehmes aber in den Worten: »Wenn ich einen Stein aufhebe, ſo ſehe ich die ganze Welt darin, nur daß an jedem Dinge etwa eine Eigenſchaft die größte und darnach zu benennen iſt,« käme jenes Heldenthum dem Eſel eben ſo, wie ſeinem Treiber zu, nur mit dem Unterſchiede: daß Jener zur Beweisführung zu dumm iſt. Ferner iſt nach Boehme — Gottes Denken ſchon ein Schaffen. In der ſchöpferiſchen Imagination, bemerkt Carriere, hat Boehme den Coincidenzpunct des göttlichen Thuns und Schauens gefunden. Boehme bezeichnet die Schöpfung auch als Scheidung und Auswicklung der chaotiſchen Lebenseinheit.« Indem die göttlichen Eigenſchaften ſich in die

Schiedlichkeit ausführen, entſtehen die Kräfte der Natur und die Geiſter. Gott gebirt die Welt, wie die Mutter ihr Kind.« — »der Geiſt Gottes, was kann er blaſen, als ſich ſelber?« Endlich iſt Gottes Schaffen nur das *Ausſprechen* ſeiner Gedanken. »Gott alſo iſt *ewig Geiſt*, dem es gelüſtet: die Wunder ſeiner Natur in körperlichen Dingen zu ſchauen.«

Carriere bemerkt: daß Boehme Gott nirgends als den *dunkeln Grund* bezeichne, der erſt in der Schöpfung gelichtet wurde, zum Bewußtſeyn käme; daß daher Boehmes Lehre weder *Deismus* noch *Pantheismus* ſey, wohl aber den Gegenſatz der Immanenz und Transſcendenz (in der Anſchauung des Einen unendlichen Geiſtes) überwinde und verſöhne. »Der ganze Baum iſt Gott und die Geſchöpfe ſind ſeine Zweige.« — »Gott iſt Alles, denn es urſtändet Alles von Ihm: aber man kann von keinem *einzelnen* Dinge ſagen: *Daß Es Gott ſey*; eine ſolche Religion nahm der Teufel in ſich, und wollte in Allem offenbar und mächtig ſeyn.« — Abermal ein großes Myſterium, wenn es eine Wahrheit: daß Alles in Allem iſt; und doch ohne Commentar, da Carriere nur bemerkt: daß Boeh-

me auch jene Lehre eine teufliſche nenni, »welche Gott in einen jenſeitigen fernen Himmel verweiſe, da die Lehrer derſelben dies nur thun, weil Sie Götter auf Erden ſeyn wollen, wie ihr Reich ausweist — das in Babel (Rom) ſteht. Der rechte Himmel iſt da wo Gott wohnt, dieſer iſt aber aller Orten. Er begreift die Hölle, wo die Teufel wohnen, und nichts iſt außer Gott; auch der Teufel iſt in Gott, aber in der Finſterniß beſchloſſen, weil Er das Licht nicht ergreift.« Endlich iſt — nach Boehme — »das Weltall die Offenbarung Gottes, der ſich darin creatürlich macht.

Die Creatur muß alſo das Siegel der Dreyeinigkeit tragen, und die Geburt der Dreyzahl in ihrem Herzen tragen. »Carriere bemerkt: daß wenn Boehme das Univerſum den Leib Gottes, er auch Inneres und Äußeres in Einheit — den ganzen lebendigen Gott nennen könne und führt eine Stelle aus Boehme an: »Oft dürft' wohl Mancher ſagen: Was für ein Gott wäre dieſer, deſſen Leib und Weſen aus Feuer, Luft, Waſſer und Erde beſtünde? Ich will dir nun den rechten Grund der Gottheit zeigen. Wenn dieſes ganze Weſen (Univerſum) nicht Gott iſt; ſo biſt du nicht Gottes Bild

und wenn irgend ein fremder Gott iſt; ſo haſt du keinen Theil an ihm. Wenn du eine andere Materie biſt als Gott ſelbſt, wie willſt du denn ſein Kind ſeyn? Oder — wie wird Chriſtus Gottes leiblicher Sohn ſeyn, den er aus ſeinen Herzen geboren hat?

Wenn nur Chriſti Gottheit ein anderes Weſen wäre als ſein Leib; ſo müßte zweyerley Gottheit in ihm ſeyn, ſein Leib wäre von dem Gotte dieſer Welt, und ſein Herz von dem unbekannten Gotte. Und wenn ein fremder Gott außer dieſem (in der Welt) iſt; wer wird dich denn wieder lebendig machen, wenn du geſtorben und begraben ſeyn wirſt?« — »Nimm dir ein Beyſpiel an dem Menſchen, der mit Leib und Seele nach dem Bilde Gottes gemacht iſt. Gleichwie aber die Seele im ganzen Leibe herrſcht und ihn erfüllt; ſo erfüllet der heilige Geiſt die ganze Natur.«

Carriere ſetzt hinzu S. 676. »dieſe große Anſchauung: daß in der Offenbarung die Selbſtanſchauung ſich mit concretem Inhalt erfüllt, und dadurch ſein Selbſt-Gefühl zum unterſcheidenden Selbſtbewußtſein wird; daß das allgemeine Leben ſich in der Fülle der Lebendigen ſetzt und genießt; daß

die Einheit ſich nicht auflöſt im Unterſchiede, ſondern ihn in ſich hält und bey ſich ſelber bleibt; dieſe Idee durchdringt die ganze Philoſophie und Myſtik Boehmes, und nur ihre Darſteller haben ihn bald zu einem Deiſten, bald zu einem Pantheiſten gemacht und es der Uncultur des Schuſters zugeſchrieben: daß er den angeblichen Standpunct nicht feſtgehalten, und auf den andern zurückgeſunken ſei.« — Ja! ja! man muß mit Carriere Kamehle verſchlucken und Mücken melken können, um dem unterſcheidenden Selbſtbewußtſeyn ein unterſchiedsloſes, und doch dieſes als perſönliches Ich vorauszuſetzen, (wie wir S. 149 bemerkten).

c. Wir können nun zur Anſicht Boehmes vom Gottmenſchen Chriſtus übergehen, die wir bereits im Vorbeygehen berührt haben.

Carriere läßt der Chriſtologie die Lehre vom Menſchen voraus gehen. In dieſer nennt Boehme »den Menſchen eine Offenbarung des ganzen Gottes. Der Menſch ſteht höher als Engel und Teufel, da dieſe nur die eine und die andere Weiſe des Seyns offenbaren; Er aber iſt ein Saitenſpiel, aus dem die ganze Harmonie der Gottheit hervortönen kann.« Wie ſo

nur kann? »Wer will der Seele den freyen Willen nehmen, da ſie ein Aſt iſt am lebendigen Baume Gottes? Gott aber bildet nichts von Außen her, denn er iſt ein Geiſt und Eröffner. Nach ſeiner Weſenheit hat der Menſch beydes vor ſich, Feuer und Licht, er mag aus ſich machen, was Er will. Er wird von Feuer und Licht gezogen, und wo er ſich mit der Wage hinwendet, da fällt er hin; doch kann er ſtäts ſein Zünglein wieder in die Höhe ſchwingen, da er ſtäts die Möglichkeit zur neuen Geburt hat, weil ſonſt Gott getrennt, und an einem Orte nicht wie an einem andern wäre. Wir können nicht ſagen: daß Gott einen Macher habe; ſo hat auch der Wille keinen. Denn er macht ſich von Ewigkeit immer ſelber. — Der Menſch heißt ſelbſt das Weſen aller Weſen; es ſtehet Alles in ſeiner Macht, er mag den Grimmgeiſt gebären oder den Liebegeiſt. Darnach wird er geſchieden wohin und in welche Welt er gehöret, denn er ſcheidet ſich ſelber.« Carriere erblickt in dieſen Worten mit Recht einen Splitter im Licht-Auge des Philoſophus Teutonicus aus der Zeit der Herrſchaft des Schriftbuchſtabens, der von einem Wurme ſpricht, der nie ſtirbt und von einer Flamme, die nie

erlischt. Er hat aber auch das Zugpflaster bey der Hand, wenn er S. 694 erwiedert: »Wenn Boehme auch einmal von Distelkindern redet als von verdorbenen Früchten des schlechten Baumes; so spricht er doch immer der Seele die Macht zu: daß sie die Turba zerbrechen, und aus der Verwirrung der Sünde in das Leben der Gnade eingehen könne.« Boehme sagt: »Daß Zorn und Liebe, Sünde und Wiedergeburt offenbar werden, dies ist ein ewiges Geschehen; aber in Christo haben wir die Gewißheit des neuen Lebens, so daß wir es nur zu erfassen brauchen.« — Übrigens unterläßt sein Commentator nicht, auf die hohe Bedeutung aufmerksam, die Boehme in derley Worten der Subjectivität gibt, wodurch Er zum Vorläufer selbst der zweiten Periode der neuern Philosophie geworden, als deren Herren Kant, Fichte und Hegel anzusehen sind.

Er hat aber doch unterlassen hinzuzufügen: daß die Subjectivität in dieser hohen Bedeutung, doch nur dem menschgewordenen Gotte im Diesseits, nicht aber dem jenseitigen Gotte zusteht, der aus Sich als Nichts die Welt geschaffen hat.

Daß wir also in Christo die Gewißheit des

neuen Lebens beſitzen, wiſſen wir; was haben wir aber weiter an Chriſto? S. 700 leſen wir: »Weil Adam das Centrum des Zornes in ſich eröffnete; ſo ſetzte Gott Feindſchaft wider das Böſe, und offenbarte in ihm den Schlangentreter, welcher, vor aller Sünde, noch in göttlicher Einigkeit verborgen war. Mit der Sünde aber wird das Gewiſſen, die Stimme Gottes, wach im Menſchen; er kömmt durch den Gegenſatz zum ſittlichen Selbſtbewußtſeyn, welches iſt die Stimme Gottes: »Des Weibes Saame ſoll der Schlange den Kopf zertreten.« Dieſe Stimme ward von Menſch zu Menſch als ein Gnadenbund fortgeſetzt. In Evas Saamen ward Chriſtus von Menſch zu Menſch fortgepflanzt als ein glimmender Zunder göttlichen Lichtfeuers.« — S. 708. »Als aber die Zeit erfüllt war, da erſchien Gott im Fleiſche, und ward als Menſch geboren und erkannt. Es ward in Chriſto — Gott und Menſch wieder Eins und was Adam verloren, das that ſich hier wieder auf; das wahre Weſen der Menſchheit, das in Adam erſtorben, wurde hier wieder lebendig.« —

»Marias Seele ergriff die himmliſche Jungfrau-

ſchaft (die göttliche Weisheit) und ſo kam die ewige Jungfrau (Sophia) zur Weſenheit und ſo konnte Maria den Heiland gebären, der alle drey Principien (aber in göttlicher Ordnung) an ſich hatte und ſo die menſchlichen Eigenſchaften wieder in die göttliche Harmonie einführte. — Das Wort aber iſt allenthalben Menſch geworden, nicht allein in der Jungfrau Maria, als ob daſelbſt ſeine göttliche Weſenheit eingeſperrt geſeſſen hätte. Gott, die Fülle aller Dinge, hat ſich nicht bloß in einem Theile bewegt. Auch bedarf Er, der Allgegenwärtige, keines Kommens.« —

»Chriſtus ward der wiedergeborne Adam, und Adam ſtand in Chriſti Menſchheit auf und alle Kinder Adams ſo Chriſti Reich theilhaft werden, ſtehen alle in Chriſto auf. Ein jeder iſt ein ſonderlicher Zweig, es iſt aber nur ein einiger Baum. Der iſt Chriſtus in Adam und Adam in Chriſto; nur Einer, nicht zwey Bäume, nur Ein Chriſtus in allen Chriſten. — S. 70. »Gott ward in Ihm Perſon, und iſt anders keine Perſon als in Chriſto. Chriſtus war der Held im Streite, da die zwey Reiche, als Gottes Zorn und Liebe, mit einander kämpften. Er gab ſich willig in den Zorn und

loſchte ihn mit ſeiner Liebe, verſteht ſich: in menſchlicher Eſſenz. Chriſtus kam alſo um den innern Menſchen, der in Adam verblichen war, aufzurichten, und der alten Schlange immerdar den Kopf der Falſchheit zu zertreten, d. h. den irdiſchen Willen immerdar zu tödten.«

S. 711. »Als Chriſtus geboren war, da ſtand allerdings der Himmel in der Erde. Nun galt es: daß die beiden Welten in Ihm rangen; daher kam die Verſuchung. Aber es ſiegte das Göttliche und offenbarte ſeine Wunder durch das Irdiſche. Da ſtand der äußere Leib vom Tode auf und ſiegte über das Feuerſchwerdt. — Gott dem Vater dürſtete nach der Menſchheit als nach ſeinem Herzen, und die Gottheit in der Menſchheit (das Herz des Vaters) dürſtete nach dem Vater. Das Licht der Liebe und das des Feuers begehrten einander, und als ſie einander ergriffen, da erzitterte die finſtere Welt im Todesſchreck vor dem Freudenſchreck, der in Liebe aufging und den Vorhang im Tempel zerriß als die Decke Moſis, die vor dem klaren Angeſichte Gottes hing. Nun konnte der Menſch Gott ſchauen, denn ſein Schauen war Gottes Schauen geworden.« —

»Als Chriſtus das Licht der Seele wieder anzündete, erloſch in ihrem Weſen Gottes Zorn, und ward in Liebe verwandelt. Als Chriſtus das Reich dieſer Welt von ſich ablegte, in demſelben Augenblicke drang ſeine Seele in den Tod und Zorn Gottes ein, und ward ſo der Zorn in Liebe verſöhnt, und das Leben grünte durch den Tod empor. So war Chriſti Sterben ſeine Auferſtehung und Verklärung. Er iſt im Himmel, d. h. in der Weſenheit aller Dinge, und iſt bey Uns bis an das Ende der Tage. Wir ſind Gottes, ſo wir in Ihm bleiben, er iſt das Licht und Wir ſeine Sterne.« — So tief und klar, bemerkt Carriere, wußte das geiſtvoll edle Gemüth des wunderbaren Mannes, das Geheimniß der Erlöſung zu faſſen und auszuſprechen, daß Niemand es hier wagen wird: Seinen Worten etwas hinzuzuſetzen?«

Allerdings — iſt unſere Antwort, wenn unſer Philoſoph unter dem Niemand wieder nur ſeines Gleichen verſteht, die in der Regel wähnen: die Geſchichte der Philoſophie allein, ohne alle Einſicht in die chriſtliche Dogmen-Geſchichte, reiche ſchon hin: Ein gegebenes Verſtändniß über das poſitive Chriſtenthum allſeitig zu würdigen. Allein wie Jemand die chriſtliche Lehre vom

dreyeinigen Gott verſtanden hat, ſo und nicht beſſer kann er das dreyeinige Univerſum und in dieſem den Menſchen, in der Perſon des erſten und zweiten Adams — verſtehen.

Und nur jener heiligen Einfalt, die jeder kirchlichen Tradition, wie der Teufel dem Kreuze aus dem Wege geht, um nicht von einer theologiſchen Auctorität gekneblt zu werden, nur ihr iſt es zuzuſchreiben, wenn ein Jünger der Weltweisheit in einer ſpeculativen Trinitätslehre (die dem heiligen Geiſte die Rolle eines Friedensſtifters zwiſchen Vater und Sohn in der Gottheit zukommen läßt, weil ſie ſich ſonſt mit Ihm nichts anzufangen wußte) Originalität ſtatt heiligen Wahnwitz findet.

Wohl iſt von ſolch einer ſpeculativen Reconſtruction nicht zu befürchten: daß ſie Chriſti Werk, als Verſöhnung der Menſchheit mit Gott, in einen bloß logiſch-theoretiſchen Prozeß der Vermittlung des Gegenſatzes zwiſchen Gottes und Selbſtbewußtſeyn in der geiſtigen Creatur hinüberſpielen werde; allein der ethiſch-practiſche Prozeß iſt auch noch nicht erſchöpft, wenn man den verheißenen Schlangentreter bloß zum Buchführer des Gewiſſens macht (ſelbſt wenn dieſes ausſchließlich als Stimme

Gottes behandelt würde), der dann in der Zeitenfülle, als die incarnirte Gewiſſensmacht in die äußerliche Erſcheinung eintritt, um hier vor allem in Ihm ſelber den Streit und Hader zwiſchen den göttlichen Lebensprincipien zu ſchlichten, und ſo als Held aus dieſem Kampfe für ſich, und für alle Andern, die den Streit zu beginnen muthlos ſind, als Muſterbild hervorzugehen. Dieſe Deutung iſt ſchon in den Tagen Auguſtin und Pelagius, von der Kirche als eine einſeitige abgethan worden und Jacob Boehme, und noch mehr ſein Schwiegerſohn, der ſeine ſchwindſüchtige Sophia ſich zum Weibe ſeiner Jugend auserkoren, kommen für die Theologie viel zu ſpät, um aus dieſer eine Gedankenmacht zu machen, verſteht ſich mittelſt Auferſtehung aus dem Grabe, in das man Sie zuvor lebendig hinein geworfen. — Sie bedarf aber dieſer Gewaltmaßregel gar nicht. Ihr Weinſtock, wenn er auch der Beſchneidung bedarf, hat noch Triebkraft genug, um Alle, die von ſeinem Gewächſe ihren Durſt ſtillen wollen, zu ſättigen und zu begeiſtigen; denn auch ſie hat ein Wort über Chriſtus als dem wiedergebornen Adam und über Adam als dem auferſtandenen Chriſtus; aber der Sinn des-

ſelben ſchließt allen Unſinn aus. Auch ſie weiß das Wort: Chriſtus in Adam und Adam in Chriſtus zu würdigen aber nicht in dem Sinne: als ſey Chriſtus, als Wort oder Logos Gottes, allenthalben, d. h. nicht bloß in der Jungfrau — Menſch geworden. Nach jener Deutung ſetzt die Incarnation des Logos (des ewigen Sohnes) eben einen Menſchen, als Sohn der Jungfrau voraus, den St. Paulus zuerſt den zweiten Adam nannte und dieſen als den einzigen Mittler zwiſchen Gott und der Menſchheit bezeichnete.

Daß aber Chriſtus, nach vollzogener Sühne, in Uns Allen — Menſch werden kann und ſoll, iſt eben nur in dem Sinne zu nehmen, in welchem Er auch in Uns auferſtehen und gen Himmel fahren ſoll, vor der Auferſtehung alles Fleiſches. Aber Keinem von Uns kann das Unmögliche zur ethiſchen Aufgabe gemacht werden, es wäre denn: daß dieſe wieder nur in der Annahme des Hegel'ſchen Gedankens beſtünde, mit dem Inhalte: daß, wie Chriſtus, ſo Jeder im Geſchlechte, Gott zum Vater und die jungfräuliche Natur zur Mutter habe und daher auch den Nahmen des Gottmenſchen für ſich

in Anſpruch nehmen könne und müſſe, ſobald er jenen Gedankenprozeß mit dem Reſultate der Gottgleichheit in ſich vollzogen habe.

Wir haben Carrieres Werk übrigens als eine Einleitung zu einem neuen Syſteme anzuſehen, in welchem ſich zwiſchen den Weltanſichten einſeitiger Transſcendenz und einſeitiger Immanenz eine Union vollziehen ſoll, wie ſie bisher die Philoſophie noch nicht erlebt hat. Und doch war dieſe die erſte, die auf den tollen Einfall gerieth: das Weſen des Chriſtenthums in die mechaniſche Verbindung des Judenthums mit dem Heidenthume (des Deismus mit dem Pantheismus) zu verlegen. Es kann daher nur befremden: daß Sie die Schildkröte nicht zum heiligen Symbol ihrer heilloſen transſcendenten Immanenz erhoben hat. Jene Trauung war alſo leider nur eine äußerliche Copulation mit Handſchlag, nach welchem jede Fauſt ſich ſehr bald aus der Schlinge zog, um den Schlag auf eigene Bruſt zu führen, unter dem Ausrufe: mea maxima culpa; als nämlich die neueſte Philoſophie dargethan hatte: daß der heidniſche Gedanke von der Immanenz Gottes in der Welt, der jüdiſchen Transſcendenz nicht nur nicht bedürfe, ſondern ſie ſchlechtweg als Ab-

ſurdität fliehen müſſe, ſo lange die deutſche Speculation mit der antiquen — auf dem Boden des logiſchen Begriffes dieſelbe Sternwarte als Gemeingut beſitze.

Dieſe Philoſophie, die ſich die letzte Conſequenz des Hegelthums nennt, wird bisher ſowohl von den Anhängern des Letzteren, als von den der Myſtik, nur über die Achſeln angeſehen, ſtatt ihr tiefer in den lichten Augenſtern zu blicken, um zu erfahren, ob Sie lügt, wenn Sie ſagt: Im Begriffe liegt kein Jenſeits. Jene aber werfen Ihr vor: »Das Syſtem des Meiſters bis zu den äußerſten Conſequenzen zwar ausgeſpitzt, aber auch hierüber ſeinen Geiſt verloren zu haben.« Mit anderen Worten heißt dies die Anhänger Feuerbachs als ideale (aber geiſtloſe) Spitzbuben des Hegelthums erklären. Dieſe dagegen rufen dem Meiſter Jacob als Philosophus teutonicus das bekannte: Ne sutor ultra crepidum zu; ſeinen modernen Anhängern aber ertheilen ſie den guten Rath: Ihr Talent zur Speculation lieber auf die Fabrication deutſcher Mäuſefallen zu verwenden. Und fürwahr! wer es noch nicht einſieht: daß die Transſcendenz im Logotheismus zwar das Beſte, aber auch das

Inconſequenteſte iſt, der ſoll darauf verzichten: ſeine Carriere in der Speculation machen zu wollen.

Was gewinnt nun die Wiſſenſchaft bei dieſem gegenſeitigen Aufgebothe von Hohn und Spott, von Witz und Laune? — Wahrlich nichts! wenn ſich nicht hie und da in einer deutſchen Bruſt der Gedanke anſetzen ſollte: daß ein Bild des Weltapoſtels abermal, wenn auch im umgekehrten Sinne, ſeine Anwendung gefunden, deſſen Er ſich in dem Briefe an die Galater bediente: »Abraham hatte zween Söhne, den einen von der Magd, den andern von der Freyen, wovon jener nach dem Fleiſche, dieſer nach dem Geiſte und der Verheißung geboren. Gleichwie aber damals der erſte den zweiten verfolgte, ſo auch jetzt.« — Leider! und abermal jetzt.

Denn der Sohn der Magd (der myſtiſche Vertreter antiquer Weltweisheit) hat die Verfolgung ſeines Bruders (des Vertreters des göttlichen Wortes in der Schrift) bis zur Verbannung desſelben getrieben. Es iſt das Umgekehrte von dem Worte der Schrift eingetreten: »Verſtoß die Magd mit ihrem Sohne,« (das einſt die bibliſche Theologie gegen die Philoſophie gebrauchte), denn der Sohn der Verheißung ſoll jetzt (oder

iſt's ſchon) hinausgeſtoßen werden aus dem Erbe ſeines Vaters (des bibliſchen Proteſtantismus) in welchem von Nun an der Andere die Alleinherrſchaft ſich anmaßt.

Die Auctorität des Denkgeiſtes, der von einer tranſcendenten Auctorität Gottes nichts wiſſen will, kann noch weniger eine Auctorität des göttlichen Wortes neben der ſeinigen ſtehen laſſen.

In ſolch einer Zeit iſt guter Rath theuer geworden, kenn auch die Wahrheit: daß der Weg zur beſeligenden Mitte durch die Extreme führe, will nicht mehr troſten; wenn es nicht gelingen ſollte, dem deutſchen Michel, der ſich doch ſo gern den Erzengel der Speculation und ſein Volk deßhalb das auserwählte Europas nennen hört, das Auge zu öffnen: daß jede Auserwahltheit als Werk der Selbſtwahl auf ſchwachen Füßen ſtehe; zu einer andern aber, unmöglich die einſeitigſte aller Einſeitigkeiten, die Negation aller Tranſcendenz, berechtigen könne; oder — wenn dies nicht gelingen ſollte, ihm die Möglichkeit denkbar zu machen: daß ihm bisher doch nur die eine Hälfte ſeiner herculiſchen Arbeit gerathen, die andere aber ungleich beſchwerlichere Hälfte ihm noch bevorſtehe, und daß dieſe eben nur die Ergänzung des Fun-

daments ſey (auf dem bisher die Philoſophie ihr Obſervatorium errichtet hatte) und zwar durch ein zweites, bisher unbeachtetes Feld, ſo nahe ihr auch daſſelbe von Seite des poſitiven Chriſtenthums gerückt war. Denn es iſt jenes Feld, das Leben des Geiſtes neben dem Leben der Natur in und außer den Menſchen.

Die Theologie des Mittelalters glaubte in der antiquen Philoſophie eines Plato und Ariſtoteles den Schlüſſel zum Verſtändniſſe des Chriſtenthums in Lehre und Leben ſeines Stifters, gefunden zu haben. Das Ergebniß davon iſt die Scholaſtik und Myſtik jenes Zeitalters. Jener Schlüſſel aber eröffnete nur zur Hälfte das Buch mit den ſieben Siegeln, weil ſeinem Barte ſelber noch die andere Hälfte fehlte. Es iſt dieſe das Verſtändniß über des Einen Menſchen zweite Lebenshälfte — über das Leben des Geiſtes (neben und über dem der Natur) zu dem die alte Welt ſich nicht erhoben hatte. Denn jenes Leben wird ſo viel als nicht verſtanden, wenn Es nur als die edlere ſubjective Hälfte gedeutet wird, die mit der objectiven andern, das Geſammtleben der Natur ausmacht. Weiter aber in der Verſtändigung hat

es die Philosophie weder vor noch nach dem Reformationszeitalter gebracht.

Hier ist also der Ort, wo der neue Schacht einzuschlagen und eine neue Fundgrube zu eröffnen ist; bevor sich daran denken läßt: mit Erfolg ein System, als organische nicht bloß mechanische Einheit von Transscendenz und Immanenz (von Deismus und Pantheismus) zu entwerfen und auszuführen. — Wer es nicht glauben kann, weil sein Auge bei der Bewunderung vergangener Größen vom Lichte der Scheiterhaufen geblendet ward, der thut wohl daran: wenn er auf seinen Spaziergängen durch die Gefilde der Mystik, zum Zeitvertreibe sich ein Herbarium anlegt.

Vergleicht doch der Heiland sich selber mit einem Hausvater, der Altes und Neues aus seinem Schatze darreicht — zum Nutz und Frommen der Seinigen. Möge es nur der projectirten Riesenbaute nicht ergehen, wie dem großen Linienschiffe Pensilvania, von dem die americanischen Journale vormals pomphafte Beschreibungen zum Besten gaben. Seine Länge sollte 225 Fuß, seine Breite 58 messen, 2000 Mann fassen und eine

Trächtigkeit von 30000 Tonnen haben, 140 Kanonen tragen und 28 Fuß tief ins Waſſer gehen. — Das Journal Naval bemerkte aber hierüber: daß eine ſolche Anzeige alle Jahre einige Mal erſcheine, gleichſam um der kleineren europäiſchen Schiffe zu ſpotten. Aber dieſer erſtaunliche Bau ſey nie auf dem Oceane geſchwommen, und werde auch nie darauf ſchwimmen, denn ſeit mehr als 20 Jahren liege er auf der Werfte, ſey von vorne herein übereilt gebaut, und von unreifem Holze, und darum vielleicht ſchon verfault. Auch nennt daſſelbe Journal die Americaner viel zu klug, um ihre Marine mit ſolch einem unlenkſamen Ungeheuer zu vermehren. —

Von der americaniſchen Weltklugheit wird nun freylich die deutſche Weltweisheit ſo wenig wiſſen wollen, als von dem unreifen Holze. Das Ueberreife aber macht den Uebergang zum faulen Holze, d. h. zum Affen des Lichtes in der Nacht. Dieſe muß nun allerdings einen hohen Grad von Finſterniß erreicht haben, da die neueſten Wiſſenſchaftler wähnen: die Wiſſenſchaftlichen zu überreden, daß in ihrem projectirten Syſteme keine Ader von Pantheismus liege, weil Es ja aus der einſeitigen

Transscendenz des Deismus, und der einseitigen Immanenz des Pantheismus zusammengesetzt sey. Dieser Kniff aber ist nur zu sehr verbraucht für Alle, die sich noch zu erinnern wissen: Wie in der Blüthezeit Hegels der acosmische Spinozismus sich das Brandmal der Allvergötterei gefallen lassen mußte. Jetzt ist nun auch die Reihe an den Meister des Logotheismus gekommen deßhalb, »weil er nicht wie die Reformatoren, einen überall lebendigen, selbstbewußt wirkenden Gott erkannt habe, dafür aber das Höhere aus dem Niedern, das Etwas aus dem Nichts — das Licht aus der Nacht hervorgehen lasse, und so in der Wirkung festhalten wolle, was Er in der Ursache nicht besitze.« So wäre denn die Weisheit unserer Zeit bei der mittelalterlichen Vorstellung von der Accidentat Gottes wieder angelangt, und die Satyre, die Herbart auf jenen Einfall in seiner Metaphysik geschrieben, wird von Jener als Panegyricus ausgebeutet. Glück auf, ihr blinden Führer des blinden Haufens — denn wenn ein Blinder den Andern führt, so bleibt beyden, eine und dieselbe Grube gewiß, aus welcher euch der carrierische Christus nicht retten kann, denn

dieſer iſt (nach Seite 606) nur »die Copula im welthiſtoriſchen Urtheile, d. h. im Gegenſatze und Kampfe, in welchen die Einheit der Menſchheit unter der Leitung des Vernunftinſtinctes durch die Scheidung der Völker ſich zerſetzte. Chriſtus iſt der Eine Held, der das Humane (Menſchheitliche) innerhalb jener Scheidung darſtellt.« Dies ſoll die Idee geweſen ſeyn, nach welcher die alte Welt hingeſtrebt, dies zugleich die Aufgabe, welche die Nationen ſeit dem Jahre des Heils zu vollbringen haben.

Den Schluß aber zu jenem copulirten Urtheile, ſoll »die Periode der Harmonie bilden, in welcher die Menſchheit ihre Beſtimmung als Völkerband und als Organiſation der Geſellſchaft, durch eigene That (weil ſie Geiſt, d. h. Gottesgeiſt iſt) ſich erarbeitet haben wird.«

Der bibliſche Chriſtus aber ſpricht von jenem Schluſſe: »Wundert euch nicht, wenn ich ſage: Es kömmt die Stunde, wo Alle, die in den Gräbern ſind, die Stimme des Gottesſohnes hören werden, und die Gutes gethan, alsdann zur Auferſtehung des ewigen Lebens; die aber Böſes gethan, zur Auferſtehung des Gerichtes hervorgehen. »Dieſer Chriſtus iſt mehr als logiſch-theo-

retiſche, mehr als naturhiſtoriſche, er allein iſt die practiſch-ſittliche Copula zwiſchen Himmel und Erde — denn es gibt (nach St. Paulus) nur Einen Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen — der Menſch Chriſtus Jeſus.

Die Religion unſerer Zeit.

Eine blaue Epiſtel.

Unübertrefflicher Arnold!

Du haſt das Wort gehalten, welches du mir gabſt, als ich von dir im Badeorte F. Abſchied nahm mit dem Worte: Laß bald etwas von dir als Religionsphiloſophen hören.

Dein Wort iſt eine lange, wortreiche Abhandlung über ein Thema, welches ich im Umgange mit dir oft aber auch jedesmal kleinlaut anſtimmte, welches aber jedesmal eine kurzlaute Reſonanz in dir hervor rief, nach der äußerlichen Antwort zu ſchließen. Haſt du vielleicht damals in F den kränkelnden, weil im Verlaufe der Jahre vielfach gekränkten, alten Univerſitätsfreund ſchonen wollen; ſo habe jetzt meinen herzlichen Dank dafür. Du haſt in jenem Falle wirklich einen richtigen Blick in

den Seelenzuſtand eines Stadtpaſtors auf dem Lande geworfen.

Manches Wort in deinem Aufſatze, wäre mir im mündlichen Vortrage zu F. ſchneidend durch die Seele gefahren, und hätte mir Äußerungen erpreßt, die ganz gemacht geweſen wären: Uns gegenſeitig auszuweichen, ſtatt aufzuſuchen, wie dies täglich der Fall im Bade erſt war.

Doch näher zu deinem Geſchenke.

Dieſes ſcheint mir eine Erwiederung auf meine Klage zu ſeyn: daß das Zeitalter der chriſtlichen Kirche, in dem wir jetzt leben, dem erſten Zeitalter der Kirche darin gleich kommt: daß jenes ein apologetiſches iſt; indem hier, wie dort, das Weſen der Sache — das Seyn oder Nichtſeyn des Chriſtenthums in Frage geſtellt iſt.

Ich berief mich für dieſe Anſicht auf gewiſſe Stimmen der Zeit, die Chriſtum als mythiſches Bild verkunden, welches der menſchliche Geiſt unter gewiſſen hiſtoriſchen Bedingungen eben ſo aus ſich heraus projicirt habe, wie einſt den Oriſis, Mythras und Herakles. Es ſind jene Stimmen überhaupt ſolche, welche die Religion

als ein Entwicklungsfieber des Menſchengeſchlechtes anſehen, das nur durch eine durchgeführte Vernunftbildung oder Selbſterkenntniß zum Abſchluße, und hiemit zur Heilung gebracht werden kann.

Worin aber beſtand damals deine Erwiederung? Darin — daß derley Anſichten nichts weniger als bloße Frivolitäten ſeyen, wie dies im vorigen Jahrhunderte in Frankreich, und noch früher in Italien der traurige Fall geweſen; ſondern Reſultate philoſophiſcher und kritiſch-hiſtoriſcher Studien. Und damals konnte mir nicht einfallen: dir darin nicht aus ganzer Seele beyzuſtimmen.

Die Zuſtimmung aber von deiner Seite war ſtets unſicher, wenn ich fort[illegible]r in der Frage: Sollen wir deßhalb, weil die alt[illegible]e zur modernen Satyre geworden, unſere apole[illegible] Arbeit als eine vergebliche und eitle ſtehen und [illegible]laſſen — ſollen wir an der Wiſſenſchaft verzwei[illegible]nd uns entweder hinter eine ſtärkere Kirchenverfaſſung zurückziehen, oder ſelbſt auf dieſes Project verzichtend, in Conventikeln unſern Schutz und Schirm ſuchen? denn deine Antwort war immer ein ſtummes Achſelzucken. — Doch wie geſagt: Ich kann dir jetzt nur Dank über Dank wiſſen für dein

Verfahren, und will jetzt deine Abhandlung über die Religion der Gegenwart, als eine Theorie des Achſelzuckens behandeln. Sie hat mir nähmlich eine Anecdote, wie ich ſie vor Jahren in einem Unterhaltungsblatte geleſen, ins Gedächtniß gerufen über einen ſeltſamen Mann, der in dem letzten Decennium des verfloſſenen Jahrhunderts auf einem Schloße in Böhmen ſein herrſchaftliches Dienſtleben beſchloß. Dieſer Mann hatte ſeinen Ehrenplatz unten an der herrſchaftlichen Tafel, aß daſelbſt tagtäglich mit großem Fleiße und nahm daher an den Tiſchgeſprächen keinen Antheil. Die hohe Geſellſchaft aber lies den mund- aber nicht redſeligen Gaſt nicht ungeneckt. Bei eifrigen Discuſſionen über irgend einen Vorfall wurde er angegangen mit der Frage: Cyriak! was halten ſie davon? Sein Gutachten aber lautete jedesmal:

»Iſt's wie's iſt, ſey's wie es ſey;
Matz! Fiedle fort, Gott ſteh uns bey!
Recht iſt's aber doch nicht.«

Die Anecdote bemerkte zu dieſem Gutachten: »Treflicher Commentar zu allem und jedem Achſelzucken! Unerſchöpflich am verborgenen Sinne, von keiner Ausle-

gung gänzlich auszubeuten, langſam gereifte Frucht vieljähriger Beobachtung und Prüfung. Würdig mit Pfeil- und Keilſchrift eingegraben zu werden in eine Felswand von Grauwacke oder Grobkalk. Wir wollen hier nur in flüchtigen Umriſſen andeuten, was ſie Alles in ſich trage.«

Ich aber ſtehe hiemit als Commentator bey deiner Theorie, die in einem Duzend von Überſchriften ſich auseinander legt, wovon ich keinen Tag mehr als Eine meiner Kritik unterworfen habe, wenn ich ſonſt bey guter Laune war. So viel zur Empfehlung meiner Epiſtel, die ich eine blaue nennen kann, als Antwort auf deine rothe Abhandlung. Daß in jener kein Farbenſpiel von Witz und Laune, wie in jener Anecdote, deine Augen ergötzen wird, das brauche ich dir wohl nicht vorhinein zu verſprechen; wenn ich auch einzelne Überſchriften deiner Arbeit unter die einzelnen Sätze jener kryſtalliſirten Antwort eines penſionirten Kammermuſicus ſtelle. So vertragen ſich vielleicht mit dem — Iſt's, wie's iſt — die Fragen:

1. Welches iſt die Religion unſerer Zeit?
2. Was iſt Religion, wird's immer Religion geben?
3. Was iſt Gegenſtand der Religion?

Du haſt ganz Recht, wenn du behaupteſt: »Nichts ſcheint leichter und nichts iſt ſchwerer, als die Beantwortung der erſten Frage« ſo lang du als Grund hievon anführſt: »weil jene nichts anders ſey als eine nähere Beſtimmung der Gegenſtände unſerer Begeiſterung und Liebe, und weil die Welt jene Gegenſtände ihrer Verehrung mit widerſprechenden Nahmen belege (wie denn die Anhänger der neuen Götter, die alten immer zu Dämonen herabgeſetzt habe) — und weil die göttliche Religion nicht bloß bey verſchiedenen Völkern, ſondern ſelbſt bey demſelben Volke in verſchiedenen Perioden ſehr verſchieden ausfalle.« — Es heißt aber die Antwort erſchweren, wenn man die Gegenſtände unſerer Liebe als ſolche ſchon zu Gegenſtänden der Religion im eigentlichen Sinne erhebt; wiewohl ſie, durch ihre nähere oder entferntere Beziehung mit dem Einen Gegenſtande aller Religionen eine religiöſe Weihe erhalten können. Du ſcheinſt mir überhaupt kein Gewicht zu legen auf die Einheit des Gegenſtandes; ſonſt könnteſt du nicht die Hauptforderung an die Beantwortung ſtellen: »Dieſe müſſe mit der ganzen bisherigen Geſchichte der Menſchheit Bekanntſchaft gemacht haben. Denn dieſe ſey der Prüfſtein für

die Bildung eines Jeden, der ſich mit jener Beantwortung befaſſen wolle.«

Der Mann ohne Bildung iſt freylich nicht befähigt auf jene Frage eine allſeitige Antwort zu geben; allein — jener Prüfſtein iſt keineswegs der einzige, iſt am wenigſten ein Grundſtein; dieſer aber iſt die Kenntniß der innern Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, iſt die Einſicht in den innern Vorgang, deſſen Reſultat der Gottesgedanke iſt. Dieſe Einſicht wird auch allein im Stande ſeyn zu entſcheiden: Ob jenem Gedanken eine Objectivität ohne oder mit Realität zukomme; und — Wie es komme: daß er mit widerſprechenden Rahmen belegt werde. — Gegen die Gegenſtändigkeit als ſolche ſpricht auch deine Behauptung: »Religion haben, heißt die Wahl treffen, zwiſchen Gott und dem Dämon, d. h. zwiſchen der Bewegung für die Idee und dem Widerſtande gegen dieſelbe.« Der Accent liegt hier offenbar auf der Bewegung und Nichtbewegung als zwey Zuſtänden. Ob aber das Ziel der Bewegung (die Idee) etwas Gegenſtändliches ſey, iſt hier noch nicht erörtert. — Auch der Satz: »Wie ſein Gott, ſo iſt der Menſch,« klärt die Sache nicht auf.

Denn derſelbe Satz laßt ſich auch umkehren und ſagen: Wie der Menſch, ſo ſein Gott, d. h. wie Jener ſich ſelber, ſo erkennt er auch das, was man Gott heißt; mag dieſer nun Etwas außer oder in Ihm, oder gar Beydes zugleich ſeyn.

So pflegt man ja auch vom Style (der Schreibart) zu ſagen: Jener ſey der Menſch ſelber: Le style c'est l'homme!

Richtiger iſt der Grund jener Schwierigkeit in dem Satze ausgeſprochen: »Religion iſt die höchſte Herzensangelegenheit der Menſchheit. Darum iſt ſie zugleich der Grund aller Partheiung.«

Zur vollen Richtigkeit aber gebt dieſem Satze noch die Beſtimmtheit ab: Ob dieſe Angelegenheit als die höchſte des Herzens, nicht auch zugleich die höchſte der Intelligenz (des Kopfes) und welche von beyden das Prius der Andern ſey? Nach der frühern Ausſage: daß des Menſchen Wahl zwiſchen Gott und Damon in den Moment falle, wo er über Religion zu denken und zu reden beginne, ſcheint von der Herzensangelegenheit das Denken urſprünglich ausgeſchloſſen

zu ſeyn, eine Behauptung — die wohl keinem Denker zur Ehre gereicht.

Auf dem Grunde jener Partheyung erhält nun auch die Frage: »Ob bey dieſer Partheyung noch von einer Religion unſerer Zeit die Rede ſeyn könne« ihre Erledigung in den Worten: »In dem Sinne einer gemeinſamen Religion aller Partheyen gewiß nicht, wenigſtens müßten wir unterſcheiden eine alte und neue Religion (mit ihrem widerſprechenden Inhalte) und nur die von unſerer Zeit erzeugte Religion, wäre nach ihr zugleich zu benennen.« Da es ſich aber doch um eine Wahl für jeden Einzelnen zwiſchen alter und neuer Religion handelt; ſo wird dieſer Entſcheidung, eine Prüfung der Religion und ihrer verſchiedenen Gegenſtändlichkeit überhaupt vorausgehen müſſen; und dies geſchieht in den zwey folgenden (oben angeführten) Nummern, alſo:

Was iſt Religion?

Auch hier ſtellt ſich deine vorige Klage: über Leichtigkeit und Schwierigkeit abermal ein. Jene in der Antwort: »Religion ſey das Verhältniß des Menſchen zu Gott« wogegen du nichts einzuwenden haſt; dieſe in der weiteren Frage: »Wie dieſes Verhältniß beſchaffen

ſeyn ſolle, um wahr zu ſeyn« oder gar: »Welcher iſt der wahre Gott?« Hierüber bemerkſt du nun: »Bleibt Gott unbeſtimmt; ſo bleibt es auch das Verhältniß zu Ihm, und ein unbeſtimmtes Verhältniß iſt gar keines.« — Zu einem vollkommen beſtimmten Verhältniſſe aber zwiſchen 2 Factoren gehört die Beſtimmtheit des einen ſo nothwendig wie die des Andern, und ich wiederhole daher: Wie der Menſch, ſo ſein Gott. Auch verdient ein begrifflich unbeſtimmtes Verhältniß, noch gar nicht den Nahmen eines Nullitätsverhältniſſes, am wenigſten nach deiner Anſicht von Religion, die im Gefühle wurzelt und zu dem das Denken hinzutritt, nicht um ihm einen Inhalt erſt zu geben, ſondern den gegebenen in ſeine Gewalt zu bringen.

»Dieſe Anſicht wird auch hier wiederholt in den Worten:« Das Gemüth des Menſchen verlangt das Ideal zu ſchauen; ſein Geiſt das Abſolute (das in ſich Vollendete, Freye) zu erkennen: aber für die Erkenntniß der Religion und ihres Gegenſtandes iſt hiemit nichts weiter gewonnen, als daß der religioſe Menſch von der Berechtigung jenes Verlangens überzeugt iſt. Er

ſucht alſo vor allem ſeinen Gott zu **erkennen**. Dies iſt, im Verhältniſſe zu Gott — das Erſte.

»Wie ſich die Erkenntniß des höchſten und des wahren Weſens ausbildet; ſo bildet ſich auch die Religion aus. Es iſt alſo nicht zweifelhaft: die gebildeteſte Welt wird die reichſte und vollkommſte Religion haben.«

Ohne Zweifel aber auch nur unter der Vorausſetzung: daß die hohe Bildung dieſer Welt, in der durch die Selbſterkenntniß vermittelten Erkenntniß des höchſten Weſens beſtehe. Ferner: daß es der Menſch in dem Sicherkennen nur mit einem einfachen Weſen zu thun habe. Iſt dagegen ſein Weſen ein zuſammengeſetztes, ſo kann auch die Erkenntniß des einen Elementes auf Koſten des andern vollzogen werden, und ſie iſt bey aller Vollkommenheit doch nur eine einſeitige. — Mit dieſer Beſtimmung der Religion als der Gotteserkenntniß hängt die weitre Frage zuſammen: »Ob es immer eine Religion geben werde? auf folgende Weiſe. Wird nämlich jene Erkenntniß als Befriedigung eines Dranges anerkannt; ſo liegt der Gedanke nahe: daß jene zugleich das Ende der Religion ſeyn könne. Dagegen erinnerſt du aber: »Die Sättigung hindert den Hunger nicht an

der Wiederkehr, eben ſo wenig gibt es im Geiſtesleben eine abſchließende Befriedigung.« Wie ſtimmt aber damit die Erklärung zuſammen: Es iſt ein Mißverſtand, das Ideale (Freyheit, Schönheit, Wahrheit) für ewig unerreichbar und überirdiſch zu halten.« — Iſt eine Erkenntniß ohne Abſchluß nicht ſo viel als eine unerreichbare (verſteht ſich in ihrer Vollkommenheit)?

Sollte aber Alles was erreichbar, auch nothwendig unvollkommen — mithin das Wahre nur halbwahr ſeyn, und ewig dies bleiben; ſo würde dieſe traurige Wahrheit von ſehr nachtheiligem Einfluſſe auf den Erkenntnißtrieb des Geiſtes ſeyn, inſofern jener doch unter der Frevthätigkeit des Letzteren ſteht.

Es wäre dann nichts leichter zu begreifen, als die ſchroffen Gegenſätze in einer und derſelben Zeit, wie du jene ſchilderſt in den Worten: »Es bezeichnet unſre Zeit und es ehrt ſie: daß in ihr das Abſolute erkannt, die Wahrheit wirklich begriffen und die Freyheit conſtituirt wurde; und doch wird gerad jetzt die Freyheit ernſtlich in Frage geſtellt durch den Deſpotismus, denn die Wahrheit ſteht unter der Aufſicht der Dummheit, ja aus der Verdummung ſelbſt wird eine Aufgabe der Religion gemacht,« als die

ewig erneuerte Sehnsucht nach dem Idealen und Absoluten — als eifriges Streben nach den höchsten Gütern.

Und wenn du nun zum Schluße die Religion bald den Herzschlag der sittlichen Welt, bald den innersten Trieb der Menschengeschichte nennst, weil sie allein die Wissenschaft eben so der Wahrheit, wie die Kunst dem Ideale und das sittliche Leben der Freyheit entgegen treibt; so wünschte ich mir nur: Früher Vernommenes — vergessen zu können: »daß so lang in der Religion als dem Verhältnisse des Menschen zu Gott, der Gott nicht bestimmt oder erkannt sey; das Verhältniß selber ein unbestimmtes, und dieses so viel als kein Verhältniß, d. h. die Religion selber eine nichtige sey.«

Ihr Philosophen von Profession seyd wahrlich um euer Renomme zu beneiden, wenigstens von Theologen im und außer dem Predigeramte. Wehe diesen, wenn sie in ihren Untersuchungen über dem b das a vergessen. Ihr dagegen habt die Antwort in Bereitschaft: das a versteht sich von selber. Und wer läßt sich gern nachsagen: daß er das Verständlichste nicht verstehe.

Doch vielleicht thue ich dir Unrecht, weil du, was ich hier vermißte, in der Beantwortung der 3. Frage gibst:

Was iſt der Gegenſtand der Religion?

Aber — Freund! ziemt es einem Philoſophen, ſich vor dem Vorwurfe des Atheism zu fürchten, wie das gebrannte Kind vor dem Feuer? So muß ich dich fragen, der du abermal ſtatt der Antwort bloß eine Einleitung zu ihr gibſt in den Worten: »die Religion iſt von jeher und überall ſo verſtanden worden: daß ſie den Menſchen dem wahren Weſen entgegentreibe.« Und — »Atheiſt wäre der, für den es nur ſpecielle Geſchäfte, kein weſentliches Intereſſe, keine höchſte Angelegenheit gäbe.« Sogar bey dem Dichter ſucht der Philoſoph Hülfe:

Das Höchſte, das wir kennen,
Iſt deutſches Vaterland;
Das Schönſte, das wir nennen,
Der Tod für's Vaterland!

An den Deutſchen in den Zeiten des Befreiungskrieges war es nur zu loben, wenn ſie das Vaterland als das Höchſte anſetzten; aber welchem Deutſchen iſt es damals eingefallen: Ihre Vaterlandsliebe der Liebe zur Kirche und zu Gott in Chriſto gleichzuſetzen?*) Selbſt

(*) Zum Beweiſe dient ein anders Lied aus jener Zeit:
Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden. u. ſ. w.

der alte Römer, der doch keine Kirche kannte, ſagte bloß: Dulce et decorum est: pro patria mori! Doch wozu ſo viel Worte über eine Wahrheit, die zur Weisheit geworden in dem Sprichworte: daß man das Eine thun müſſe, ohne das Andere zu laſſen. Oder mit dem Apoſtel zu reden: »Alles was ihr thun möget, thut im Namen unſeres Herrn Jeſu!« Und im Namen desſelben hat Deutſchland damals das Schwerdt gezogen auch für die Freiheit, in der der Sohn Gottes Jeden, der an ihn glaubt, befreit. — Statt uns nun anzugeben: Was das wahre Weſen ſey und worin es beſtehe, kurz: ſtatt uns die harte Nuß einmal aufzuknacken, wickelſt du ſie wieder (wie ein Bonbon für deinen Affen) in Goldpapier ein, wenn du fortfährſt: »daß das wahre Weſen einer verſchiedenen Auffaſſung unterworfen ſey nach Fähigkeit des Einzelnen und nach der Bildung der Völker.« — Ferner, »daß ganze Zeiten Einenbewegenden Gedanken haben, und daß in der Hingabe des Menſchen an ihn, die richtige Religionsübung (Cultus) beſtehe.«

Zum Belege für den erſten Erfahrungsſatz, hätteſt du dich auf den hegelſchen Monismus berufen können, der den Geiſt als die Wahrheit der Natur, und Gott

als die Wahrheit des Menſchengeiſtes, kurz: Gott allein als die Wahrheit des Univerſums auffaßte. Eine andere Auffaſſung dieſer Gegenſtände kommt der Theologie des poſitiven Chriſtenthums zu, nach welcher der creatürlichen Welt ihre Wahrheit in Gott, in einem andern Sinne angewieſen wird. In einem Prozeſſe, in welchem ſich ein Princip verwirklicht, kann jedes ſpätere Moment das Höhere von dem Früheren, und darum die Wahrheit von dieſem genannt werden.

Da nun das Chriſtenthum den perſönlichen Gott für das geſchaffene Weltganze vorausſetzt: ſo kann dieſes nicht mehr als das Product eines Prozeſſes angeſehen werden, in welchem das Abſolute ſich zur Perſönlichkeit verwirklicht hat; wohl aber als das Reſultat eines Vorganges, in welchem Gott den formalen Gedanken von Etwas Nichtabſoluten realiſirte, ſo daß jener Gedanke Gottes zur Welt ſich verhält, wie die Wahrheit zur Wirklichkeit. Jener Gedanke hat alſo ſeine Wahrheit in Gott, weil dieſer ihn denkt; nicht aber deßhalb, weil Gott Sich in ihm denkt, oder weil er Gottes Weſen zu ſeinem Inhalte hatte.

Jedes von den drey conſtitutiven Weltprincipien

hat als ſolches ſeine Wahrheit und Wirklichkeit neben der Wahrheit und Wirklichkeit des Abſoluten in der dreyeinigen Gottheit.

Es ſtellt ſich nun freilich die Frage ein: Welche von den beiden Auffaſſungen des wahren Weſens die richtigere, d. h. eine dieſem adaequate ſey? Deine Antwort hierauf kenne ich noch nicht, d. h. ich will ſie einſtweilen ignoriren; aber ich ignorire nicht, wenn du ſagſt: »Die ſpätere Zeit verdirbt oft die Principien, aus denen ſie ſelber hervorging,« und Belege für dieſe empiriſche Wahrheit aus der Staats- und Kirchengeſchichte anführſt. So ſoll ſowohl das Papſtthum als die lutheriſche Dogmatik die Idee des Chriſtenthums verdorben haben; dagegen aber der religiöſe Enthuſiasmus der Reformation, und der ethiſche der Revolution (ihre Philoſophie und ihr Socialismus) wirkliche Fortbildungen des chriſtlichen Princips (der Humanität) ſeyn. — Und wenn ich dir nun zugebe: daß die Idee des Chriſtenthums (als Humanismus) vom politiſchen Papſtthume und vom dogmatiſchen Lutherthume verletzt worden ſey, wenn auch von jedem auf andere Weiſe; ſo kannſt auch du mir zugeben: daß die Idee der Reformation vom

damaligen Proteſtantismus ſo wenig geahnet worden ſey, wie die Idee der Kreuzzüge von den Kreuzfahrern. Es findet hier das Bekannte: »der Menſch denkt, Gott lenkt,« ſeine Anwendung in der Umkehrung: »Gott denkt, der Menſch lenkt, oder mit dem Propheten zu reden, der da Gott ſagen läßt: »Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, und ſo hoch der Himmel über der Erde, ſo fern liegen meine Gedanken von den euren.« — Sollte nun der Gedanke Gottes von der Reformation (als Idee derſelben) doch im Bewußtſeyn der Menſchen Wurzel ſchlagen; ſo müßte die bisherige Grundanſicht der Menſchen von Ihr, jener Idee Platz machen; womit aber gar Vielen nicht gedient ſeyn dürfte.

Doch genug hievon, da mir doch kein Aufſchluß über die Hauptſache zu Theil wird: Worin das wahre Weſen beſtehe, oder welches von den verſchiedenen Verſtändniſſen deſſelben als das richtige feſtzuhalten ſey. Dafür zeigſt du mir mit dem Finger auf das Neſt deſſelben, wo Er zu finden ſey, nämlich: hinter der Wirklichkeit, d. h. im Principe derſelben. Hinter dieſe ſey auch von jeher alle Religion zurückgegangen (verſteht

ſich, ſo gut es die Menſchen jedesmal verſtanden und ſo viel Religion beſaßen: Sich dem wahren Weſen hinzugeben.)

Wie glücklich nun mein Freund in dieſem Geſchäfte hinter den Kuliſſen (welche dieſe Welt bedeuten) geweſen, zeigt mir ſchon der Titel:

Der Gegenſtand der Religion iſt das Princip.

Ich aber ſtelle dieſe Ueberſchrift mit den zwey folgenden. 4. Gibts ein höheres Princip als das der Freyheit? 5. Wie kann das Princip des Univerſums Gegenſtand der Religion ſeyn? unter Cyriaks Wahlſpruch:

Sey's wie's ſey!

Denn ſo eben habe ich gehöret: daß das wahre Weſen im Principe der Wirklichkeit liege, und höre nun: Jenes Weſen iſt das Princip der Wirklichkeit ſelber. — Nicht genug: das Princip wird der Ausdruck deſſen genannt, was ein Volk in einer gewiſſen Zeit für das wahre Weſen erkannt hat, mit dem Beiſatze: »Dieſe Erkenntniß ſolle die Form des Princips (des einfachen allgemeinen allen Inſtinct in ſich concentrirenden Gedan-

kens) behaupten, welcher eben darin die Eigenſchaft beſitzt, als die höchſte Angelegenheit Aller, folglich als Seelenheil als Freiheit) von Allen erfaßt werden. Kurz: das Princip iſt einmal der einfache Gedanken ſammt deſſen Erkenntniß, und ſodann der Ausdruck des erkannten Gedankens.

Was aber der Inhalt jenes Princips (Gedankens) ſey, erfahre ich nirgends, und doch wird von einer Form des Princips (des Gedankens) geſprochen, und gefordert: daß ſie zur Form der Erkenntniß werden müſſe, wenn dieſe eine gemüthsbewegende Religion bleiben wolle. Kurz: die ausgedruckte Erkenntniß als Form muß adaequat ſein der Form des Princips als eines Gedankens — deſſen Inhalt aber du zu verſchweigen für gut befindeſt. Oder glaubſt du: daß alle und jede höchſte Allgemeinheit als ſolche ſchon ſich zum Principe (zum Gegenſtande) der Religion qualificire? Sey's, wie's ſey! nur heraus mit der Sprache!

Statt deſſen fährſt du fort: den Begriff der Religion genauer zu beſtimmen. Ich leſe: »Religion haben heißt, ein metaphyſiſches Intereſſe an den Principien haben.« Statt Einer Nuß mit verborgenem Kerne wird

mir nun ein unbeſtimmter Plural in den Mund geſteckt. Es wird mir zwar bedeutet: daß ich mir unter dem Adjective: Metaphyſiſch, nichts Abſonderliches vorzuſtellen habe; indem jenes Intereſſe nur inſofern ein metaphyſiſches genannt werde, als der Gegenſtand des Intereſſes Etwas in der Wirklichkeit Verborgenes ſey. Dieſe Verborgenheit aber verſteht ſich von ſelbſt bey jedem Principe, und verdient deßhalb noch gar nicht das Prädicat des eigentlich Metaphyſiſchen und Tranſcendenten.

Denn das Metaphyſiſche verhält ſich zum Phyſiſchen (hier Wirklichen) nicht wie das Princip zu ſeiner Selbſtoffenbarung (wie das Seyn zum Erſcheinen als Daſeyn); wohl aber, wie ein Princip zu einem zweiten Principe — wie das abſolute Princip zu jedem relativen (creatürlichen). Das Princip des geſammten Naturlebens iſt nicht deßhalb ein tranſcendentes (metaphyſiſches) zu nennen, weil Es in jenem als Realgrund vorhanden iſt, oder weil Es ſelbſt hinter und vor jenem als Lebensbedingung liegt, und deßhalb als Unbeſtimmtes, der Wirklichkeit als ſeiner Verwirklichung durch Selbſtbeſtimmung vorausgegangenes, vorgeſtellt wird.

Es liegt auf der Hand: daß kein Lebensprincip

als ſolches ſeine Lebensſphäre als Selbſtoffenbarung überſteigen könne. Wohl aber kann es zu dieſer gehören: daß ein Princip ſich aus ſeiner Selbſtoffenbarung zurücknimmt (Sich ſelbſt als ſolches erfaßt) und dadurch genöthigt wird: über Sich ſelber als Princip hinaus zu greifen, um ſich in ſeiner Qualität aus einem Principe über ihm zu begreifen, ohne welche Es ſich immerdar ein unaufgelöſtes Räthſel bleiben müßte. Die Bedingung aber zu dieſer Transſcendenz iſt die Selbſterfaſſung des Princips, wodurch Es zugleich berechtigt und befähigt iſt: jene Selbſtverfaſſung auch auf die Lebenskreiſe anderer Principe zu übertragen, inſoferne jene ihm bekannt geworden. Und ſo geſchieht es: daß das Princip in den fremden Lebenskreiſen dieſelbe Function der Selbſterfaſſung vornimmt, die dem fremden Principe als ſolchen nicht zuſteht und darum auch zu keiner Transſcendenz befähigt iſt.

So kann z. B. der Menſchengeiſt das Leben der Natur nicht ohne Princip (Realgrund) denken; ſo bald er ſich als Princip zu denken beginnt. Im Leben der Natur gibt es zwar ein Denken, aber deſſen Träger, das ſinnbegabte Individuum) erfaßt ſich doch nicht als ſolchen und

folglich auch nicht im Gegenſatze zu ſeinem Denken (als Wahrnehmen und Vorſtellen) der Außenwelt. Jene Naturbehandlung von Seite des Geiſtes überſteigt (transſcendirt) alſo die Gedankenſphäre des Individuums, und iſt Folge der Selbſterfaſſung des Geiſtes, dieſer ausſchließlichen Bedingung aller Transſcendenz, d. h. ſowohl jener, die er in ſeinem eigenen, als jener, die er auf fremdem Gebiethe vornimmt. — Der Gedanke des Geiſtes von der Natur als einer Cauſalität, iſt alſo eine Transſcendenz für die Natur als ſolche, ohne eine für den Geiſt als ſolchen zu ſeyn. Findet dieſer nun das Naturprincip überdies noch als ein endliches, wie er ſich ſelber zuvor als endliches (weil beſchränktes und bedingtes) Princip gefunden (aus Gründen, auf die wir uns hier nicht eingelaſſen haben); ſo treibt Ihn jene Transſcendenz noch zu einer zweiten für die Natur fort, (die aber für Ihn ſelber die erſte war) nähmlich zum Gedanken von dem Naturprincipe, als einer Setzung vom abſoluten Principe.

Von dieſem Principe läßt ſich nun freilich ausſagen, daß Es, wie aller Wirklichkeit, ſo auch der Es ja eben ſo allen Principien der Wirklichkeit, wie dieſe

Principe ihren Wirklichkeiten vorausgesetzt werden muß. Aber es läßt sich von Ihm nicht aussagen: daß Es in aller Wirklichkeit liege auf dieselbe Weise: wie der Geist und die Physis innerhalb des Kreises ihrer Selbstoffenbarung liegen.

Oder — sollte ich vielleicht auf meine obige Frage: Ob jede höchste Allgewalt (d. h. jener Gedanke, dessen Inhalt ein Allgemeines in höchster Steigerung ist) als solche schon sich zum Principe qualificire, die Antwort hinnehmen: »Alle drei Momente der Idee (die ästhetische, philosophische und ethische Idee) in Eins gefaßt, machen erst das universelle Princip der Freiheit aus, die in der ethischen Weltordnung realisirt wird!«

Dieser Auskunft zur Folge hätte dem Satz: »Menschlich lebt nur, wer für Principien lebt,« zum Nachsatze: das Schöne, Wahre und Gute sind diese Principien.

Allein — warum wird denn hier die Einheit nur nach dem dritten Momente benannt, da sie doch mit gleichem Rechte auch nach dem ersten und zweiten Momente bezeichnet werden könnte?

Oder sollte das Sittliche (Gute) etwa deßhalb nicht identisch mit der Freiheit sein, weil diese auch das Un-

ſittliche (Böſe) verwirklichen kann? Allein auch das Unwahre (Lüge), das Unſchöne (Häßlichkeit) iſt ein Werk derſelben Freiheit. Und dieſer Widerſpruch in der Verwirklichung des Princips, negirt nothwendig dieſes ſelber als ein Höchſtes im eigentlichen Sinne, d. h. als abſolutes Princip. Ja — wer dieß in Abrede ſtellen wollte, müßte neben dem abſoluten Principe als Einheit der poſitiven Momente (des Schönen, Wahren und Guten) noch ein zweites abſolute Princip als Einheit der negativen Momente (des Häßlichen, Falſchen und Böſen) aufſtellen.

Dieſer Dualismus aber univerſeller abſoluter Principe verbietet dir Folgendes über die practiſche hiſtoriſche Dialectik (im Gegenſatze zur gelehrten theoretiſchen Gedankenbewegung) zu verkündigen, für welche du ohneweiters die Maſſe der Menſchen eben ſo Intereſſe nehmen, wie du von derſelben Maſſe die Principien oder Ideen verdorben werden läßt. Du ſagſt:

»Der Religiöſe erlebt den Kampf und die Reinigung der Gegenſätze durcheinander. Je mehr Kampf der practiſchen Gegenſätze (Partheyen), deſto mehr Entbindung der religiöſen Gemüthsbewegung, welche die Rich-

tung auf die Principien iſt. Die Gefahr des Princips (z. B. der Freyheit durch das der Knechtſchaft) ſteigert unſer Intereſſe dafür. Dieſe Religion adelt den Menſchen.« Allerdings — aber den Diener Ormuzds nicht weniger als den des Ahriman, und nichts iſt inconſequenter, als den endlichen Sieg bloß dem einen der beyden Principe (mittelſt Ausſchluß des andern) zu vindiciren, da Beyder Abſolutheit und Freyheit eben ſo gut den endlichen Sieg als das Gleichgewicht im Kampfe, (d. h. die Ewigkeit des Letztern) für Beyde in Anſpruch nimmt.

Oder ſollte die Abſolutheit Beyder nicht dieſelben Anſprüche auf die Freyheit zu machen haben? Sey's wies ſey? Sehen wir, ob uns die nächſte 5. Nummer hierauf eine Antwort gibt? Sie lautet:

»Gibt es ein höheres Princip als das der Freyheit und der ethiſchen Welt?

Hier aber biſt du mir mit der Antwort zu ſchnell fertig. Du tadelſt nämlich: »daß man die Principien der Menſchenwelt (der ſittlichen Wortordnung) nicht als religiöſen Gegenſtand, als höchſtes Weſen anerkennt; daß man nicht auf die reinen Themata der großen Weltepochen (Chriſtenthum, Reformation, Revolution), ſondern

auf das Weſen des Univerſums (auf die Principien aller Dinge) zurückgehe.« Aber — wer trägt die Schuld davon, als du, der du deine Leſer noch gar nicht mit dem Gegenſtande der Religion, mit dem höchſten Weſen bekannt gemacht haſt.

Denn die bloße Zuſammenfaſſung dreyer Principien zur formalen Einheit iſt kein lebendiges reales Object. Dazu kömmt noch: daß alle Drey in der Freyheit des Menſchen gegeben ſind. Dieſer aber läßt ſich Zeit: Seine Freyheit als die höchſte anzuſchlagen; ſelbſt dann, wenn er ſie als religiöſen Gegenſtand würdigt, indem er z. B. ſeine Freyheit als Ausfluß der abſoluten göttlichen Freyheit und beyde zugleich als coexiſtente Principe (unter dem Dependenzverhältniſſe des menſchlichen vom göttlichen Weſen) auffaßt. Auch macht dieſe Behandlungsweiſe das menſchliche Auge noch gar nicht blind für die reinen Themata der alten und neuen Weltgeſchichte. — Doch du weißt ja deinen Tadel ſogar zu rechtfertigen in den Worten:

»Durch das Zurückgehen auf ein Welt-Weſen (das du abermal nicht Ein Princip, ſondern den Plural von Principien aller Dinge nennſt) wird man nicht bloß ein größeres Gewicht auf die phyſiſche Welt legen, als

man ſich eingeſteht; ſondern dieſe Welt in Bauſch und Bogen ſogar für den höchſten Gegenſtand halten.«

Wie ſo? — Denn »nur jetzt iſt leicht zu begreifen: daß der Elephant und ſein Lenker zuſammengenommen, kein höheres Weſen ſind als der Lenker allein.« Allerdings — ſolang weder das Thier noch ſein Treiber auf ein Weſen außer und über beyden bezogen wird. Allein ſelbſt jene Zuſammenfaſſung hindert nicht den Menſchen höher als das Thier aufzufaſſen, ſelbſt den Fall angenommen: daß man die Menſchenwelt überhaupt (per Bauſch und Bogen) nur als geſteigerte Thierwelt anzunehmen gewohnt wäre.

Dieſe Anſicht iſt allerdings eine ſtark verbreitete durch die Schüler Hegels; aber nicht deßhalb »weil dieſe guten Leute (wie du meinſt) neben der Philoſophie noch eine eigene Metaphyſik beybehalten.« Zu dieſer eigenen Metaphyſik bekennen ſich bloß die Anhänger der Tranſcendenz des alten Hegelthums. Dieſe aber kommen mit den Anhängern der Immanenz (ohne Tranſcendenz) darin überein: daß beyde den menſchlichen Geiſt als die Wahrheit der Natur, folglich jedes Menſchenindividuum als ein Exemplar der Na-

turſubjectivität in höherer Steigerung anſehen. Je höher nun dieſe letztere ausfällt (wie in Dichtern und Philoſophen), deſto mehr berechtigt iſt ſie: Sich als Lenker des pfiffigen Rüſſelthiers d. h. des Menſchenleibes zu geriren.

Doch Spaß bey Seite, denn deine Rechtfertigung ſcheint gleichfalls ernſter zu werden in der Aufzählung der Gründe jener Anſicht, welche die natürliche Welt höher als die ſittliche oder geiſtige ſtellt. »Theils denkt man: der Menſch wurde von der Natur (nicht aber umgekehrt) hervorgebracht, alſo iſt die Natur höher als der Menſch; theils glaubt man: Natur und Menſch ſind von Gott (dem Weſen Beyder) hervorgebracht; theils endlich nennt man den Menſchen ebenfalls Natur (und zwar ganz richtig), und anerkennt das Weſen der Natur nur, wie es die Wiſſenſchaft erforſcht und nennt dieſes dann nicht mehr Gott. Die erſte und letzte Auffaſſung des höchſten Weſens ſind gegen die Theologie, d. h. gegen jene Religion, welche das Princip der Welt, außer der Natur und Menſchenwelt ſucht und deßhalb in Widerſpruch mit Philoſophie und Naturwiſſenſchaft ſteht; und daher dieſe als Materialismus, jene aber ſammt dem ethiſchen Enthuſiasmus

als Atheismus bezeichnet.« — Aber — ſetzeſt du hinzu: »der Enthuſiasmus iſt nie ohne Gegenſtand, nie ohne Religion, dieſer ihr Gegenſtand aber wird erlebt. Der Vorwurf des Atheismus iſt ſogar unchriſtlich, denn das Chriſtenthum weis nur von Ketzerey Der ganze Vorwurf will daher nur ſoviel ſagen: Du bekennſt dich nicht zu der aufgeklärten Religion, die nur den Glauben von Gott und Unſterblichkeit verlangt; im Übrigen jedem in der Vorſtellung des Schöpfers freye Hand läßt, der ſich nun auch (mit der Wiſſenſchaft) die Welt aus Sich ſelbſt erklären, und daher auch das Princip der Welt nicht »Gott« nennen kann.« — Iſt dir denn nicht die Schamröthe ins Geſicht geſtiegen, als du, ein Deutſcher Gelehrter, ſolch abſchmacktes Gewäſche über deutſche Theologie unſerer Zeit für deutſche Leier niedergeſchrieben!

Wenn die Theologie das Princip der Welt außer der Natur und dem Menſchen ſucht; läugnet ſie deßhalb ſchon: daß dem Natur- und dem Menſchenleben ihr eigenes Princip zukomme, aus dem die Natur als Totalität ſinnlicher Erſcheinungen, und der Geiſt als Totalität unſinnlicher Bethätigungen begriffen wird? Frei-

ben nicht grad umgekehrt die Principe beyder Lebensſphären nicht bloß den Theologen, ſondern jeden beſonnenen Beobachter Seiner ſelbſt, über jene zwey Principien bey ihrer weſentlichen Verſchiedenheit hinaus auf Ein Princip über Beyden, welches jene zwey Principe bey jener Verſchiedenheit ſchlechtweg nicht aus ſeinem Weſen entlaſſen haben kann, (weil in dieſem Falle jene Principe keine weſentlich verſchiedene, ſondern weſentlich identiſche und nur quantitativ verſchieden ſeyn könnten) folglich auch jene zwey auf eine andere Weiſe geſetzt haben muß. Dieſe hat das Judenthum und nach ihm das Chriſtenthum die Creation (Schöpfung), im Gegenſatze zur Emanation und Formation, genannt, unter welcher die Theologie als Wiſſenſchaft, nichts anders verſteht, als die Realiſirung (Subſtanzialiſirung) eines formalen Gedankens in der Intelligenz Gottes, der zu ſeinem Inhalte nicht abermal das Weſen Gottes, ſondern das Gegentheil von dieſem (die Negativität des Abſoluten) in ſich trägt. Und wenn die Theologie bisher darin ein Schuldner geblieben iſt: daß ſie dieſem Gedanken Gottes von der Creatur ſeine Wurzel nicht in dem Selbſtbewußtſeyn des Abſoluten (in der Trias deſſelben)

nachwies; ſo habt ihr Philoſophen am wenigſten das Recht: gegen Sie den erſten Stein aufzuheben; wie ſich alsbald zeigen wird.

Und wenn der Theologe jene Anſicht, die den Menſchen zum Producte der Natur macht, Materialismus nennt; ſo iſt das allerdings inſofern ungeſchickt, als er die Materie als Subſtanz (Realprincip) behandelt, wo jene ſich doch dem ganz oberflächlichen Beobachter bey ihrem reichen Wechſel von Geſtaltungen mehr als Erſcheinung wie als Seyn aufdringt. Theilt er aber nicht dieſen Mißgriff mit den Atomiſten alter wie neuer Schule? Anders verhält ſichs mit dem Vorwurfe des Atheismus, den der Theologe jener Anſicht vom Menſchen macht, welche du die wiſſenſchaftliche nennſt. — Wo für das Univerſum ein abſolutes Princip (ſey es im Singular und Plural) vorausgeſetzt wird, da kann von einem Atheismus im eigentlichen Sinne keine Rede, wohl aber ine im uneigentlichen Sinne ſeyn, wenn nämlich jenes Abſolute als ein Unperſönliches Unbeſtimmtes angenommen wird, das ſeine Beſtimmtheit erſt in dem Weltprozeſſe gewinnt. In dieſer Hinſicht iſt ſowohl der hegelſche Monismus, wie der herbartiſche Mona-

dismus des theoretiſchen Atheismus beſchuldigt worden. Dieſer iſt überdies noch vom practiſchen Atheismus wohl zu unterſcheiden, da dieſer ſo wenig die nothwendige Folge vom theoretiſchen wie dieſer die Folge vom practiſchen iſt: ſo lang das Leben nicht ſelten die Theorie, dieſe nicht ſelten das Leben Lügen zu ſtrafen pflegt.

Dieſe Mangelhaftigkeit in der Unterſcheidung iſt jedoch dem Theologen bey weitem nicht ſo hoch anzurechnen, als eine andere denen zur Laſt gelegt werden muß, die ſich die wiſſenſchaftlichen Vertreter jener Anſicht nennen, nach welcher der Menſch nichts als ein bloßes Naturindividuum ſeyn ſoll, und die das Weſen der Natur als das einzige Weſen, folglich auch als das des Menſchen aufſtellt. Nach dieſer philoſophiſch ſeyn ſollenden Anſicht ſoll ſich nur das allein vom Menſchen behaupten laſſen: »daß Er wohl die Natur, keineswegs aber umgekehrt die Natur den Menſchen hervorgebracht habe;« als ob nicht beyde Behauptungen neben einander Statt finden könnten, jenachdem man bald den Menſchen als Weſen mit der Urbeſtimmung zur Natur; bald die Natur als Weſen mit der Urbeſtimmung zum Menſchen auffaßt. — Ferner ſoll »der Natur in ihrer Weſenheit nicht der

Nahme »Gott« beygelegt werden.« Dagegen iſt auch nichts Erhebliches einzuwenden, da dieſer Nahme hier vielmehr dem Menſchen, als dem höchſten Gipfel auf der Stufenleiter der Naturbildungen zukömmt, der Natur aber als Wurzel der Letztern der Nahme des Abſoluten d. h. des unbeſtimmten Princips gebiert. Und fürwahr! dieſe Naturanſicht ſieht aus, als wenn ſie vom Naturelemente im Menſchen (von der Pſyche) bey einer Anwandlung von Geiſtesnachäfferey, mit Umgehung aller Unterſtützung von Seite des Geiſtes fabricirt worden wäre. Es gehört auch nur der Scharfblick eines Maulwurfes dazu, um am Menſchen nichts als ein Naturproduct zu ſchauen; und doch anderſeits wieder den Mund vollzunehmen von den ſittlichen Principen der Menſchenwelt.

Das Princip aber aller Sittlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit iſt der Geiſt in ſeiner Freythätigkeit, welche er zuerſt im Wiſſen und dann im Gewiſſen offenbart, wenn Er ſich nämlich dort als Realprincip ſeiner innern Erſcheinungen denkt, und mithin im weſentlichen Unterſchiede ſeines Denkens von dem der ſinnbegabten pſychiſchen Naturindividuum, und wo nun auch von dieſem Inhalte ſeines Wiſſens die Forderung an ſeinen

Willen ergeht: Sich ſelbſt zu behaupten in jenem Unterſchiede, d. h. Sich ſelbſt zu erhalten als Geiſt, gegenüber den Forderungen der Pſyche, wenn dieſe die Alleinherrſchaft an ſich reißen will. — In dieſer Tendenz ſcheint es, hat die Pſyche in dir ſchon große Fortſchritte gemacht, nach der Freude zu ſchließen über die großen Umwandlungen ſeit Moſes Mendelſohn auf dem Gebiethe der Religion. Dieſer, ſagſt du, erklärte: »Gott und Unſterblichkeit ſind nothwendig; wer an ſie nicht glaubt iſt ein ſchlechter Menſch.« Und du ſetzeſt hinzu: »Seitdem hat ſich die Sache geändert und in New-York iſt vor Jahren eine freye Gemeinde von Tauſend Mitgliedern entſtanden, welche ſagte: »Die Natur bringt Alles hervor, Sie ſchafft ſich ſelbſt und alle Subſtanzen ſind ewig.«

Und wenn du endlich dabey bemerkſt, »Man erkennt in dieſem Ausdrucke immer noch Gott und Unſterblichkeit wieder; aber — die ſogenannt natürliche Religion der Aufklärung (in den Tagen Mendelſohns) iſt darin zur reinen Naturreligion geworden,« ſo finde ich dieſe Bemerkung abermal ſehr oberflächlich. Denn die Natur verdient den Nahmen Gott noch nicht,

weil ſie alles beſſer bringt; ſondern erſt dann, wenn ſie alles mit Bewußtſeyn gethan d. h. wenn ihr vor allen Productionen — innere ſelbſtbeſtimmte Perſönlichkeit zukäme. Und wenn die Natur Sich ſelber ſchafft: ſo gilt dieſes Sichſchaffen nur von den ſogenannten Reichen der Natur, nicht aber von ihr als Princip jener Reiche.— So viel Luſt zur Selbſterniedrigung traue ich dir doch nicht zu: dieſes Princip mit der alten Scholaſtik als causa sui anzubeten, d. h. vor deiſer Contradictio in adjecto, welche die Wiſſenſchaft unſerer Tage in jener Sui causa entdeckt, beyde Augen zuzuſchließen.

Dieſe drei Reiche als Totalitäten von Individuen ſind zwar nicht ohne Subſtanzen, denn es iſt immer die Eine Subſtanz der Natur, die ſich in jenen auseinandergelegt und geſteigert hat; allein eben deßhalb ſind dieſe Momente als disjecta membra poetae nicht von gleicher Ewigkeit mit dem großen Poeten Himmels und der Erde ſelber, dem ſein innerer Reichthum ſchon bekannt war, bevor die Geiſter-Welt ihn zu ahnen begann.

Doch deine Freude in ihrer Maaßloſigkeit wird zur Plaudertaſche in den Worten: »Unter allen gegenwärtigen Auffaßungen der Religion hat die natürliche Religion (mit

Einſchluß des Glaubens von Gott und Unſterblichkeit) die größte Verbreitung. Und indem die Aufklärung und die ganze gebildete Welt ſich jetzt zu Jener bekannt; iſt ſie vollkommen von dem dreyeinigen Gotte des Chriſtenthums abgefallen, und theilt mit der politiſchen Bewegung des 18. Jahrhunderts und unſerer Zeit (im 19.) das Beſtreben: Die Elemente der antiquen vorchriſtlichen Zeit wieder aufzunehmen und in einer höheren Form zu reproduciren.« — Und worin beſteht dieſe? Darin, wie du verſicherſt, daß man das was man einſt bloß natürliche, jetzt ſogar die vernünftige (im Gegenſatze zur geoffenbarten) Religion nennt; indem jetzt Gott und Unſterblichkeit den geiſtig-ſittlichen Sinn haben: »daß Gott nichts anders als das allgemeine Weſen, d. h. die wahre Vernunft in der Welt ſey; die Unſterblichkeit aber den unendlichen Werth des menſchlichen Individuums, folglich auch ſeine unendliche Berechtigung bedeute.«

»Beyde Momente liegen in der natürlichen Religion eingeſchloſſen, und haben ſich daher aus ihr entwickelt. Der Glaube an die Vorſehung und an den Sieg des guten Princips in der Welt — Fichtes moraliſche Welt-

ordnung und die Realiſirung der Menſchenrechte in freyen Staatsformen, ſprechen den wahren Sinn der Vernunftreligion aus, und bewahren ihn. — O ja, und dergleichen Mehr — denn was hat die Vernunft des Menſchen (die des Gedankens vom Abſoluten ſich nicht entſchlagen kann) nicht ſchon Alles über Dieſes mit Nachdruck ausgeſprochen, aber auch Allem mit gleichem Nachdrucke widerſprochen: ſo daß man ſich nicht wundern darf: Wenn von Zeit zu Zeit nicht bloß der rohe Haufe, ſondern ſelbſt die gebildete Welt vor jenem Caleidoscop der Vernunft daſteht, wie der Hirt vor dem Faune in der Fabel, dem jener kein Zutrauen mehr ſchenkte, als er bemerkte: Wie er mit ſeinem Munde eben ſo die kalte Speiſe warm, wie die heiße kalt zu blaſen verſtand. Und die Zahl ſolcher Hirten hatte ſich grade unter den Völkerhorden am Abſchluße der alten Welt bedeutend gemehrt, die daher auch geneigt waren: die Stimme Deſſen zu vernehmen, der ſich allein den guten Hirten nannte — das geſammte Menſchengeſchlecht ſeine Heerde und ſein Reich die Eine Hürde, die alle ohne Ausnahme noch umfaſſen werde.

Er war es auch, der zuerſt ſeinen Mund öffnete

von dem unendlichen Werthe und der Berechtigung des Menſchen, in den Worten: »Was nützt es dem Menſchen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, an ſeiner Seele aber Schaden litte; was könnte er geben, um ſeine Seele zu löſen?« Daß aber unter dieſer Seele nicht die des Naturindividuums zu verſtehen iſt, erhellt ſicher daraus: daß dieſes ſelbſt ein Theil der ſichtbaren Welt iſt.

Und ſo wäre ich denn bey einer neuen Abtheilung deiner Arbeit angelangt, die ſich auf die großen Themata der Religionsgeſchichte einläßt.

Um nun den Reſultaten dieſer Unterſuchung bey der Mitwelt ein geneigtes Gehör zu ſichern, machſt du zum Schluſſe der erſten Abtheilung noch bekannt: daß du es hier »nicht mit Buſchmännern und Aſiaten,« ſondern mit Deutſchen zu thun haben willſt, die da wohl wiſſen: daß nur bey ihnen die Wiſſenſchaft der Natur und des Geiſtes bereits dahin gediehen iſt: die Principien des Univerſums nur in dieſem ſelber, nicht bloß geſucht, ſondern auch gefunden zu haben. »Wir Deutſchen haben daher das Recht: das Weſen des Univerſums, als das Weſen der Natur (Natur in ihrem Weſen), und die

Principien desselben, als seine Prozesse zu benen
nen. Das Princip der natürlichen und ethischen Welt i
ihre Selbstproduction, die zugleich ihre gesetzm a
ßige Bewegung ist. Dieser allgemeine Ausdruck ist da
Gesetz der Nothwendigkeit für die natürliche
und das Gesetz der Freyheit für die sittliche Welt —
in Einem Satze. Sondert man aber beyde Welten samm
ihren Principien; so ist klar: das höchste, einzig leben
dige, gemüthbewegende Princip ist das der Freyheit.

Du wirst es mir wohl verargen: wenn ich dich hie
einen Erzketzer schelte mit dem Zusatze: auf dem Ge
biete des Denkens, denn auf dem Gebiete des Glaubens
versteht sich deine Sanftmuth von selber. Dir nämlich i
das Gebiet des begrifflichen Denkens in seiner Eigen
thümlichkeit so wenig aufgeschlossen, als das des ideel
len Denkens; sonst könntest du nicht meinen: der logisch
Begriff (als Gedanke vom Gemeinsamen mehrerer Gegen
stände) und die Zusammenfassung der letzteren ohne Rück
sicht auf ihr Gemeinsames (aber mit Rücksicht auf ein
Beziehung beyder auf ein Drittes außer ihnen) sey
ganz einerley.

So nennen wir z. B. die zwei Momente in der

Differenzirung eines Lebensprincips (d. h. die Reception und Reaction) die Erſcheinung im Gegenſatze zum Principe (als Seyn); keineswegs aber deßhalb, weil wir gemeinſame Elemente in dem Inhalte beyder Momente vorfinden, da in dieſen gar kein mannichfaltiger Stoff vorliegt, der für die Abſtraction eine Scheidung des Gleichen und Ungleichen und eine Zuſammenfaſſung des erſten und eine Ausſcheidung des anderen zuließe. So laſſen ſich auch zwey Lebensprinzipe unter den Begriff der Endlichkeit (Kreatürlichkeit) bringen, wenn man an jedem derſelben ſowohl die Abhängigkeit im Erſcheinen (als Beſchränktheit), wie die Abhängigkeit im Seyn vom fremden Daſeyn (als Bedingtheit) wahrgenommen hat. Allein jener ſogenannte Begriff und ſein Ausdruck gibt mir kein Recht: Ihn als Realeinheit (Princip) jener zwei Lebensprincipe ſo vorauszuſetzen: als ob dieſe ſammt ihrer Geſetzlichkeit aus ihr hervorgegangen wären, denn jene Zuſammenfaſſung des Heterogenen iſt ja eben nur eine bloß formale. Dieſen Mißgriff aber begehſt du, wenn du das Princip der natürlichen und ſittlichen Welt, als Causa sui, und die Prozeſſe in beiden Welten abermal als Principien aufſtellſt.

In Prozeſſen liegt allerdings ein Geſetz, d. h. eine conſtante Weiſe ihres Verlaufes; Geſetz iſt daher daſſelbe in der Zeitform, was der Begriff (das Allgemeine) in der Raumform iſt. Allein jene Weiſen fallen immer der Erſcheinung anheim, die wohl aus dem Seyn und ſeiner Urbeſtimmung begriffen wird, aber mit dieſem doch nie zu verwechſeln iſt, da das Erſcheinen wohl vom Seyn, dieſes aber nicht von jenem abhängig iſt. Iſt nun die eine Geſetzlichkeit von der Art: daß ſie ſich keineswegs als bloße Steigerung der andern herausſtellt; ſo nimmt ſie nothwendig ein eigenes Princip für ſich in Anſpruch.

Wer nun abermal dieſe zwey Principe aus Einem Principe (etwa unter der Categorie des Seyns und Erſcheinens) hervorbrechen läßt; der verfährt noch weit aſiatiſcher als der Parſe, der ſeine zwey ethiſchen Principe (des Guten und Böſen) zwar aus einer gemeinſamen Wurzel (Zeruane akarene) hervorgehen, aber auch dieſe in jenen untergehen ließ, die alſo ihm nichts weiter als die formale Einheit Beyder (die Syntheſe) ſeyn konnte. Die Sonderung alſo, die du mit den zwey Principien vernimmſt, um das eine das höchſte zu nen-

nen, iſt eben ſo übereilt, wie die Einſackung beyder in Einen Satz. Denn jenes höchſte Princip iſt doch nur dem Grade nach von dem andern verſchieden, und verdient den Namen des Höchſten nur, wenn ſein Prozeß eine bloße Steigerung des andern Prozeſſes und ſeines Principes iſt, welches daher auch in ſeiner Einzelheit für beyde Prozeſſe und ihre Erklärung ausreicht. Ich aber bin nicht geſonnen, mir einen jungen Fuchs in einem Sacke, auch wenn mein Freund damit hauſiren ginge, zu kaufen, und nur einem geſchenkten Gaul ſchaut niemand ins Maul. Viel beſſer gefällt mir dagegen deine Widerlegung jener Einwendung, die du eine der jetzigen Chriſten nennſt gegen die höchſte oder religiöſe Geltung der ethiſchen Principien.

Dieſe Geltung nämlich laſſen die Chriſten nur dem Schöpfer des Univerſums zukommen, dieſer allein gilt ihnen als das höchſte, wahrhaft metaphyſiſche Princip. Dieſe Einwendung aber hältſt du nur für eine Repetition einer früheren aus der Zeit der Aufklärung.

Jene iſt, wie du meinſt, jetzt noch ein allgemein verbreitetes Vorurtheil; allein »deutſche Wiſſenſchaft ſucht die Myſterien der Religion nicht mehr in der Deg-

matik; denn jene ſind jetzt die Probleme der Phyſik und Geologie, deren Löſung ſie im Kosmos ſucht.« Wie geſagt — dieſe Wendung gefällt mir. Denn iſt die Aufklärung früherer Zeit jetzt noch ein allgemein verbreitetes Vorurtheil; warum ſollte das Chriſtenthum nicht ebenfalls ein Vorurtheil ſeyn, da jenes ohnehin, wie bekannt, von Aſiaten nach Europa, und zwar zu Buſchmännern oder Bärenhäutern, gebracht worden iſt?

Mit dieſem Ausfalle auf die chriſtliche Lehre vom Verhältniſſe Gottes zur Welt hattest du dir unſtreitig — von vorn herein den kräftigſten Gegner mit zweyſchneidigem Schwerdte vom Halſe gehalten, wenn dieſer dir vom Halſe bleiben wollte; was aber nicht geſchehen wird, gerade weil du ihm den Haarbeutel der Aufklärung anhängen willſt. Dieſen Kopfputz aber trägt nicht jede chriſtliche Dogmatik, ſondern nur der deutſche Hans Jergel in der Theologie, der Gott zum tranſcendenten und immanenten Principe der Welt erhebt. Die Feindſchaft aber zwiſchen ihm und dem deutſchen Hans Michel in der Philoſophie geht nicht ſo tief, als Jeder von Beyden den Zuſchauern leicht glauben machen kann; weil dieſe nicht wiſſen: daß Beyde unter die Buſchmänner und

Bärenhäuter in der Pſychologie auf deutſchem Boden gehören.

Denn Beyde kennen nur Einen Denkprozeß, den des begriffbildenden Denkens, folglich auch nur Ein Princip, das im Weltprozeſſe ſeine vorweltliche Unbeſtimmtheit aufhebt, und zwar in der Form des Gegenſatzes von Veräußerung und Verinnerung (der Objectivirung und Subjectivirung), welche letztere im logiſchen Wiſſen und dem ihm entſprechenden Gewiſſen ſeine höchſte Blüthe erreichen ſoll.

Beyde glauben überdies: daß ſie die Elemente der antiquen vorchriſtlichen Welt wieder aufgenommen und in einer höhern Form reproducirt hätten. So will ſich der theologiſche Jörgel als den Reſtaurator und Vollender des israelitiſchen Jehova-Cultes honorirt wiſſen, welche Ehre ihm aber der ſpeculative Michel vor Allem beſtreitet im 6. Artikel:

Das Judenthum.

Ich rufe dir daher zu mit den Worten Cyriaks:

Matz! Fidle fort!

In dieſer Parthie wird deine kritiſche Fliegenklappe zum Grabſteine für zwey Ungeziefer, wovon das eine das

Judenthum nach ſeiner metaphyſiſchen und ethiſchen Seite, das andere die hegeliſche Würdigung derſelben iſt. Du haſt ſchon früher über die apparte Metaphyſik dieſer Schule deine Klage erhoben, die jetzt zur förmlichen Anklage werden kann; da du es nirgends der Mühe werth gefunden haſt, der Gerechtigkeit deines Tadels durch ein unpartheiiſches Lob Eingang zu verſchaffen, welches dieſe Schule ſich doch gewiß verdient hat, da ſie dem früheren Geſchwätze des Rationalismus über das Judenthum und ſeine Wiege im Heidenthume (als der Urreligion der Menſchheit) in eine vernünftige Rede umſetzte dadurch: daß ſie jenen Entwicklungsgang auf eine Geſetzlichkeit im Leben des religiöſen Geiſtes zurückführte. Auch du ſtehſt ein für jene Dialectik in der Geſchichte der Religion, wenn du ſagſt: »Die verſchiedenen Mächte der Natur (im Heidenthume) werden zu Einer univerſellen Macht und Herrlichkeit (im Judenthume).«

Du nennſt dieſe Macht »den Mittelpunkt für Alles,« ja ſogar »den Schöpfer aller Dinge, den Herrn der Heerſchaaren« und ſetzeſt doch ohne Anſtand hinzu: »Das Gefühl: daß dieſer Gott

nur der größte, nicht aber der Einzige ſey, habe Iſrael nie verlaſſen, und ſein Gott ſey deßhalb nur ein Nationalgott, der ſein Volk ſtraft, wenn es in Abgötterey fällt.« Warum aber ſollte der Schöpfer aller Dinge nicht der Einzige, warum ſollte der Herr aller Völker bloß der Gott einer Nation, mit Ausſchluß der übrigen, ſeyn?

Und ferner: wenn Abgötterey ſchon darin liegt: daß der Einzige nur als der Höchſte angebetet wird, wozu bedarf es der Strafe, um von Abgötterey abzuhalten? d. h. um nicht die eine gegen die andere auszutauſchen? Dieſer Anſicht vom Judenthume, die von vorn herein die Contradictio in adjecto an der Stirn trägt, wird nun die Krone aufgeſetzt in den Worten: »Das Ideal derſelben (dieſer Religion) iſt Geſtaltloſigkeit, d. h. phantaſtiſche Willkür in Natur und Staat.« Jehova nämlich gibt in der Natur Geſetze, die er wieder aufhebt; in der Menſchenwelt werden die willkürlich gegebenen Geſetze zwar nicht aufgehoben (es herrſcht hier die Conſequenz des Ehrgeizes); aber deſto eigenſinniger beſteht er auf der Beobachtung derſelben von ſeinem Volke.

Und nun begreift man freilich deinen Spott üb
Hegel, wenn dieſer in jener Maaß- und Geſtaltloſigkei
reine Erhabenheit, und im Deſpoten des Univer
ſums den wahren Gott, ja ein Geiſtesindivi
dumm findet. Und da Jener ſeine Anſicht auf Stellen
in der Bibel ſtützt; ſo müſſen dieſe nun vor allem auf
die Folter geſpannt werden: um ihnen das entgegenge
ſetzte Geſtändniß zu erpreſſen. In folgender Stelle er
blickt Hegel die abſolute Gewalt Jehovas über die
Natur, oder das Wunder: »Haſt du deinen Athem
an, ſo vergehen die Welten in Staub; laßt du ihn
aus, ſo entſtehen ſie wieder.«

Du aber fragſt: Wie ſollen wir uns dies vorſtel-
len? und antworteſt: »Offenbar ſo unbeſtimmt als
möglich, denn ſonſt wird es grauenhaft, unſchön, ja
abſurd.« — Wie kannſt du ſolche Sprache führen, der du
doch früher als Feuerbach Speculation getrieben; es wäre
denn, daß deine Offenherzigkeit ſo affectirt-maaßlos
wäre, zu geſtehen: du ſeyſt vor Feuerbach nur ein ge-
dankenloſer Anhänger des Pantheismus mit Transſcen-
dens geweſen. Nichts aber verlaßt den Menſchen ſo
ſchwer als Gedankenloſigkeit.

Drum Wehe dir! wenn du dem letzten Syſteme der Begriffsſpeculation, dem Authotheismus ohne Transſcendenz auf gleiche Weiſe zugethan ſeyn ſollteſt, wie dem früheren. — Und welchen Grund haſt du dafür: daß ſich das Verhältniß Gottes zur Welt, wenn es unter der Categorie der Emanation aufgefaßt wird, für die Menſchen auf der Stufe der Vorſtellung, nicht unter dem Bilde des Aus- und Ein-Athmens ſollte wiedergeben laſſen? wie dieſes hier von dem Pſalmenſänger verſucht worden, der überdies als Israelite die Stelle der Geneſis vor Augen hatte, in welcher Gott den aus Erde gebildeten Urmenſchen anhaucht, um ihn zu begeiſten. — Ich finde keinen; dafür aber fährſt du fort: »Beſſer, obgleich naiv genug, iſt noch die Stelle: Gott ſprach, es werde Licht, und es ward Licht. Man denkt dabey an ein plötzliches Aufflammen des Lichtes, und inſofern iſt hier die Phantaſie ſchon beſtimmter. Macht aber dieſes Bild, (wie alle in der hebräiſchen Poeſie) einen phyſikaliſch-philoſophiſchen Anſpruch: ſo iſt Es weder Poeſie noch Philoſophie; ſondern ein Wunder — ein Abſurdum, wie der Naturgott Zevs, der den Olymp erſchüttert, wenn er ſeine Augenbraunen zuckt.«

Ein anderer als du könnte ſich überdies jenes plötzliche Aufflammen als Folge eines geöffneten Ventils am Lichtquelle Jehovas erklären, wodurch dieſem nur ſein eigener Licht- und Feuerinhalt für ſein Weltauge gegenſtändlich wurde.

Freylich würde auf dieſe Weiſe Gott als Licht- und Feuermaſchine, vor der Welt als Maſchine aufgefaßt; jedoch beyläufig auf dieſelbe Weiſe, wie die alte Hegelſchule dem Abſoluten vor der Welt Perſönlichkeit vindicirte, weil Es im Beſitze der reinen Categorientafel war, mit denen Es einſtweilen ſein Spiel trieb, bevor dieſes zum Ernſt in der Weltwerdung wurde. Dieſer Ernſt aber ſtellte ſich ein, in dem (ſo oft belächelten) Umſchlag des abſoluten Princips in ſein grades Gegentheil d. h. in die Materie, die als ſolche ebenfalls noch kein Licht war, da dieſes erſt das urſprüngliche Lebenszeichen mittelſt Differenzirung derſelben iſt.

Aber auch nach der Bibel beginnt die Schöpfung nicht mit dem Lichte; ſondern mit dem Chaos, wie du ſagſt; das heißt (nach der Bibel) mit der wüſten und öden Erde, da es hier heißt: »Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde; aber die Erde war wüſte und öde.«

Ich hätte hier eine ſchickliche Gelegenheit: dich mit der Auslegung dieſer Stelle von Seite alter und neuer Theologie bekannt zu machen, die unter dem Ausdrucke »Himmel und Erde« den großen Gegenſatz im Univerſum (das Geiſter- und das Natur-Reich) verſtand, und zwar als Vorausſetzung für die Schöpfung des Menſchen, als den ſynthetiſchen Factor von jener Antitheſe. Sie bemerkte zugleich: Wie der Verfaſſer der Geneſis — nicht ohne Vorbedacht das erſte Glied in jenem Gegenſatze mit Stillſchweigen übergegangen, weil er es zunächſt mit dem großen Gedanken zu thun hatte: dem Heidenthume und ſeinen Genealogien von Göttern und Menſchen (aus Einem finſtern Naturgrunde) gegenüber, Gott weder als natürlichen Vater, noch als kunſtreichen Fabricator, ſondern als Schöpfer des Weltalles, dem iſraelitiſchen Volke, dem Glauben ſeiner Patriarchen gemäß, ins Gedächtniß zurückzuführen. Allein — ich würde damit keine Verachtung der moſaiſchen Anſicht von der Weltwerdung als Wunderbaren Schöpfung, doch in keine Achtung verwandeln, bey deiner fixen Idee vom Wunder, als aufgelegter Abſurdität.

Drum ſey das Bisherige nur angeführt zum

Schutze des Hegelthums, welches doch eine gewiſſe Erhabenheit in jenen Worten: Gott ſprach, es werde und es ward, nicht verkennt. Jenes hat in dieſen Worten auch nur ein Bild der Phantaſie auf der Stufe der Vorſtellung gefunden, ohne zu beſtimmen: Ob Moſes ſelber auf dieſer ſtand, oder bloß ſein Volk, für das er den Glauben ſeiner Stammväter niederſchrieb, und deßhalb ſelber auf einer höhern Stufe des Geiſtes, — auf der des Gedankens in ſeinem Uranfange — ſtehen konnte.

Dem ſey nun wie immer; niemals aber wirſt du darzuthun im Stande ſeyn: daß ein gelungenes Bild für eine Sache, ſpäter ſich nie in den wahren Gedanken derſelben überſetzen laſſe; ſolang du ſelber geſtehſt: »daß alle Formen von einer ſpätern Zeit wieder aufgegriffen und in veredelter Geſtalt wieder ins Leben eingeführt werden können.«

Und wenn bisher die zwei Hauptformen der Weltwerdung, nämlich die Emanation und Formation ihre Reſtauration im Monismus und Monadismus erlebt haben; warum ſollte dieſe für die älteſte unter jenen Formen, d. h. für die Creation unmöglich ſeyn; ſelbſt in dem Falle: daß in der urſprünglichen Faſſung derſel-

ben, ein Widerſinn eingeſchloſſen läge, da nämlich die ſchöpferiſche Thätigkeit Gottes unter dem Bilde des Sprechens und des darauf erfolgten Eintrittes deſſen, was früher nicht war, d. h. unter dem Bilde des Machtſpruches gefaßt wurde.

Und ſo wäre ich bey dem zweiten Vorwurfe, den du der hegelſchen Anſicht machſt, angelangt. Dieſe erblickt ſogar in Jehova »den wahren Gott als ein geiſtiges Individuum.« Du dagegen findeſt in Jehova zwar eine Menge perſönlicher Eigenſchaften, nirgends aber eine Leiblichkeit wie ſie dem Menſchen allein als geiſtigem Individuum zuſtehe. Auf dieſe Leibloſigkeit beziehſt du ſogar das Geboth im Decaloge: »Du ſollſt dir kein Bild machen« und findeſt den Grund von dieſem Verbothe abermal in der Geſtaltloſigkeit orientaliſcher Phantaſie, welche die überſchwenglichen maaßloſen Mächte des Univerſums, auf den Herrn deſſelben überträgt, und dieſen daher wohl zu einem überſchwenglichen, aber deßhalb noch nicht übernatürlichen Gotte mache; da Jehova, wie du träumſt, nicht verſchiedener von der Welt, als Neptun vom Meere ſey. Allein — woher ſoll die Maaßloſigkeit kommen,

mit der du Jehova als Weltmittelpunct behaftet erblickst? (Sey dieser nun eine bloß formale Einheit, eine Concentration, oder eine reale Einheit, ein Weltprincip) Dort wie Hier ist ja das Centrum die Negation der Peripherie, selbst wenn diese als maaßlose vorgestellt wird nach der bekannten geistreich klingenden Definition Gottes, die Ihn als Centrum überall, als Umkreis aber nirgends seyn läßt.

Wer ferner wie Hegel, den Geist die Wahrheit der Natur nennt, der findet auch da, wo er einen geistigen, den wahren Gott zugleich.

Hegel hat in Jehova unstreitig die Spuren eines Unterschiedes zwischen geistiger Persönlichkeit und leiblicher Individualität entdeckt, und Ihm daher den Nahmen des wahren Gottes nicht vorenthalten, obschon er am Judenthume die abstracte Fassung Gottes im Unterschiede von der Welt beanstandigte, und dies thun mußte: da der Gott Hegels bey all seiner vorweltlichen Persönlichkeit als bewußter Träger der Categorien, doch erst in der Verleiblichung derselben in Zeit- und Raumformen, seine volle adaequate Verwirklichung erlebte.

Doch — was würde es mir und dir nützen, wenn

es mir ſogar gelänge: Im hegelſchen Syſteme Sympathien mit der jüdiſchen Religion nachzuweiſen. Du würdeſt jene doch nur als Überreſte der alten Scholaſtik in ihrer Vorliebe für Wunder und Myſterien im Jenſeits von dir weiſen; da du dieſe nur in der Geologie im Diesſeits anerkennſt. Und fürwahr! Welches Wunder gleicht dem Wunder deines Dualismus im Diesſeits ohne Jenſeits, das aus dem Principe der Naturgötter, ethiſche Weſen (Götter als Menſchen und Menſchen als Götter) hervorgehen läßt! Denn ſelbſt in dem Falle: daß die Naturgötter mit der Zeit, wie im Hellenismus quiescirt werden, und an ihre Stelle die ethiſchen Mächte unter dem Vorſitze eines Jevs treten; ſo behalten doch Götter und Menſchen einen und denſelben Urſprung. Für beyde läßt ſich daher ſo wenig ein weſentlicher Unterſchied geltend machen, wie zwiſchen beyden und ihrem gemeinſchaftlichen Naturprincipe, (vom Hellenismus Chaos und Eros genannt.)

Und wenn du für deine Behauptung: daß kein Naturweſen ein Gegenſtand der Religion ſeyn könne, den Beweis in dem religiöſen Drange des Menſchen findeſt: Die Naturgötter zu ethiſiren; ſo läßt ſich doch nicht

laugnen: daß Naturweſen lange zuvor, als religiöſe G
genſtände gegolten haben, und daß erſt ſpäter der Menſch
im Gefühle ſeiner höhern Würde auf dem Grunde de
Freythätigkeit und im Gegenſatze zur Naturnothwen
digkeit, einen höhern Cultus einführte.

Eben ſo wenig läßt ſich laugnen: daß mit dieſem
noch keineswegs das gemeinſame Princip wie für Götter
und Menſchen, ſo für Menſchen und Naturweſen abge
ſchafft worden ſey.

Du ſagſt zwar von den Naturreligionen: »daß der
Menſch in ihnen den Geiſt in geiſtloſer Wirklichkeit und
einen Willen hinter den natürlichen Weſen geſucht habe;«
allein dieſe Wirklichkeit iſt nicht ſchlechthin geiſtlos, nicht
ſchlechthin willenlos zu nennen, wenn in ihr urſprünglich das Princip des Geiſtes und des Willens
involvirt liegt. Und der Stier Apis iſt allerdings, wie du
ſagſt, kein ſimpler Ochſe (wie auch du kein ſimpler Philo
ſoph biſt); aber gewiß nicht darum, weil er ein mit Wil
len begabtes Naturindividuum iſt; ſondern, weil dieſer
ſein Wille zugleich der Wille des verabſolutirten Na
turprincips iſt.

Wie könnte auch dem pſychiſchen Principe im Thier-

reiche der Wille abgeſprochen werden; ſo lange ihm der Gedanke als Vorſtellung und Gedächtniß nicht abgeſtritten werden kann.

Daß aber die ſpätere höhere Cultusform das Princip der niedern und früheren Formen unangetaſtet läßt; beweiſt ſelbſt der Dualismus als veredelter Hellenismus, als deſſen Fundament du die Selbſtproduction aufſtellſt, wodurch Geiſt und Natur in Einem Begriffe gefaßt werden, und dem du allein das Verdienſt des Gedankens vindicirſt; nicht aber dem jüdiſchen Monotheismus, der da noch im Bilde der Phantaſie ſteckt, deſſen Gott »nur ein Wunderthäter Zauberer« und deßhalb eine »gedankenloſe Abſtraction« von dir genannt wird.

Und da ich ſo eben die Wunderbarkeit deines Dualismus berührt habe; ſo hätte ich es jetzt noch mit der gedankenloſen Abſtraction desſelben zu thun. Daran hindert mich auch deine pfiffige Unterſcheidung nicht, welche du zwiſchen abſtracten Gedanken und gedankenloſer Abſtraction wie ein Cicero pro domo sua vornimmſt.

Die Selbſtproduction des Univerſums iſt vielmehr beydes zugleich, und zwar grade wegen dem Einen Be-

griffe, unter welchem nun Geiſt und Natur zu ſtehen kommen. Denn iſt dieſer Begriff wahrhaft ein logiſcher Begriff, d. h. eine Verbindung des Gemeinſamen in Geiſt und Natur zur abſtracten Einheit (und nicht eine bloße Zuſammfaſſung des weſentlich Verſchiedenen als Geiſt und Natur); ſo weiſt jener auch auf ein gemeinſames Realprincip für beyde hin, aus welchem Geiſt und Natur entweder zugleich und collateral oder durch und nacheinander ſucceſſiv hervorgebrochen ſind. — Nun vindicirſt du aber jedem der beyden Elemente des Univerſums die Autonomie als Selbſtgeſetzlichkeit, und hiemit die weſentliche Verſchiedenheit der legislativen Principe. Willſt du nun dieſe wie jene im Ernſte feſthalten; ſo haſt du nur die Wahl: Entweder den logiſchen Begriff in einen bloßen Complex umzuſetzen und dieſen als formale Syntheſe jener realen Antitheſe als den Uranfang, der Weltwendung vorauszuſetzen, die demnach nur als Zerfall jener Einheit zu erklären wäre, — oder jenen qualitativen Dualismus von Geiſtes- und Naturleben im Weltganzen aus der ſchöpferiſchen Macht Eines Weſen über beyden, in gleich weſentlicher Verſchiedenheit von beyden, zu deuten. Denn jene zwey autonomen Welte-

efficienten aus Einem Realprincipe abzuleiten, hieße Jenen ihre Autonomie nehmen, und ſie dafür in unſelbſtſtändige Attribute Ihres gemeinſamen Princips verwandeln. Auch können Größen, die in einer Dritten weſentlich Eins ſind, unter einander nicht zu weſentlich verſchiedenen werden, ohne das Dritte als Beyder reale Wurzel zu negiren. — Es iſt nun zwar leicht vorauszuſehen: daß dir die Wahl zwiſchen zwey Gedankenloſigkeiten nicht ſchwer ankommen wird, ſintemalen nach einem altjüdiſchen Sprichworte, »Niemand ſein eigen Fleiſch haßt.« Dazu kömmt auch noch die Ungeſchicklichkeit der alten Theologie, mit der ſie den Gedanken von der Weltſchöpfung (als der Entſtehung der Welt aus Nichts) gehandhabt hat. Jedoch ein ſo erfinderiſcher Geiſt wie du, ſollte doch geneigt ſeyn dem weiſen Spruche: »Tiefer Sinn liegt oft im Kinderſpiele« auch im Gebiethe der Speculation zu ſeinem Rechte kommen zu laſſen. Die alte Theologie nämlich ſpricht von einer doppelten Offenbarung Gottes, von einer nach Innen und nach Außen. (Manifestatio ad intra et extra).

Nach jener hat der Eine Gott ſich ſelber als dreypersönlichen Gottheit hervorgebracht. (Einige dehnten

dieſe Selbſtproduction ſogar auf den Einen Gott als ſolchen vor ſeiner Trias aus, und wie bereits erwähnt, dieſe Selbſtproduction als **Causa Sui** iſt von der neuern Philoſophie als Abſurdität gebrandmarkt worden, nicht ſo die andere:)

Die Offenbarung Gottes nach Außen, war ſeine Weltſchöpfung aus Nichts. Unter dieſem Nichts wurde anfangs nur die Negation eines Stoffes verſtanden, aus welchem Gott, nach einer orientaliſchen Anſicht von zwey gleich ewigen Weltprincipien, die Welt fabricirt haben ſollte; ſpäter aber wurde (von einigen) Gott ſelber als das allgemeinſte unbeſtimmteſte Princip, für das **Nichts** (das begliche abbrevirte Nicht-Etwas) angedeutet.

Das **Verhältniß beyder** Offenbarungen wurde nebſtdem beſtimmt, als das der Nothwendigkeit zur Freythätigkeit. Das Univerſum trug zwar das Siegel des dreyeinigen Gottes, in welchem der Menſch daſtand als das Vereinweſen von Geiſt und Natur, die als ſelbſtſtändige Reiche ſeinem Eintritte vorausgingen; aber das Univerſum war ein Werk der Freyheit (des allmächtigen Willen) Gottes, und nicht ſeiner Naturnothwendig-

keit, aus welcher ſeine ewige Trias hervorgegangen war. Dieſe Naturnothwendigkeit wurde die **Liebe** genannt. Liebe war demnach das Motiv der innern Offenbarung, wie das Motiv der äußern die *Ehre* (Gloria) Gottes, daher die letztre Offenbarung auch ſolche Weſen enthalten mußte, die dem Urheber der Welt zu erkennen und zu bekennen in Wort und That — urſprünglich befähigt waren. Solche Weſen waren ſowohl die *reinen* Geiſter, als die *verhüllten* in der Menſchenwelt. In der Freyheit Beyder lag zugleich das Schickſal Beyder, je nachdem ſie ihre *Erkenntniß* Gottes fortſetzten zur *Bekenntniß*, oder hierin Schuldner blieben. In beyden Fällen aber blieben ſie doch keine Schuldner — der Ehre Gottes gegenüber, welcher als *ewiger Gerechtigkeit* die Schuldigen wider ihren Willen, die Treuen aber mit ihrem Willen als *ewiger Güte* huldigten.

Doch — dies gehört nicht zunächſt in unſern Kram. Was aber in dieſen nicht fehlen darf, iſt die Bemerkung, die ſich auch einer oberflächlichen Beobachtung beyder Offenbarungen Gottes aufdringt, nämlich: daß das Band zwiſchen beyden ein noch ſehr *gebrechliches*, wenn nicht gar ein *zwieſpaltiges* iſt.

Denn es ſind eigentlich zwey Bande, wovon das eine (als Ehre in der göttlichen Freyheit) die äußere nicht an die innere Offenbarung, wohl aber an Gott; das andere aber (als Liebe in der göttlichen Nothwendigkeit) die innere wieder nicht an die äußere Offenbarung, ſondern nur an Gott knüpft, inſofern Er der Träger beyder Motive iſt.

Die Copula aber beyder Manifeſtationen der Einen Gottheit wäre nur dann eine einige, wenn entweder das eine Band das andere überflüſſig machte, oder wenn beyde Eigenſchaften als Motive in beyden Offenbarungen ſich bethätigten.

Wenn z. B. dieſelbe Liebe, die das treibende Motiv im abſoluten Principe zur innern Trias iſt, auch das Motiv wäre: dieſe Trias nach Außen hin als creaturliche Welttrias, folglich als Negation göttlicher Weſenheit zu ſetzen. Oder — wenn der Wille des abſoluten Princips (Allmacht mit Recht, Freyheit mit Unrecht genannt), der in der ewigen Trias die urſprüngliche Unbeſtimmtheit des Abſoluten aufgehoben, nun auch dieſe primitive Selbſtbeſtimmtheit zur Vollendung in einer Welt brächte, deren reale Principien als ſolche eben ſo

das Weſen Gottes negirten, wie ſich in ihnen zugleich der Gedanke und der Wille desſelben bezeugte. — Für Theologen als Anhänger des hegelſchen Monismus iſt hier der gute Rath eben nicht theuer. Nach jenem verwirklicht ſich nämlich das Abſolute — einmal vor, das andremal in der Welt. Dort in dem freyen Entwurfe der Categorien, hier in der materiellen Verleiblichung derſelben zu dem Zwecke: um aus dieſer jene Gedanken, als transſcendente Momente und als freye Producte des göttlichen Lebens, wiederzugewinnen.

Der chriſtliche Dualismus aber geſtattet nicht: die Weltſchöpfung als eine normale oder directe Ergänzung der ewigen Trias zu behandeln. Denn in dieſem Falle ſtünden die göttlichen Perſonen in der Trias entweder unter der Categorie der Creatürlichkeit, oder die Realprincipe des dreigeſtaltigen Weltganzen unter dem Prädicate göttlicher Weſenheit.

Dazu kommt noch: daß die Welt das Werk des ſelbſtbewußten Abſoluten iſt, deſſen Subjectobjectivirung eben die Dreyeinigkeit iſt, zu welcher das Weltganze in keinem Verhältniſſe nothwendiger und directer Ergänzung ſtehen kann. Und doch kann anderſeits das

Universum in keinem seiner Glieder als ein gedankenloses Moment aus der selbstbewußten Gottheit herausgetreten gedacht werden.

Wo ist nun das Moment im Selbstbewußtseyn des Absoluten zu finden, dessen objective Realisirung durch den Willen desselben die Welt constituirt? Und was kann der Inhalt desselben seyn? — Folgendes kann eine Antwort einleiten.

Es kann jenes Moment nur eine Negativität enthalten, da seine objective Realität (die Creatur) die göttliche Wesenheit negirt. Ferner muß dasselbe ein zusammengesetztes seyn, da seine Realisirung die Welt als dreygliedriges Ganze setzt. In diesen Bestimmungen aber liegt ein hinlänglicher Fingerzeig: daß jenes negative und zusammengesetzte Moment die Kehrseite bildet zur Ichheit — Persönlichkeit des Absoluten, wie sich diese aus den positiven Momenten im Selbstbestimmungsprozesse des Absoluten (d. h. aus den Momenten der Entgegen- und Gleichsetzung des Letzteren) als Einheit zusammensetzt. Wie nämlich die drey Personen die Ichheit und Persönlichkeit des Absoluten bilden; so bilden sie auch in ihrer gegenseitigen Relation, in der sie sich wech-

ſeitig ausſchließen und inſofern negiren, negative Momente, die zuſammengefaßt den Gedanken von der Nicht-Ichheit des Abſoluten bilden, der (aus ſeiner Formalität in die Subſtanzialität überſetzt) das Weltganze abſetzt.

Und da dieſe negativen Momente dialectiſch mit den poſitiven im Verwirklichungsprozeſſe des Abſoluten zuſammhängen; ſo liegt darin auch ihr Anſpruch auf eine Verwirklichung (Subſtanzialität) ihres negativen und formalen Inhaltes, welche ihnen nicht minder die Liebe des Abſoluten zu Sich ſelber (als ſeine Naturnothwendigkeit), wie die Freythätigkeit des Abſoluten (als Allmacht zur Verherrlichung Seiner ſelbſt) gewähret und verſchafft. Denn es iſt eine und dieſelbe Macht, in der das abſolute Princip ſeine Unbeſtimmtheit zur Beſtimmtheit (in der Entgegenſetzung Seiner ſelbſt) durch ſich ſelbſt aufhebt, und in der Es die formalen und negativen Momente jener Selbſtbeſtimmtheit hypoſtaſirt. Es iſt auch dieſelbe Liebe, die das Abſolute zur Selbſtanſchauung in der Verdoppelung Seiner ſelbſt treibt; und welche es zugleich zur Anſchauung deſſen bewegt, was wie ein Schlagſchatten die poſitiven Momente ſeiner Selbſtverwirklichung urſprünglich begleitet. —

Und Beyde — Selbſtliebe in der Nothwendigkeit und Selbſtverherrlichung in der Freythätigkeit des Abſoluten (Allmacht), was leiſten ſie nun anderes als daſſelbe, was du mit dem Worte Selbſtproduction bezeichneſt? Und da dieſe (nach deiner Zeichnung) eine zweyfache iſt, im Producte der autonomen Natur und des autonomen Geiſtes; ſo iſt auch die der Theologie eine doppelte, nach Innen und Außen. Oder was hat denn Gott im Producte der Welt producirt als Sich ſelber; wenn er Momente ſeiner Intelligenz ſo verwirklicht, wie Er ſich ſelber verwirklicht, wenn Er die Unbeſtimmtheit Seiner als Princips aufhebt zur Beſtimmtheit in der Objectſubjectivirung derſelben? Oder ſoll die Selbſtproduction, wie du ſie reconſtruirſt, allein kein Wunder, kein Abſurdum ſeyn? Oder hat vielleicht die theologiſche Selbſtproduction des Wunderbaren mehr als ſie bedarf? und zwar deßhalb, weil die Selbſtproduction Jehovas in der Welt (oder die der Welt in Jehova) eine im wachen Zuſtande des Producenten vorgefallene iſt. — Aber grade in dieſem Umſtande ſollte ein gewandter Geiſt, wie du, den Grund entdecken: Warum derley Selbſtproductionen — Wunder genannt wurden; ſinte-

malen bloß der wache Selbſtproducent ſich darüber verwundern konnte, wenn Gedanken in ihm plötzlich als Weſenheiten, als Weltfundamente vor ihm daſtehen.

Du ſprichſt nämlich von zwey Wundern des Judengottes, wenn Er nämlich einmal das Chaos erſchafft, und dann, wenn Er daſſelbe ordnet, mit Geſetzen verproviantirt, und darum die Bemerkung hinzufügſt: »Wie er das Univerſum gebaut, ſo ſteht es vor ihm da!«

Du haſt überhaupt den Narren daran gefreſſen: der Theologie der Gegenwart ihre vormalige Kinderſprache vorzuleiern, als wenn die Philoſophie ſeit Meiſter Feuerbach ihre Kinder ſchuhe bereits von beyden Füßen geſchleudert hätte.

Die Theologie aber erkennt das Univerſum nur ſo vor Gott daſtehend, wie Es ſich in der Intelligenz Gottes urſprünglich und nothwendig erbaut hat. Und will Jemand das ein Chaos nennen, wenn Gott Lebensprincipe ſetzt, die ihre primitive Unbeſtimmtheit nicht durch ſich allein aufheben, ſondern dafür auf Ihn ſelber und ſeinen Einfluß angewieſen ſind; ſo wird ſie mit Jenem über Worte keinen Streit anfangen.

Die Ordnung aber, (das Chaos in Geſetzlichkeit) fällt mit der Differenzirung der Weltſubſtanzen ſelbſt zuſammen. In dem Verlaufe (Methode) dieſes Prozeſſes wird ſich das Princip als ein creatürlich Geſetztes von Gott ausweiſen. Die Geſetzlichkeit wird alſo nicht in das chaotiſche Univerſum hineingeſchoben, wie die Stiefelholzer in das Product des Schuſters. Dieſe Manipulation Gottes wäre allerdings ein hölzernes Wunder, zu welchem ſich aber noch keine Theologie bekannt hat, ſelbſt jene nicht, die die Wunderthätigkeit Gottes vorzüglich in der Suspenſion der Naturgeſetze erblicken mußte, ſo lange ſie den Act der Setzung der Lebensprincipe von dem Acte der Geſetzgebung trennte, ſtatt dieſen ſchon in jenem zu finden. Die Ordnung aber im Lebensprozeſſe iſt nicht eine ſpäter hinzugegebene (superaddita), ſondern eine urſprünglich geſetzte in ihrer Möglichkeit, deren Verwirklichung nun das Leben ſelber iſt als Offenbarung des Princips in ſeiner Verſchiedenheit von anderen Coefficienten des Weltganzen.

Jene Trennung trug auch die Schuld davon: daß die ſogenannte Suspenſion der Naturgeſetze als Wunder

in dem Sinne einer gänzlichen Umgehung derſelben genommen wurde, ohne zu bedenken: daß hiemit nichts anderes geſagt ſey, als Gott befaſſe ſich mit dem Leben der Natur weder auf normale noch abnorme Weiſe. Denn die Creatur kommt aus ihrer Geſetzlichkeit ſo wenig als aus Sich ſelber heraus. Und wenn z. B. der freye Geiſt ſein Geſetz übertreten und ſo unter ſeine Würde herabſinken kann; ſo wird er hiemit doch nur einer anderen Geſetzlichkeit verfallen, die in ſeiner Natur eben ſo wie die frühere begründet iſt.

Ändert doch die Natur ſelber ihre Geſetzlichkeit, nach dem Maaße ihrer Selbſtverwirklichung durch die Stufen der drey Reiche: und warum ſollte dieſe Veränderung und Veredlung nicht auch da Statt finden, wo ſie als pſychiſches Individuum eine Verbindung mit dem freyen Geiſte eingeht und ſo der Menſch conſtituirt wird: ganz abgeſehen von der Veränderung, die ſie in dieſer Region des Univerſums erleidet, je nachdem der Geiſt des Menſchen ſeine Würde behauptet, oder ſie verletzt.

Doch genug von deiner Kritik über Hegels Anſicht vom Judenthume, welche mir eine Stelle aus den Brie-

ſen der Frau von Rahel ins Gedächtniß zurückgerufen hat, in der Sie geſteht: daß es zu ihrer Zeit in ganz Berlin nicht ein Dutzend Bibeln gegeben habe. Es verſteht ſich wohl zur Ehre der evangeliſchen Kirche, daß unter jenen Exemplaren nur die zum Gebrauche der Layen zu verſtehen ſeyen; ſo wie es ſich bei dir von ſelbſt verſteht: daß du deine Kenntniß des Judenthums nur Philoſophen wie Hegel und Conſorten, (die mitunter nicht glimpflicher als Voltaire dieſe ſeltene Mumie behandelten) zu verdanken haſt.

Dieſe Kenntniß vom Hörenſagen ſtellt ſich vorzüglich heraus in der Schilderung, die du von der ethiſchen Seite des Judenthums entwirfſt. Diese Seite findeſt du im Jehova, dem Nationalgotte. Als dieſer iſt Er der Herr und Geſetzgeber des Judenvolkes. Vorbild dieſer Seite iſt der aſiatiſche Deſpot, jedoch in verbeſſerter Auflage. Denn an die Stelle der Willkür tritt bey Jehova die Conſequenz des Ehrgeizes auf, indem er jetzt auf die Beobachtung ſeiner Geſetze dringt, und ſie nicht, wie früher die gegebenen in der Natur, willkürlich durch Wunder aufhebt. So führt die Idee des Herrn zur Deſpotie als Form der ethiſchen

Welt des Judenthums. Furcht des Herrn, als Verherrlichung ſeiner erhabenen Launen, iſt, nach deiner Einſicht, das Höchſte, wozu es Israel in ſeiner Poeſie gebracht hat. Kurz: phantaſtiſche Willkür in Natur und Staat, dort als Maaßloſigkeit, hier als Würdeloſigkeit, iſt das doppelte Ideal des Judenthums. Jene wurde aber ſpäter im Griechenthume von der Schönheit, dieſe im Römerthume von der Religion der Zweckmäßigkeit (im Begriffe des Rechts der Perſon und des Eigenthums, und in der Realiſirung derſelben im Staate als Gerechtigkeit) aufgehoben.

In Indien ſiehſt du die Entwicklung der Religion in der Geſchichte der Menſchheit vor Chriſto. Jener Fortſchritt aber iſt ferner bedingt von dem Fortſchritte in der Erkenntniß des Menſchen von ſeinem eigenen Weſen; wie denn der Menſch (nach deiner Anſicht) ſelbſt in den Naturreligionen im Verhältniſſe zu ſeinem eigenen Weſen ſteht. —

Allerdings ein wahres Wort: daß der Menſch ſich den Gott nach ſeinem Muſterbilde mache; wenn darüber die Kehrſeite nicht vergeſſen wird: daß zuvor Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde erſchaffen haben müſſe; ſo daß die Anthropomorphoſe die Theomorphoſe zu ihrer

Bedingung hat. Jener Fortſchritt aber in der Selbſterkenntniß ſteht leider! nicht unter dem Geſetze der Naturnothwendigkeit, und deßhalb kann der Fortſchritt auch vom Menſchen, das Licht der Einſicht von der Verdunklung abgelöſt werden. Sagſt du doch ſelber: »Die Natur muß, der Menſch kann dem Geſetze ſeines Weſens entſprechen, aber auch widerſprechen, und ſo unter die Würde des freyen Weſens herabſinken.«

Und der Weltapoſtel ſagt im Römerbriefe, wo er die Entſtehung des Heidenthums berührt: »Da ſie (die Menſchen) Ihn (Gott) erkannten, haben ſie Ihn doch nicht geehrt, und hingen der Eitelkeit ihres Herzens nach, ſo daß ihr Gemüth verfinſtert, Sie ſelber, ſich weiſe dünkend, zu Thoren wurden.« Dieſe Thorheit ging ſo weit: daß ſie (nach deinem Ausdrucke) »den Geiſt im Geiſtloſen, den freyen Willen hinter dem Natürlichen ſuchten.«

Iſt aber einmal der Verfall ſo weit gediehen; wie kann man es eine Deſpotie nennen: wenn einem Volke in dieſem Zuſtande, wo ihm ſeine innere Geſetzlichkeit unleſerlich geworden, dieſelbe auf ſteinerne Tafeln gegraben, im Namen Jehovah's von Außen her entgegengetra-

gen wird? — wenn überhaupt an die Stelle der Phyſiokratie, unter der alles Heidenthum ſteht, die Theokratie tritt, welche die frühere Deſpotie nicht bloß verbeſſerte, ſondern auf den Kopf ſtellte? Und wenn es einen Zuſtand gibt, in dem der Menſch den Geiſt im Geiſtloſen ſucht, kann jener Zuſtand als der Urzuſtand aufgeſtellt werden; oder vielmehr als ein Zuſtand, der den Mißbrauch ſeiner Freyheit zur Vorausſetzung und den Verfall unter ſeine Würde, wenn nicht zur unmittelbaren, ſo doch zur mittelbaren ſpätern Folge hatte, die gleich einem Fatum auf der weiteren Entwicklung des ganzen Geſchlechtes laſtete?

Ueber alles dies gibt uns die moſaiſche Urkunde als Haupt-Erkenntnißquelle des religiöſen Judenthumes viel Aufſchluß, von welchem aber deine philoſophiſche Reconſtruction keine Notiz genommen. In dieſer haſt auch du eine ſpeculativ verbeſſerte Auflage jener Urkunde beſorgt, die Illuſtrationen aber ſammt dem Texte auf ihren Rücken herausgeſchnitten, gleich einem Antiquar-Kunſthändler. Deſto mehr weißt du von den Momenten zu ſagen, aus denen allein die Nothwendigkeit und Wahrheit in der Entwicklung der Religion begriffen werden kön-

ne. Den Quell aller Religion nennst du »den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit (Begriff und Existenz) (Inhalt und Form).« Und woher jener Zwiespalt?

»Aus der Unmeglichkeit: daß der Mensch sein eigenes Wesen definitiv erreiche.« Der Fortschritt in der Religion ist also eine ewige Annäherung an das unerreichbare Ideal der Selbsterkenntniß ohne definitiven Abschluß. Du scheinst dich auch darüber zu trösten: Selbst als Philosoph, wie jeder andre Stier, in dieser Weltmühle als Galeant angestellt zu seyn. Du vergleichst jene Unmeglichkeit einer definitiven Wesenserreichung, mit der Unmeglichkeit, durch Essen und Trinken für immer satt zu werden. »Der Appetit wird gestillt und das gewährt Wonne; er kommt wieder, wird abermal wonniglich gestillt und so fort.« Wie einfältig tritt der Psalmensänger neben dieser Expectoration auf, wenn er ausruft: **Satiabor, cum apparuerit gloria tua**; oder — **In lumine tuo, videbimus lumen!**

Jenes klassische Schicksal, was das alte Heidenthum meist den Verdammten im Tartarus an, zum Lohne, daß sie im Leben den freyen Geist an die theorische Natur — um schnöde Lust verkauft.

Der Philoſophie unſerer Tage war es vorbehalten: In jenem grauſen Geſchicke den Himmel unſers Geſchlechtes zu erſchauen, zum Beweiſe ihrer tiefen Erkenntniß von der Autonomie des menſchlichen Geiſtes. Denn wenn dieſer wirklich nichts edleres als ein Kind der Mutter Natur ſeyn ſollte; ſo theilt er auch mit dieſer ihr Geſchick in der Welt des Gedankens. Denn nur zum Denken ihrer Erſcheinungen im Begriffe, nicht aber zum Denken ihres Seyns (zum Wiſſen des Weſens) nicht zur Idee kann ſie es bringen. In dieſer Idee iſt der Geiſt allein die Transſcendenz der Natur, in ihr auch liegt die Bedingung zum Gedanken von Dem, der Geiſt und Natur transſcendirt, von Gott, wie ihn einſt der alten Welt Moſes und Chriſtus der neuen verkünder. Was aber, wirſt du mir Neues vom alten Chriſtenthume zu melden haben — drum

Matz! Fidle Fort — (doch)
Gott ſteye uns bey!

Du bringſt hier vor Allem den Urſprung des Chriſtenthums zur Sprache mit der Bemerkung (die zugleich ein Seitenhieb auf Hegel iſt): daß man ſeit Hegel jenen Urſprung gewöhnlich aus der allgemeinen Niederlage

alles Göttlichen in der Welt ableite. Du dagegen ſtellſt nun zwar nicht in Abrede: daß das römiſche Weltreich (entſtanden durch die ſittliche Macht des römiſchen Staatsgeiſtes) ſein eigenes Princip (die römiſche Freyheit) verloren habe; allein du ſetzeſt noch hinzu: daß die poſitive Seite des Römerthums (die Republik als Weltmacht) eben ſo ſehr das Chriſtenthum hervorgebracht habe, als die negative Seite deſſelben, d. h. der Hunger nach Erfüllung der Welt mit einem neuen göttlichen Inhalte, d. h. mit einem Gotte, der abermal ein ethiſches Ideal, und ein univerſelles Weltprincip zugleich ſey. Und dieſe cosmopolitiſche Religion iſt eben das Chriſtenthum, als Religion der Menſchwerdung Gottes ſelber.

Und zu dieſer Gerechtigkeit gegen das Römerthum und Chriſtenthum zwingt dich, wie du geſtehſt, die Auffaſſung unſerer freyeren Zeit.

Und es iſt fürwahr! eine eben ſo ſeltene als ſchöne Eigenſchaft an einem Schriftſteller unſerer freyeren Zeit, wenn er ſich zur Regel gemacht den Wahlſpruch: fiat justitia pereat mundus — oder — Recht werde, dem Recht gebührt; du aber haſt den Zwang zu jener Wür-

digung doch nur der Auffaſſung der Welt als einer Selbſtproduction des Weltprincips, in ihrer Conſequenz zu danken. Denn wer die größere Freyheit der Zeit, in der wir leben, nach allen Seiten gewürdigt hat, der wird jene Freyheit auch in der Wiſſenſchaft erblicken, und zwar in dem uneigennützigen Streben: Jenen Formen, die der Leichtſinn unſerer Zeit, (dieſer Nachtfalter der Freiheitsblüthe) brevi manu als Aberglaube abgethan, das tiefere ernſtre Glaubensmoment zu bewahren. Dein Weltprincip bringt nähmlich anfänglich nur Naturweſen, und unter dieſen ſolche mit willkürlicher Bewegung (wie das Thierreich) hervor; bis dieſe ſodann umſchlägt in die Freyheit der Geiſtweſen und endlich unter dieſen das Höchſte derſelben hervorbricht — den Menſchen — als Gottmenſch. Ein Ideal, an das, nach deiner Ausſage, die Freyheit der Römer nicht heranreichte, die den Sklaven immer noch als ein secundum genus humanum verachtet habe.

Allerdings ſehr wahr, und doch ſonderbar, da die römiſche Religion ſo wenig als die griechiſche, Mangel an Gottmenſchen hatte, als Erzeugten von Göttern mit Menſchentöchtern. Solch ein Heros war Heracles,

der Versöhner zwischen Zeus und Prometheus, z
Weltheiland der griechischen Theologie.

Freylich hatte hier die beleidigte Majestät und d
erste Sünder einen gemeinsamen Ursprung, welch
überdies der Herr des Olymps außer Acht gelassen, un
deßhalb den Blutsverwandten auf der Erde zum Wide
spruche gegen ihn gereizt hatte (wenn auch darin an
derseits Prometheus die Achtung vor dem Vater de
Götter und Menschen nicht minder vergessen hatte)
Und aus diesem ethischen Dualismus, so wunderbar er
sich als Selbstproduction alter Anlage ausnimmt, konnte
doch das Wunder, wie solches die Welt bedurfte, nicht
empor pressen. Du selbst gestehst dies indirecte ein,
wenn du sagst: »das Christenthum ist eine Reformation
des Judenthums« (wenn du auch in jener dem Mitein-
flusse des griechischen Geistes und der römischen Welt-
bewegung seinen Antheil läßt) und zwar deßhalb, »weil
jener alle ethischen Mächte idealisirte, diese aber alle
Nationalgeister in Ein Pantheon vereinte und den Blick
der Völker über die Gränzen ihrer Existenz hinaus er-
weiterte.« Und allerdings darf das Zusammentreffen der
römischen Universalmonarchie in der Politik, und der

universelle Monotheismus in der Religion und Wissenschaft (der im Pantheon seinen politischen Ausdruck fand) nicht übersehen werden in der Würdigung des Christenthums bey seinem Einzuge in die alte Welt, der ohne jene Bahnbrechung mühsamer vor sich gegangen wäre. Allein der Einzug der Religion des Gottmenschen ist nicht ihr Ursprung, da jener diesen Gottmenschen in Person voraussetzt. Daher kömmt nun Alles auf die Beantwortung der Frage an: Worin besteht die Reformation des Judenthums, welches dadurch allein zum Christenthume werden soll? Du gibst die Antwort: »Der Mensch (auch im Judenthume) gewahrte in der damaligen Welt die ethische Macht als eine universelle, und darum erhob er den nationalen Naturgott zu Einem universellen ethischen Gotte, dem die Erlösung aller Menschen die Hauptsache, die Naturmacht aber bloße Voraussetzung blieb.« Diese Antwort aber setzt als erwiesen voraus, was du noch lange nicht erwiesen hast, nähmlich: daß der jüdische National-Gott eine naturalistische Basis habe. Er hat aber von Vorn herein eine ethische, nähmlich: die Treue der Stammväter im Glauben an den Schöpfer Himmels und der

Erde, und an ſeine Verheißung (in Folge jener Treue) daß der Weltheiland aus der Nachkommenſchaft derſelben hervorgehen werde.

Beide Momente ſind in der jüdiſchen Religion inſeparable zur Einheit des Fundamentes verbunden, wie ſich ſolches aus den Urkunden des Judenthums ohne Zwang erheben läßt. Deine Urkunde iſt freylich nur die bekannte Unkunde jener Philoſophen, die als eingebildete Organe eines aller Weltgeſchichte immanenten Weltgeiſtes, keiner Geſchichte und ihrer Urkunde bedürfen. Nur Schade! daß dieſer Eine Weltgeiſt in ſeinen Auserwählten alle Farben ſpielt: Heute transſcendent und immanent zugleich, morgen immanent ohne Transſcendenz, aber auch transſcendenz ohne Immanenz iſt.

Dies zeigt ſich in der genauern Angabe der Reformation des alten Judenthums, als neues Chriſtenthum. Es heißt: »Erreicht wird nun ſo viel:

1. Der Naturgott wird eine univerſelle ſittliche Macht, Gottvater. — Das Moment der Natürlichkeit liegt nur noch im Schöpfer; eben ſo das der Maaßloſigkeit in der Allgegenwart deſſelben, d. h. in der Erfülltheit des Univerſums von ſeinem Geiſte, die ſogar

zur Unbegreiflichkeit geſteigert wird. Kurz: der Naturgott iſt transſcendent, überweltlich, jenſeitig — im Himmel.

Allein — Freund! wie kannſt du ſo blind ſeyn: dem Gottvater einſeitige Transſcendenz und doch Immanenz als Allgegenwart ſeines Geiſtes — in Einem Athemzuge zur Laſt zu legen? Der alte Vorwurf aber: daß das Judenthum das Verhältniß Gottes zur Welt als ein zu abſtractes auffaſſe, trifft mehr die Außerweltlichkeit, als die Uiberweltlichkeit Gottes, eben weil Er die Welt aus Nichts geſchaffen — d. h. weder aus ſeiner Natur gezeugt, noch aus einem gleich ewigen Urſtoffe geformet hatte, nach jüdiſcher Auffaſſung. In dieſer Außerweltlichkeit nun, wie kannſt du einen Überreſt von Naturaliſtik finden; die grade umgekehrt in der natürlichen Zeugung (Emanation) und in gewiſſer Beziehung auch in der künſtlichen Fabrication liegt, wenn nähmlich Gottvater ſeinen Geiſt mit dem Urſtoffe als Bildungsprincip verbindend gedacht wird.

Dieſer urſprünglichen Paarung zu Folge, ſteht nun die Naturſeite des Univerſums zur Menſchenwelt in dem Verhältniſſe: daß dort der Urſtoff, hier aber der

göttliche Geiſt verherrlicht. Kurz: die Vaterſchaft des chriſtlichen Gottes muß einen andern Grund haben als die höhere Einheit zu der ſich Juden- und Römerthum verbinden. Und ſiehe da! einer der alten Propheten dieſes Volkes ſtellt ſchon an dieſes die merkwürdige Frage: »Soll ich etwa nicht gebären, der ich doch gebären mache?!« Und vom verheißenen Weltheilande ſagen die Propheten: »Gott ſelber wird es ſeyn, der da kommen wird.« Sind dies nicht Fingerzeige: daß die Vaterſchaft Gottes in der Zeugung des ewigen Logos liegt, der mit dem Menſchenſohne zur perſönlichen Einheit verbunden — den Einen Chriſtus conſtituirte? — Dir aber iſt.

2. »Chriſtus — der rein ethiſche (rein chriſtliche) Gott — das Ideal des Menſchen überhaupt, in welchem ſich alle griechiſchen Ideale in Eines zuſammenfaſſen. — Aber (leider!) der Gottmenſch iſt einzig — überweltlich — tranſcendent — gen Himmel gefahren.«

Und ich ſetze hinzu: Nicht bloß die griechiſchen, ſondern die Ideale aller heidniſchen Religionen finden in Chriſtus ihre Wahrheit. Er iſt mehr als Herakles, als Mythras, Chriſnu und Horus, weil in Ihm allein die

Urverheißung ſich erfüllte: daß der Saame des Weibes der Schlange den Kopf zertreten, und daß dieſe ſeiner Ferſe nachſtellen werde. Er iſt daher einzig, als zweiter Urmenſch als Setzung Gottes wie der erſte Urmenſch; und doch wieder nicht einzig, weil er dieſen zur Vorausſetzung und ſeinen Abfall zur negativen Bedingung ſeines Eintrittes hat. Er iſt überweltlich nur, weil Er nicht bloßer Menſch, ſondern verbunden iſt mit dem Logos des ewigen Vaters. Er iſt deßhalb auch transſcendent, folglich nicht wegen ſeiner Himmelfahrt, da das transſcendente Element in Ihm (der Logos) ohnehin den Himmel (die Gottheit) nie zu verlaſſen brauchte, um mit den creatürlichen Elementen des Menſchenſohnes eine perſönliche Vereinigung möglich zu machen. Daß ſeine Aufnahme in den Himmel für dich etwas vom Maaß- und Geſtaltloſen in ſich trägt (ſelbſt in dem Falle, daß dir jene als bloßer Aufenthalt auf einen edlern Planeten unſers Sonnenſyſtems angebothen würde) verſteht ſich von ſelbſt; da in jener doch nur die Transſcendenz und Einzigkeit des Gottmenſchen ihren Ausdruck gefunden hat, der für die Immanenz und Allgemeinheit des Gottmen-

schen in der gesammten Menschheit ganz zwecklos erscheint —

3. „Der heilige Geist, als Geist der christlichen Gemeinde, und unmittelbarer Gegenstand der Anbetung. Er ist unsichtbarer Gott, deßhalb ebenfalls überweltlich, transscendent.“ Sonderbar! diese Transscendenz in der Unsichtbarkeit muß ja schon dem menschlichen Geiste in seiner Autonomie (die nicht die der Natur neben und unter ihm ist) zukommen?

Oder sollte die Sichtbarkeit desselben schon die thierische Individualität, die psychische Leiblichkeit seyn?

Allein — der heilige Geist ist transscendent und überweltlich, nur als Geist der außerweltlichen Gottheit im Vater und Sohne, die in ihm sich ihren Gegensatz (von Subject und Object) als Gleichsatz bezeugen, und daher von Beyden, als zweites Moment in der Objectivirung des absoluten Princips, ausgehend gedacht wird.

Als göttlicher Geist wird er ausgegossen über den creatürlichen Geist aller, die an den Sohn glauben als den, der durch das Verdienst seines freyen Gehorsams als Menschensohn die Schuld des Ungehorsams des Urmenschen aufwiegt, eine Schuld, die als Folge des Wi-

derſpruches zwiſchen dem Willen Gottes und des Menſchen, die urſprüngliche Verbindung des göttlichen mit dem menſchlichen Geiſte aufhob, und jene Trennung herbeyführte, die nur durch das Aequivalent jenes freyen Verdienſtes wieder überwunden ward.

So viel wird hinreichen, um die getadelte Transſcendenz des Chriſtenthums als eine ausgedehntere und doch als keine weſentlich andere als die des Judenthums darzuthun, deſſen Jehova ſich jetzt in der Dreypersönlichkeit zur Familie erweitert, (mit der Hegelſchule zu reden, die daher auch in der chriſtlichen Trinitätslehre noch eine Art Polytheismus erblickt). — Nach deiner Einſicht dagegen liegt der Fehler des Chriſtenthums in einem Überreſte der jüdiſchen Transſcendenz (Jenſeitigkeit). Die Reform nämlich iſt derſelben nicht ganz Herr geworden. Israeliten unſerer Tage als orthodoxe Anhänger des Monotheismus wiſſen ſogar von der chriſtlichen Trias zu erzählen: daß dieſe entſtanden ſey dadurch: daß der moſaiſche Monotheismus bey ſeinem Eintritte ins polytheiſtiſche Heidenthum, um es zu überwinden, von den letztern nothwendig Beſtandtheile angezogen habe, die jenen zugleich alteriren mußten.

Du kannſt ſtolz darauf ſeyn: mit Jungiſrael gemeine Sache gegen das Chriſtenthum zu machen, wenigſtens in Einer Beziehung; denn ſonſt ſucht auch das heutige wie das alte Iſrael ſeine Gottheit hinter dieſer Welt und im Gegenſatze und Kampfe mit dieſer; der Himmel iſt auch für dieſe das abſolute Jenſeits; wenn unter jenem nicht der erſchaffene Himmel verſtanden wird, von dem es in der Geneſis heißt: »Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde.«

Was ich aber bey dieſer Expoſition der Reformmomente doch noch vermiſſe, iſt die Angabe: Wo oder in Wem dieſe Metamorphoſe des Judenthums zuerſt vorgefallen iſt? War Chriſtus der Erſte, in welchem nach Hegel'ſcher Anſicht, zuerſt der Gedanke zu jener Reformation aufſtieg; oder waren es ſchon die Propheten vor ihm, deren Ideen er jetzt verwirklichen konnte, weil die Zeitverhältniſſe unter Roms Welt-Herrſchaft ihm günſtiger erſchienen?

Und wenn Chriſtus der Erſte geweſen, war die Idee vom Gottmenſchen in ihrer Reinheit auch ſchon in Ihm vorhanden, kraft welcher nicht bloß Er in ſeiner einzelnen Perſönlichkeit, ſondern die ganze Gat-

tung urſprünglich als Incarnation der Gottheit zu denken iſt? — Wohl ſprach Er einſt zu ſeinen erſten Anhängern: »Ich hätte euch noch viel zu ſagen; aber ihr könnt es noch nicht ertragen« und vertröſtete ſie deßhalb auf den Geiſt, den er ſenden und der ſie in alle Wahrheit führen werde. Hegel und Feuerbach wären demnach im eigentlichen Sinne als Incarnationen des göttlichen Geiſtes zu verehren und Beyder Jünger als die letzten Sendboten des neuen Evangeliums!?

Doch — ſtatt dieſer Aufſchlüſſe, haſt du es vorgezogen: deine Leſer tiefer in den Sinn der Transſcendenz einzuführen, und du ſcheinſt mir nicht jeder Transſcendenz geſchworener Feind zu ſeyn, was mir nicht unlieb zu vernehmen iſt.

Du kömmſt bey dieſer Gelegenheit abermal auf die Differenz zwiſchen Göttlichen und Weltlichen oder (was daſſelbe iſt) zwiſchen Idee (Begriff) und Wirklichkeit (der Welt- und Menſchheit) zu ſprechen. Und fügſt jetzt hinzu: »Die Differenz (Unterſchied) zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, erzeugt die Religion. Die Transſcendenz dagegen (Unerreichbarkeit des Ideals) zerſtört die Religion. Dieſe aber iſt das

Streben zur Aufhebung des Unterſchiedes.« Denn »die Trennung des Menſchen von ſeinem Weſen iſt keine totale, abſolute.«

Und das verſteht ſich auf deinem Standpunkte wohl von ſelbſt, auch in dem Falle: daß jene Trennung nur auf die Erkenntniß des Menſchen von ſeinem Weſen bezogen werden ſollte.

Es heißt ferner: »Das Bedürfniß, jene Trennung aufzuheben, iſt keine Sünde, auch kein Mangel der Natur.« Iſt ebenfalls einleuchtend, vorzüglich in dem Falle: daß die Trennung eine Folge der Sünde und dieſe ein Mangel der Natur inſofern wäre; als der Menſch in der Sünde — unter die Würde ſeiner Natur herabgefallen wäre.

Dagegen wird jenes Bedürfniß »ein Geſetz der Bewegung in der Natur genannt, gleich dem Geſetze des Ein- und Ausathmens (des Hungers und der Sättigung), ſo daß die Verſöhnung des Menſchen (ſeine Befriedigung im Idealen) zwar nur momentan, aber doch erreicht wird, obſchon nicht für Immer.«

Aber von Nun an verſteht ſich Vieles nicht mehr von ſelbſt.

Erzeugt die Differenz (Unterſchied) die Religion als Streben zur Aufhebung jener: ſo liegt in dieſer auch eine Aufgehobenheit, d. h. eine Erreichung des Ideals (wenn auch nur eine momentane) und die Transſcendenz fällt ſodann der Unerreichbarkeit (der Negation definitiver Erreichung) anheim als zerſtörend jede Religion. Und doch liegt — nach deiner Behauptung, der wahre Sinn der Transſcendenz — in der Differenz (Unterſchiede) als erzeugend alle Religion.

Die Unerreichbarkeit eines Zieles muß freylich alle Religion als Streben freyer Weſen zerſtören, denn es iſt aufgelegter Unſinn (der nicht weiß, was er will) Unerreichbares in letzter Inſtanz auch nur anzuſtreben. Der Einwurf aber gegen dieſe Behauptung, von der Stillung phyſiſcher Bedürfniſſe entlehnt, findet ſeine Widerlegung eben darin: daß Bedürfniſſe der Natur nicht die des Geiſtes in ſeiner Freythätigkeit ſind. Jene und ihre Befriedigungsweiſe trägt und erträgt dieſer, ſo gut er kann, als nothwendiges Übel ohne Verantwortlichkeit.

Aber auch die Differenz muß Religion-zerſtörend wirken, wenn das Streben zur Aufhebung des Unter-

ſchiedes ſein Ziel in der Sättigung des religiöſen Triebes erreicht; wenn auch dieſe als eine bloß vorübergehende die Religion bald wieder erzeugt, weil das momentan Erreichte doch kein definitiv Erreichtes, folglich ein Transſcendentes iſt und bleibt. Kurz: Es iſt nicht wie von ſelbſt zu verſtehen: daß die Transſcendenz (Unerreichbarkeit) alle Religion zerſtöre, folglich Irreligion ſey; ſo lange du von jener alles Streben zur Aufhebung der Differenz zwiſchen Ideal und Wirklichkeit bedingt ſeyn läßt. Es wäre daher vor allem in der Aufhebung der Differenz zwiſchen einer momentanen und ſempiternen zu unterſcheiden geweſen, da die Negation der Letzteren allein den Schlüſſel beſitzt zum Räthſel einer Religion in ihrem ewigen Entſtehen und Vergehen.

Vorausgeſetzt nun: daß die Reformation des Judenthums die Transſcendenz desſelben nicht gänzlich bewältigt habe; ſo iſts bloß Conſequenz: das realiſirte Chriſtenthum nur in der Tilgung aller Transſcendenz zu erſchauen, d. h. Gott und Chriſtus nicht mehr Jenſeits im Himmel; ſondern diesſeits — in der Menſchenwelt zu beſitzen. Und da Jenes ſeine bisherige Verwirk-

lichung in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche erlebt hat; ſo weiſt du nun auch die Unvollſtändigkeit derſelben in den Hauptepochen der Weltgeſchichte nach.

Es folgt nämlich aus der Ur-Beſtimmung jeder neuen ſo auch der chriſtlichen Idee (vom Gottmenſchen) ſich zu realiſiren, »die Eroberung und Einrichtung der ganzen Welt trotz ihrer Sündhaftigkeit. Die chriſtliche Religion entzündet Kriege, ſie führt Europa nach Aſien (Zeitalter der Kreuzzüge). Sie conſtituirt ſich daher vor allem als prieſterliche Hierarchie (als Gottesreich) in dieſer Welt und ihren Reichen (katholiſche Kirche im Mittelalter). Ja ſelbſt die aufgehobene Hierarchie (Evangeliſche Kirche im Reformationszeitalter) conſtituirte neue Monarchien ſowohl als neue Republiken (Englands Weltmacht und Nordamerika).« — Allein auch hier noch, wie einſt im Mittelalter — läuft die ungelöſte Differenz zwiſchen Kirche und Staat neben einander fort. »Es iſt dieſe nichts anders, als der altjüdiſche Widerſpruch zwiſchen Gott und Welt, jetzt zwiſchen dem Gottmenſchen und der Menſchenwelt. Denn es gab und gibt jetzt noch nur Einen Gottmenſchen im Jenſeits (ſtatt Vieler Gottmenſchen im Diesſeits).«

Und an dieſem Widerſpruche laßt du nun auch die alte Macht und Gewalt der chriſtlichen Kirche untergehen, in folgenden Momenten:

»Das chriſtliche Ideal des Menſchen (der Gottmenſch) reformirte nicht ein einziges Ideal, welches die chriſtliche von der antiquen Zeit überkommen hatte d. h. weder das griechiſche Ideal der Schönheit und weltüberwindenden Heiterkeit, noch das römiſche republicaniſcher Freyheit und politiſcher Weltherrſchaft — (beyde Ideale als Reſultate des antiquen Volkslebens). — Ferner fand nicht einmal das Ideal des vollkommenen und freyen Menſchen (in Gö-the), ſeine weltliche und wirkliche Anwendung auf die Einzelnen; da jenes nämlich ein Unerreichbares (Jenſeitiges) war und blieb.«

»Geſetzt aber: Chriſtus wäre durch Nachahmung erreichbar geweſen; ſo konnte dies doch nur durch die katholiſche Prieſterſchaft geſchehen. Dieſe aber hält ſich an die möglichſte Entſagung aller irdiſchen Verhältniſſe, um in dieſem Opfer für die Welt, ihrer Predigt vom himmliſchen Heile in der Welt Nachdruck zu verſchaffen.«

Was aber geſchah nun, nach vergeblicher Bemü-

hung von Jahrhunderten in der Realiſirung eines Ideals, das in chriſtlicher Form ein jenſeitiges unerreichbares zu ſeyn und zu bleiben hatte?

Die Menſchenwelt kam auf den glücklichen Einfall: »die Unerreichbarkeit und Jenſeitigkeit desſelben zu negiren« (Zeitalter der Revolution). Dies geſchah zunächſt in der Epoche der ſogenannten Aufklärung, die nun »die Herrſchaft der Vernunft, und des unendlichen Menſchenwerthes in der Welt zu realiſiren ſuchte.«

Die Aufklärung ferner war es, »die wieder auf die zwey Ideale der alten Welt zurückkam, auf republicaniſchen Patriotismus und weltüberwindende Heiterkeit. — Leider! aber gehen beyde Ideale abermal unter im Rigorismus der Patrioten und in der neuen Deſpotie des Cäſarenthums.«

»Dieſes letztere wurde nun zwar ſehr bald vom deutſchen Patriotismus geſtürzt (im Befreyungskriege); aber dieſer blieb doch ohne republicaniſche Tugend; denn ſonſt hätte er die alt-römiſche Freyheit durch Humanismus übertreffen müſſen. So bewährte ſich ferner auch der äſthetiſche Cult nicht als Religion, da er das Volk

unberührt ließ. Es gibt daher neben dem erneuerten Griechenthume immer noch Barbaren und hoffnungslose Sclaven. Kurz: Sowohl die Reſtauration bewahrter antiquer Principien — (äſthetiſcher Luxus der Hofe zu Paris und Weimar — die blutige Republik der cosmopolitiſchen Franzoſen und der Opfertod der patriotiſchen Deutſchen im Befreyungskriege) — als die Corruption derſelben nach antiquem Style (Cäſarenthum und Deſpotie) — mit anderen Worten: die alten Analogien jeder Vergangenheit halten nicht mehr; ſelbſt die Reſtauration des Chriſtenthums in der heiligen Allianz iſt verunglückt.« — Und doch — erblickt dein prophetiſches Auge in dieſen Calamitäten die Bürgſchaft einer ſeligen Zukunft im Dieſſeits.

Denn als das Bleibende in dieſer Gährung gilt dir der allgemeine Drang zu einer neuen Religion — dieſe allein muß und kann alle Räthſel der Vergangenheit loſen; denn ſchon erhalten die großen Principien der bisherigen Weltgeſchichte ihre Reinigung. Wo? In der Poeſie und Philoſophie (ſammt Politik) der Deutſchen und Franzoſen, und die neue Religion iſt eben die, welche ihren Chriſtus in Feuerbach, und ihren Paulus in dir

gefunden hat, d. h. das in ſeiner Wahrheit endlich einmal realiſirte Chriſtenthum — die Idee vom Gottmenſchen in bloßer Immanenz ohne alle Transſcendenz.

Einen Grundriß derſelben nach ihren Hauptmomenten enthält der Schlußartikel: die humane Religion.

Und Glück auf! ruft dir nun dein alter Jugendfreund aus ganzer Seele und vollem Halſe zu! Denn von keiner Geſchichtsconſtruction läßt ſich einſchüchtern, den keine aprioriſche Reconſtruction des Univerſums in ihrem Verhältniſſe zur Gottheit oder zum abſoluten Principe befremdet, weil ihm alle Standpuncte und ihre Horizonte, alle Polhöhen auf dem Globus des menſchlichen Geiſtes bekannt ſind, von denen aus dieſer eine Planzeichnung der Welt unternehmen kann. Denn die Speculation ſelber ſteht ihm unter Categorien, wenn dieſe auch nicht verzeichnet ſind in der Categorientafel des einzelnen Syſtems, weil deſſen Erfinder ſelber in dem großen Netze des logiſchen Begriffs, wie die Fliege im künſtlichen Rade der Spinne, als Gefangener zappelt. Und ſind jene Geſchichtsconſtructionen etwas anders, als das reflere Miniaturbild der Weltconſtruction a priori, welches mittelſt Anwendung eines künſtlichen Mechanismus,

Storchenschnabel in der Kunstsprache genannt, zu Stande gebracht wird?

Doch zur Sache! du hast die Realisirung der christlichen Idee (vom Gottmenschen), die Kirchengeschichte, mit Recht als Unterbau der Weltgeschichte behandelt; mit Unrecht aber diese nach zwey Hauptrichtungen entworfen, nach der des Steigens und Fallens der Idee, ohne dich bestimmter auf die einzelnen Momente in jeder Richtung, d. h. auf die Aequinoctien und Solstitien einzulassen.

Hat dich vielleicht als den Sohn der freyern Zeit der Gedanke Jener davon abgehalten, welche eine nach dem Kreislaufe unserer Erde um ihre Sonne entworfene Construction als eine fatalistische, und nur der antiquen Historiographie, keineswegs aber der christlichen zuständige, deßhalb verworfen haben: weil unter dem Segen des Christenthums von keinem Untergange irgend eines Weltreiches im eigentlichen Sinne die Rede seyn könne, weil es in der christlichen Zeit keine Vertilgungskriege zwischen Nationen wie vor derselben, wohl aber Ehrenkämpfe gleich den Zweykämpfen als Gottesurtheilen gebe?

Dem sey nun, wie immer; so viel ist gewiß: daß

wenn Wahrheit in dieser Anschauung liegt, jener Segen von der Kirche als dem Gottesreiche auf Erden, so wenig zu trennen ist wie von der Lehre, dem Vermächtnisse ihres Stifters: nach welcher der Mensch nicht trennen solle, was Gott vereinet, und nicht vereinen solle, was Gott geschieden habe.

Und wer kann läugnen, wenn er die antique mit der christlichen Zeit zu vergleichen den Stoff und das Auge dafür besitzt: daß die allgemeine, weil christliche Kirche, den Egoismus und Absolutismus der antiquen Nationalitäten gebrochen hat; wenn er sieht: wie jener überall wieder in den Vordergrund des socialen Lebens tritt, wo die Kirche in ihrer Universalität, in den Hintergrund gedrängt wird.

Daß Weltanschauungen der jedesmal gangbaren Zeitphilosophie dazu viel beytragen, bezeugt selbst deine Immanenzlehre.

Nach dieser realisirt sich die christliche Idee (die vom Gottmenschen) »erst in der Kirche als dem Gottesreiche.« Der Stifter derselben aber, Christus in seiner Persönlichkeit war ja schon die realisirte Idee, die ur-

ſprünglich in der Intelligenz Gottes als Moment lag, welches die Schrift als Rathſchluß Gottes bezeichnet.

Selbſt Chriſtus geſtand von ſeinem Reiche: »daß Es nicht von dieſer Welt ſey;« obſchon Jenes, wie ſein Stifter, in der Welt ſtand und Beyde eingeführt waren in dieſe Welt für dieſelbe.

Du haſt alſo alle Urſache: zu erſchrecken vor dir ſelber, wenn du im Gottesreiche einen innern Widerſpruch entdeckſt, wo keiner möglich iſt, ſo lang Chriſti Reich und das Weltreich nicht als identiſch erklärt werden dürfen; und wenn du in dem Senfkörnlein des Himmelreiches, deſſen Sämann Chriſtus iſt, zugleich den Todeskeim erblickſt, der mit dem Lebenskeime zugleich ſich entwickelt; wie etwa der erſte Athemzug eines neugebornen Kindes ſchon ein Todeshauch genannt werden kann.

Dem zu Folge hätteſt du ja ſchon das Römerreich durch daſſelbe Princip dem Untergange zueilen laſſen müſſen, durch welches Es zu einem allgewaltigen Weltreiche emporgeſtiegen war, d. h. durch den tieferen Sinn für Freyheit und Recht und Beyder Realiſirung in der Gerechtigkeitspflege nach Innen und Außen.

Doch — du willſt vielleicht unter dem weltlichen

Gottesreiche nur den weltlichen Beſitz der Kirche in ihren Vorſtänden verſtanden wiſſen?

So hat ſchon die Hegelſchule vor dir die katholiſche Kirche an einem innern Widerſpruche untergehen laſſen. Sie ſuchte dieſen Todeskeim zwar nicht in der Identificirung, weil ſie den Unterſchied (den die Lehre und das Recht der Kirche urſprünglich zwiſchen Prieſterthum und Königthum (Sacerdotium und Imperium) gemacht) in der Bibel wie in der Geſchichte vorfand. Dafür ſuchte ſie ihn in den drey ethiſchen Geſetzen (in freywilliger Armuth, Keuſchheit und im Gehorſam), die ſich in der Ausbreitung der Kirche über die Erde ſelbſt negirt und aufgehoben haben ſollen. Was aber nie zum Geſetze erhoben werden konnte, weil es nur ein evangeliſcher Rath war, kann auch als Geſetz ſich nie ſelbſt negiren. — Ferner — Sie fand in der gänzlichen Tilgung jenes innern Widerſpruches das Weſen der Reformation; mit der es aber ſchlecht ſtünde, wenn Würde und Werth derſelben nur in den Anſprüchen des Chriſten auf Reichthum, Familie und Freyheit des Staatsbürgers beſtünde; da ſeit jener der proteſtantiſche Staatsbürger und die

römiſche Prieſterſchaft in Bezug auf Wohlhabenheit und Öffentlichkeit den Kirchenmäuſen gleich geworden ſind.

Doch genug hievon, um zu loben, was an dir zu loben iſt. Du biſt in deinem Entwurfe der Kirchengeſchichte (in der du zugleich mit Recht den Unterbau der Weltgeſchichte erblickſt) deiner früheren Anſicht vom Katholicismus nicht untreu geworden. Die politiſche Regſamkeit in dieſem haſt du immer als einen Überreſt ſeiner freyern Verfaſſung gewürdigt, und nie die Sprache Jener mitgeſprochen, die in jener den Revolutionszunder für ganz Europa im ſchlechten Sinne des Wortes nachwieſen; im Gegentheile, du haſt am Katholicismus zu würdigen gewußt: daß Er um keinen Preis ſeine Freyheit an die Weltmächte abgegeben, am wenigſten aber unter der Zuſicherung eines allgegenwärtigen Schutzes, damit die Vorſteher der neuen Kirche dem Dienſte Gottes und dem Heile der Seelen ſich ungetheilt widmen mögen, wie dies die Staatsgewalten zur Zeit der Reformation glücklich verſuchten.

Bei ſolch einer Vorausſetzung aber, wie kömmſt du zu dem Vorwurfe: »daß die katholiſche Prieſterſchaft in der Verwirklichung des chriſtlichen Ideals von Seite

des Einzelnen (in der Nachfolge Christi nämlich) deßhalb Schuldner geblieben sey, weil sie den Weltverhältnissen möglichst entsagte, in denen doch jenes Ideal gerade seine Verwirklichung erleben sollte?«

Aber — seit wann und wodurch wird denn jene Weltentsagung als Selbstverläugnung (wie sie St. Paulus von Jedem verlangt, der in der Taufe mit Christus begraben worden) ein Hinderniß in der Veredlung socialer Verhältnisse ganzer Völker, wie des Einzelnen in ihnen? Und — wer hat denn das Gift aus dem Zahne griechischer und römischer Sclaverey mit ihrem eigenen Munde gezogen; wer jenen Zahn selber mit der Wurzel aus der germanischen Welt gerissen; wenn nicht die lehrende Kirche, die als Musterbild in der Emancipation der untern Volksklasse der hörenden voranging?

Jene hat Europa in Westen und Norden nicht bloß urbar gemacht, sondern auch mit freyen Menschen angesiedelt. Dagegen aber hat die Reformation in der neuen Predigt vom allgemeinen Priesterthume, den Despotismus (den sie in der alten Kirche nicht bloß besiegte, sondern im allgemeinen Priesterthume auf gleiche Weise unmöglich machte, wie kein Organismus in dem Gliede

erkranken kann, das ihm abgeschnitten werden) in der Sphäre des staatlichen Lebens in ganz neuer Form erzeugt; indem sie in dieselbe Hand, die bereits das Schwert im Namen Gottes zur Bestrafung der Bösen führte, von nun an auch noch den Hirtenstab legte, und dadurch das Helotenthum in die christlichen Gemeinden einführte, die ihres Maulkorbes in der Besprechung weltlicher Interessen noch weniger als in der Berathung der kirchlichen loswerden konnten.

Dies war der unmittelbare Erfolg von der neuen Predigt des allgemeinen Priesterthums, die dem besondern Priesterthume der alten Kirche überall ein Ende machte, wo sich jene Eingang verschaffte. Daß aber jener Erfolg nicht nothwendig mit der neuen Idee der Reformation zusammenhing, ist eben so wahr, wie dies: daß das despotische Verhältniß der Kirche zum Staate (des Gottesreiches zu den Weltreichen) am Ausgange des Mittelalters nicht im Wesen des Katholicismus gegründet war; wie die Reformation diesen Gedanken den weltlichen Machthabern zu beweisen suchte, um sie von der alten Kirche abzuziehen.

Aber nicht Zufall war es: daß der Caesaropapis-

mus auf evangelischem Boden, seine Nachahmung auf katholischem — zunächst in Frankreich — fand, wo das frühzeitig erblich gewordene und dadurch gekräftigte Königthum sich in der kirchlichen Sphäre eben so wie in der staatlichen so centralisirte, daß Es dadurch die peripherischen Gewalten zur Reaction aufstachelte, die nun aber leider! gleichfalls excentrisch ausfiel, weil sich in ihren Vertretern bereits das moralische Gift der Unsittlichkeit ergossen hatte, das im Centrum des Staatsorganismus der Cult griechischer Ideale schon längst erzeugt hatte. Allerdings fand zu gleicher Zeit in der Reaction der peripherischen Kräfte der Cult der politischen Ideale der antiquen Welt ebenfalls seine Restauration; jedoch ohne Einfluß von Seiten des christlichen Ideales, das die Freyheit des Einzelnen so wenig als die der Nationen zu knechten erlaubte, sondern sie zu veredeln wußte in der gemeinsamen Verbindung aller unter der Idee des Gottesreiches, der allgemeinen christlichen Kirche. Abstracte, separatistische Nationalität ist seitdem ein Charakterzug der Zeit.

Du kannst mir hier freylich mit der historischen Thatsache begegnen: daß die Kirche im Mittelalter schon

Eingriffe in die Selbstständigkeit der Nationen nicht gescheut habe. Und ich kann auch gegen diese Thatsache nur dann protestiren, wenn sie als eine, im Princip der katholischen Kirche gegründete behauptet wird; da es bereits historisch erwiesen ist: daß die Unterscheidung zwischen Sacerdotium und Imperium (Gottes- und Weltreich) ursprünglich von ihr ausgegangen ist. Diese Unterscheidung aber ist die Bedingung zur Anerkennung der Selbstständigkeit beyder Gewalten. Und jene ist sogar von der Priesterschaft in der Zeit festgehalten worden, wo bereits factisch in dem Conflicte beyder Auctoritäten Übergriffe von beyden Seiten vorgefallen waren (wie im Investiturstreite zwischen Gregor und Heinrich); bis endlich die Vorherrschaft des Priesterthums ihre scheinbar wissenschaftliche Rechtfertigung durchsetzte in der Idee vom unmittelbar göttlichen Ursprunge des Letzteren, welche Rechtfertigung aber ihre wissenschaftliche Bekämpfung wieder in der Reformationszeit erlebte.

Daß dieser aber jene Widerlegung unter der Hand zur radicalen, ja zur excentrischen wurde, der Grund hievon war wieder kein zufälliger; denn dieser lag in der Herrschaft antiquer Speculation im Gebiete christ-

licher Theologie, die den Schlüssel zur Verständigung des Thatsächlichen im Christenthume in der Philosophie Platons oder Aristoteles fand. Wie diese aber vormals zur halben und ganzen Negation des Unterschiedes zwischen Gott und Welt und hiemit zum Pantheismus der alten Welt geführt; so begünstigte dieselbe innerhalb der kirchlichen Theologie zunächst die Identität des göttlichen und menschlichen Geistes; bis sie endlich in der Philosophie die Lehre von der Wesensidentität Gottes und der Welt zum Abschluß brachte.

Auf jenem pantheisirenden Grunde stand der Hauptgedanke der Reformation bey ihrem durch den päpstlichen Absolutismus motivirten Austritte aus der Kirche, mit seinem Inhalte vom allgemeinen Priesterthum, der in der späteren Revolution auf politischem Boden sich zum allgemeinen Königthume ausbildete, d. h. zu einer Peripherie, die kein Centrum sucht, weil Sie als solche Es selber seyn will, und das ist eben die abstracte Volkssouveränität, die erst in der Verbindung beyder Elemente zur Einheit ihre concrete (volle) Wahrheit gewinnt.

Und die Identitätslehre, die vormals eine mit

Transscendenz war, ist jetzt eine mit ausschließlicher Immanenz, die daher auch des allgemeinen Priesterthums nicht mehr bedarf, da sie bereits des Einen und Einzigen Hohenpriesters, in der Person Christi, los und ledig geworden ist, d. h. dessen Würde und Werth (Bestimmung und ihre Erfüllung) im freyen Sühnopfer Seiner selbst zum Heile der Welt — sie im Diesseits so wenig als im Jenseits anerkannt; sondern verwerfen muß, weil, wo Jeder in der Menschenwelt von vorn herein ein Gottmensch ist, Keiner mehr jene Würde für sich allein in Anspruch nehmen darf.

Und das ist die Zeit, in der Wir Beyde leben und denken, in welcher die Transscendenz vor der Immanenz für Immer im Rückzuge begriffen zu seyn scheint; da selbst die Masse der gebildeten Welt der letzteren huldigt, die aber nicht mehr wie sonst auf den Unterschied zwischen Ihr und dem großen Haufen stolz ist, sondern auf die Aufhebung desselben durch ihr weltbeherrschendes Apostolat — die Propaganda.

Es ist jene Zeit die der Gährung, deren Bleibendes du den allgemeinen Drang zu einer neuen Religion nennst, die alle Räthsel einer Vergangenheit lösen werde.

Und fürwahr! dahin wird sie auch Alle führen, mit Ausnahme Jener, für die es so wenig ein Räthsel, wie eine Antimonie gibt, als Substrat alles Räthselhaften. Von solchen Räthseln anerkannte selbst der alte Criticismus viele in der Sphäre der Wissenschaft; das Eine Räthsel aber im Leben der Gesammtheit unsers Geschlechtes mußte er ignoriren, weil es für ihn überhaupt kein Wissen gab von Gott und göttlichen Dingen. Jenes Eine aber ist das im Tode und im Leben zugleich sich erhaltende Menschengeschlecht. Den Schlüssel zur Lösung besitzt die Kirche in ihrem Glauben an Adam und Christus, als den zwey Stammvätern der Menschheit; den Gebrauch desselben aber lehrt die Wissenschaft des Menschen vom Menschen, die Anthropologie in ihrer Vollendung. Wer nun das aufgeschlossene Räthsel, wohin unsere Zeit in Zweifel und Verzweifelung bewußt und unbewußt gedrängt wird, die neue Religion nennen will, der thue es. Sprach doch Christus selber am Schlusse seines Lebens von einem neuen Gebote der Liebe, obschon diese in der mosaischen Gesetzgebung schon obenan stand. Spricht doch seine Kirche zu ihren Gläubigen von der Hoffnung auf

eine neue Erde unter einem neuen Himmel, als Verklärung der alten, auf der die Gerechtigkeit noch nicht, wie auf jener, zur Alleinherrschaft gediehen ist. — Auch Ich sehe jenen gewaltigen Drang als verhängt zur Reinigung der bisherigen weltbewegenden Principien an. Es liegt in ihm das Purgatorium der dominirenden Begriffsphilosophie, aus welchem aber nur der, in den Flammen der Liebe zur Wahrheit, Leidende erlöst werden kann durch eine Auffahrt in den transscendenten Himmel der Ideen. Aus der Hölle aber, dem kalten Brande absoluter Egoität der freien Creatur, gibt es keine Erlösung. (Ex inferno nulla redemptio.)

Daher — erblicke auch Ich, wie Du, über der alle Höhen ersteigenden großen Fluth den Friedensbogen ausgespannt mit der Verheißung: Daß in dieser Weise die Welt nicht mehr werde heimgesucht werden. Denn die Welt ruht auf dem Fundamente der Transscendenz. Zeugniß für diese Wahrheit gibt jeder Geist, der seine Persönlichkeit von der Individualität unterscheidet, weil jene im Ichgedanken einen Gedanken denkt, den keine Psyche, als individualisirtes Naturprincip, in ihrer Gedankenbildung zu erreichen vermag, und darum auch fern

vom Gottesgedanken bleibt; eine Thatſache, welche ſogar die Spekulation gegen ihren Willen bezeugt von Kant bis auf Feuerbach herab, der Hegels Transſcendenz verwerfen mußte, weil in der Conſtruction des Authotheismus der menſchliche Geiſt gar keine Hand mehr im Spiele hatte; wie dies noch der Fall in dem Entwurfe des Monismus war.

In dem letztern nämlich ſtand wenigſtens der Geiſt im Dienſte der Natur und ihres Gedankens (des formalen Begriffes), über welches Gebiet er ſich erhob in der Transſcendenz des Abſoluten, inſofern dieſes aus dem Gegenſatze der Welt (aus dem ſubjectiven Geiſte und der objectiven Natur) ſich als die Wahrheit Beyder, als abſolutes Ich, zurücknimmt.

Auch im kantiſchen Kriticismus ſtand der Geiſt in demſelben Verhältniſſe zur Natur, und konnte deßhalb bey der Anerkennung ſeiner Freyheit und des kategoriſchen Imperativs im Gewiſſen — Poſtulate machen, die zu ſeiner Wiſſenlehre paßten wie die Fauſt auf das Auge. Denn nach dieſer hatte die theoretiſche Vernunft kein Wiſſen von Gott und göttlichen Dingen, weil in ihr keine einzige Categorie unter den vielen (für

die Regulirung der äußern Erſcheinungswelt) vorkam, unter die ſich Erſcheinungen des Überſinnlichen hätten ſubſumiren und ſo erkennen laſſen. Deſto mehr wußte ſich die chriſtliche Theologie mit jenen Poſtulaten der practiſchen Vernunft anzufangen: ſie erblickte nämlich in ihnen den ſubjectiven Beweis für die in der Offenbarung mitgetheilten objectiven Thatſachen.

Transſcendenz aber iſt deßhalb das Fundament des Univerſums, weil die Weltidee in der göttlichen Intelligenz das Sichwiſſen Gottes eben ſo überſteigt, wie die Gottesidee im Geiſte den Gedanken von Ihm und von der Natur überſteigt. Iſt nun dies eine anthropologiſche Wahrheit; ſo wird wohl der große Auguſtin als Theologe recht behalten, wenn Er ausruft: »Unruhig iſt das menſchliche Herz, bis es in Gott ausruht,« und verſtummen müſſen, die mit der modernen Poeſie klagen, »daß mit dem menſchlichen Herzen nichts anzufangen ſey hinieden, ſo lang Es noch mit einer Faſer am Himmel hängt.« Und wenn es je eine Traurigkeit gegeben, die zum Tode aber nicht zum Leben führt; ſo iſt es jene Klage unſerer blaſirten Schwerdtfeger des Weltſchmerzes, die in allen chriſtlichen Confeſſionen »den

Ernſt als falſches Princip erſpäht haben; weil jener alle Flügel beſchneidet, die der Menſchheit wachſen; denn er iſt der Sohn des Glaubens an Den, den die Pfaffen nicht bloß erfunden, ſondern ihn auch als einen Philiſter zwiſchen Gott und den Satan hineingeſchoben und der in dieſer Stellung unſere Seelen austrocknet.«

So hätte auch Ich, wie Du reconſtruirt.

Du erblickſt überdies in dem Entwicklungsgange der Religions- und Weltgeſchichte eine wunderbare Conſequenz, und wer könnte dir dies verargen? Allein die Conſequenz iſt doch nur der Schleppträger der Wahrheit in Wirklichkeit; dieſe hohe Göttin aber in der Gallarobe läßt ſich die Schleppe ihres eigenen Gewandes von ihrem Pagen nur dann momentan nachtragen, wenn dieſer in Sie unſterblich verliebt iſt.

Bedingung aber hiezu von Seite des Einzelnen im Geſchlechte iſt: daß der Menſch ſich ſelbſt erfaſſe in ſeinem Weſen und ſeiner Würde; daß mithin zwiſchen dieſer und der Erkenntniß alle Differenz gehoben ſey. In dieſer Aufgehobenheit aber liegt zugleich die Erkenntniß von der weſentlichen Differenz zwiſchen Geiſt und Natur, wie zwiſchen Gott und Welt, die allein aufgeho-

ben und überwunden wird durch die Vereinigung des göttlichen Geistes mit dem creatürlichen Geiste, der in der Vereinigung mit einem psychischen Individuum den Menschen als Schlußstein des Ganzen constituirt.

Jene Vereinigung aber beginnt *hier* schon, und vollendet sich in einem *Jenseits*, das aber die diesseitige Zeiträumlichkeit einschließt, d. h. die neue Erde unter einem neuen Himmel, von dem aus Gott Alles in Allem seyn wird, ohne als Solcher Alles zu seyn.

Was hat nun die *Religion der Humanität* dagegen einzuwenden? Und was werde ich von dem bekannten Motto Cyriak's unter den *Schlußartikel* setzen können?

Dieser zerfällt in zwei Abschnitte, wovon der erste den Titel führt:

Der Mensch und sein wahres Wesen.

An dir, Freund! ist ein Prediger verdorben, insofern als es zu den Vorzügen der sogenannten Diener des Wortes gehört: Gewisse Wahrheiten des Evangeliums nicht oft genug von der Kanzel wiederholen zu können; versteht sich, wenn sie sonst eine gute Auswahl unter jenen zu treffen wissen. Diesen Tact kann ich dir diesmal nicht absprechen. Denn soll eine alte Religion, wie eine falsche Münze außer Cours gesetzt wer-

den, die überdies von der deutſchen, wenn auch hegelſchen, Philoſophie als die abſolute Religion bezeichnet worden; ſo wird die Mitwelt vor lauter Verblüffung ſich nicht zu rathen, nicht zu helfen wiſſen.

Jener Vernarrung muß daher vorgebeugt werden und dies geſchieht von deiner Seite in der Betheuerung: daß die Bewegung der Menſchheit zur wahren, d. h. zur humanen Religion immer dageweſen vor wie in der chriſtlichen Zeitrechnung, — daß die wahre Religion deßhalb die allgegenwärtige zu nennen ſey (*).

Dieſe iſt aber die wahre nur, weil ſie den wahren Menſchen, den Gottmenſchen als Inbegriff aller Ideale zum Inhalte, zum Gegenſtande ihrer Verehrung hat.

Und ſo erklärt ſich mir nicht bloß die Wiederho-

(*) Die allgegenwärtige vor Chriſto iſt ſie, weil ſie iſt (S. 65)

des Judenthums, » Griechenthums, » Römerthums } Wahrheit als { Einheit der Idee, Ideal des Lebens, Conſtitution der

freyen Menſchheit, jedoch mit dem Beyſatze: daß jene Einheit und jenes Ideal von jenen Religionen wohl angeſtrebt, aber erſt erreicht wurde im Chriſtenthume, deſſen Ideal der Gottmenſch war.

lung als Compler des bisher Verhandelten; sondern auch die Ergänzung des Inhalts im vorigen Abschnitte, als Nachtrag zur Geschichtsconstruction. Denn — wenn diese zuvor zeigte: Wie alle Religionen mit Einschluß des Christenthums, die menschliche Gesellschaft constituirt haben; so zeigt der Nachtrag: Wie sich das Christenthum von dieser Herrschaft über das sociale Leben wieder ausgeschlossen habe.

Und ich bin nicht unzufrieden mit diesem hinkenden Bothen, den du der Religion Christi nachschickst, weil auch ich demselben einen zum Begleiter mit auf den Weg geben will, der sich zu ihm nicht verhalten wird, wie der Blinde zum Lahmen in der gellertschen Fabel; denn er trägt Fragen in der Tasche, deren Beantwortung seinen Begleiter in Verlegenheit setzen werden. — Vor allem diese: Wodurch hat sich denn das Christenthum auf seinem Gange über der Erde so tief — bis zum gänzlichen Falliment verschuldet? Deine nächste Antwort ist: Christenthum ist Zwiespalt zwischen seiner religiösen Idee und der Wirklichkeit derselben (d. h. zwischen Cultus [religiöse Praxis] und Weltgeschichte). Wie so? Sein Cultus strebt nach Verwirklichung eines

phantastischen Ideals; jener abstrahirt nämlich von der Welt einerseits, in der er doch anderseits die christliche Idee (den Gottmenschen) als Gottesreich verwirklichen soll. Denn der Trieb des Menschen: die Freyheit in allen Formen (der Erkenntniß — der schönen Darstellung — und der ethischen Praxis) zu erreichen ist ja die christliche Religion.

Jener Zwiespalt brachte ferner »eine allgemeine Weltverwirrung hervor, indem er sich steigerte bis zur Verfluchung der Vernunft im Menschen, in dem sie einen elenden Madensack erblickte.«

In dieser Steigerung wären allerdings zwey Formen nicht erreicht, die der wahren Erkenntniß und der schönen Darstellung, wie denn der elende Madensack nothwendig an den Knochenmann mit der Sense und der Sanduhr erinnert, der überdies noch ächt-christlich Freund Hain genannt wurde. Allein es darf doch dabey nicht vergessen werden: daß jene unschöne Darstellung im Bild und Worte — doch nur dem Menschen in seiner Verwesung nach dem Tode zum Gegenstande hatte, die in ihrer horrenden Wahrheit von dem Genius mit

der ausgelöschten Lebensfackel bey den Griechen doch nur schlecht und lügenhaft versteckt wurde.

Doch die Hauptsache bleibt hier die Form der Erkenntniß. Wie kannst du aber der mittelalterlichen Kirche den Vorwurf machen: daß sie die Vernunft im Menschen verflucht habe? Wie konnte sie die Vernunft verfluchen und davon die Willensfreyheit ausnehmen? Wird nicht zur Stunde der Katholicismus der Ketzerey eines Pelagius beschuldigt, weil er im Heilsgeschäfte des Einzelnen, der Freythätigkeit des creatürlichen Geistes ihren Antheil neben und mit der göttlichen Gnade zukommen, während der Protestantismus die Gnade alles im Menschen wirken läßt? Und während Luther der menschlichen Vernunft in Glaubenssachen nicht einmal das negative Kriterium ließ; hat die alte Schule ihr doch dieses unangetaster stehen lassen; wenn sie auch übersehen: daß das positive Kriterium nothwendig die Kehrseite des negativen sey und daher unzertrennlich mit diesem gegeben seyn müsse.

Und wenn der deutsche Reformator selbst im Gebiethe der göttlichen Offenbarung zwischen einer gewöhnlichen und außerordentlichen unterschied, und nur in die-

ſer die reine Wahrheit, in jener aber bloß eine noch durch pädagogiſche Zwecke der Vorſehung verhüllte Wahrheit zu finden meinte; ſo hätte er darin gerade alle Aufforderung gehabt: das negative der alten Kirche durch das poſitive Kriterium der neuen zu ergänzen.

Denn zu jener Unterſcheidung trieb ihn keineswegs der Buchſtabe der heiligen Schrift, wohl aber ſeine ſpeculative Anſicht von der Freyheit des menſchlichen Willens, die er im gefallenen Menſchen gänzlich vermißte, weil er jene Freyheit nur dem menſchlichen Geiſte zufolge ſeiner Weſenseinerleyheit mit dem göttlichen Geiſte zuerkannte, jenen aber in Folge der Urſünde, als einen vom Adam und ſeiner ganzen Descendenz gewichenen ſich vorſtellte, ſo daß er dem bloß animaliſchen Menſchen ſo wenig wie dem Thier neben ihm, die Freyheit vindiciren konnte.

Dieſer Halbpantheismus hatte freylich ſeine Wurzel, wie bereits erwähnt, in der falſchen Myſtik der mittelalterlichen Kirche; die Kirche aber iſt von der Schule in ihr wohl zu unterſcheiden, wenn auch nicht zu trennen von der lehrenden Kirche, über deren Glaubensobjecte jene das Verſtändniß theils erſt ſucht, theils das be-

reits begonnene über die Thatſachen der hiſtoriſchen Offenbarung weiter zu führen, die Aufforderung in der fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft beſitzt. Einen ſolchen Fortſchritt fand im Mittelalter die chriſtliche Theologie (wie bereits bemerkt) in der Herrſchaft der antiquen Begriffsſpeculation nach platoniſcher und ariſtoteliſcher Bearbeitung, und wähnte in ihr den Schlüſſel zum Verſtändniſſe der Offenbarung zu beſitzen.

Das Verſtändniß nun, was jene leiſtete, führte endlich zum Bunde der Myſtik mit dem traditionellen Verſtändniſſe, das die lehrende Kirche zu vertreten hatte; du aber meinſt: »daß der Gegenſatz zwiſchen dem himmliſchen Weſen (in der geoffenbarten Religion) und dem menſchlichen Weſen (in der Vernunftreligion)« jenen Riß verurſacht habe. Dieſer zweite Bruch (den du einen zwiſchen Aufklärung und Chriſtenthum nennſt) fällt aber erſt nach der Reformation, und iſt zunächſt als Reaction des freyen und vernünftigen Geiſtes gegen die Unfreyheit und Unvernunft der evangeliſchen Orthodoxie anzuſehen (womit dieſe dem Menſchengeiſte ein Angebinde am Tage ſeiner Emancipation zugedacht hatte). In entfernter Beziehung bezog ſich jene Reaction aller-

dings auch auf die katholische Orthodoxie; aber in ganz anderer Weise, die nicht die Auffassung von Seite des subjectiven Geistes, sondern die Objecte Jener selber betraf, die von Vornherein als Thatsachen geläugnet wurden und deßhalb auch gar nicht begriffen zu werden brauchten.

Der Grund aber von dieser Negation lag in der Entwicklung des pantheistischen Elementes auf protestantischem Boden. Die alte Bestimmung nämlich des Verhältnisses zwischen Gott und dem Geiste im Menschen, ward geradezu auf den Kopf gestellt. Der jenseitige Gott, als allmächtige Gnade, welcher weder der freye göttliche Geist, noch weniger der thierische Wille des Menschen widerstand, konnte nur so lange festgehalten werden, als Er nicht bloß als absolutes Princip, sondern als Persönlichkeit (als vollendetes Princip) aufgestellt wurde, zu welcher sich dann die einzelnen Geister nur als theilweise Offenbarungen (als Radien des Centrums) verhielten. Wurde nun aber jene Vollendung nicht mehr in dem jenseitigen Gott, sondern in die diesseitigen Strahlenbrechung der Geistersonne, d. h. in die Geister der Menschenwelt verlegt (und zwar in Folge eines

Weltprozesses, in welcher Gott zu seiner Selbstvollendung sich einlassend gedacht wurde); so hatte auch die Ansicht von der widerstandlosen Allmacht der göttlichen Gnade ihr Ende gefunden. Der Freyheit des göttlichen Geistes in seiner menschlichen Persönlichkeit, mußte jetzt nicht bloß ihr Antheil im Heilsgeschäfte; sondern dieses ihr ausschließlich zuerkannt werden.

Daraus erklärt sich auch: wie sowohl der Rationalismus (Aufklärung) als der Supranaturalismus im Protestantismus gemeinschaftliche Sache gegen die katholische Kirche machen konnten; wenn die'e jenen Weltprozeß sammt seinem Zwecke (unter Voraussetzung der Schöpfungslehre im Sinne der Schrift) negirte, und unter dem Schutze derselben sowohl eine wesentliche Verschiedenheit zwischen Gott und dem creatürlichen Geiste, als wegen dieser eine Ur-Sünde in der Menschenwelt sammt ihren Folgen als Verhängniß vertheidigte, das einer Tilgung durch einen Gottmenschen bedurfte. Diese historischen Objecte aber — Adam und Christus — mußte die von Englands auf Frankreichs Boden verpflanzte Aufklärung um so mehr verwerfen; da sie hier ihren naturalistischen Character, im renomirten Systeme de la na-

ture, vollſtändig ausgeprägt hatte, und welcher ſich vor dem Halbpantheismus des orthodoxen Proteſtantismus nur durch die umgekehrte Richtung unterſchied. Sind nämlich hier die freyen Geiſter nur depotenzirte Emanationen des abſoluten und perſönlichen Princips; ſo ſind ſie dort potenzirte Emanationen des abſoluten und unperſönlichen Princips.

Der Naturalismus Englands und Frankreichs führte übrigens dieſelbe Sprache, wie die deutſche Philoſophie in der Gegenwart, wenn dieſe durch deinen Mund verkündet:

»Das Abſolute in Wahrheit — iſt der Menſch (in ſeinem Können)

Das Abſolute in der Äußerlichkeit — iſt das Univerſum (in ſeinem Müſſen) und der abſtracte Ausdruck für Beydes iſt: das ſich geſetzlich producirende Univerſum.« Der Unterſchied liegt nur in der größeren Conſequenz des verſtorbenen Naturalismus, der ſich nie unterſtanden hätte: zwiſchen Natur und Menſchenwelt als Manifeſtationen Eines Principes ein Verhältniß wie zwiſchen Müſſen und Können anzuſetzen, und in Folge deſſen, jedem der beyden Coefficienten des unendlichen Univerſums, die Autonomie (Selbſtgeſetzge-

bung) zu vindiciren; als ob der Mensch als Product des sich selbst producirenden Universums, nicht eben so gut wie ein Schleyermacher von einem Abhängigkeitsgefühle den Mund vollnehmen könnte, das dir aber unendlich verhaßt seyn muß.

Nach dieser Beleuchtung des ersten Vorwurfes, wenn ich mich nun frage: Was ist Wahres an deiner Behauptung, die das sicherste Zeichen: »daß die Menschenverachtung (wie sie sich in den Institutionen des Mittelalters ausgeprägt) dem transscendenten Christenthume angehöre« in der Erfahrung erblickt: »daß Vernunftreligion und Menschenrechte eine durchgreifende Revolution« nämlich in der deutschen Reformation und in der französischen Revolution erzeugt haben; so hat die Antwort darauf wahrlich auf der Breite eines Daum-Nagels Platz genug.

Gegen das transscendente Christenthum im Katholicismus ist die Reformation allerdings aufgestanden in der Negation des wesentlichen Unterschiedes zwischen Gott und dem menschlichen Geiste, der nur aus der Creation, nicht aber aus der Emanation begriffen wird. In jener Transscendenz aber liegt noch keine Menschenverachtung,

da sie vielmehr die Bedingung ist zur Anerkennung der Willensfreyheit im Menschengeiste, deren Negation keineswegs dadurch gut gemacht werden kann: daß an die Stelle der Freyheit die Allmacht des göttlichen Willens gesetzt wird. — Du hast also in der Reformation den ersten, wie in der Aufklärung den zweiten Versuch zur Freyheitsläugnung anzuerkennen, welche endlich im Pantheismus der Immanenz ihren Sättigungspunct erreicht hat.

Was nun ferner die mittelalterlichen Institutionen als Ausdrucksweisen der Menschenverachtung betrifft; so finde ich von dir nicht eine einzige nahmhaft gemacht, als wären jene eine ganz notorische Sache. Vielleicht zählst du unter jene Institute auf kirchlichem Boden das weltentsagende Mönchsthum und die Inquisition, und auf staatlichem Boden den Feudalismus sammt seiner Leibeigenschaft. Diesen wird Niemand darüber entschuldigen: daß er die ursprüngliche Form socialer Freyheit, das Allodialsystem vom europäischen Boden verdrängte, und in dieser Alleinherrschaft einen Kampf auf Leben und Tod mit der Kirchen- und Staatsgewalt,

dort im berüchtigten Inveſtiturſtreite, hier in Separationstendenzen des Vaſallenthums, beginnen konnte.

Allein wer wird deßhalb behaupten: daß dieſer Mißbrauch im Principe des Feudalismus liege, und deßhalb keine Form ſocialer Freyheit ſeyn könne. Viele dagegen haben ſogar in ihm ein rein chriſtliches Inſtitut erblickt, inſofern Er die große Wahrheit: »daß der einzelne nur vorübergehender Nutznießer des Grund und Bodens, deſſen Eigenthümer Gott allein ſey« im großartigen Style ausdrückte.

Doch — worin haben die Ultraverehrer des Mittelalters nicht einen Reflex chriſtlicher Wahrheiten gefunden, die Ketzergerichte der Inquiſition mit ihrem Rechte über Leben und Tod der Schuldigen nicht ausgenommen. Auch dieſe wurden als Majeſtätsverbrecher im hohern Style, weil an einer Majeſtät höherer Ordnung ſich vergreifend, behandelt. Man vergaß dabey ſowohl die Praxis der Kirche in den drei erſten Jahrhunderten, als das Wort ihres Stifters an die geſchäftigen Diener des Herrn in der Parabel vom Unkraute unter dem Waitzen. Jene wurde verdrängt von den römiſchen Caeſaren, indem Sie die heidniſchen Geſetze zum Schutze der poly-

theiſtiſchen Staatskirche, nun auch für das Chriſtenthum zur Anwendung brachten, nach ſeiner Erhebung zur Staatsreligion ſeit Conſtantin dem Großen. Allein, worauf die alte Kirche vergeſſen, darauf hätte die neue Kirche der Reformation nicht vergeſſen ſollen in ihrem Streben zur Wiederherſtellung der urſprünglichen Kirche.

Und ſiehe da! jene verfuhr ſelbſt in ihren Stiftern gegen Andersdenkende ſo deſpotiſch, wie irgend ein Kaiſer und Papſt. Und doch waren Jene urſprünglich für das Recht des menſchlichen Geiſtes zur freyen Forſchung in der Schrift aufgetreten; ein Recht, welches ſich auf die Auctorität des freyen Geiſtes vermög urſprünglicher Schöpfung ſtützt und ihm von keiner Auctorität ſtreitig gemacht werden kann; auch von jener nicht, die im Beſitze der Kraft und Macht iſt: über Wahrheit und Unwahrheit der Reſultate freyer Forſchung zu entſcheiden.

Scheint es doch überhaupt: als ob das triviale Sprichwort: »Gut Ding will Weile haben« nicht von der ſogenannten Weisheit auf der Gaſſe, ſondern von der Philoſophie der Geſchichte erfunden worden wäre; und daß ſelbſt geoffenbarte Wahrheiten in ihrer Würde

nur dann erkannt würden, wenn sie ihre Wiedergeburt im Innern des Geistes erlebt haben.

Und hiervon scheint auch das Princip der zweiten Revolution (auf französischem Boden) keine Ausnahme zu machen. Jenes ist nach deiner Bezeichnung — der Mensch und seine Rechte (S. 70) (versteht sich, auf dem socialen Boden des Staats). Welche Aufforderung hatte nun das freye Frankreich gegen die katholische Kirche in ihm aufzustehen, die doch vor kurzem unter Ludwig XIV. ihre Rechte, als Rechte der gallicanischen Kirche, unter lautem Beyfalle der ganzen Nation, Roms Herrschaft gegenüber geltend gemacht hatte?

Die Geschichte antwortet darauf: daß die Revolution eine directe gegen den Absolutismus der königlichen Gewalt, und eine indirecte gegen die französische Kirche war, weil diese das göttliche Recht der Könige auf eine Weise in Schutz nahm, wie diese seit der Reformation vom Lutherthume aus, sich über die theologische Welt verbreitet hatte, und unstreitig unvollkommner war, als die Ansicht des Mittelalters über das Verhältniß der Nation zu ihrem Staatsoberhaupte. Diese wurde daher zwar abermal von der Revolution aufgegriffen; aber auch

ſtatt ſie zu veredeln, bloß auf die Spitze getrieben. Auf dieſem Wege aber konnte die Revolution die Wahrheit des ſocialen Lebens im Staate ſo wenig erobern, als die Reformation die Wahrheit desſelben in der Kirche erobert hatte und jetzt noch erobern will, da es gerade der evangeliſche Pietismus iſt, der ſich am meiſten ereifert gegen die Vertheidiger der Autonomie und der Creatürlichkeit des menſchlichen Geiſtes.

Die Geſchichte lehrt uns alſo abermal: daß die Reaction gegen den Abſolutismus des Königthums (in Folge einſeitiger Handhabung ſeines Rechtstitels »von Gottesgnaden« da auch die Völker durch dieſe leben und weben) ſich ſo wenig begnügte: Jenen Abſolutismus in ſeine Gränzen zurückzuweiſen; wie die frühere Reaction gegen den Abſolutismus des Pabſtthums in ihrer Leidenſchaftlichkeit, die Selbſtbeſchränkung als Bedingung eines dauerhaften Erfolges, überſehen hatte. Dort wie Hier wurde die Auctorität ſelber, nicht bloß ihr Mißbrauch, verworfen und zugleich mit ihr Alles, was zur Vertheidigung derſelben in jeder Weiſe mit geweihten und ungeweihten Waffen herbeygeeilt war, zu Boden geworfen.

Wer nun dieſe Lection der Geſchichte beſtreiten

wollte, an den würde diese auch die Forderung stellen, nachzuweisen: Wie die Institutionen der Neuzeit seit den zwey besprochenen Reactionen gegen das Mittelalter, das Gepräge der Humanität in der Vertretung der Menschenwürde an der Stirn tragen.

Darüber aber hast du geschwiegen, und ich brauche deßhalb nicht zu reden. Dazu kommt noch: daß, wenn ich nicht schwiege, du doch mich fragend erwiedern könntest: Habe ich geläugnet, weil ich davon nicht gesprochen? Und doch drängt es mich, ohne das Warum zu wissen, zur Ergänzung dessen, was eigentlich deine Sache gewesen wäre.

Es ist keine seltene Bemerkung: daß nach der in der Reformation aufgelösten Einheit und Einigkeit der christlichen Menschheit auf europäischem Boden, auf der einen Seite ein Zerfall wie unter den Nationen, so unter den Ständen des einzelnen Volkes eingetreten sey, und wie jener die gegenseitige Eifersucht im großen oder völkerrechtlichen, so dieser dieselbe Eifersucht im kleinen oder staatsrechtlichen Verkehre herbeigeführt, und dort den Monopolismus, hier den Privilegismus begünstigt habe. Auf der andern Seite hat zugleich eine überwie-

gende Tendenz zur Natur und ihrer Bewältigung sich geltend gemacht, und mit ihr ein Vorwalten der zeitlichen über die ewigen Interessen, wovon man jenes mit dem Worte des practischen Materialismus, dieses mit dem des Industrialismus bezeichnet.

Frankreich und England sind in beyden Richtungen das Vorbild für ganz Europa geworden.

Jenes brachte uns nämlich das neue mercantilische Evangelium: daß der Mammon des geprägten Geldes der Nerv des Staates sey; dieses verkündigte der Welt als industriellen Messias die freye Concurrenz. Mit beyden beginnt nun der Absolutismus des Reichthums, der nie den Menschen als Selbstzweck ansieht; sondern ihn als Mittel zum Zwecke der Selbstsucht selbst dann noch herabsetzt, wenn er im Spiegel der Wissenschaft Sich contrefait und Sich selbst richtet. Das beweist die neue Wissenschaft der Staatsöconomie, in der man kein sittliches Maaß suchen darf. Ihre Wage und Gewicht ist Gewerbe und Handel, da Sie nach dem Capital- und Marktpreise zunächst den Arbeiter, dann aber auch den Priester wie den Krieger, den Altar wie den Thron wägt. So steht denn in der Neuzeit ein industrieller

Lehnsstaat mit und unter seiner Geldaristocratie da, der drückender auf der Menschheit lastet, als der im Mittelalter, wo der Besitz von Grund und Boden seinen Werth von der Anzahl der ihn bearbeitenden Hände erhielt, und deßhalb auch im physiocratischen Systeme und in der Maxime der Population seine Vertretung fand.

Auf welchem Wege wird nun die Versittlichung oder die Humanisirung der Industrie und des Handels zu suchen seyn?

Sollen etwa die Zustände Beyder so bleiben, wie sie vor uns in der Gegenwart dastehen — oder — da jene bereits abermal eine Reaction des Pauperismus ins Leben gerufen, die unter dem Namen Communismus die Welt der Besitzenden erschreckt — soll sie auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiterschreiten, oder soll ihr begegnet werden — und Womit?

Ob du eine Antwort auf diese impetuosen Fragen hast, wird sich im Abschlusse deiner Arbeit zeigen, bey dem ich nun stehe. Ich aber weiß nun schon: Warum ich nachgetragen, was du unterlassen, denn ich kann jetzt mit Cyriak sagen:

»Recht ist's aber doch nicht!«

Um jedoch allem Mißverständnisse dieser Worte von deiner Seite vorzubeugen, will ich ihnen eine Schelle anhängen in der Bemerkung: daß ich weit entfernt bin, die Richtung der Menschheit, die sie seit der ersten europäischen Reaction auf deutschem Boden, zur allseitigen Bewältigung der Natur in ihren drey Reichen, eingeschlagen, als solche zu verurtheilen. Der Mensch besitzt dazu ein göttliches Recht, als Ebenbild des jenseitigen Gottes, und als ursprünglicher Herr der diesseitigen geschöpflichen Welt, und er wurde zur Verwirklichung desselben von der Vergangenheit, in ihrer einseitigen Richtung zum Uebernatürlichen im Jenseits und Diesseits, indirecte aufgefordert, da das Mittelalter nur die Naturwissenschaft der antiquen Welt kannte.

Allein ich darf auch nicht vergessen: daß die sittliche Maxime: »das eine zu thun, ohne das andere zu unterlassen« auch eine für die Führer unsers Geschlechtes ist; und daß deßhalb diese zweite Richtung in ihrer Einseitigkeit mehr Tadel verdient als ihre Vorgängerin; da diese an jener nicht eben so ihre Voraussetzung, wie jene an dieser, hatte.

Wenn jedoch über beyde Richtungen gleiche Klage er-

hoben werden ſoll; ſo fällt dieſe auf Etwas, was man ein Verhängniß, ein Geſetz nennen könnte: durch Ausbildung der Gegenſätze bis zur Extremität erſt zum Beſitze der Wahrheit und ihrer Beſeligung in der Mitte beyder vorzudringen. In dieſem Verhängniſſe läge auch vielleicht der Schlüſſel zu der traurigen Wahrheit: Daß die Geſchichte immerdar tauben Ohren predigt. Derley Ohren aber geziemen den Weiſen unſers Geſchlechtes nicht, ſie mögen nun die Führer desſelben zugleich ſeyn oder nicht.

Und wenn der Stifter des Gottesreiches ſeiner Zeit vor ſolchen Führern warnte in den Worten: Wenn ein Blinder den andern führt, ſo fallen Beyde in eine Grube; ſo ſetzte er auch hinzu: Suchet zuerſt das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit; das Andere wird euch zugegeben werden. Einen Commentar zu dieſer ſittlichen Maxime für Reformatoren finde ich in deiner Bemerkung über den Zwieſpalt im Chriſtenthume zwiſchen dem chriſtlichen Culte und der Weltgeſchichte. Jener iſt (nach dir) nur Einmal zur Einheit aufgehoben worden in dem Zeitalter der Kreuzzüge, »in welchem nämlich der phantaſtiſche Zweck des Chriſtenthums (d. h. das Gottesreich, in dem der jenſeitige Chriſtus herrſcht), wie ſolcher damals in

dem Kopfe eines Papſtes und eines Mönches lebte, von der Weltgeſchichte zu ihrem Zwecke gemacht wurde. Allein, trotz jener Einheit hat das Gottesreich doch nicht ſich ſelber, ſondern abermal nur ein weltliches Ziel erreicht.«

Was verſtehſt du aber unter dieſem? Iſt's etwa das Königreich Jeruſalem, oder das lateiniſche Kaiſerthum zu Conſtantinopel, oder vielleicht gar der weltliche Beſitz des Papſtes?

Es hat weder an Dichtern noch an Philoſophen in Deutſchland gefehlt, die das Hauptmotiv zu den Kreuzzügen in der Herrſchſucht des Papſtes erblickten. In gleicher Weiſe haben Viele im katholiſchen Deutſchland das Hauptmotiv zur Reformation in der Habſucht der Fürſten und in der Weiberſucht der Pfaffen gefunden, die beyde den ärgerlichen Ablaßſtreit als Mittel zum Zwecke ausbeuteten. Aber beyderley Geſchichtsforſcher gehören zu den blinden Führern des blinden Haufens, weil ſie Nebenſachen zur Hauptſache ſtempeln, weil ſie überſehen: Daß der ſittliche Verfall einer Zeit und eines Volkes, der den Luftzug der Reaction gewöhnlich in den Sturmwind verwandelt, ſtets auf die Rechnung jener

Parthey zu schreiben ist, deren Absolutismus in der Kirche wie im Staate, jene Reaction ursprünglich ins Leben rief.

Und wenn diese Historiker auch nicht zu jenen gehören, deren Augen den Urwald vor Bäumen nicht sehen, so haben sie doch kein Ohr für die Stimme des Geistes, der aus dem heiligen Dunkel zu dem stillen Wanderer spricht: Der Mensch denkt, Gott lenkt! Der Lenker aber ist kein gedankenleser, wenn er auch nicht dasselbe mit den Menschen denkt. Darum ließ er auch das Wort an sein Volk durch den Mund der Propheten ergehen: Eure Gedanken sind nicht meine Gedanken, und so hoch der Himmel über der Erde, so weit weg liegen meine Gedanken von euren Gedanken. Diese Wahrheit mochte Luther, der Reformator, geahnet haben, als er klagte: »Ich habe meinem lieben Herr-Gott manch feine Artikel vorgesetzt; aber der gute Mann hat mich dafür im Hintern schauen lassen; und mein Treiben ist zu Nichte worden.« Solche Gedanken des Herrn, die weder Doctor Luther der Augustinermönch, noch der Einsiedler Peter von Amiens erriethen und nachdachten, sollte die Philosophie der Geschichte uns mittheilen, oder, wenn

sie ihr zu transscendent sind, lieber schweigen. Sie wird zu diesem Zwecke wohl daran thun, wenn sie, um den göttlichen Gedanken in der Zeit der Kreuzzüge zu finden, ihr Entzifferungsgeschäft schon bey der Völkerwanderung versucht, in welcher ein frisches Erdreich über die alte Welt hin ausgeschüttet wurde für den neuen Saamen des Himmelreichs, der in den Kreuzesrittern seine Blüthe trieb, als Sie das Gottesreich gegen das Weltreich des Islams siegreich vertheidigten. Der große Säemann jenes Saamens macht nun zwar zugleich Meldung von dem Unkraute unter dem Waizen; aber er setzt auch hinzu: daß der Saame zu diesem nicht von ihm ausgestreut worden, sondern von Jemandem, den er als inimicus homo bezeichnet, der jenes Geschäft begann zur Zeit, als die Leute schliefen. Aber wer könnte mit jenem Worte gemeint seyn, wenn es nicht der eine Mensch wäre im Zwiespalte mit seinem wahren Wesen, wie du sagst — d. h. »im Zwiespalte zwischen dem Geiste in seinem Können und der Natur in ihrem Müssen.« Dieser Zwiespalt aber im diesseitigen Menschen ist auch ein diesseitiger seinem Ursprunge nach. Er ist nicht von Jenseits her in Ihn hereingeworfen wor-

den; aber er wäre auch in Ihn nicht eingetreten, wenn der Mensch in der verhängnißvollen Stunde seiner freyen Selbstentscheidung (in der er von Gott nicht in die Welt gesetzt seyn konnte) nicht mit seinem jenseitigen Schöpfer gebrochen hätte, wovon jener Zwiespalt nun der nothwendige Rester ist. Dem inimicus homo aber steht der amicus homo zur Seite, der Menschensohn, der uns in Allem gleich geworden, mit Ausnahme der Sünde: in Ihm war kein Zwiespalt, denn er war gesetzt, um allen Zwiespalt zu tilgen; drum konnte Er allein sagen: »Wenn euch der Sohn frey macht, so seyd ihr wahrhaft frey.« Was haltst du von dieser Zusage? Antwort gibt vielleicht die 2te Abtheilung des Schlußartikels:

Näheres über diese Religion und ihre Ausübung.

Ich lese daselbst (S. 82): »Das Christenthum machte aus der Römertugend (der des freyen Bürgers) den universellen Gedanken vom Menschen, der erlost oder befreyt sey.«

Jene Worte des Heilandes hatten demnach den Sinn: wenn ihr in einem höheren als dem römischen

Sinne frey werdet, so seyd ihr wahrhaft frey. Auch hätte Christus damals hiemit eine große Wahrheit ausgesprochen, welche aber jetzt zu unserer Befreyung nicht mehr hinreichend wäre, aus schon früher angeführten Gründen. Christus wollte nämlich der alleinige Befreyer der Menschenwelt seyn, da doch die Gattung als solche und jeder in Ihr der Gottmensch ist. Dazu kommt noch die Transscendenz (die Unerreichbarkeit) Christi von jedem im Geschlechte. Doch dies ist Bekanntes. Neues aber finde ich S. 77: »Der Fehler des Christenthums ist die einmal vollbrachte Erlösung. Es fehlt ihm der Begriff des nothwendig erneuerten Strebens. Die Erlösung durch einen Mittler ist ohnehin unmöglich. Denn man kann Niemanden die Arbeit der Selbstbefreyung abnehmen. Es wäre auch keine Gunst; denn nichts ist größerer Genuß als diese Arbeit; wer auf sie verzichtet, ist ein Sclave. Das ewig neu entzündete Feuer der Selbstbefreiung (der Selbstproduction der Schönheit — Wahrheit und Freyheit), das ist der Begriff der Religion, ihre Uebung ist der Cultus als (ästhetische — philosophische und politische) Praxis, d. h. als Thätigkeit des Künstlers, des Philosophen und des Gemeinwesens. Der

Menſch iſt (in Ihr) der Quell und das Ziel dieſes (dreyfachen) Identificirungsprozeſſes. — Er iſt auch der Inbegriff aller Ideale.«

Dieſer neue Tadel aber trifft nur gewiſſe Confeſſionen des Chriſtenthums (die dich gewiß deßhalb als ihren ungerathenen Sohn anſehen werden), jene nämlich, welche im Heilsgeſchäfte des Menſchen die göttliche Gnade — Alles in Allem wirken laſſen mit Hintanſetzung der Willensfreyheit im Menſchen, welche jedoch von einigen wieder als eine ganzliche, von einigen nur als theilweiſe Unfähigkeit in der Heilsbewirkung betrachtet wird; ſo daß nach jener das ganze Menſchengeſchlecht in eine massa damnata und in eine praedestinata ad salutem zerfällt, nach dieſer aber die Praedeſtination zum ewigen Heile in Chriſto zwar auf das ganze Geſchlecht ausgedehnt wird, in dieſem aber nur der freye Glaube ohne Werke — an jenem Heile participirt.

Der Grund aber von dieſen verſchiedenen Anſichten über Mitwirkung menſchlicher Freyheit lag (in der Reformationszeit) zunächſt in dem Verſtändniſſe von der Perſon Chriſti und ihrer Betheiligung an der Reſtauration des Menſchengeſchlechtes; die Wurzel von Jenem

war doch nur die Anthropologie der mittelalterlichen Myſtik unter dem Einfluſſe der antiquen Speculation.

Ihr gegenüber aber ſtand das Bekenntniß der alten Kirche, die in Chriſto als perfectus homo (neben dem perfectus Deus) die Freyheit ſeines menſchlichen Willens ſtets feſtgehalten hatte. Nach Ihr konnte der Eine Mittler zwiſchen Gott und der Menſchheit (der Menſch Chriſtus Jeſus nach St. Paulus) Niemanden die Arbeit der Selbſtbefreyung erſparen. War dieſer Menſchenſohn doch ſelber, wiewohl er ein opus operatum von Seite Gottes war, auf ein opus operantis angewieſen, das Er allein zu vollziehen hatte, wie Er dies in den Worten ausdrückte: »Meine Speiſe iſt, daß ich den Willen deſſen vollziehe, der mich geſandt hat.« Dieſer Wille aber war ein Wille der Liebe, in der »Gott (nach Chriſti Worten) die Welt alſo geliebt, daß er ſeinen Eingebornen dahingegeben; auf daß alle die an Ihn glauben, nicht verloren gingen, ſondern das ewige Leben hätten.« In dieſen Glauben aber an Ihn ſetzte Er nicht ausſchließlich die Selbſtbefreyung des Einzelnen; denn Er macht auch die Forderung an Jeden: »Wer nach mir kommen will, der verläugne ſich ſelbſt,

nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach.« Dieſe Selbſtbefreyung war demnach nicht ſowohl eine Selbſtproduction, ſondern vielmehr eine Production secundum Exemplar, als welches Er ſich ſelber, als opus operatum und operantis, aufſtellte in den Worten: »Ich bin der Weinſtock, ihr ſeyd die Reben, wer in Mir bleibt, der bringt viel Frucht. Ohne Mich vermöget ihr nichts.«

Doch wozu ſoll ich dir den alten Hasen der Theologie mit Gewürznelken der heiligen Schrift ſpicken: ſo lange ich nicht beſtimmt weiß: was du von ihrer Grundanſicht hältſt, nach welcher Chriſtus vor Allem als der zweite Adam in der Weltgeſchichte figurirt, weil »wie durch Einen Menſchen — die Sünde und der Tod; ſo auch durch Einen — Gerechtigkeit und Leben in die Welt gekommen iſt.«

Ich kenne wohl deine Anſicht von der Freyheit des Geiſtes, daß dieſer in ſeinem Können (im Mißbrauche desſelben) unter ſeine Würde herabfallen könne; ich kenne auch deine Vorliebe für die excluſive Immanenz; allein — dies alles gibt dir kein Recht: gegen die Transſcendenz wie ein raſender Roland aufzutreten. Denn da

du der geiſtigen Hälfte des Univerſums eine eigene Autonomie vindicirſt; warum ſollte dieſe Selbſtgeſetzlichkeit des Ganzen, unter der zugleich jeder Einzelne ſteht, nicht eben ſo einen zweiten Adam in die Menſchengeſchichte einführen; wie die natürliche Hälfte des Univerſums den erſten Adam ſchon in die Naturgeſchichte herausgetrieben? Und iſt dieſer ein Product der in ihrer Selbſtproduction ſich ſelbſt überbietenden Natur; warum ſollte Jener nicht auch ein Product der ſich ſelbſt ſteigernden Gattung ſeyn? Du könnteſt ſogar auf dieſem Wege zu einem Sohne der Jungfrau (der empfangen iſt vom heiligen Geiſte, nach der Kirchenlehre) kommen. »Alles iſt Euer, Ihr aber ſeyd Chriſti — Chriſtus aber iſt Gottes« (wie dies auch von Adam die Schrift ausſagt). — Dieſer Gott wäre, nach dir, allerdings nur ein der Welt immanenter Gott; der aber auch diesmal für deine Conſtruction hinreichend iſt. — Du bringſt Ihn hier abermal zur Sprache, und was mir lieb iſt, in einem neuen Verhältniß, in den Worten: »Gott als allgemeines Weltprincip verhält ſich zum Menſchen, wie die unbewußte Selbſtproduction zur bewußten.« Nach dieſer Verhältnißbeſtimmung nennſt du den Men-

ſchen die Einheit von Idee und Form (d. h. von allgemeinen Gedanken und Selbſtbewußtſeyn).

Iſt aber die Idee als ſolche (als Princip) Formlos; ſo iſt auch conſequent der auteneme Prozeß, in welchem die Idee ſich ſelbſt als Natur und Menſch hervorbringt, eine unbewußte Sebſtproduction zu nennen. Eine andere Conſequenz aber iſt dir in der Feder ſtecken geblieben nämlich: daß jenes allgemeine (unbeſtimmte) Princip, als vorausgeſetzte Einheit für dies dualiſtiſche Weltganze, nicht mehr als Einheit vorhanden; ſondern durch den Übergang in die Zweyheit auch in dieſer als für Immer untergegangen gedacht werden muß, und daß demnach in der rein diesſeitigen Welt, bey keinem Philoſophen (wenn Er den Nahmen eines Gedankenarbeiters (Ouvrier des pensés) verdient), von einem Verhältniſſe des Menſchen zu Gott im Ernſte die Rede ſeyn kann.

Nichts deſtoweniger aber iſt jene Vorausſetzung, als Bedingung der Immanenz des Göttlichen in der geſpaltenen Diesſeitigkeit, deine Tranſcendenz; mit welcher jene ſteht und fällt.

Bemerkt habe ich ſchon früher: daß jene vorausge-

ſetzte Einheit, entweder als reale oder als formale gedacht werden müſſe. Als Letztere aber iſt ſie nur die Syntheſe von den zwey Principien (der Natur und des Menſchen); als erſtre dagegen iſt Sie entweder der Geiſt der die Natur, oder die Natur die den Geiſt ſelbſt producirt hat. (Einer frühern Äußerung zu Folge hältſt du das Entweder feſt). Sollen nun überdies Geiſt und Natur als weſentlich verſchiedene, weil autonome Realprincipe (Subſtanzen) gedacht werden; ſo mutheſt du hiemit jedem Gedankenarbeiter von Profeſſion, ein wahres Meiſterſtück zu, d. h. das abhorrirte Schöpfungswunder, und zwar hier ein ſolches, vor welchem ſich das von der chriſtlichen Theologie vertheidigte Wunder verſtecken muß; da das Wunder (der Immanenz) nichts anders iſt als ein ſchlechter, weil gedankenloſer Abfall des erſten und abſoluten Princips von Sich ſelber; das Wunder (der chriſtlichen Transſcendenz) dagegen iſt bloß eine Conſequenz von der Selbſtrealiſirung (Selbſtproduction) des abſoluten Princips in ſeiner dreyfachen Perſönlichkeit, indem der formale Gedanke von der Nicht-Ichheit (als Inbegriff der negativen Momente, die durch die gegenſeitige Relation der poſitiven Momente aufein-

ander und durch ihre gegenſeitige Excluſion von einander erzeugt wird), mittelſt der Creation aus ſeiner formalen und abſtracten Innerlichkeit in die Realität und Äußerlichkeit überſetzt wird. Willſt du dir aber alles Wunder erſparen; ſo mußt du vor allem den Geiſt bloß als ein geſteigertes Naturweſen für deine Leſer aufſtellen, deſſen Autonomie hiemit keine andere als die der Natur ſelber iſt, d. h. du darfſt von der Gedankenarbeit Anderer nicht das Unmögliche, kein Wunder begehren.

Du wirſt mir dieſe Repetition hoffentlich zu Gute halten (wie ich dir die deinige nicht minder verzeihe); ſelbſt dann, wenn du merken ſollteſt: daß ich mit Meiner nichts Geringeres bezwecken wolle, als dich auf den Balken aufmerkſam zu machen, der im Auge deiner Theorie von der Selbſtproduction des Menſchen ſteckt, wenn Er ſich als denkendes Weſen hervorbringt um zur Idee zu gelangen auf dieſelbe Weiſe, wie Er zum Ideal gelangt, wenn Er ſich als ſchönes Weſen hervorbringt und zur Freyheit, wenn Er ſich als ſittliches Weſen in Staats-Verfaſſungen conſtituirt.

Denn zur Selbſtproduction gehört nothwendig ein Selbſt, ein autonomes Princip, das iſt aber der Menſch

nie, weder als Product der Natur, selbſt in ihrer höchſten Steigerung, noch als Product des Geiſtes in der Rückkehr aus der Natur zu Sich ſelber, in die der Geiſt urſprünglich umgeſchlagen ſeyn muß, wenn die Natur als ſein Werk von dir gedacht wird. Beſitzt aber der Menſch in ſeinem Geiſte ein autonomes Princip, das ihn von dem Principe des Naturlebens weſentlich (nicht bloß dem Grade nach) unterſcheidet; ſo iſt nicht mehr begreiflich, warum dem Geiſte wie der Natur, die ſchlechte Unendlichkeit (wie Hegel den endloſen Fortſchritt bezeichnete) als Ordenskette an den Hals geworfen werden ſoll.

Du kannſt mir hierauf erwiedern: Wo habe ich je die humane Religion, nicht die abſolute genannt, und ihr demnach noch eine Zukünftige prophezeihet? Ich habe wohl geſagt: »Es gibt keinen definitiven Gedanken« aber auch hinzugeſetzt: »obgleich es Gedanken gibt, die von keiner Zeit aufgegeben werden.«

Sehr wahr! aber vergeſſen haſt du: derley Gedanken nahmhaft zu machen; vergeſſen auch hinzuzuſetzen: daß wenn derley Gedanken wirklich von einer Zeit aufgegeben werden, von einer andern wieder aufgenommen

werden, und daß durch diese Erneuerung der alte Gedanke nur »die Reinigung Seiner selbst« erlebt.

Solch ein Gedanke aber ist gerade das Moment der Transscendenz im Selbstbewußtseyn der Menschen.

Denn dieses hat zu seinem immanenten Inhalte den Geist, als Realprincip (Causalität) seiner (theoretischen practischen und ästhetischen) Selbstthätigkeiten. Der Geist kann sich als Realgrund nicht den unendlichen nennen, so lange er sich als beschränktes und bedingtes Wesen findet. Denn so wenig Er sich durch sich allein in jene Selbstbethätigungen versetzen kann; so wenig kann er sich als absolutes Princip denken, da dieses als schlechthiniges Seyn keines andern bedarf, um Sich selber zu erscheinen. Und eben darin liegt die dialectische Nöthigung: Über Sich hinauszugreifen, um sein endliches Seyn aus einem unendlichen Seyn zu begreifen, welches er das Absolute, und als durch Sich allein Daseyendes, Gott nennt. Es ist als das Moment der Negativität am Seyn des Geistes, das von ihm negirt, den Gedanken des Seyns schlechthin (des Absoluten) erzeugt, dem aber, als dem Grunde eines, wenn auch mit der Negativität

behafteten Realprincips, nothwendig zugleich die absolute Realität zukommen muß.

In demselben Prozesse liegt auch die Nöthigung: dem gesammten Leben der Natur (außer und im Menschen) ihr eigenes autonomes Princip zu vindiciren; da der Geist selber in keiner Beziehung Sich als Princip von jenem erfassen kann.

Zugleich findet er hier: daß das Naturprincip als numerische Einheit nicht mehr vorhanden ist, wohl aber: daß diese jetzt als das Eine in der Vielheit (relativen Allheit), daher als ein Allen Gemeinsames im Daseyn steht, und daß dieses Realallgemeine eben seinen Reflex im Begriffe als formaler Allgemeinheit erlebt, mithin das Naturprincip selber als ursprünglich unbewußtes (wie alle creatürliche Principe) im Begriffe sein ihm eigenthümliches Bewußtseyn feyert.

Solltest du mir an dieser Stelle vielleicht mit dem Einwurfe begegnen: Wie kömmt es, wenn das Moment der Transscendenz der Silberblick des Selbstbewußtseyns ist, daß dieser Blitz im Auge des Geistes so bald und in so vielen Geistern erlischt? so kann ich dir darauf eine Antwort aus deinen eigenen Worten geben,

die da behaupten: »daß die Richtung des Menſchen auf das Denken, ſchon eine Thätigkeit des Willens ſey.«

Iſt dies richtig; was hindert dich: die Thätigkeit des freyen Willens auch als eine Richtung auf das Denken und Wiſſen gelten zu laſſen?

Gibt nun der practiſche Menſch ſeinen freyen Willen an den Willen der autonomen Natur hin, und negirt er auf dieſe Weiſe ſeine Freyheit; ſo kann es auch mit ihm, bey fortgeſetzter Negation, dahinkommen: daß ſeine Freyheit gar kein Object mehr für ſeine Selbſterkenntniß iſt, daß für dieſe die Freyheit mit dem Willen in der Willkürbewegung der autonomen Natur zuſammenfließt, daß der Geiſt ſich überhaupt nur noch als geſteigertes Moment in der Subjectivität des Naturlebens zu erfaſſen vermag.

Geht nun dieſer innere Vorgang aus dem practiſchen Leben in die wiſſenſchaftliche Reflexion über; ſo kann er ſich als Weltanſicht in einer Schule fixiren, und es kann unter gewiſſen Umſtänden (wohin auch die Theilnahme anderer Sphären des ſocialen Lebens an jener Weltanſicht zu zählen iſt) Jahrhunderte währen, wie die Geſchichte der Philoſophie und der Religion be-

zeuget, bis der Wahnwitz der Schule vom Leben und der Wissenschaft abermal und radical überwunden wird.

Hat aber der Mensch in dem Verständnisse Seiner selbst, sich bis dahin verirrt: daß er das geistige Selbstbewußtseyn als gesteigertes Bewußtseyn der Natur deutet; so darf sich Niemand darüber wundern, wenn Er keine Danaiden-Arbeit mehr in dem unendlichen Fortschritte des Geistes findet. Denn zu diesem wäre allerdings das Princip der Natur verdammt, wenn ihm das Selbstbewußtseyn des Geistes zur Aufgabe gemacht würde. Denn für ein Princip, das sich nur im Begriffe (im Gedanken vom Allgemeinen in den Erscheinungen) zu finden die Urbestimmung hat, ist der Gedanke vom Seyn (die Idee) ein schlechthin Unerreichbares, und sein Streben dahin nothwendig ein End- und Zielloses. In deinem »unendlichen Fortschritte ohne definitiven Gedanken« reflectirt sich zwar abermals der Geist; aber auch als der gefangene — gefesselte Prometheus unter der Herrschaft des Naturbewußtseyns. Er legt sich nothwendig die Prädicate des Naturlebens bey; hat Er sich einmal zum Princip des Letztern herabgesetzt.

Diese Ketten aber hat schon einmal das Christen-

thum in seiner Transscendenz gebrochen, indem Es den Menschen durch die Würde des Menschensohnes in seine verlorne Würde wieder einsetzte, und Es wird die Ketten abermals brechen. Bürge dafür, ich wiederhole es, ist mir zunächst die Geschichte der deutschen Philosophie von Anfang bis zu Ende. — Sie ist eine Metamorphose der deutschen Theologie vor der Reformation. Als jene ihr Flügelkleid der Phantasie ausgezogen, warf sie sich in die Rüstung der Pallas-Athene und steht nun vor Uns da in der Rüstung des modernen Cürassiers in Pantalon, Halbpanzer und mit Lederhelm. Sie war und ist nichts anders, als Naturphilosophie in verabsolutirter Gestalt anfangs mit Transscendenz und Immanenz, jetzt mit dieser allein.

Hiemit aber ist sie im Wintersolstitium angelangt, und von Nun beginnt der Tag wieder zu wachsen, wenn auch die Nebel am Himmelsgewölbe für den Augenblick das Gegentheil darthun sollten. Die Transscendenz kömmt wieder zu Ehren — aber auch in anderer als der bisherigen Gestalt und unter Bedingungen, die so befremdend wie jene, sich ausnehmen werden. Doch hievon später.

Die zweite Bürgschaft aber spendet mir die humane Religion — nach deinem Entwurfe — selber. In diesem liegt keine Sylbe einer Antwort auf die (oben berührten) Fragen unserer Drang- und Sturmperiode. Keine Sylbe gibt Auskunft: Wie dem Communismus, dieser Reaction des Pauperismus gegen den Absolutismus der Geld- und Grund-Aristocratie zu begegnen sey. Keine Sylbe, auf welchem Wege die Humanisirung der Industrie und des Handels zu bewirken sey? Desto mehr Lärmstangen hast du dort aufgesteckt von der Selbstproduction des schönen, wahren und sittlichen Ideals und von der Verbindung dieser drey Formen zu Einem Ideal, und von der durchdringenden Influenz desselben auf die Völkermassen, um endlich das alte Christenthum und seine Trinität, durch die neue zu ersetzen. Deine Schilderung: wie das neue Ideal sowohl den griechischen Olymp als den christlichen Himmel aus der Kunst verdrängen, und von den Höfen der Dynasten nicht in die Hütten, sondern in die geschmackvollen Wohnungen des Landmannes herabsteigen werde, erinnert stark an die berühmte Voyage en Icarie des Communisten Cabet in Paris. Sollte

dieſes Schweigen vielleicht ſeinen Grund darin haben, weil du in dem neuen Evangelium vom allgemeinen Götterthume ohne transſcendenten Vater der Götter majorum und minorum gentium, das wunderbare Ohlkrüglein erblickſt, das auf den Feuerherd des Communismus ausgegoſſen — einen allgemeinen Weltenbrand erzeugt; oder ſollteſt du in der Hoffnung leben: daß auf die humane Religion eine humaniora folgen werde, die auf jene Fragen beſtimmtere Antwort geben werde? Anders handelten die Bothen des alten Evangeliums.

Sie waren zugleich die Großalmoſiniere des Auferſtandenen; ſo daß das Pfingſtwunder der Liebe in der Gemeinde zu Jeruſalem ſich über die ganze Erde ausbreitend das Angeſicht derſelben verjüngte, und bey dieſer Ausdehnung allerdings nicht die Form einer geſchloſſenen Kloſtergemeinde wohl aber das Weſen derſelben beybehalten konnte. Oder, ſollteſt du etwa gar in der Autonomie des Geiſtes in ſeiner Einzelnheit (Perſönlichkeit) die Wurzel alles Eigenthums in der Geſellſchaft erblickt haben; wie anderſeits in der Autonomie der Natur, die aber hier als die Eine Seele

in allen Reichen derselben herrscht, die Wurzel der Gütergemeinschaft aller Individuen ist?

Dann konntest du freylich dem modernen Projecte mechanischer gewaltsamer Theilung des Eigenthums das Wort nicht sprechen; aber doch der Freywilligen im Sinne des alten Evangeliums, das da Selbstverläugnung und Weltentsagung um Christi willen predigt, der da nicht hatte, wohin Er sein Haupt legte, und der deßhalb die Armuth sich erwählt, um Alle zu bereichern. Aber eben diese Weltentsagung ist dir im Gottesreiche der Stein des Anstoßes, der mit Stillschweigen zu umgehen war. Christus aber hat Jene empfohlen, als zur Gerechtigkeit seines Reiches gehörend in den Worten: »Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles Andere wird Euch zugeworfen werden.« — Zeitalter ohne Liebe zu dem, der Uns zuerst geliebt, suchen die Zugabe früher als die Gerechtigkeit des Gottesreiches; finden jene daher so wenig, als sie diese suchen. Sie hätten nun auch darüber Niemanden als sich selber den Vorwurf zu machen, und doch wird dieser dem alten transscendenten Christenthum aufgeladen und

seinen widersprechenden Maximen in der Verwirklichung des Gottesreiches.

Unter jene wird nun auch, wie die Verachtung der Welt, so auch die der Vernunft »das Vernunftopfer« gezählt. Und doch ist von der Gerechtigkeit des Gottesreiches die Liebe zur Wahrheit so wenig, als die Liebe zu Dem ausgeschlossen, der sich die Wahrheit und das Leben, und den Weg zu beyden nannte.

Wie aber diese Worte einst als flammende Kerzen auf den Leuchtern der Kirche, in ihrem Berufe zur Erhaltung und Entfaltung der historischen Offenbarung, die Finsternisse zerstreuten, die auf der Erkenntniß der ersten Offenbarung Gottes (dem Weltganzen) trotz der Anstrengung großer Weltweisen lagen; so stehen wir nun auch an der Schwelle der Zeit, wo die primitive Offenbarung auch ihr Zeugniß wird für die secundäre Offenbarung in Christo ablegen. An diesem Zeugnisse aber ist vorzüglich die Philosophie und ihr Cultus betheiligt.

Du nennst Jene »als Liebesdrang: Sich als denkendes Wesen hervorzubringen um zur Idee Seiner selbst zu gelangen« sogar Religion, und »die Energie in jener

Liebe, ihren Cultus, die erprobt wird im Glauben an den Sieg unter allen Umständen, und lebendiger Glaube ist im Principienkampfe auf Leben und Tod.«

Und ich widerspreche dir nicht, weil auch das höhere Denken religiös betrieben werden kann, nicht bloß das Essen und Trinken, Wachen und Schlafen im Rahmen des Herrn. Auch das, was ich Religion heiße, ist nicht die einer reactionären Parthey, von der du sagst: »Sie glaubt an den Sieg ihres Princips über das andere, das sie das böse Princip nennt, welches nicht bloß besiegt, sondern vernichtet werden müsse und mit ihm die Vernunft selbst.« Und der Cult meiner Religion ist auch kein Opfercult der Vernunft, denn dies wäre ein Opfer des Geistes selber. Mein Cult hält sich an das Wort des Meisters: »Laßt beydes, Waitzen und Unkraut wachsen bis zur Zeit der Erndte.«

Ich unterschreibe daher auch das, was du als die zwei Momente »in dem Geheimnisse der richtigen Verfassung der gebildeten Welt bezeichnest: Kampfesfreyheit für die Geister, Kampfesordnung im Staate.«

Allein bey alle dem kann der Christ nicht das Wort seines Herrn und Meisters vergessen: daß der Geist, den

Er von dem Vater auszusenden versprach, die Welt überzeugen werde »von der Sünde ihres Unglaubens, von der Gerechtigkeit,« welche der Vater an seinem im Tode erniedrigten Sohne in seiner Auferstehung und Himmelfahrt vollzogen hat, und endlich auch »vom Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet sey.« Von einer Vertilgung des Letztern steht in diesen Worten keine Sylbe.

Was aber Gott stehen läßt, zu dessen Vertilgung hat der Mensch weder Pflicht noch Recht. — Ich glaube ferner mit dir: »daß der böswillige Widerstand gegen das Christenthums sich gründe auf dessen Vielseitigkeit gegenüber der Einseitigkeit der einzelnen Enthusiasten.« Aber jene gilt mir nicht als Einheit aller drey Ideen (des Schönen, Wahren und Freyen); wohl aber als Einheit der Transscendenz und Immanenz ohne Wesensidentität beyder Momente. Denn was von der Gottheit in der Welt ist, das ist ihr formaler Gedanke negativen Inhaltes, der realisirt von ihrem Willen nicht ihr absolutes Wesen, sondern ihr Contrarium absetzt. Ich kann daher auch mit dir gestehen: »daß der Welt eine neue Religion nicht eher genügen werde, als bis

sie so allumfassend ist wie das alte Christenthum« — in seiner Positivität (Gegebenheit), denn umfassender muß die neue Religion ausfallen, als neue Form des alten Christenthums, die nun darin besteht: daß auch dem creatürlichen Geiste seine Auctorität in Erforschung der Wahrheit (d. h. des göttlichen Gedankens in allem Gegebenen) allseitig zuerkannt werde; daß es dem zu Folge als Unsinn erkannt werde: das Verhältniß zwischen Katholicismus und Protestantismus als eines zwischen Auctorität und Freiheit (in der Forschung) zu bestimmen; ein Unsinn der noch abgeschmackter ist als der bereits abgedankte: der das Wesen des Christenthums in die Einheit jüdischer Transscendenz und griechischer Immanenz setzte. Ist aber der autonome Geist zu seinem Rechte gekommen; dann hat auch die Reformation, dieser erste Act in der europäischen Reaction, ihre Urbestimmung (nach dem Gedanken Gottes von ihr) erreicht, und sie wird dadurch in den Stand gesetzt seyn: dem zweiten Akte in jener Reaction zu ihrem Siege zu verhelfen; und wie die falsche (halbwahre), so wird auch die ächte (ganz wahre) Revolution ihre Reise um die Welt machen. Die erste

Bedingung aber: daß der Mensch nach seinem wahre
Wesen im Staate und in der Kirche verwirklicht werde
ist die Erkenntniß des Menschen, als eine die zu Got
hin — nicht von Gott ab — führt. — Und so mög
das schöne Wort des großen Bacon hier stehen: Phi
losophia obiter gustata abducit a Deo, penitus ex
hausta adducit ad Deum mit den letzten Worten deine
Abhandlung: »Gehe hin und thue desgleichen.«
Diese Worte sind die des barmherzigen Samaritans,
der bereits mehr als einmal, d. h. in jeder schweren
und verhangnißvollen Zeit, Öhl und Wein in die Wunden
der Menschheit gegossen; wenn sie auf ihrem Irrwege
von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber gerathen
war, die wohl jene zu plündern und zu mißhandeln,
nie aber zu heilen die Einsicht und den Willen besaßen.
— Bey dieser Ansicht wirst du mir wohl verzeihen,
daß ich mich auf eine Beleuchtung deiner Antwort nicht
einlasse, die du dir auf deine eigene Frage gegeben:
Was nämlich bisher für die neue Religion
geschehen sey? Du gibst hierin Deutschland den Vor-
zug vor Frankreich. Denn hier habe sich bloß die Idee
des Schönen (in der Poesie) oder der ästhetische Enthu-

fiasmus mit dem politiſchen; dort aber überdies noch die philoſophiſche Freyheit mit dem politiſchen Freyheitsdrange ſich zur Einheit verbunden.

Die Zukunft der europäiſchen Menſchheit, welche du der »Allmacht des großen Princips, der neuen Trinität der Idee anvertraust,« beginnt demnach auf deutſchem Boden ſich zu verwirklichen. Soll darin eine Rechtfertigung für den Gebrauch des Prädicats: »Auserwählt« iſt das deutſche Volk — liegen? Schade nur daß in dieſem Falle der Franzoſe dir eine Stelle aus der allgemeinen Augsburger Zeitung (v. 17. Juni 1848) vorleſen kann: »Sollte die Maaßloſigkeit der einen, die Unentſchiedenheit der andern (Parthey zu Frankfurt) nichts zu Stande kommen laſſen von allem was dem Vaterlande noth thut; ſo mögen die Deutſchen bedenken: daß ſie dann als Nation — ſelbſt wenn ſie wollten — nicht mehr auf die beſcheidene Stufe früherer Achtung zurückkehren können, auf der ſie ſich im anerkannten Beſitze tiefer Wiſſenſchaftlichkeit und edler Geſinnung glücklich ſchätzten; nein — ſie müſſen unter dieſe Stufe herabſteigen und ſich gefallen laſſen: daß man ſie für ein leichtfertiges, zänkiſches, unver-

besserliches, kleinliches Volk hält.« — Jener aber, dessen Wort: »Gehe hin und thue desgleichen.« deine Arbeit abschließt, begegnete einst derselben Prahlerey von Seite des auserwählten Israels mit den Worten: »Gott kann aus Steinen Kinder Abrahams machen!« Er war es auch, der am Schluße seiner Laufbahn mit Thränen im Auge über Jerusalem ausrief: »Wenn du es erkannt hättest — wenigstens an diesem deinem Tage — was dir zu deinem Frieden dient!«

Kann neues Heidenthum, auch in der unübertrefflichen Form der Immanenz, das auserwählte Volk des neuen Bundes zum Frieden führen; da selbst in jener Form die hochgerühmte Innerlichkeit seines Geistes doch nur die zwar geistreiche aber auch geistlose Subjectivität des Naturprincips ist? — Das ist die letzte Frage an einen Deutschen von einem Deutschen — Peregrinus Niger.

Postscript.

Meine Erwiederung auf deine Abhandlung lag bereits fertig, bis auf die Adresse im Schreibpulte, als mir die kleine Schrift von St. Rene Taillandier: »Die gegenwärtige Krisis der Hegel'schen Philosophie«

in die Hände fiel, bey deren Durchblätterung ich deinem Nahmen mehrmahl begegnete, was mich dann bewog: Sie aufmerksamer, als es derley Producte sonst verdienen, zu lesen.

Was mich aber antreibt: dir meine Betrachtung über ihren Inhalt mitzutheilen, liegt in dem Umstande: daß dieser ganz geeignet ist, theils zu einem Lückenbüßer meiner Antwort, theils zu einem Commentare über das Wort: »Gott kann aus Steinen Kinder Abrahams machen.« — Der Franzose eröffnet seine Abhandlung mit deinem zornigen Abschiedsgruße an Deutschland, in welchem unter andern auch die Worte stehen: »Alle Völker verjüngen sich durch innere Kämpfe, nur das unsrige wird immer fauler, immer schwachköpfiger, immer engherziger. Das alte wüste Reich, das immer seine Befreyer mit und ohne Geleitsbrief verfolgte, ist weder vor dem Schwedenkönige, noch vor dem Korsen genug verschwunden. Es ist wieder auferstanden mit seinem blinden Trosse. Altdeutschland liegt wie der Alp auf jeder freyen Brust. O laß uns fliehen!« In diesem »schmerzenreichen Testamente,« wie Er deine

Memoiren nennt, soll Ihm nun einerseits die Schmähung über dein Vaterland, dem doch Hegel »das Wort der Zukunft« zuerkannt habe, und dem man wohl rathen, nie aber dasselbe beschimpfen dürfe, und anderseits die Schmähung über die Wissenschaft Hegel's aus dem Munde eines seiner vortrefflichen Schüler, der sich zuvor selbst den Berg in der Entwicklungsgeschichte der Hegelschule genannt habe, einen tiefen Schmerz verursacht haben. Denn in denken leidenschaftlichen Urtheilen erblickt er die Krisis der hegel'schen Philosophie, die theils von dir in der Politik, theils von Max Stirner in der Religionsphilosophie in jene eingeführt worden sey; ein Schicksal, das mit Recht die Aufmerksamkeit jedes Denkers in Anspruch nehme, vorzüglich in Frankreich, das noch gar nicht wisse: Wie Philosophie und Politik in Deutschland sich gegenseitig halten und durchdringen.

Die Schrift zerfällt demnach in zwey Abtheilungen, wovon die erste Dich — die andere deinen Compagnon zum Gegenstande hat.

In jener wird die Frage beantwortet: Ob Frankreich sich freuen könne, daß Auge von Ihm ein Asyl

begehret in den Worten: »Paris gehört Uns — Paris gehört der Welt. Unsere Siege und Niederlagen erleben wir in Paris.«

Die Antwort aber fällt *verneinend* aus, und ist dem Verfasser erpreßt worden, *einerseits* von *deiner* Aeußerung über die drei Epochen in der Weltgeschichte, die unter Athen — Rom — und Paris stehen; *anderseits* von deiner Abhandlung über den Patriotismus, den du während deines Aufenthalts in Paris geschrieben und in jene Memoiren aufgenommen habest.

Jene Äußerung soll in den Worten liegen: »Seit Athen und Rom ist die Geschichte der Menschheit eine Geschichte ihrer Absurditäten geworden, und die wieder humane Weltbewegung ist noch sehr jung; denn sie begann mit der Revolution, und diese ist die Erkenntniß: daß es einmal freye Menschen in der Welt gegeben.« Der Franzmann aber setzt hinzu: »Wißt ihr, was ein Deutscher zu unsrer Ehre ersinnt? Er verläugnet die Lehre, die wir von seinem Meister über Geschichtsphilosophie erhalten. Es ist piquant: wie ein Schüler Hegels sich zur Philosophie der Geschichte eines Abbé

Racin, zu dem Voltaire in die Schule gegangen, bekehrt!«

Noch ſchlechter aber iſt Er auf deine Abhandlung über den Patriotismus zu ſprechen mit dem Verſe aus Lamartine's Friedensmarſeillaiſe an der Stirne:

L'egoisme et la haine ont seuls une patrie,
La fraternité n'en a pas.

den jene ſeltſam genug nur commentirt habe.

Die ganze Abhandlung nennt Er eine Sammlung ſchwerfälliger Widerſprüche: So ſoll (nach dir) das Vaterland nichts als eine Abſtraction ſeyn, die Liebe aber zu dieſer ſey eine Unmöglichkeit, weil nur etwas Wirkliches geliebt werden könne. Wo könne ſich auch dieſes Gefühl vorfinden? Etwa bey Bauern? Hier aber ſey es nichts als eine Liebe zum Dorfe, zur Scholle, an die jene gefeſſelt ſeyen, halb Vieh halb Menſch, nichts als ein plumper Naturtrieb.

Nicht genug. Du habeſt den Patriotismus eine Religion genannt — und dies Wort genüge zum Verdammungsurtheile desſelben in den Augen eines deutſchen Tribunen.

Denn alle Religion iſt dieſem ein untergeordneter Zuſtand der Menſchheit. Die eine Religion ſey im Himmel, die andere auf der Erde, Beyde aber ſeyen auf dieſen Doppelſinn und auf Abſtraction baſirt. Nicht bloß die Idee von Gott, auch die vom Vaterlande müſſe daher der Menſch ſich vom Halſe ſchaffen.

Der Franzoſe frägt nun: Was an die Stelle des Vatergefühls geſetzt werden ſolle? Und die Antwort, die du gibſt, ſey: Ein anderes Gefühl mit dem Namen: Humanismus. — Das ſey aber nicht — die Liebe zum Menſchengeſchlechte, nicht — das Dogma der Brüderſchaft; ſondern bloß das, was eine gewiſſe Parthey in Frankreich früher ſchon Humanitairerie genannt habe.

Merkwürdige Verwickelung! ruft er aus; die groſſen Prediger des Humanismus ſind häufig erklärte Feinde der Socialiſten und Communiſten. Von der Liebe zur Menſchheit hoffen ſie Wunder! wenn aber die Vaterlandsliebe eine Religion iſt, iſt das Dogma von der Brüderſchaft der Menſchen nicht auch ein religiöſes? Und wenn die Vaterlandsliebe eine unmögliche Tugend iſt, wie ſoll die Liebe zur Menſchheit eine mögliche wer-

den? Kurz: »Ruge hat den Glauben an die Idee mit dem Materialismus vertauſcht, darum hat er ſein Vaterland verläugnet und ſich Frankreich in die Arme geworfen. Da ſteht er aber plötzlich ſtill vor dem reißenden Strome der Logik, von dem er ſich nicht weiter tragen läßt, wie Max Stirner, der furchtloſere Dialectiker, — von dem nun die zweite Abtheilung handelt.

In dieſer will nun der Franzoſe ſowohl ſich ſelber, als ſeinem Vaterlande die Einſicht verſchaffen in den Verlauf der Hegelſchule und in das Verſtändniß über die Leiſtungen eines Strauß — Bruno Bauer — und Feuerbach, und zwar nach der Anweiſung des deutſchen Ruge.

Nach dieſer war von Strauß ſchon das Chriſtenthum in ſeiner Grundfeſte (der Gottheit Chriſti) erſchüttert, denn die Evangelien ſind Legenden, wie ſolche alle anderen Völker hatten; die ſchönſte aber hat Judäa geliefert. Der Verfaſſer aber von der Wundermähre Chriſti iſt der Menſchengeiſt, der allgemeine Gedanke. — Es gibt alſo eine geheimnißvolle Macht, deren Werk jene Wundergeſchichte iſt.

Bruno Bauer aber verwirft dieſe geheimnißvolle

Erfindung. Die Evangelien sind nicht das Werk des gemeinen Volkes. Jedes dieser Bücher ist unabhängig von diesem, aus der persönlichen Inspiration eines Einzelnen hervorgegangen, wenn auch unter Voraussetzung seines Vorgängers, mit Ausnahme des Verfassers des Urevangeliums. Das Motiv aber zu diesen Productionen ist der theologische Geist, dem jedes Mittel heilig ist, wenn es zum Zwecke führt: zur Ausbreitung einer geheimnißvollen Lehre. — Der Franzose frägt nun zum Schlusse seine Landsleute: »Können wir, auf welche die deutsche Exegese stolz herabsieht, in ihr etwas Anderes erblicken, als unsern Voltaire in hegelscher Redeweise, aber nicht ohne seine Perücke und Nachtmütze?« — Auf Bauer folgte Feuerbach.

Dieser fragte nicht mehr mit Strauß: Welchen Ursprung die Mythe von Jesus habe; nicht mehr nach den Motiven des Priestergeistes (denn so fragen nur wieder Theologen), dagegen frägt er: Was ist Religion?

Der menschliche Geist hat zwar von jeher behauptet: Es gibt einen Gott, aber ohne zu untersuchen: Wer ist dieser Gott? Der Mensch, von der Vor-

trefflichkeit ſeines Weſens getäuſcht, hat ſeine eigenen Ideen für höhere Weſen ausgegeben, denen er von Jahrhundert zu Jahrhundert ſeine beſten Schätze geopfert. Jede neue Entwicklung ſeiner eigenen Natur war zugleich eine neue Religion, und je höher dieſe ſtand, deſto elender wurde der Menſch, denn er wurde immer zum zerſtückten, zum Halb-Menſchen (deſſen andere beſſere Hälfte er als Gottheit außer und über Sich anſtaunte), daher die ungeheuren Verwirrungen in der Geſchichte der Menſchheit. Ein Ziel wird dieſen nur geſteckt, wenn die Einheit des Menſchen wiederhergeſtellt wird, wenn dieſem wieder zurückerſtattet wird, was er, ohne es zu wiſſen, an ein phantaſtiſches Weſen entäußerte; kurz: wenn der Menſch ſich ſelber als Gott erkennt.

So Feuerbach, deſſen Atheismus — nach der Bemerkung Taillandier's — nicht der Einfall eines unverſchämten Windbeutels, ſondern die Doctrin eines vollendeten Dialectikers iſt, aus der ſich die wichtige Frage über Tranſcendenz und Immanenz myſtiſcher Atheiſten und ihres mächtigen Anhanges auf deutſchem Boden begreifen läßt. — Feuerbach und Ruge als Gründer des

Atheismus und als Apostel des Humanismus, wollten nun auf ihren Lorbeeren ausruhen. Stolzer Wahn! Denn Beyde erhielten alsbald einen Erben, der Beyde abermals als Pfaffen behandelte, und dieser war Max Stirner, in seinem Buche: »Der Einzige und sein Eigenthum.« Dieser verkündet: Nichts existirt als das Ich allein — keine Menschheit, keine Gottheit. Außer dem Menschen kenne Ich nichts, glaube ich an Nichts. Kurz: Feuerbach und Ruge wurden abermal der Transscendenz als einer Abstraction überführt. Ihr Atheismus war zu religiös, er wurde daher verbessert durch den Egoismus, der ledig und frey von aller Pflicht auch keine Verletzung derselben kennt, und der auf die Frage: Was macht den Sünder? antwortet: Das moralische Gesetz. Sagte dieses nicht: Das ist gut, Jenes ist bös; so wären alle Handlungen gleichen Werthes. Es gibt aber kein Gesetz, denn dieses ist bloße Abstraction, mithin auch keine Sünde, kein Verbrechen. Merkwürdige Tiefe, ruft der Franzose aus, der neuen deutschen Wissenschaft! Feuerbach freute sich, durch seinen Atheismus die Gottlosigkeit aufgehoben zu haben! und schließt diese Abtheilung mit einer Widerlegung

deiner Anſicht über dieſe letzte Conſequenz der jungheg elſchen Schule. Du ſollſt geſagt haben:

»Indem Stirner dem Menſchen ſein individuelles Recht wiedergibt, und Alles zerſtört, was dieſes Recht beſchränkt, macht er den Menſchen begieriger, ſtrebſamer. Stirner hat den Funken an die Pulvertonne gelegt, und empört die zahlloſe Maſſe derer, denen man Recht und Freyheit verweigert. In dieſer Begeiſterung des Einzelnen liegt ein verzweifelter Antrieb zur Empörung.«

Lügenhafte Erklarung! ruft der Franzoſe aus. Hat Stirner nicht bewieſen: daß das Recht, als Princip betrachtet, ein religioſer Begriff, d. h. eine falſche Idee iſt; und daß es wohl ein Recht des Einzelnen als ſolchen (mein und dein Recht) gibt, ein gemeinſames Recht aber eine deſpotiſche Chimäre ſey. Auge wird in Stirner's Syſtem ſchwerlich einen einzigen Gedanken finden, der die freye Bewegung in Deutſchland zu unterſtützen fähig ware. Denn wer ſetzt die brutale Gewalt in Bewegung? Ohne Zweifel die Ideen, der religioſe, politiſche, ſociale Glaube, kurz Alles, was den Menſchen an eine gemeinſame Sache

knüpft. Stirner aber hat nichts mehr von alle dem — Er hat die Ideen gemordet.

So viel aus der zweiten Abtheilung. Merkwürdig ist die Apostrophe des Franzosen an sein Volk, womit er seine Arbeit schließt: »Als wir Herrn Ruge Frankreich in den Himmel erheben sahen, um sein Vaterland desto besser zu verfluchen, haben wir diesen verbrecherischen Enthusiasmus von Uns gewiesen. Im Namen Frankreichs wie Deutschlands haben wir gegen Ruge das Vaterlandsgefühl in Schutz genommen, ohne zu wissen: Wie weit sich die hegelsche Schule noch versteigen würde; denn wir kannten Stirners Manifest nicht.

Jetzt aber können Wir unser damaliges Wort zurücknehmen. Ja, Sie mögen zu Uns kommen, wir werden sie nicht mehr zurückstoßen, denn auf unserm Boden werden Sie von ihrem Wahne geheilt werden.

Ruge hat treffend gesagt: Frankreich ist das Herz Europas. Ihr unseligen Träumer! befragt dieses Herz und vernehmt seine Antwort, und predigt dann noch einen Kosmopolitismus, der auf Vaterlandshaß gegründet ist, oder schließt euch ein in euren abscheulichen Egoismus, ihr würdet eine energische Verurtheilung in

dem Geiste des französischen Volkes finden, welches, wie kein anderes, das Menschengeschlecht liebt, und sich ihm zum Opfer gebracht hat. Aber zum Opfer Seiner selbst muß man Herr Seiner selbst seyn. Selbst Voltaire hat gesagt: »Wenn einer in der Milchstraße einen armen Krüppel sieht, und wenn er ihn retten kann, es doch nicht thut; so versündigt er sich gegen alle Weltkörper.«

Das wichtigere Element in dieser Expectoration aber ist die seltene Mäßigung, die den Quell dieser intellectuellen Seuche, die das Gebiet der deutschen Speculation verwüstet, nicht in den Geistesanlagen des Deutschen; sondern in den politischen Verhältnissen Deutschlands findet, d. h. in dem großen Contraste zwischen der Cultur und der Verfassung. Darin findet er auch den Grund von der weiten Verbreitung der besprochenen Irrthümer auf deutschem Boden.

Zum Belege der letzteren Behauptung führt er eine Stelle aus einem Briefe eines Deutschen an Ihn selber an, der da gesteht: daß Deutschlands Bürger in den philosophischen Ideen sehr vorgeschritten, d. h. Atheisten seyen. »Meine Schwestern und meine Mutter

haben wiederholt das unsterbliche Werk von David Strauß gelesen und studirt. Ihr dagegen habt seit Cartesius und trotz der Revolution keinen einzigen Schritt vorwärts gethan, aber viele rückwärts, rechts und links. Heut zu Tage fürchtet man sich in Frankreich selbst vor Cartesius, man zieht nur seine melancholische Religiosität hervor; versteht aber den heroischen Atheismus nicht, welcher das wahre Wesen dieses großen Denkers in Frankreich bildete. Deutschland aber hat drey Jahrhunderte daran gearbeitet: Die alte phantastische Welt der Religion und Metaphysik aufzulösen, Deutschland — in seinen hervorragendsten Geistern atheistisch — wird auch die Resultate seiner langwierigen Theorie ins Leben führen.« — An diesem Documente mag sich die Muthlosigkeit Ruge's emporrichten, die offenbar im Unrecht ist, denn nicht bey Uns, sondern in Deutschland muß er seine Parthey sammeln. Dies Taillandier's letztes Wort.

Daß diese meine Nachschrift ein Lückenbüßer sey für manches Wort, was mir in der Feder stecken geblieben, daran wirst du wohl nicht mehr zweifeln; aber

wo bleibt der Commentar, wirst du fragen, zum geist
reichen Worte des Weisen von Nazareth: Gott kann au
Steinen Kinder der Auserwählung machen?

Allein — hat sich denn Frankreich — nach deut
schem Urtheil — nicht versteinert seit Carteſius wie Loth
Gemahlin? und fängt Es nicht an: Seine edelsten Or
gane wieder zu regen und zu strecken, d. h. Herz und
Junge, denen aber Kopf und Gehirn gewiß nachfolgen
wird, da schon als eine Regung der Zirbeldrüse, (wohin
Carteſius die Residenz der Seele (das Paris des pinchi
schen Lebens) verlegte) anzusehen ist die Bemerkung
Taillandiers über jene Stelle in dem angeführten Briefe
eines Deutschen, welche dieser eigens unterstrichen hatte
zu dem Zwecke (meint eben jene Bemerkung) um seine
sonderbare Entdeckung herauszuheben: daß Carte
sius sein heroischer Atheismus auszeichne.
Sonderbar ist nun diese Entdeckung keineswegs: denn wer
die atheistische Brille auf der Nase trägt, der sieht über
all Atheismen, unter dem der Deutsche diesmal gewiß nur
den (sogenannt) positiven Zweifel des Carteſius
verstanden hat, vor welchem Worte auf deutschen Boden —

Theologen jeder Confession leider noch zur Stunde das lateiniſche oder deutſche Kreuz ſchlagen.

Einfältig und bornirt aber iſt jene Entdeckung zu nennen, weil ſie über Carteſius einen Malebranche vor der Revolution, in dieſer einen St. Martin (Frankreichs Jacob Boehme) und nach der Revolution einen Royer Collard und ſeinen großen Schüler Couſin mit Fleiß verſchwiegen hat, da der ecletiſche Character in den Leiſtungen des Letztern dazu nicht berichtigen konnte. Denn wenn auch der Eclecticismus nicht den Beweis liefert: daß die Bedeutung eines Carteſius in der Geſchichte der europaiſchen Philoſophie von Frankreich bereits gewürdigt ſey; ſo hat doch die deutſche Philoſophie gewiß keine Urſache: Frankreich darüber einen Vorwurf zu machen; und doch will jene überall dafür angeſehen ſeyn: daß ſie auf jedem Boden das Gras wachſen höre und ſehe.

Wäre nur einmal die Bedeutung jenes Mannes, der nicht bloß dem franzöſiſchen Volke, ſondern der germaniſchen Nation angehört, wahrhaft gewürdigt; wahrlich! diesſeits und jenſeits des Rheins, würde den Hauptformen des Pantheismus (dem Monismus

und Monadismus, mit und ohne Transscendenz) energischer begegnet werden von Seite der Theologie und Philosophie, als es bisher geschehen ist. Oder ist etwa die Begegnung keine schwachköpfige, wenn sie vorschlägt: die abstracten Gegensätze der Transscendenz und Immanenz in ihrer gegenseitigen Geschiedenheit von Tisch und Bette (wie sie im Monismus vorliegen), durch eine wiederholte Copulation zu einem unauflöslichen Bunde der Ehe zu verhelfen; oder wenn sie glaubt: den atheistischen Monadismus unter der Alongeperucke eines Leibnitz oder unter dem Dreyspitzer des practisch-postulirenden Kants zu Ehren zu bringen?

Wer in Carteſius und Luther nicht die Männer erblickt, die sich in die gesammte Verlassenschaft St. Augustins des ersten und größten Kirchenlehrers in der Occidentalischen Kirche getheilt haben, der hat weder diesem noch Jenen in seinen Leistungen auf den Grund gesehen.

Augustin war es schon, welcher aus der Herrschaft des Neuplatonismus, d. h. aus der Despotie der antiquen Begriffsspeculation, die christliche Theologie zu emancipiren versuchte dadurch: daß er in den Geist des

Menschen einkehrte, um ihm eine infallible Antwort auf die Frage: Was ist Wahrheit? zu entlocken, die er in einem ganz andern Sinne an den Geist des Menschen als einst Pilatus an den Menschensohn stellte.

Dieser erste Schritt aber fand nicht nur keinen Nachfolger, sondern Augustin selber wurde an der Vollendung jener innern Angelegenheit durch die Streitigkeiten in der Kirche verhindert. Darum griff auch die antique Speculation in ihren theologischen Vertretern abermal so um sich: daß sie im Mittelalter den großen Streit zwischen Realismus und Nominalismus entzündete, der mit dem erstickenden Dampfe einer doppelten Wahrheit endigte, einer theologischen nämlich, die zugleich eine philosophische Unwahrheit, und einer philosophischen Wahrheit, die zugleich eine theologische Unwahrheit seyn sollte.

Gegen diesen Indifferentismus, das Aquatofana alles wissenschaftlichen Ernstes, erhob sich nun Cartesius innerhalb, wie die Reformatoren außerhalb der alten Kirche — dort wie hier im Geiste Augustins des rationellen Psychologen und Theologen. Cartesius entdeckte mittelst der Methode des durchgreifenden Zwei-

fels, die er als Wünschelruthe zu handhaben wußte, den lebendigen Quell der wahren Erkenntniß im Geiste und sprach ihn aus in seinem unsterblichen Cogito ergo sum. Es lag hierin zugleich eine Erhebung (Protestation) gegen das Princip der Reformation: die auf Kosten des freyen und vernünftigen Geistes im Menschen die Allmacht der Gnade im Gebiethe des practisch-religiösen Lebens proclamirte.

Augustin im fünften Seculum hatte schon das Vivo ergo sum mit dem bekannten: Auctoritas tempore, ratio autem re prior est, als palladium der Wissenschaft verkündigt. Ob nun Cartesius wußte: daß er in die Fußstapfen des großen Augustin getreten sey, darüber geben uns zwar seine Schriften keinen Aufschluß; aber er war es doch allein, der den fast vor einem Jahrtausende eingeschlagenen und seitdem verretteten Weg abermal betrat, und denselben auch ganz zurückgelegt haben würde; wenn die Erkenntnißtheorie eines Augustins unverantwortlicher Weise von der scholastischen Theologie durch das ganze Mittelalter hindurch nicht in tiefen Hintergrund zurückgedrängt worden wäre. Unter dem Einflusse Jener stand auch Cartesius, der nun zwar den

Gegensatz im geschöpflichen Daseyn zwischen Geist und Natur als einen qualitativen (wesentlich verschiedenen) ahnete; aber auch diese Verschiedenheit in der genauern Bestimmung seiner zwey Glieder für Immer wieder aufhob (als er jene in den Gedanken und in die Ausdehnung (Materie) verlegte); wenn nicht über kurz oder lang die empirische Psychologie die Entdeckung machte: daß auch innerhalb der Gränzen der Natur, ein Gedankenleben sich ansetze, das aber mit der Denkoperation des Geistes nicht zu verwechseln sey, und deßhalb diesen als einen wesentlich, nicht bloß graduell verschiedenen von der Naturpsyche offenbare.

Diese Entdeckung aber hat die deutsche Philosophie auf protestantischen Boden bisher nicht gemacht, und konnte sie auch nicht leicht machen.

In jener hat nur die Theologie der Reformatoren theils ihre speculative Rechtfertigung, theils ihre allseitige Ausbildung gefunden. Jene Theologie aber war hervorgegangen aus der deutschen Theologie, die wieder eine Tochter der mittelalterlichen Mystik war, in welcher der positive Glaube und die antique Begriffsphilosophie mitsammen ein Concubinat führten, weil je-

nes Zeitalter bald im Aristoteles, bald im Platon den Schlüssel für die Geheimnißlehren der Offenbarung zu finden glaubte. — Den Schluß von der allseitigen Ausbildung der reformatorischen Theologie machen nun eben die Formen des Atheismus, an denen sich das ungelehrte und gelehrte Frankreich scandalisirt, wie wir vernommen.

Das protestantische Deutschland wird auch in Zukunft nicht im Stande seyn: das zu vollenden, was Cartesius begonnen, weil die Leidenschaft blind macht, die nun wähnt: daß außer dem Protestantismus Niemand mehr denkt, wenn auch hie und da — Einer oder der Andere — noch dichtet.

Weil ferner ihm der sittliche Ernst, das männliche Princip in der Erzeugung der Wahrheit, abhanden gekommen, wie die Theorie das Egoismus erweiset. Dieser doppelte (ethisch-theoretische) Verfall wird die germanische Nation noch lange zum Schuldner machen an der Lösung der großen Aufgabe, die ihr die Providenz schon zugedacht, als sie von dieser durch das rothe Meer der Völkerwanderung nach dem gelobten Lande im Herzen des neuen Welttheils geführt wurde, zu welcher Lösung aber nur erst Ein Schritt gethan worden ist in der

Reformation, und ihrer rationaliſtiſchen Überſetzung vom kirchlich-ſocialen auf den ſtaatlich ſocialen Boden in der Revolution.

Die Hauptaufgabe aber liegt in der Verſöhnung der zwei Offenbarungen in Natur und Geſchichte, die in der Wiſſenſchaft im Widerſtreite miteinander liegen, der nur in der Übereinſtimmung beyder beygelegt werden kann. Wenn dieſe aber keine Vereinerleyung ſeyn darf; ſo bedarf eines Dritten, in welchem beyde Eins ſind, und dieſes Dritte iſt der Gedanke Gottes von der Weltcreatur in ihrer Totalität, und dieſer Gedanke kann allein vom freyen Geiſte in der Würde und Macht ſeines Selbſtbewußtſeyns, dieſer Wurzel ſeines Gottesbewußtſeyns erhoben werden.

Den erſten Schritt zur Realiſirung ſeiner angeſtammten Freyheit, machte er in der Reformation als Emancipation von der Zwangsgewalt der kirchlichen Auctorität, und in der Fortſetzung deſſelben in der Revolution, als der Emancipation von dem Abſolutismus der Staatsauctorität. Der Geiſt des Menſchen hat dort wie hier, vor der Hand die Auctorität Seiner ſelbſt (als eines Lebensprincips) gegenüber den Auctoritäten in den

beyden Sphären seines socialen Daseyns, und hiemit die Bedingung zugleich zur Verwirklichung seiner gesetzfindenden (nicht erfindenden) und daher gesetzgebenden Macht (Autonomie) sicher gestellt.

In diesem Vorgange aber als solchem liegt noch keine unmittelbare Bürgschaft: daß die erste Verwirklichung, welche in die Verständigung des Geistes über sein Wesen fällt, schon als eine gelungene anzusehen sey.

Es darf daher auch Niemanden als ein crimen laesae Majestatis imputirt werden; wenn er weder in der Reformation noch in der Revolution, den Geist zweyer Völker im Besitze des Steines der Weisen findet. Die Reformation hat die Freyheit und Vernunft des creatürlichen Geistes ebenso mit Füßen getreten; wie die Revolution den Antheil des Geistes an dem Naturleben, als dem zweiten Elemente des Menschen, vornehm über die Achseln ansieht, als ob sich dieses in allen Gestaltungen seines socialen Daseyns, nicht eben so nothwendig geltend machen müßte, wie das erste Element — der freye Geist. Der Mensch kann also in dieser Richtung so wenig einen dauerhaften Staatsorganismus, wie dort einen Organismus der Kirche gewinnen.

Der ganze Menſch muß zuvor erkannt ſeyn in der Wiſſenſchaft, bevor dieſe auf eine Anerkennung im Leben von den beſtehenden Auctoritäten, und auf ihre Sicherſtellung dringen kann.

Bedingung Jener Erkenntniß iſt eine ſowohl negative als poſitive, nämlich die Würdigung der Geſchichte der Philoſophie vor wie nach der Reformation, und die Fähigkeit und Liebe zur Beobachtung des innern Lebens.

Und wer könnte dieſe Bedingungen zur Mitbewerbung in der Verwirklichung jenes Zweckes von der franzöſiſchen Nation ausſchließen wollen?

Die mitgetheilte Kritik ſtellt ihr nichts weniger als ein Armuthszeugniß aus. Kein Franzoſe wird je zur Exclamation eines Stirners ſich verſteigen: »Todt iſt das Volk, Wohlauf bin Ich!« aber Jeder wird dem Urtheile eines ſeiner Landsleute: »Wenn der deutſche Geiſt nicht in den Wolken ſchwebt; ſo kricht er auf der Erde« ſeinen Beyfall verſagen.

Übrigens läßt jene Kritik Manches zu wünſchen übrig. Hieher gehört vorzüglich die Anſicht: die den letzten Grund von den Scandalen der deutſchen Philoſophie in äußerlichen Verhältniſſen (in dem Contraſte zwiſchen Cul-

tur und Verfassung) findet, und glaubt: bey günstigern Verhältnisse zwischen jenen Potenzen würden jene Euterbeulen sich nicht angesetzt haben.

Solcher Einsicht aber begegnet man auch auf deutschem Boden häufig. Denn es wird hier ebenfalls übersehen: daß wenn die Ausläufe eines großen Gedankenprozesses immer vermieden werden sollten, der Prozeß selber nothwendig unterbleiben müßte. Niemand aber kann zweyen Herrn dienen, ohne den einen zu verachten und den andern zu lieben, sagt das Evangelium. Den Beweis dafür liefern selbst Völker, denen es (wie England, Frankreich) unmöglich wird, im wissenschaftlichen und politischen Leben gleichen Schritt zu halten.

Die Reformation, die theils aus Nothwehr in der Selbsterhaltung, theils in Folge ihres Grundsatzes vom allgemeinen Priesterthume, die neue Kirche, der Staatsgewalt überantwortet und hiemit zugleich den Grund zum spätern Caesaropapismus gelegt, hatte auch dieses politisch unbetheiligte Deutschland in den Stand gesetzt: Seinem Berufe treulich obzuliegen d. h. die lang bestrittene Auctorität und Autonomie des freyen Geistes wissenschaftlich zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung ist nun bisher

bloß von der negativen Seite betrachtet, eine gelungene zu nennen, indem jene bloß nachgewiesen: Was der Geist schlechthin nicht seyn könne, nämlich eine bloß gesteigerte Subjectivität des Naturlebens. Denn das Buch: »der Einzige und sein Eigenthum« ist wahrlich nichts besseres als eine Theorie des Ichs, wie sie ein Quadrumane der neuen Welt schreiben könnte, wenn er in der alten Welt, etwa in einer Gegend am Rheinstrome das Licht der Welt erblickt hätte.

Und wenn du im Urtheile über jenes Buch sagst: »Stirners Theorie hat keinen absoluten Werth, als Zeugniß aber einer Epoche in der Philosophie ist es untadelhaft;« so konntest du darüber von Taillandier nur aus dem Grunde getadelt werden, weil dieser den relativen Werth jenes Buches, nicht in der Categorie der Negativität unterzubringen verstand. Wenn aber der Franzose in der Fortsetzung jenes Urtheils deine Worte: »Wenn Stirner dem Menschen sein individuelles Recht wiedergibt; so macht er Uns strebsamer und begieriger,« eine lügenhafte Erklärung nennt; so weis der Richter so wenig als sein Delinquent: Was zur positiven Rechtfertigung des Menschengeistes gehört, um sie als eine vollendete hinzunehmen.

Die Quelle alles Rechtes liegt nur für den in der Individualität, der die Perſönlichkeit des Geiſtes identificirt mit der Individualiſirung des Naturprincips in der Sphäre ſeiner Subjectivität. Aber ſelbſt in dieſer Region gibt es ſo wenig ein Recht und eine Pflicht, als es daſelbſt ein Ich gibt, d. h. einen Träger des Gedankens vom Seyn als dem Realgrunde und ſeiner Geſetzlichkeit in der Selbſtoffenbarung. Der Einzige und ſein Eigenthum iſt daher kein Anderer als der Geiſt im Menſchen, und wenn derſelbe ſein Eigenthums-Recht auch noch auf die animaliſche Individualität überträgt; ſo liegt der Grund hievon darin: weil er ſeine Perſönlichkeit und die pſychiſche Individualität als Elemente eines Ganzen findet, das der Menſch — als Syntheſe der Antitheſe im Weltganzen — ſelber iſt. Von einem Ich ohne moraliſchem Geſetze kann nur der deutſche Michel unter dem Joche des Begriffs, laut werden: ſo lang er dieſen als den einzigen Gedanken, und als ausſchlüßliches Eigenthum des Ichs erkennt.

Möge daher die zeither bloß negative Rechtfertigung recht bald in die poſitive auf deutſchem Boden umſchlagen, damit an dem auserwählten Volke des neuen

Bundes, der ewige Jude des alten Bundes nicht seinen traurigen Reisegefährten erhalte, zu dem Zwecke, damit Jenes seinen bisherigen Haß gegen das transscendente Juden- und Christenthum endlich einmal in Achtung und Liebe zu verwandeln beginne.

Indeß — wo immer jener Umschlag vor sich gehen möge, Frankreich wird die Hochachtung, die Es bisher seinem Carteſius treulich gezollt, auch der Vollendung deſſen was Er begonnen, nie schuldig bleiben; dafür bürgt schon die Würdigung der Geſchichtsphiloſophie nach dem Entwurfe im hegelſchen Syſteme, wie wir ſie aus dem Munde Taillandiers vernommen, die manchem Philoſophen von Profeſſion diesſeits des Rheins mit deutſchen und undeutſchen Nahmen die Schamröthe ins Geſicht treiben könnte, wenn nur ein Tropfen deutſchen Blutes in ihm ſeinen Kreislauf machte. So bemerkt ein leipziger Commentator vom Jahre 1847 zu der mitgetheilten Kritik: »Herr Taillandier mag ſich tröſten über den jetzigen Zuſtand der hegelſchen Schule. Er leſe was wir aus Hegel anführen: Ob daraus die Kraft ſpricht, welche die bedeutendeſten Köpfe (Feuerbach und B. Bauer) entwickelt haben. Hegel iſt Metaphyſiker, ein

Gedankenmensch; diese aber sind Männer der Leidenschaft und voller Gluth. Es ist übrigens merkwürdig: Wie der Franzose mit dem Hofrath Gervinus übereinstimmt; doch Ruge sagt: Gervinus trüge noch einen Zopf. Jener dürfte nicht Unrecht haben.«

Kurz zuvor fällt der Commentator folgendes Urtheil: »In Ruges Kopfe findet das Widersprechendste einen Platz. Bey Ihm ist überhaupt keine Spur von Folgerichtigkeit zu finden.« In folgender Stelle aber aus Hegels Schriften will der Commentator den eigentlichen Sinn der hegelschen Dialectik erblicken: »das bewegende Princip des Begriffes (welches die Besonderungen des Allgemeinen nicht nur auflöst, sondern auch hervorbringt) heiße ich (Hegel) Dialectik. Dialectik jedoch nicht in dem Sinne: daß sie einen (dem Gefühle gegebenen) Gegenstand (Satz) herüber und hinüber führt, verwirrt und auflöst, und es überhaupt nur mit der Herleitung seines Gegentheils zu thun hat — eine negative Weise, wie sie häufig bey Plato erscheint. Diese kann auf diese Weise wohl das Gegentheil einer Vorstellung — oder dem Widerspruch der Letztern (wie der alte Scepticismus), ja diesen sogar als eine Annäherung zur Wahr-

heit, als ihr letztes Resultat ansehen. Die höchste Dialectik aber ist: die Bestimmung, nicht bloß als Schranke und Gegentheil, sondern als positiven Inhalt und Resultat hervorzubringen und aufzufassen, wodurch sie allein Entwicklung und immanenter Fortschritt ist. Diese Dialectik ist dann nicht äußeres Thun eines subjectiven Denkens, sondern die eigene Seele des Inhaltes, die organisch ihre Zweige und Früchte hervorbricht. Dieser Entwicklung der Idee sieht das Denken als subjectives nur zu, ohne seinerseits eine Zuthat hinzuzufügen.«

Ferner: »Hegels dialectische Methode ist nicht eine aus dem geschichtlichen Inhalte selbst abstrahirte Form, sondern was er Methode nennt, ist nichts als eine systematische Aneinanderreihung der alten Categorien des Aristoteles, des Giordano Bruno, Wolfs, Kants und Fichtes. Aus den psychologischen Categorien des Letzteren hat er metaphysische gemacht, was eigentlich (?!) schon Schelling vor ihm gethan. Aber — welche Schwäche des Geistes gehört dazu: Rein logische Formen (wie Begriff, Urtheil und Schluß) zu historischen Categorien zu machen und welche Unkenntniß der Geschichte setzt solch ein Verfahren voraus.« Diese Kritik

ſchließt daher mit der Exclamation: »O wie zahm iſt doch dieſe Dialectik!« Ja wohl! und doch nicht ſo zahm wie das Roß eines Prager Viehakers, das hier der Kritikus beſtiegen, und dem noch viel fehlt zu einem zopfähigen Haarwuchſe, wie ſolchen der Prophet Habakuk trug, als er vom Engel des Herrn beym Schopfe ergriffen und durch die Lüfte nach Babel zum Daniel geführt wurde. Unſer Kritikus hat wohl von daher, d. h. aus der Löwengrube der hegelſchen Dialectik ein Gebrüll vernommen; aber daß ein Daniel in derſelben gefangen nach Erlöſung ſeufzend ſitzt, davon hat er noch keine Ahnung.

Streifzüge in's Gebiet der hiſtoriſchen Theologie.

1. Die Emanationslehre im Übergange aus der alterthümlichen in die chriſtliche Denkweiſe.

Der Gedankengang dieſer Abhandlung von Dr. Heinrich Ritter iſt folgender:

1. Die Völker des Alterthums in ihrem Verſuche: Sich über die Weltentſtehung zu verſtändigen, nahmen ihre Zuflucht zu Analogien aus dem Leben ſowohl der äußern Natur als des Menſchen. Solch eine Analogie war die von der Quelle entlehnte, an welche ſich die orientaliſchen Völker hielten, und die unter dem Nahmen der Emanationslehre bekannt iſt.

Bey den klaſſiſchen Völkern des Alterthums war es dagegen die phyſiſche und ethiſche Analogie der Kräfteentwicklung und der Stoffbearbeitung un-

ter dem Nahmen der Evolutions- und der Formationstheorie, wovon jene nur zufällig, diese aber nothwendig dualistisch sich gestaltete. Beyde Theorien unterscheiden sich von der Emanationslehre dadurch: daß diese den Weltgrund ohne Wandlung bey aller Emanation sich vorstellte; jene aber denselben in die Veränderung hereinziehen. Alle drey Vorstellungsweisen kommen darin überein: daß sie die Welt als Product eines Naturprozesses auffassen, wobey die Evolution eine Verwandtschaft Gottes mit der Natur, die Formation eine Herrschaft Gottes über die Natur festhält.

Das Musterbild zu beyden Denkweisen ist der Mensch wie Er leibt und lebt. Nach seinem Ebenbilde hat Er sich jedesmal seinen Gott gestaltet.

2. Eine Vereinigung der Evolutions- und Formationstheorie findet sich schon in der platonischen epistetelischen und stoischen Philosophie vor, die daher auch den Übergang bilden zur alexandrinischen Emanationstheorie, in der sich die orientalische mit der occidentalischen Denkweise zu einem Ganzen verschmolz (*).

(*) In der Stoa ist (nach Ritter) Gott das vernünftige und künstliche Feuer, das zugleich Substanz (Materie) aller

Jene hatte ſich bereits in der Sankia- und in der Vedanta-philoſophie ausgebildet; wovon jene dualiſtiſch, dieſe moniſtiſch iſt. Denn nach jener iſt die Seele leidend (bloß Zuſchauer des Weltſchauſpieles), und die Materie thätig; nach dieſer aber iſt Gott die allgemeine Seele, die Seele (des Menſchen) ein Theil Gottes und beyde ohne Wandel. Die Welt dagegen ein Ausfluß Gottes und zugleich wandelbar.

Von der Sankiaphiloſophie unterſcheidet ſich daher die griechiſch-dualiſtiſche, weil dieſe die Seele als das thätige, die Materie als das leidende Princip auffaßte.

Dinge, und als Thätigkeit zugleich die Form derſelben iſt. — Plato und Ariſtoteles ſind (nach Ihm) Vorläufer der Emanationslehre, weil es Beyde auf die Vernichtung der Materie angelegt hatten, da dieſe ihnen nur als das Verneinende in den weltlichen Dingen galt. Von aller Paſſivität der Materie, ſoll dieſe doch nicht ohne alle Rückwirkung auf die Kunſtthätigkeit Gottes, von Ihnen vorgeſtellt worden ſeyn.

Ihr Nichtſeyn alſo begründet doch (nach Ihnen) die Unvollkommenheit der Dinge; daher die Kraft Gottes nicht überall hindringen konnte. Daraus endlich folgt ihre Annahme von Mittelweſen (gewordenen Göttern) und von Geiſtern als Kräften Gottes. S. 18–19.

Von der Vedanta unterſcheidet ſich die griechiſch alexandriniſche Emanationslehre darin: daß dieſe die Seele als Ausfluß (nicht als Theil) Gottes beſtimmte, und daher auch ſchon in der Selbſterkenntniß der Seele eine Rückkehr zu Gott erblickte.

3. In der Vereinigung beyder Denkweiſen des Alterthums liegt die Bedeutung der alexandriniſchen Philoſophie. Sie war das Reſultat des alternden Lebens der claſſiſchen Völker, und zugleich der Übergang in eine neue Zeit. Sie verband zwar das Einſeitige in jeder der zwey Denkweiſen durch das Supplement der andern; aber den Widerſpruch, der in dieſer Miſchung lag, konnte ſie doch nicht loſen. So fehlte der griechiſchen Philoſophie der letzte Zweck (das Ziel des irdiſchen Kampfes) wie der orientaliſchen der Werth der irdiſchen Wirkſamkeit; bey der Vereinigung aber jenes Ziels mit dieſem Werthe, erweiſt ſich das Ziel (die Ruhe der Seele in Gott) als unverträglich mit der Wahrheit des Weltlebens, und umgekehrt dieſe als unverträglich mit jener Ruhe.

4. In der chriſtlichen Denkweiſe lag allein die Ausgleichung beyder.

Sie hielt das Ziel der Orientalen feſt; und führete auf einem andern Wege zur Erreichung desſelben.

In jenen hafteten aber zwey Vorurtheile.

1. Daß die Dinge dieſer Welt eitel, und unſer Thun nur Leidenſchaft ſey.

2. Daß alle Dinge ihrem Weſen nach unvollkommen ſeyen, wegen ihrem Abſtande von Gott.

Beyde Vorurtheile mußten dem Gedanken weichen: daß der Vollkommene (Gott) nur Vollkommenes machen könne.

Dieſer Gedanke in ſeiner Ausbildung machte der Emanationslehre ein Ende, die Ausbildung aber war eine allmählige.

Denn das Chriſtenthum, anfangs mehr mit der Geſinnung und Geſittung der Völker als mit der Wiſſenſchaft beſchäftigt, duldete die Emanationslehre neben ihrer Creationslehre.

Dieſe trat zuerſt in Verbindung mit jener, der Formationstheorie entgegen, daher auch ihre Formel: Creatio mundi ex nihilo.

Nach ihrer negativen Seite ſchloß ſie alle Ana-

logien aus, durch welche das Alterthum das Verhältniß Gottes zur Welt ſich veranſchaulichte.

Nach ihrer *poſitiven* Seite ſtellte ſie Gottes Wirkſamkeit als eine *ſchrankenloſe* und ſein Werk als ein *vollkommenes* auf.

5. Als *Hauptmomente* ihres Streites mit den vorhandenen Theorien laſſen ſich folgende *drey* angeben.

a. Die Creationslehre ſteht in Verbindung mit der Emanationstheorie, um die *unendliche Evolutions*- und die *dualiſtiſche Formationstheorie* zu überwinden. In dieſe Epoche fallt Philo — mehrere Kirchenväter — einige Gnoſtiker — und die neuplatoniſche Schule. — So ſupplirte die Secte der Valentinianer den Dualismus durch eine lange Reihe von Emanationen. Und im Neuplatonism lag der dualiſtiſche Überreſt nur noch in der *Nothwendigkeit* (der Gott ſelber unterworfen war): Sich zu ergießen in unvollkommene Ausflüſſe; die ſich aber neben Gott in ſeiner Vollkommenheit hinſtellte wie ein *zweites* Prinzip.

b) Die Creationslehre bricht ihre Verbindung mit der Emanationstheorie ab.

Origines nähmlich verwarf die langen Reihen der

Emanationen durch die Lehre vom Logos (Ebenbild — Sohn) Gottes, der zugleich der Inbegriff der Geisterwelt in ihrer unmittelbaren Abstammung aus der Gottheit, und in gleicher Verbindung mit derselben war.

Er stellt sich daher über Plotin, der zwar die Emanation auf einfache Momente reducirte; aber zwischen Seele und Gott doch nur ein mittelbares Verhältniß statuirte, denn die Seelen (Geister) sind nicht Verwandlungen Gottes, sondern andre von Gott verschiedene Wesen.

Schwieriger war von ihm der Gedanke vom Übel in der Welt zu überwinden.

Er half sich hier durch orientalische Voraussetzungen: »Weltschöpfung ist ein Strafact für die gefallenen Geister. Gott ist Mensch geworden, damit die Menschen Götter werden.« Mit diesen Voraussetzungen aber vertrug sich der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht (selbst nach der Emanationslehre); der als ein Wesentlicher festgehalten wurde.

Ritter dagegen meint: »Die Schöpfungslehre verlange keinen andern Unterschied als den: daß was Gotte ursprünglich — dem Geschöpfe nur durch Mittheilung zukomme.« Es sei daher auch an-

nehmbar: »Daß Gott dem Geschöpfe Alles mittheile, was Er im Reichthume seines Geistes umfasse; welcher Annahme auch das Christenthum huldige.« S. 36.

c. Diesen (vermeintlich-christlichen) Unterschied soll aber die Dogmatik der Väter nicht auf wissenschaftliche Weise unterstützt haben. Als Haupthinderniß erblickt der Verfasser das Vorurtheil des Alterthums: »Daß die Welt als Werk Gottes unvollkommen sein müsse; und zwar, ihrem Wesen nach d. h. mit all ihren Kräften und ohne Aufhören.«

Dieses Vorurtheil soll nun die Dogmatik zu überwinden gesucht haben in der Trinitätslehre, die sich daher auch als Fortsetzung der Schöpfungslehre in ihrem Anschluße an die Emanationstheorie erweisen soll.

Die Hauptrepräsentanten derselben (Athanasius Basilius, die beyden Gregore) sollen nähmlich einen Unterschied machen zwischen Geschaffen- und Gezeugtwerden aus dem Grunde: weil der Schöpfer, seinem Begriffe nach, besser als das Geschöpf seyn müsse; nicht so der Erzeuger, der gleich gut mit dem Sohn seyn könne.

Dazu soll noch die Ansicht gekommen seyn:

Daß in den Geschöpfen ein Theilnehmen an dem Nichts, Statt finden müsse.

Den Sohn und den Geist Gottes ließ man daher auf andere Weise, als die Welt, aus Gott hervorgehen, d. h. nicht durch den Willen des Vaters, sondern bloß durch die Natur desselben d. h. durch Emanation.

Und doch sagte sich diese Ansicht anderseits wieder los von den Folgerungen der Emanation d. h. von den Unvollkommenheiten des Emanirten; indem sie völlige Gleichheit statuirte zwischen den drei Personen in Gott. Den Grund hievon findet der Verfasser in dem Gedanken: »weil die Geschöpfe der vollkommenen Offenbarung (in Heiligkeit und Seligkeit Gottes) nur durch den Sohn und den Geist theilhaft werden können. Wer aber die Geschöpfe zu Göttern zu machen habe, müsse ja selber Gott seyn.«

d. An diese Trinitatslehre schloß sich später eine Erweiterung der Creationstheorie an in der Lehre von der Ebenbildlichkeit Gottes im Menschen. In dieser sollte der Keim zur Unsterblichkeit und zur Voll-

kommenheit des Menſchen liegen, um der Offenbarun
Gottes durch den Sohn und den Geiſt theilhaft
werden.

Gott war alſo nach chriſtlicher Denkweiſe d
Grund aller Weſen durch Emanation und Cre
tion (und in letzterem Falle mit und ohne Ebenbildlic
keit). In der Schöpfung des Menſchen nach Leib u
Seele — ſollen beide Operationen Gottes zuſammeng
kommen ſeyn; da ſein Leib von der geſchaffenen Er
genommen: die Seele aber dem Leibe unmittelbar v
Gott eingehaucht worden ſey, nach der Ausſage der Offe
barungsurkunde. Das Endurtheil unſers Hiſtorike
lautet: »Dieſe Lehre hat bey aller Mühſamkeit, die
zur Schau trägt, doch den groben Dualismus samm
den feinern Ueberbleibſeln überwunden. Aus dieſer Künſ
lichkeit und Mühſeligkeit erklären ſich aber auch die ſp
tern Mißverſtändniſſe und Zweifel unſerer Zeit in dem
ſelben Thema.«

Das größte aber unter den Mißverſtändniſſen i
daß, welches unſerm Geſchichtsforſcher, wie ſein eigene
Schatten, nachläuft: daß nähmlich die Schöpfungsleh
keinen andern Unterſchied verlange als den: daß da

was Gotte urſprünglich und eigenthümlich zukomme, dem Geſchöpfe nur durch Mittheilung gehöre; und daß demnach Gott einem Geſchöpfe ſeinen ganzen Weſensreichthum mittheilen könne; verſteht ſich, ohne dem Letztern den Character der Creatürlichkeit zu rauben. Allein dieſes Mißverſtändniß hat ſeine Exiſtenz nicht der früheren Künſtlichkeit und Mühſeligkeit zu verdanken; denn was kann einfacher ſeyn, als ein bloß quantitativer oder gradueller Unterſchied zwiſchen Creation und Emanation. Es gibt wenigſtens an Simplicität der Anſicht nichts nach, welche in der Waſſerquelle als natürlichen Gegenſtande, das Original von der Emanationstheorie erblickt. In derley Simplicitäten hat ſich unſer Geſchichtsforſcher als einen ſtrengen Anhänger des Thomismus erwieſen; hat aber ſo wenig wie dieſe mittelalterliche Schule eine Ahnung von der Idee der Creation; nur mit dem Unterſchiede: daß Jener ihr Mißverſtändniß zu verzeihen iſt, da ſie in eine Zeit fiel, in welcher die Theologie den Schlüſſel für die ſogenannt geoffenbarten Wahrheiten noch in der antiquen Speculation zu beſitzen glaubte; und daher auch den

Unterſchied zwiſchen Creation und Emanation als einen zwiſchen partieller und totaler Weſensmittheilung richtig beſtimmt zu haben ſich einbildete.

Was aber jener Zeit nicht einfiel; das hätte doch um ein halbes Jahrtauſend ſpäter einem deutſchen Forſcher in den Sinn kommen können: Daß eine Weſensmittheilung an Geſchöpfe, dieſe Letzteren ja ſelber ſchon vorausſetze, und daß es ſich deßhalb eben darum handelt zu wiſſen: Auf welche Weiſe dieſe urſprünglich eingetreten ſeyen, d. h. Ob durch eine Weſenstheilung Gottes, als Bedingung ſeiner Weſensmittheilung, oder — Ob auf eine andere Weiſe, mit welcher ſich der weſentliche Unterſchied zwiſchen Gott und Creatur und die Vereinigung der Letzteren mit Gott (unter dem Namen Weſensmittheilung) verträgt.

Dieſer qualitative Unterſchied aber iſt es, der ſchon die Religion Iſraels von der der heidniſchen Völker unterſchied, und welchen das Chriſtenthum nicht erſt eingeführt hat, ſondern nur feſthalten mußte; indem ſein Hauptdogma vom Welterlöſer als Sohn der Jungfrau, mit jenem Unterſchiede ſtand und fiel. Denn dieſer Menſchenſohn war nur denkbar als

Product einer neuen Schöpfung auf dem Boden der alten oder urſprünglichen.

Wer nun aber keine tiefere Einſicht in den Gegenſatz vom Juden- und Heidenthume ſich verſchafft hat als die gangbare des Pantheismus, der jenes aus dieſem hervorgehen läßt; der muß dann auch die Trinitätslehre als eine Fortſetzung der Schöpfungslehre anſehen, und für dieſe Anſicht den ſimpeln Grund anführen: weil jene ſich einſt an die Emanationstheorie angeſchloſſen.

Jene hat ſich aber im Judenthume ſo wenig wie im Chriſtenthume an die Emanationslehre angeſchloſſen; wohl aber konnte die Reconſtruction der Trinitätslehre in der Schule die Emanationslehre nicht umgehen, ſeitdem die Schule in der Reconſtruction der Schöpfungslehre ihre Zuflucht zur gangbaren Emanationstheorie genommen. Als daher die Väter die Unterſcheidung zwiſchen Zeugen und Erſchaffen einführten, und jenes als eine natürliche, im Gegenſatze zu einer freyen (beabſichtigten) Bethätigung Gottes feſtſtellten; da erhielt auch die Schultheorie von der Schöpfung als einer Emanation Gottes, den erſten Stoß.

Der zweite Stoß wäre von St. Auguſtin zu

erwarten gewesen, nach seinen Forschungen über die göttliche Trinität zu schließen. In diesen hatte er es zur Überzeugung gebracht: daß auf die Ausmittlung des Verhältnisses der drey Personen zu einander in der Einen Gottheit, die Momente des logischen Begriffs keinen Einfluß nehmen dürfen; wenn die Kirchenlehre in ihrer Reinheit erhalten werden solle.

Augustin's Seelen- und Geisteslehre aber stand noch zu sehr unter dem Einflusse des Neuplatonismus, als daß Ihm der Unterschied zwischen Natur- und Geistesleben als ein wesentlicher — hätte verbieten können: die Setzung beyder Lebensprincipe auf dem Wege der Emanation zu versuchen.

Er steht daher wohl für die Erschaffung aus Nichts ein, und erklärt sogar die Unvollkommenheit der Creatur aus der Theilnahme derselben an dem Nichts; stellt aber auch den Geist in allem geschöpflichen Daseyn als ein wesentlich göttliches Princip auf (*).

(*) So sagt Augustin: Spiritus vitae, qui vivificat omnia, Creator est, et omnis Creati spiritus, Deus est, in quo, ex quo et per quem vera sunt, quae vera sunt omnia.

Unſer Hiſtoriker bemerkt richtig: daß jene Participation am Nichts ein Überbleibſel von der alten Lehre über die leidende Materie ſey; aber ſehr unrichtig iſt ſeine Bemerkung: daß die Väter (die zwiſchen Zeugung und Erſchaffung unterſchieden) ſich von den Conſequenzen der Emanation doch wieder losgeſagt hätten, nämlich von der Unvollkommenheit des Emanirten.

Er meint alſo: Sie wären conſequenter verfahren, wenn ſie zwiſchen den drey Perſonen keine völlige Weſensgleichheit feſtgeſetzt, und den Sohn wie den Geiſt, als Emanationsproducte des abſoluten Princips, unvollkommner als dieſes Letztere aufgeſtellt hätten.

Dann hätten die Väter allerdings nichts Anderes als eine ſchlechthinige Übertragung des Zeugungsprozeſſes im Geſchlechtsleben der Natur auf das abſolute Lebensprincip verſucht, mit dem Unterſchiede: daß der eine geſchlechtliche Factor ſelbſt als ein Product von einer geſchlechtloſen Zeugung auftritt; bevor beyde Factoren zuſammen die dritte Perſon als das Product beyder ſetzen. Das wollten und konnten aber die Väter nicht thun; da die Offenbarung die drey Perſonen nicht in das Verhältniß zu einander bringt, wie die Elemente

des Familienlebens: Vater, Mutter und das Kind; wovon dieses nie die vollkommene Ausgleichung des geschlechtlichen Gegensatzes ist, weil es immer nur die eine oder die andere Seite desselben an sich trägt.

Die Väter haben also offenbar den Begriff von der Zeugung im Naturleben durch die Idee vom Absoluten (als Realprincipe) modificiren lassen, ehe sie sich an die Deutung der positiven Trinitätslehre wagten.

Der Grund aber von jenem vorsichtigen Verfahren und von der Gleichstellung der drey Personen in der Gottheit ist offenbar die Voraussetzung von der Wesensverschiedenheit zwischen Gott und der Creatur; nicht aber der vom Verfasser angeführte: »daß, wer die Geschöpfe in Götter umzusetzen hätte, selber ein Gott seyn müsse.« Diese Umschaffung aber ist nichts Anderes als die Wiedergeburt durch die Wiedervereinigung des menschlichen Geistes mit Gott, von dem er sich im Abfalle von Ihm getrennt hatte; nicht aber eine Vernichtung des Creatürlichen, um an dessen Stelle das göttliche Wesen zu setzen. Was will nun die ritterliche Bemerkung sagen: »Von Gott sollen wir geschaffen seyn (d. h. behaftet mit einer wesentlichen

Unvollkommenheit), hinterher aber sollen wir doch von Gott eine Vollkommenheit auf einem Umwege erhalten.« Seit wann und von Wem ist denn im positiven Christenthum das Erlösungsfactum als ein Lückenbüßer des ursprünglichen Schöpfungsfactums aufgestellt worden?

Diese Ansicht wäre freylich eine seltsame Künstelei, die aber doch nicht im Stande wäre: von Gotte als Weltkünstler den Vorwurf der Stümperei fern zu halten.

So viel dem Verfasser als Geschichtsforscher. Denen aber, die es uns vielleicht zum Vorwurfe machen: mit der katholischen Tradition gebrochen zu haben, weil wir Uns den Engel der mittelalterlichen Schule nicht zum Jehova-Engel auf der Reise durch die Wüste der Speculation ins gelobte Land der Theologie gewählt haben, möge zur Auskunft dienen: daß der Bruch mit der Schule und ihrer Tradition noch kein Bruch mit dem Fundamente ist, auf dem schon viele Schulen entstanden und untergegangen sind. Dieses Fundament ist kein anderes, als der Fels, den Gott selber in den Zeitenstrom gesenkt hat, Christus — Gestern, Heute und Morgen — ewig derselbe.

2. Der moderne Tritheismus.

Unter jene untergegangenen Schulen gehört auch die einſt den Tritheismus ans Tageslicht brachte, deſſen Reſtauration ſich der katholiſche Prieſter Joh. Diſchinger in vollem Ernſte angelegen ſeyn läßt (*). Denn nach ſeiner Anſicht ſoll »bisher die wiſſenſchaftliche Behandlung der chriſtlichen Trinitätslehre ſich über den theogeniſchen Prozeß noch nicht erhoben haben.« Zum Belege führt er eine Stelle aus unſerer Vorſchule zur ſpeculativen Theologie (alter Auflage?!) an: »Iſt Gott als Seyn durch ſich auch deshalb ſchon Erkennen durch ſich, d. h. abſolutes Selbſtbewußtſeyn; ſo wird der Charakter dieſes abſoluten Selbſtanſchauens eben darin beſtehen: daß Er ſein abſolutes Seyn als ſolches ſich unmittelbar zum Objecte der Anſchauung macht. Mit andern Worten: daß er ſich in ſich als Subſtanz real entgegenſetzt oder verdoppelt u. ſ. w.« Es wäre

(*) Philoſophie und Religion oder ſpeculative Entwicklung ihres normalen Verhältniſſes im Gegenſatze zur mythiſchen Auffaſſung. Bevorwortet von Dr. Fr. A. Staudenmayer. 1848.

überflüssig: dieselbe Stelle nach ihrer Verbesserung in der neuen Auflage anzuführen; da diese nur darin besteht: daß statt des Ausdruckes Seyn durch sich der andere Seyn schlechthin zu dem Zwecke gebraucht ist, um die Verwandtschaft des frühern Ausdruckes mit dem scholastischen Gedanken von der Aseität Gottes zu vermeiden; die Gegenbemerkungen aber unsers Theologen S. 200 diese Veränderung gar nicht berühren. Sie lauten nämlich: »Hier wird kein anderer, als nur ein Erkenntnißprozeß angenommen, als ob alles Leben nur Wissen und Erkennen wäre — und diese Erkenntnißform wird nur in der Reflexion, nicht aber in der Zumalheit mittelst Anschauen, aufgefaßt. Es wird in Gott ein Schaffen angenommen; denn ein Substanzsetzen ist der adäquateste Ausdruck für das Schaffen.«

Unsere Erwiderungen auf einzelne Puncte dieser Bemängelung haben nun gar nicht die Absicht: dem Kritiker sein Verdienst: den theogonischen Prozeß in der speculativen Reconstruction der Trinitätslehre vermieden zu haben, zu schmälern. Wer weiß denn nicht: daß in den Tagen der Hungersnoth Gegenstände aus dem Pflanzen- und Thierreiche das Glück erleben, in das

Gebiet der Nahrungsmittel hereingezogen zu werden (ja die ſpäter ſogar als Leckerbiſſen auf den Tafeln der Vornehmen prangen), von denen man ſich außer den Tagen der Noth mit Abſcheu weggewendet; man denke nur an die langweilige Schnecke und an den in der retrograden Bewegung meiſterlichen Krebs. — Und iſt es etwa in der Wiſſenſchaft anders? Wer kennt aber nicht die ſchwere Noth unter den Anhängern der modernen Monadologie: Aus der zahlloſen Menge einfacher Weſen eine Monas herauszufinden, die ſich an die Spitze aller andern ſtellen ließe, zu dem Zwecke: um dieſe nicht als massa damnata wegen ihrer Gottloſigkeit behandeln zu müſſen, und ihre Vertheidiger zugleich von dem ſchweren Vorwurfe des Atheismus zu erlöſen. Welcher Hoffnungsſtern muß den Letztern plötzlich am Horizonte der Wiſſenſchaft aufgehen; wenn ſie auf theologiſchem Boden die alte Trinitätslehre, ohne allen theogoniſchen Prozeß, bloß durch die Zumalheit dreyer Monaden, zu neuen Ehren gebracht erblicken! Hat nicht auf einmal die Frage nach der Einen Monas für die Spitze des Univerſums allen Sinn verloren; wo drey von Ihnen den Chriſtengott ſiegreich in dieſe Weltanſicht einführen?

Doch zur Sache, d. h. zu unſeren Erwiederungen, die bloß zu zeigen haben: daß Andere, auch bey dem beſten Willen, ein Schüler des Critikers zu werden, an gewiſſen Behauptungen gegründeten Anſtoß nehmen müſſen. So iſt z. B. alles Leben freylich nicht bloß Erkennen oder Wiſſen; allein — was auch das Leben Mehr enthalten möge, wird das Leben nicht das Wiſſen und Erkennen zur Vorausſetzung haben müſſen; ſelbſt in dem Falle: daß dieſes Wiſſen nicht durch Reflexion, ſondern durch ein Jumal-Schauen ohne alle Reflexion, zu Stande kommen ſollte? Iſt denn im Leben des Menſchen das Gewiſſen nicht vom Wiſſen bedingt? — Oder — hat die Thierwelt aus einem andern Grunde vielleicht kein Gewiſſen, als weil ſie ohne Wiſſen iſt? —

Ferner iſt der Ausdruck: »Eine Subſtanz ſetzen« nichts weniger als der adäquateſte Ausdruck für den Gedanken von der Schöpfung. Denn um die Setzung der Subſtanzen handelt es ſich auch im Emanationsprozeſſe; ſey das Product deſſelben nun das producirende Princip dieſes Prozeſſes ſelber (als Monas, als numeriſches Ganze), oder nur ein Bruchtheil derſelben. Die alte Vor-

ſchule aber ſagte: »Wenn Gott ſchaffet (ſchöpfet); ſo ſetzt er nicht ſein Weſen — das unerſchaffene.«

Das Subſtanzſetzen mittelſt der Creation unterſcheidet ſich daher von dem in der Emanation nur dadurch: daß dort das Product der Setzung ein weſentlich (qualitativ) Anderes iſt, als das Princip der Production. — Allein, das Product muß mit dem Principe doch in einem innern Zuſammenhange ſtehen; weil im widrigen Falle Gott zu ſeiner Welt nur durch einen Willküract oder durch Zufall gekommen wäre; wie etwa eine volle Geldbörſe zu einem Loche, und dadurch ihr Beſitzer zum Wohlthun wider Willen für den Finder des durchgefallenen Goldſtückes. Sollte nun auch kein innerer Nexus zwiſchen Product und Princip in Bezug auf das Weſen des Princips Statt finden; ſo kann das Product doch mit der innern Gedankenwelt des Princips zuſammenhängen; wenn nähmlich jene nicht bloß das Sichwiſſen des Princips, ſondern auch ein durch dieſes vermitteltes Wiſſen um ein Andres, zu ihrem Inhalte hätte; wenn auch dieſes Andre urſprünglich nur als bloßer Gedanke in die göttliche Intelligenz eingetreten wäre, dieſem aber, wegen ſeinem dialectiſchen Zuſammen-

hange mit dem realen Denkleben Gottes, ebenfalls die Realiſirung (Subſtanzialiſirung) durch die göttliche Willensmacht zu Theil geworden wäre.

Wir können daher allerdings mit Diſchinger ſagen: »Die Welt iſt Gottes Werk, nicht doch Gottes Natur« aber nur mit dem Zuſatze: daß jenes Werk nicht außer allem Zuſammenhange mit Gottes denkender und wollender Natur ſtehe. — Wir können ferner mit Ihm ſagen: »Die Welt iſt kein Element im Leben Gottes« aber auch mit dem Zuſatze: der Subſtanz oder Weſenheit Gottes nach. Im Denkleben aber Gottes muß die Welt ein Element ſeyn, folglich ein Formales, das man deßhalb Moment zu nennen gewohnt iſt.

Wir können aber nicht mit Ihm ſagen: »Gott muß ein, ohne Prozeß vollendetes Weſen ſeyn« ſo lange Er dafür keinen beſſern Grund anführt, als den: »weil die Endlichkeit in Gott hineingetragen, Gott ſelbſt vernichten würde.« Denn dieſe Endlichkeit kann freylich nicht ihrer Subſtanz nach in Gott hineingetragen werden; wohl aber ihrem formalen Gedanken nach, der die nothwendige Vorausſetzung für ihre reale Hypoſtaſirung war.

Wir müſſen hier noch bemerken: daß Gott, wie-

wohl ohne Prozeß ein vollendetes Weſen, doch »das Urſeyn und Urleben« genannt und ſogar behauptet wird: »daß Er der Urlebendige nicht ſeyn könne, ohne in ſich ſelbſt perſonificirt, ſelbſtbewußt zu ſeyn.«

Wer nun hier die Frage an unſern Theologen ſtellen wollte: Ob Gott ſich ſelber perſonifizirt habe, d. h. die ausſchließliche Urſache ſeines Selbſtbewußtſeyns ſey; der würde zur Antwort ein ſchnödes Nein erhalten. »Kein Leben (heißt es) beſteht in einer Monas. Dieſe kann nicht thätig ſeyn.« — Man wird anfangs verſucht: dieſem Satze zu begegnen mit den Worten: Wir wollen vor der Hand nur wiſſen: ob in einer Monas ein Leben entſtehen könne, und daher abgeſehen davon: Ob das entſtandene beſtehen werde; allein der Nachſatz: »Die Monas kann nicht thätig ſeyn« läßt uns bald jene Erwiederung gegen die Frage austauſchen: Wie ſoll eine Monas nicht thätig ſeyn können; da unter dieſem Namen hier doch nur ein abſolutes Lebensprincip verſtanden werden kann?

»Jede Thätigkeit, lautet nun die Antwort, erfordert eine Anderheit, als Gränze der Thätigkeit; folg-

lich iſt eine Selbſtheit (Perſon) nur in Bezug auf eine andere Selbſtheit thätig.« — Unſere Bedenklichkeit dagegen: daß in dieſem Falle jede von den drey Monaden keine abſolute ſeyn könne, weil ſie für ihre Thätigkeit (Erſcheinung) auf eine Monas außer ihr angewieſen wäre; daß ferner dieſe andere Monade bey gleicher Abhängigkeit von einem fremden Seyn ebenfalls zu keiner eigentlichen Selbſtthätigkeit ſich erheben könne, wird abgewieſen mit der Weiſung: »Die ganze Thätigkeit der Monas iſt nur durch die Zumalheit möglich; folglich iſt auch die Anderheit keine geſetzte, gewordene.« — Allein — dieſe Möglichkeit bleibt ſo lange eine platte Unmöglichkeit; ſo lange nicht dargethan iſt: Wie jede von beyden durch ſich und für ſich zur Thätigkeit komme; abgeſehen von der Coexiſtenz der zwey andern Monaden und ihrer Thätigkeiten. Denn iſt keine von den Dreyen durch und aus ſich einer Thätigkeit fähig; ſo kömmt es überhaupt zu gar keiner Thätigkeit. Hat aber auch nur eine Einzige die Kraft zur Selbſtthätigkeit im eigentlichen (abſoluten) Sinne; ſo müſſen zwar die andern Unfähigen mit der Fähigen zumal exiſtiren, um durch die erſte in Thä-

tigkeit verſetzt zu werden; aber ſie müſſen nicht zumal mit ihr thätig ſeyn, um überhaupt thätig ſeyn zu können. Sind aber alle Drey bloß auf Sich angewieſen für ihre Selbſtthätigkeit; ſo iſt ihre Coexiſtenz (Zumalheit) ſo wenig der Grund zu ihrer zumaligen Thätigſeyn (Existere), als dieſe der Grund ſeyn kann von ihrem zumalen Seyn (Esse).

Was endlich den Schlußſatz betrifft: »folglich kann die Anderheit keine geſetzte ſeyn« (bey der Vorausſetzung nämlich: daß die ganze Thätigkeit der erſten Monade nur durch die Zumalheit der Zweiten und Dritten möglich ſey); ſo iſt er ganz richtig; ſey's nun: daß das Zumal auf das Seyn oder ſogar auf das Daſeyn (Thätigſeyn) bezogen werde.

Allein die Behauptung: »daß die Anderheit keine geſetzte (gewordene) ſeyn könne« iſt in den Worten noch nicht begründet: »daß die Thätigkeit der erſten Monade nur möglich ſey (eintreten könne); wenn dieſer für ihre Thätigkeit bereits die Gränze in dem Zugleichſeyn mit der andern Monade angewieſen ſey.« Es müßte nämlich zuvor noch dargethan ſeyn: daß jene Gränze auf keine Weiſe ſchon in der erſten Monas als

solcher liegen könne, etwa in der Urbestimmung derselben: Ihre ursprüngliche Unbestimmtheit (ihr Ansichseyn) in einer Selbstbestimmtheit aufzuheben und diese als Selbstbewußtseyn zu besitzen, das wieder nur das Resultat aus dem Processe der Selbstobjectivirung (der Vergegenständigung durch Gegensetzlichkeit) seyn könnte Diese Monas hätte also die Gränze für ihre Thätigkeit an der Verdopplung Ihrer selbst. Und es würde sich nach dem Eintritte derselben nur noch um die Bezeugung handeln: daß der Gegensatz, in welchem die Monas mit Sich selber getreten ist, ein vollendeter, d. h. ein Gleichsatz sey. Jene Bezeugung aber würde eintreten; wenn beyde Monaden (die ursprünglich setzende und ursprünglich gesetzte durch Emanation) eine dritte Monade, als Product der Emanation, setzten, welches in seiner Gleichheit mit Jedem ihrer Erzeuger, die Gleichheit derselben (als Glieder des ursprünglichen Gegensatzes) bezeugte. Hiemit wäre zugleich der Prozeß der Selbstbestimmtheit der Urmonas geschlossen.

Uibrigens läßt sich durchaus nicht mit dem Character der Absolutheit einer Monade vereinbaren der Umstand; daß ihr die Gränze ihrer Bethätigung von Au-

ßen her, von einem Seyn und Daseyn außer und neben ihr angewiesen werde; welche Gränze hier über dies noch als der Möglichkeitsgrund ihrer Bethätigung gelten soll. —

Wir fahren fort: Von jener Anderheit (als einer nicht gesetzten nichtgewordenen folglich ewigen) wird ferner prädicirt: »Sie ist keine todte, sondern eine gleichberechtigte Person deßhalb, weil jede Selbstheit nur in Bezug auf die andere thätig sey; so daß zwischen ihnen kein Prius und kein Posterius stattfinden könne.« — Es handelt sich aber hier nicht bloß um eine Negation des Todtseyns, sondern um die Affirmation eines Lebens aus und durch sich; weil dies die Selbstbezeugung eines Seyns schlechtweg seyn soll. Daß sodann die Lebenserscheinungen der existirenden Menaden mitsammen in eine Relation treten werden, das ist nur Nebensache; weil die Hauptsache eben darin liegt: Ob die Thätigkeit jeder von Ihnen entweder von der Zumalheit ihres Seyns und Daseyns abhängig oder unabhängig von jener sey; denn es handelt sich hier um nichts, als um den Beweis der Absolutheit des Seyns durch die Absolutheit des Erscheinens (Lebens). Das

Leben an sich (in Potenz) aber kann selbst jener Monade nicht abgesprochen werden, die für ihre Entfaltung auf den Einfluß einer coexistirenden Monade angewiesen ist. Beyde sind hier ebenfalls als gleichberechtigte anzusehen, weil keine von der andern, in Bezug auf ihre Abhängigkeit vom fremden Daseyn für den Eintritt ihres eigenen, etwas Voraus hat; selbst in dem Falle: daß die eine älter (der Zeit nach früher) als die andere, und diese jünger (der Zeit nach später) als jene sey.

Ist aber ein Lebensprinzip durch oder aus sich, sich selber offenbar; so läßt sich zwischen Seyn und Bewußtseyn desselben, gar kein Intervallum mit Grund ansetzen. Mit andern Worten heißt dies: Das Princip, (als Ansich oder unbestimmtes) ist als die Voraussetzung zwar, aber auch als die immerdar aufgehobene Voraussetzung für seine Selbstbestimmtheit (Persönlichkeit) anzusehen. Daraus folgt aber noch gar nicht: daß diese Voraussetzung (das Ansich) eine nichtige deßhalb sey, weil sie eine bloß formale (gedachte) ist. Denn wäre sie schlechthin nichtig, so wäre auch die Selbstbestimmtheit (als eine Bestimmtheit aus und durch sich) eine nichtige, und in diesem Falle entweder als eine

gegebene ſchlechtweg, oder als eine abhängige vom fremden Seyn zu denken. Das entweder aber wäre nur dann denkbar, wenn der Act, wodurch ein Seyn urſprünglich geſetzt wird, zugleich der Act wäre, wodurch daſſelbe zerſetzt (differenzirt) wird; wie man z. B. von dem Principe des Naturlebens zu behaupten pflegt: Daſſelbe ſey urſprünglich differenzirt geſetzt. Wer dies faſſen kann, der faſſe es. Die Inſeparabilität aber zweyer Acte iſt nie zu verwechſeln mit der Identität derſelben.

Doch — wir ſind hiemit noch nicht am Ende, denn unſer Theologe behauptet überdies: »Dieſes ſimultane Wirken der Perſonen erfordert aber eine Verſchiedenheit in der Natur der Wirkenden, da dieſe nicht zugleich Intelligenz oder Willen ſeyn könne. Die eine Selbſtheit wirkt nur, weil die andere zu gleicher Zeit eine andere Wirkung hat, die an ihre Natur gebunden iſt. Folglich giebt es nicht bloß mehrere, ſondern auch verſchieden wirkende Selbſtheiten zu gleicher Zeit.«

Dieſe Folgerung aber iſt noch nicht erſchöpfend, ſie müßte vielmehr lauten: Es gibt nicht bloß eine Plurali-

tät, sondern selbst eine Heterogenität von Personen, da ihre verschiedene Wirkungsweise nicht in der Zufälligkeit ihrer Willensactionen, sondern in der Verschiedenheit ihrer Natur ihren nothwendigen Grund hat. — Die frühern Behauptungen unsers Theologen haben allerdings das Prius und Posterius in der dreyeinigen Gottheit vermieden und sind der Weisung des athanasischen Glaubenssymbolums treulich nachgekommen. Dieses dringt aber noch darauf: daß auch jedem Majus und Minus von jeder Auffassungsweise der Eingang in das Symbol verwehrt werde; was aber unserm Theologen diesmal mißlungen ist. Denn nach seiner Vorstellung ist jede von den drei Personen in dem Besitze dessen, was die andere Person nicht hat, und daher auch die Ergänzung der Letzteren genannt wird. »Solche Acte, die einander ergänzen und möglich machen, sind immanente im Gegensatze zu den emanenten, wo ein Prius und Posterius vorhanden ist.« Allein — nicht bloß die Acte, sondern auch die Naturen ergänzen einander; da diese als die realen Bedingungen von jenen angesehen werden müssen. Aus der Scylla wäre daher unser Dampfer grade in die Charybdis hineingesteuert und es ist zu

befürchten: daß diese Klippe das Fahrzeug abermal der frühern wie einen Spielball zuwirft, denn es heißt:

»Wenn daher, nach der christlichen Lehre, von einem Erzeugen des Sohnes und von einem Hervorgehen des heiligen Geistes vom Vater die Rede ist; so besteht der Vater nicht vor dem Sohne und dem heiligen Geiste. Die Nichtbeachtung dieser Immanenz und Emanenz führte zu unrichtigen, verzeitlichenden Auffassungsweisen der Trinität.« Diese Verzeitlichung aber sollte der Theologe nicht so hoch anschlagen; so lang seine Auffassung der Trinität der Veräumlichung noch ein honettes Plätzchen gönnt, denn diese ist mit der »Zumalheit« Eins und Dasselbe.

Ferner müssen wir fragen: Ob die Personen in der Trias eine Erkenntniß von ihren Actionen als ergänzenden besitzen? Fällt die Antwort bejahend aus, so muß sie auch zugestehen: daß jene Erkenntniß nur durch Beziehung der Thätigkeit auf ihre entsprechenden Ursachen d. h. durch Reflexion auf die ergänzende Natur der andern Ursache erreicht werde, die sich doch nur in der Zeitform vollzieht. Die Zeitform der Reflexion ist hiemit so wenig wie die Raumform der Zumalheit aus dem

Leben der absoluten Monaden zu verbannen; aber eben weil diese als schlechtweg seyende, nicht creatürliche Substanzen sind, so müssen jene Formen auch als absolute (nicht creatürliche) Formen gedacht werden, und nie sind jene durch diese (und umgekehrt) zu suppliren.

Daraus erklärt sich: wie das Symbol von einer Zeugung des Sohnes durch den Vater, und von einem Ausgange des Geistes von beyden im eigentlichen Sinne spricht, und doch darunter keine Zeugung, wie sie im Gebiete der Endlichkeit vorkömmt — verstanden wissen will, welchen Umstand das Symbol durch den Beysatz: von Ewigkeit (zeugen und ausgehen) ausdrückt. Die Zeitform ist also hiemit keineswegs schlechthin, sondern bloß als endliche negirt. Ein ewiger Zeuger ist hiemit so viel als ein absoluter Zeuger, d. h. ein solcher, der für diese Bethätigung nicht auf einen Miterzeuger angewiesen ist.

Sollte dagegen die Zeitform schlechtweg negirt seyn; so würde es auch einer orthodoxen Auslegung des Symbols ganz gleichgültig seyn: Ob Jemand den Ausgang des Geistes vor dem des Sohnes ansetzte *). Denn mit

*) An diese Gleichgültigkeit erinnert eine Stelle in Oischin-

der Negation aller Zeitform ist der Lebensproceß im absoluten Principe, als solcher nothwendig mit vernichtet.

Uebrigens hat der Theologe nicht ganz unrecht, wenn er warnt: den Vater nicht vor dem Sohne zu setzen; allein jene Warnung ist in ihrem vollen Rechte doch nur unter Voraussetzung jenes Processes. Denn der Vater ist allerdings nicht vor dem Sohne zu setzen, da das absolute Princip erst durch die Zeugung des Sohnes, zum factischen Vater wird, vor jener aber nur potenzieller Vater, als Princip, ist.

Nothwendig dagegen besteht der Vater als solcher vor dem Geiste, da dieser nicht vom Vater allein, sondern zugleich vom Vater und Sohne ausgeht; (wie auch in diesem Momente ein anderes Ziel, als im ersten Momente des Processes, erreicht werden soll.) —

Auffallend ist es: daß das Symbol diesen zweiten

---

gers früherer Schrift (Grundriß zu einem neuen Systeme der Philosophie 1813) S. 73 „Der Vater erzeugt nicht ohne den Geist, sondern im Geiste den Sohn, in der gleich ewigen Einheit.“ Die Gegenbemerkungen hiezu sind in Jac. Zukrigels wissenschaftlicher Rechtfertigung der christlichen Trinitätslehre nachzulesen.

Ausgang nicht mit dem Ausdrucke: Zeugung belegt hat, wiewohl jener, der Zeugung im Gebiethe des creatürlichen Lebens zum Theil näher steht, als die Zeugung des Sohnes; da diese nur Ein Princip voraussetzt, jener Ausgang aber zwey Principe (Vater und Sohn). Allein da diese nicht in einem geschlechtlichen Verhältnisse zu einander stehen, (worin beyde Coefficienten in der gemeinschaftlichen Angelegenheit einander ergänzen, jeder von beyden als Minus das Plus des Andern (und umgekehrt) in sich trägt); so hat jenes symbolisirende Zeitalter den letzten Moment im Lebensprozesse des absoluten Princips mit dem Worte: Spirare zu bezeichnen vorgezogen.

Hiemit hätte nun zwar der Tadel aus dem Munde unsers Kritikers seine Berichtigung gefunden; wir haben aber auch noch ein Wort des Lobes an ihn zu richten, welches seine fast herbartische Opposition gegen die Aseität im alten und neuen Style sich verdient hat. So liest man S. 185: »Durch den cosmologischen Beweis wird Gott als das sich selbst genügende Wesen unterschieden von der Welt als dem relativen Seyn. Gott kann daher kein Begriff seyn, Er ist ein lebendi-

ges Wesen, und zwar das höchste, welches die Ursache von andern Wesen, aber nicht für sich ist. Dieses will sagen: Gott ist das Verursachende der Welt. Daraus leuchtet ein: Wie widersprechend es ist, von einer Causa Sui (Aseität) zu reden.« —

Wir vermissen aber in dieser Rede den Unterschied zwischen zweyerley Bestimmungen dieses Begriffes, wovon die eine unter dem Worte Sui die Erscheinung, die andere darunter das Seyn als solches versteht (und zwar unter der Voraussetzung der nichtzulässigen Vereinerlichung der Ursache mit ihrer Wirkung und umgekehrt dieser mit jener, selbst in Bezug auf das Leben Gottes).

Wir sehen ferner nicht ein: Warum Gott nur deßhalb ein lebendiges Wesen seyn solle, weil Er kein Begriff sey, als ob dieser kein Moment im Processe eines Lebensprincipes seyn könnte; was er doch nothwendig seyn muß, wenn sich darthun läßt: daß im Begriffe als formaler Allgemeinheit ein Seyendes in realer Allgemeinheit, sein Bewußtseyn in jenen Gedanken erreicht. Ob aber ein Wesen, das nur im Begriffe zu Sich kömmt, darin den Beweis für seine Absolutheit liefert, ist freylich noch eine andere Frage. Ob sich nun unser Theologe

dafür interessire, dies zu erfahren, wollen wir ihn weiter vernehmen.

»Wenn man die Categorie von Ursache und Wirkung in die reale Sphäre einträgt; so ist ein Wesen nur Ursache von einem andern Wesen; denn nur in Bezug auf die Anderheit hat jene Categorie Bedeutung und Sinn, folglich kann kein Wesen sich selbst Ursache und Wirkung seyn. Daher denn der Begriff der Selbstverursachung in sich selbst zusammenfällt. Eben so falsch ist der damit zusammenfallende (jetzt ganz gewöhnliche) Terminus der Aseität. Man hypostasirt jene Kategorie und versetzt sie in Gott selbst als den dunkeln Grund.« (Eine Stelle aus der schellingischen Lehre wird zum Beweis angeführt). — Dieses Raisonnement ist wenigstens sehr übereilt, und erklärt sich aus dem Mangel der Oben angeführten Nichtunterscheidung des zweyfachen Sinnes im Begriffe der Causa Sui.

Die Bedingung sine qua non von dem Vorgange im Menschen: Etwas außer Ihm, als ein Anderes zu Ihm aufzufassen, ist unstreitig: daß Er an Ihm selber die Unterscheidung zwischen Sich und einem Andern an Sich vorgenommen. Mit andern Worten: daß er

zwischen dem, was man gewöhnlich das Beharrliche im Wechsel (Veränderung) nennt, und zwischen der Veränderung (als dem Andersseyn an jenem Beharrlichen) unterschieden habe.

Diese Unterscheidung aber macht der Mensch nur als Geistwesen (in wesentlicher Verschiedenheit von Sich als psychischem Individuum). Dort ist die ursprüngliche reale Sphäre, die Urstätte zu suchen, aus welcher der Gedanke von der Ur-Sache (in Ruhe und Bewegung als Substanz und Causalität) hervorbricht. Es ist dieser Gedanke nichts anders, als der des Geistes von Sich, als der Mit-Bedingung seines Selbstbewußtseyns; in welchem Er nicht bloß Sich als Erscheinenden, sondern durch diese hindurch auch Sich als Seyenden denkt, und deßhalb, im Unterschiede vom bloßen Erscheinungsdenken — Sich weiß.

Ist aber der Geist der Realgrund (Substanz); so ist Er auch die Hypostase seines ursprünglichen Denkens, und der Gedanke mit dem Inhalte der Causalität — bedarf keiner Hypostasirung, um zu seiner Realität zu kommen; er bedarf derselben auch nicht, um aus der ursprünglichen Sphäre des Geistes in andere

Regionen über und neben der seinigen versetzt zu werden; Es hat jener Gedanke denselben Inhalt mit dem Gedanken, der seinen gewöhnlichen Ausdruck in dem Worte Ich gefunden. Zur Categorie aber stempelt die Wissenschaft erst seinen Kerninhalt; wenn sie gefunden: daß der Geist sich desselben als eines nicht bloß regulativen, sondern constitutiven Maaßstabes bedient und bedienen muß; wenn Er sich als Denkgeist nicht aufgeben will. Er bringt nämlich denselben überall und nothwendig in Anwendung, wo er Erscheinungen wahrnimmt, die er nicht auf Sich als Seyn beziehen kann und doch beziehen muß, nach dem innern Gesetze seines eigenen Lebens. Daher kömmt es nun, daß Er der Totalität der äußerlichen Erscheinungen, ein Realprincip vindicirt, das er die Substanz der Natur nennt, und dabey sich wohl bewußt ist: daß Er damit einen Act vollzogen, den die Natur als solche selbst in ihren höchsten Gebilden nie vollziehen kann.

Er überträgt den Gedanken von der Substanz sogar auf den Gottesgedanken, den er zu denken so wenig als das Thier im Stande wäre, wenn Er sich nicht zuvor als Mit-Ursache seiner eigenen Erscheinungen ge-

fnnden hätte. Denn eben, weil ſich der Geiſt, nicht als die ausſchließliche und alleinige Bedingung ſeiner Erſcheinungen findet, da er für dieſe auf eine mitwirkende Urſache Seines Gleichen angewieſen iſt; ſo verhindert ihn dieſe Abhängigkeit im Erſcheinen Seiner ſelbſt: Sich als ein unabhängiges, als ein ſchlechthinniges Seyn zu erfaſſen, das für ſeine Selbſtoffenbarung nun und nimmer auf ein Daſeyendes außer ihm angewieſen ſeyn könnte.

Dieſes Seyn aber, wovon der Geiſt das ſeinige als bedingt ſich denkt, muß er ſich mit derſelben Nothwendigkeit als eine Realität außer Sich vorſtellen, mit welcher er ſein Ich als Reales weis. Es hat der Gedanke von jenem Seyn nicht bloß die Negation des negativen Momentes (das in der Bedingtheit, Unſelbſtſtändigkeit liegt) zu ſeinem Inhalte; ſondern auch das poſitive Moment der Realität, das an dieſer Stelle als Urrealität ſich einfindet; weil der Denkgeiſt mit jenem Gedanken zugleich den Regreß in das Infinitum abbricht; da der Prozeß, in dem der Geiſt ſich als bedingten denkt, mit der Negation dieſer Negativität zum Abſchluße kömmt.

An jenem Prozeß aber ſchließt ſich alsbald ein

zweiter an, der ſeinen Ausgang vom unbedingten Seyn nimmt. Denn dieſes Seyn muß der Geiſt nothwendig als Unabhängiges in ſeiner Selbſtoffenbarung von allem Seyn außer ihm feſthalten (ſelbſt für den Fall: daß das Letztere neben jenem gegeben wäre) An den Gedanken der Unbedingtheit (der Unabhangigkeit im Seyn) ſchließt ſich demnach der Gedanke der Unbeſchränktheit (der Unabhängigkeit im Erſcheinen) dialectiſch an; beyde Momente aber verbindet der Geiſt zur Einheit in dem Ausdrucke der Unendlichkeit, im Gegenſatze der Endlichkeit (Creatürlichkeit). Und dieſes Unendliche iſt die Causa Sui, wenn unter dem Sui die Selbſtoffenbarung (als manifestatio Dei ad intra) verſtanden wird, und welche zugleich einer zweiten Offenbarung (ad extra) als Schöpfung des Weltganzen als Bedingung vorausgeht, und zu dieſer den graden Gegenſatz bildet.

Da wir aber hier keine Abhandlung über den Urſprung der Categorien ſchreiben wollten; ſo können wir uns noch weniger auf den Urſprung jenes Gedankens in Gott einlaſſen, der als Weltcategorie, in der Schöpfung von der Willensmacht des dreyeinigen Gottes realiſirt

werden, und als dreyeiniges Universum, dem Blicke des Geistes zugänglich ist.

Auch werden schon diese Andeutungen hinreichen; wenn unser Kritiker geneigt seyn sollte, sich als Gegner der Aseität in Zukunft ein unzweideutiges Lob zu erringen.

Als Er vor ungefähr drei Jahren die christliche Theodice des Franzosen Maret übersetzte, mußten wir bey der Beurtheilung derselben (im ersten Theile unserer Vorschule 2te Auflage) als befremdend die Bemerkung hinzusetzen: daß der deutsche Übersetzer, den Inhalt jener Schrift für deutsche Leser mit keiner Sylbe commentirt habe. Dieser Commentar ist nun nachträglich eingetreten, und wir freuen uns darüber (wenn auch nur zum Theil) eben so sehr wie über das Motto, das der Verfasser aus der Schrift des Cardinals Cusa, de docta ignorantia entlehnt hat: »Ubi non est sana fides, nullus est verus intellectus.« — Es gibt aber auch eine sogenannte sana fides, die den Beweis für ihre kräftige Gesundheit in dem hölzernen Beine erblickt mit dem Sie sich behelfen muß, seitdem ihr das lebendige Fußgestelle durch Amputation genommen werden mußte, wenn Sie

nicht an einem alten Krebsſchaden untergehen wollte. So gibt es auch neben der gelehrten Ignoranz eine ignorante Doctrin. Beyde ſind große Liebhaberinnen vom aufgewärmten Kraute ohne friſche Wurſt, und doch iſt es nur dieſe, die — nach dem Sprichworte — das ſaure Kraut überwindet.

Von jener ſoll der deutſche Hanswurſt (Eulenſpiegel) ſogar die Ewigkeit prädicirt haben in den Worten: »daß Alles ein Ende nur, die Wurſt aber deren zwey habe« und ſomit dürfte auch der Sieg des Gedankens über den Buchſtaben der Schultraditionen noch nicht als abgethan zu betrachten ſeyn. Zum Belege mag folgender Aufſatz dienen.

3. »Über zwey verderbliche Grundſätze, die ſich aus der Zeit des verfallenen Mittelalters vererbt haben auf unſere heutige Theologie.«

Wir wollen denſelben aus dem 2. Bande der Theol. Zeitſchrift v. Noak im Auszuge mit unſern Randgloſſen hier mittheilen.

A. Die Scholaſtiker unter der Herrſchaft des Ariſtoteles.

Wie dieſer, ſo hatten auch Jene die Theologie für die höchſte (abſchließende) Wiſſenſchaft erklärt. Thomas v. Aquin erblickte die weſentliche Aufgabe des Menſchen darin: den Erkenntnißtrieb zu befriedigen, und zwar in der Erkenntniß der letzten Urſache, die Gott ſelber iſt. Die Theologie iſt ihm daher auch der Gipfel aller Wiſſenſchaften. Die ächte Philoſophie (von der alle Wiſſenſchaften ihre Grundſätze erhalten) hat alſo ihren Zweck in der Theologie.

Duns Scotus behauptete dasſelbe. Auch ihm iſt Theologie die Wiſſenſchaft alles Erkennbaren, welches aber in Gott gegründet ſey. Der Verſtand des Menſchen iſt dazu beſtimmt: Alles zu erkennen, das Ganze wie das Einzelne. Dazu iſt er ausgerüſtet mit einer unendlichen Fähigkeit (wenn er auch dieſe im gegenwärtigen Leben nicht zur gänzlichen Entfaltung bringt). Kurz die Theologie galt damals für die Höchſte der Wiſſenſchaften, vom Abgeleiteten zum Urſprunge vordringend.

Folge von dieſer Stellung war die Aufgabe:

Zwiſchen der Theologie und den andern Wiſſenſchaften den lebendigen Verband darzulegen. Göttliche und weltliche Wiſſenſchaft ſollten lebendig aufeinander

bezogen werden. Dieser innere Verband war es auch, der jener Zeit den Aristoteles werth und theuer machte. Was in andern Wissensgebieten nur der Möglichkeit nach vorhanden war, das sollte in der Wissenschaft von Gott, als Wirklichkeit gefunden werden.

In der Lösung dieser zweiten Aufgabe hat vorzüglich Duns Scotus einen Schritt vorwärts gethan, durch Beseitigung der Hindernisse, die seine Vorgänger noch stehen gelassen hatten. Ein solches war die künstliche Gränze zwischen natürlicher und übernatürlicher Erkenntniß, wie sie von Albertus und Thomas gezogen worden. Diese sagten: Alles Seyn steht unter einem Maaße, folglich auch alles Erkennen, und diese vom Schöpfer selbst festgesetzte Schranke könne keine Creatur überschreiten, wenn jene nicht selbst von Gott selber gelüftet werde, wie dies in der historischen Offenbarung geschehen zur Vollendung der Creatur.

Duns aber erklärte diese Gränze als eine Fiction, und verschaffte hiemit dem Christenthume den Sieg über die antique Weltanschauung.

Er vindicirte nämlich dem menschlichen Geiste eine unendliche Anlage aus dem Grunde, weil dieser sonst

das Unendliche nicht in ſich aufnehmen könne. Der Geiſt iſt das vom Anfang bis zum Ende mit ſich identiſche Subject, das ſeine Entwicklungsſtufen durchläuft, ohne eines neuen Schöpfungsactes zu ſeiner Vollendung zu bedürfen.

In dieſem Gedanken lag zugleich der Anſatz zur lebendigſten Verknüpfung göttlicher und menſchlicher Wiſſenſchenſchaft.

Allein, auf dieſer Bahn iſt das Mittelalter nicht fortgeſchritten; ſelbſt Duns Scotus zog die Conſequenz nicht aus ſeinem Satze.

Es fehlten nämlich jener Zeit die Mittel zur Ausführung des Plans. Jene hatte keinen Sinn für Naturforſchung, und für die ethiſchen Wiſſenſchaften. Die Theologie konnte daher auch keine Kraft aus ihrer irdiſchen Wurzel ziehen, und mußte daher abſterben.

Dazu geſellten ſich noch Grundſätze, die auf eine gänzliche Losreißung der Theologie von den übrigen Wiſſenſchaften führten, und ſelbſt jene Mittel unbenützt liegen gelaſſen hätten, wenn ſie auch vorhanden geweſen wären.

Der erſte dieſer Grundſätze war der der Nominaliſten. Die natürliche Wiſſenſchaft hat es nur zu

thun, mit der Aufſtellung allgemeiner Begriffe (Gattungen der Dinge).

Dieſe ſind aber keine objectiv-gültigen Geſetze göttlicher Ideen, wohl aber bloße Zeichen zur Orientirung des Verſtandes.

Für die ſchöpferiſchen Gedanken in Gott (Ideen) aber findet ſich kein entſprechender Unterſchied, da Gott als ein einfaches Weſen auch nur Eine Idee beſitzen kann. Der Schluß alſo aus den Wirkungen auf das Weſen Gottes (mittelſt allgemeiner Begriffe) führt nur auf eine unklare Erkenntniß Gottes.

Die Theologie dagegen ſchließt das Reich des Überſinnlichen auf. Ihr Inhalt iſt der Wille Gottes, folglich ohne Principien, aus denen jener abzuleiten wäre. Es gibt daher auch keinen Übergang von der Metaphyſik zur Theologie.

Hier gilt allein der Glaube, als eingegoſſene neue Phaſe des geiſtigen Lebens, in ſeiner Gelaſſenheit gegen die Willkür Gottes, worin zugleich ſein Verdienſt beſteht.

Die Vertreter dieſer Anſicht rüſteten ihre Dialectik gegen alle Verſuche der philoſophiſchen Gotteslehre (über

die Einheit und das Seyn Gottes) wie dieſe von den Griechen bereits vorgetragen worden. Es gab auch kein Wiſſen vom Glauben — und die Theologie war weder eine zuſammhängende, noch eine Wiſſenſchaft überhaupt.

Folge davon war: der Verfall der ſyſtematiſchen Theologie.

Der zweite Grundſatz aber vollendete der Bruch in der Antwort auf die Frage: Ob Theologie eine theoretiſche oder eine practiſche Wiſſenſchaft ſey? Thomas ſtand für jene, Duns für dieſe ein.

Der Inhalt der Theologie war

nach Thomas — Gott und ſeine Erkenntniß

nach Duns — der Menſch und ſein Heil.

Das Heil der Seele iſt kein Werk der Nothwendigkeit, ſondern des Willens (in Gott wie im Menſchen). — Dieſe Willensthätigkeiten dagegen ſah Thomas als Einzelnheiten an, womit ſich die Theologie zu befaſſen hatte, um ſie aus dem Allgemeinen als Nothwendigen in der Intelligenz Gottes, (womit ſich die Philoſophie befaßt) abzuleiten.

Der erſte Grundſatz negirte die Wahrheit der na-

türlichen Erkenntniß. Philoſophie iſt bloß die Magd der ſinnlichen Anſchauung.

Der zweite machte den Willen zum Werkzeuge der willkürlichen Macht Gottes, oder ihres Surrogates in der Kirche und ihres Oberhauptes.

An beyden Grundſätzen erſtarb die ſcholaſtiſche Theologie, die nach ihrem erſten Entwurfe, einer höhern Beſtimmung entgegen ging. Auch die altproteſtantiſchen Dogmatiker ſind in dem Wahne geſtanden: daß jene zwey Grundſätze das ſchönſte Erbe ihrer urſprünglichen Lehrer geweſen ſey.

Die andere Hälfte des oben erwähnten Aufſatzes hat es nun

B. mit den Beweiſen zu thun; daß die Wirklichkeit, die Macht jener Grundſätze bereits gebrochen habe, und zwar durch die Wirkſamkeit des Chriſtenthums. Seine frohe Bothſchaft vom abſoluten Werthe des Menſchen wird erſt dadurch eine Wahrheit, wenn das Mittel in Ehren gehalten, und in innigere Verbindung mit der Religion gebracht wird. Solch ein Mittel aber ſind vor allem — die ſittlichen Lebenskreiſe,

in denen die Freyheit ſich ihre Exiſtenz gibt, und die nun in ihrer göttlichen Nothwendigkeit erkannt werden.

Sodann die materiellen Intreſſen, die ſich ihre Anerkennung verſchafft haben, und als die nothwendigen Grundlagen aller geiſtigen Ausbildung, nicht mehr als entwürdigende Beſchäftigungen, wie im Mittelalter, angeſehen werden.

Die Arbeit hat, in der Bewaltigung der Natur und in der Ausbeutung ihrer Kräfte, die Geſellſchaft wie den Einzelnen in ihr, zur Freyheit erzogen, und zur Würdigkeit, dieſe zu genießen. Verſprochen wird zum Schluße noch: die Organiſation der Theologie nach dem urſprünglichen Grundſatze der Thätigkeit, um wieder an die Spitze des fortſchreitenden chriſtlichen Bewußtſeyns treten zu können.

Man vernimmt nicht ſelten in unſern Tagen, wo die deutſche Nation zu Frankfurt taget, zu ihrem Lobe aus ihrem Munde die Worte: »Die deutſche Gedankenfülle iſt nirgends bedeutſamer, als wenn ſie ſich mit Gegenſtanden des Glaubens beſchäftigt,« oder: »Wir ſind noch immer das Volk des ernſten Denkens, und des tiefſten

religiösen Bedürfnisses.« — Solch ein Bedürfniß scheint auch auf den ersten Anblick in dem Streben zu liegen: den Fruchtknoten in dem Gewächse der scholastischen Theologie (als lebendigste Verknüpfung göttlicher und menschlicher Wissenschaft) zur völligen Reife eines Granatapfels zu bringen. Ob aber die Gedankenfülle, die bey dieser Gelegenheit ausgekramt wird, ihren Grund nicht darin habe, weil die edeln Staubfäden in jenem Gewächse, seitdem in leere Blätter sich verwandelt, ist eine andere Frage, die aber einer Antwort werth ist.

Wir wollen hier eine einleiten.

Was vor Allem den Gegensatz zwischen der thomistischen und scotischen Schule betrifft, so besteht derselbe allerdings darin: daß jene die natürliche Erkenntniß ohne Offenbarung, als eine beschränkte; diese aber dieselbe auch ohne Offenbarung, als eine unbegränzte aufstellte, und hiemit zugleich dem Christenthume den Sieg über die antique Weltansicht (im Thomismus) verschaffte.

Allein — setzt diese Ansicht des großen Franciscaners, ihn schon über allen Einfluß von Seite der antiquen Speculation hinweg?

War nicht vielmehr der Grund von jener Ansicht

ein durch und durch antiquer, indem Er dem menschlichen Geiste eine unendliche Anlage als Bedingung zuerkannte: das Unendliche in der Offenbarung von Seite Gottes in sich aufzunehmen? War hiemit etwas besseres ausgesprochen, als das triviale Schlagwort unserer Halbpantheisten: Göttliches kann nur vom Göttlichen, weil Gleiches nur von Gleichem erkannt werden?

Sollte aber die unendliche Anlage des menschlichen Geistes, »als des in aller Entwicklung mit sich identischen Subjectes« noch keine Wesensgleichheit mit dem Geiste Gottes in sich schließen; so müßten wenigstens noch andere Belege aus den Schriften des Duns Scotus angeführt werden. Dieser erblickte allerdings schon in der Transscendenz des Geistes über alles Sinnliche, die Wirksamkeit eines übersinnlichen Princips; aber wo sind die Belege: daß Er diese transscendirende Wirksamkeit dem geschöpflichen Geiste als solchen, d. h. in seiner wesentlichen Verschiedenheit von dem Principe des gesammten Naturlebens, zugestanden habe?

Kurz: Beyde theologische Schulen des Mittelalters stehen unter dem Einfluße der antiquen Philosophie.

Und wenn die eine das Chriſtenthum als eine Ergänzungsanſtalt für das theoretiſche Bedürfniß der Menſchheit anſah; ſo that ſie dies in Folge des ariſtoteliſchen Satzes: daß in der Urſache mehr als in der Wirkung, folglich mehr in Gott als in der Geiſter- und Naturwelt liege und daß dieſes Mehr nur durch Mittheilung (Offenbarung) an den Menſchen, zu erreichen ſey.

Und — wenn die andere Schule dieſer Mittheilung in der hiſtoriſchen Offenbarung nicht bedurfte; ſo geſchah dieſes nur, weil ſie ſich den menſchlichen Geiſt ſchon in der urſprünglichen Offenbarung (in der Schöpfung) begabter und bevorzugter aus Gott hervorgegangen dachte; ſo daß er keiner weitern Nachhülfe von Seite Gottes mehr bedurfte. Denn die Weltſchöpfung als Weſenstheilung Gottes, war für den Geiſt des Menſchen, nach Anſicht der ſcotiſchen Schule, vortheilhafter ausgefallen.

Unter ſolchen Vorausſetzungen konnte es auch keiner von beyden Schulen in den Sinn kommen zu unterſuchen: Ob die Schranken des erkennenden Geiſtes in der menſchlichen Natur als ſolcher liegen, oder — in einer Zuſtändlichkeit, die eine zufällige inſofern zu nennen iſt, als ſie in einer Entſcheidung des freyen Willens

wurzelt. Und — ob ferner in der Transſcendenz des Geiſtes, gegenüber der Natur, nicht auch ſchon die Transſcendenz ſchlechthin liege.

Um ſich aber ſolche Aufgaben zu ſtellen, mußte das hiſtoriſche Chriſtenthum viel ſelbſtſtändiger als bisher aufgefaßt werden, wie ſichs bald zeigen wird.

Gründlicher iſt allerdings die andere Behauptung: daß das Mittelalter von der eingeſchlagenen Bahn (ſelbſt in der ſcotiſchen Schule) abgewichen ſey, weil ihm die Mittel zur Ausführung des Planes gefehlt hätten: die Theologie zur Königin im Reiche der Wiſſenſchaften zu erheben. Als Hauptmittel wird der Sinn für die Erforſchung des Natur- und Geiſteslebens (von ſeiner ethiſchen Seite) nahmhaft gemacht.

Hätte aber dem Mittelalter dieſer Sinn gefehlt; ſo wäre es nicht zu erklären: Wie ſich jenes Zeitalter an der Phyſik eines Platon und Ariſtoteles ſo verbeißen konnte, daß ſelbſt die gründlichere Methode eines Baco ſich nur langſam in den Schulen Eingang verſchaffen konnte. Einer gleichen Vorliebe zur Ethik der griechiſchen Philoſophie haben wir es zuzuſchreiben: daß das Mittelalter, die welthiſtoriſche Grundlage des Chriſten-

thums (wie dieſe in den moſaiſchen Urkunden vorlag, und von Auguſtin in ſeiner Stadt Gottes bereits ſpeculativ gewürdigt worden) ſich ſo langſam zum wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyn brachte, und (was damit zuſammenhing) nicht minder das Verhältniß zwiſchen der chriſtlichen und heidniſchen Philoſophie, die zu ihrem Fundamente keine Welt-Geſchichte, ſondern bloß das Leben der Natur und des einzelnen Geiſtes hatte.

Jene univerſalhiſtoriſche Baſis mit ihren zwey Polen: Abfall und Erlöſung, war die eigentliche Pfahlwurzel, aus welcher die Theologie die Lebenskräfte ſowohl für ſich als für die Anthropologie zu ziehen hatte.

Aus dieſer zweiten Grundlage der Wiſſenſchaft (neben der erſten bloß naturhiſtoriſchen) ſind zunächſt die zwey Grundſätze hervorgegangen, die uns der Verfaſſer als verderbliche ſchildert, weil ſie zur gänzlichen Losreißung der Theologie von den übrigen Wiſſenſchaften (und vice versa dieſer von Jener) geführt hätten.

Über dieſe Losreißung nun als eine gänzliche kann ſich nur jener beſchweren, der die frühere Verbindung als eine gänzlich gelungene anſieht und ver-

sehen muß, so lang er hinlänglich beschränkt ist: das Band zwischen Gott und Welt sich anders als nach den Momenten des logischen Begriffes, d. h. auf ächt antique Weise als ein substanziales zu denken.

Der Nominalismus war in seinem Rechte, wenn er dem Begriffe für die Erkenntniß Gottes alle constitutive Kraft absprach; weil er jenem nur eine regulative Macht für die Erkenntniß der natürlichen Dinge einräumte. In letzter Beziehung anticipirte er freylich den kantischen Irrthum; aber wer wird ihm dies so hoch anrechnen? Der gewiß nicht, der da weiß: wie schwer es Vielen seit Kant geworden: Im logischen Begriffe das Bewußtseyn der Physis im Gegensatze zum Selbstbewußtseyn des Geistes zu sehen, das dieser im Gedanken von Sich als realer Causalität, d. h. in der Idee — erreicht.

Der Nominalismus war im Unrechte, wenn er bey seiner Ansicht von der Einfachheit der Natur Gottes, von dieser den Schematismus des begrifflichen Denkens fern halten wollte. Allein dieses Unrecht ist ebenfalls nur auf Rechnung der griechischen Philosophie zu schreiben, nach welcher jene Einfachheit Gottes (als der höchsten Allgr-

meinheit) nur die Einfachheit des abstracten Begriffes in höchster Steigerung seyn konnte. Wenn der Nominalismus nun keinen andern Gedankenprozeß als den begrifflichen in seiner Unübertragbarkeit auf übersinnliche Objecte kannte; so war es auch nur consequent zu denken: daß die Offenbarung allein, das Reich des Übersinnlichen aufschließe, und zu ihrem Inhalte nur den Willen Gottes ohne Voraussetzung eines bestimmenden Begriffes habe. Die Annahme dieser gedankenlosen Willensthätigkeit in Gott war allerdings ein Mißgriff; aber auch ein genialer Griff; denn in dem Gegensatze des Willens zum Begriffe lag zugleich der Ansatz zur wesentlichen Unterscheidung zwischen Geistes- und Naturleben.

Und wenn ferner der Wille in Gott keinen Begriff zur Voraussetzung hatte; so konnte auch die Offenbarung Gottes, keinen Gedanken im Menschen als Bedingung ihrer Annahme verlangen, sondern diese war schlechthin nur von dem Willen des Menschen abhängig, worin zugleich das Verdienst des Glaubens bestand. Hiemit war allerdings die alte systematische Theologie zu Grabe getragen, weil sie einer neuen Systematik mit objectiver Realität Platz machen mußte, die zwar

lang auf sich warten ließ, aber auch dann noch harte Kämpfe mit Theologen zu bestehen hatte, die von der antiquen Weisheit nicht lassen wollten.

Der Nominalismus war auch bey der Aufstellung des zweiten Grundsatzes in seinem Rechte, wenn er die Theologie als practische Wissenschaft bestimmte; aber zugleich im Unrechte, wenn er das theoretische Moment gänzlich von ihr ausschloß, und doch kein anderes Verhältniß zwischen Beyden geltend zu machen wußte, als das zwischen der Allgemeinheit- und Einzelheit. Es lag hierin der handgreifliche Beweis: daß er selber keine Ahnung habe von einem andern Denken und Erkennen, welches auf einem andern Wege als dem der logischen Abstraction zu Stande kömmt. Diese Verhältnißbestimmung mußte nun zwar den Bruch zwischen der Theologie und den andern Wissenschaften vollenden; aber sie bestärkten zugleich den neuen contradictatorischen Gegensatz zwischen Willen und Begriff und hiedurch zwischen Geist und Natur; da der Theologie ihr Inhalt im Seelenheile des Menschen, als reiner Willenssache Gottes angewiesen wurde, der Philosophie dagegen die Erkenntniß Gottes in ihrer Allgemeinheit und

Nothwendigkeit, auf welche Prädicate jener Wille keinen Anspruch zu machen hatte.

Kurz: Der erste Grundsatz negirte mit Recht die Wahrheit der natürlichen Erkenntniß als einer begrifflichen, denn das analytische Urtheil erweitert die Erkenntniß nicht, und die Philosophie ward mit Recht eine Magd der Sinnlichkeit genannt.

Der zweite Grundsatz aber macht den Willen des Menschen nur dann zum Werkzeuge göttlicher Willkür (Allmacht) und ihrer Surrogate; wenn der menschliche Geist zuvor nur als gesteigerte Naturpsyche, und Gottes Allmacht nur als Macht des Naturprincips aufgefaßt wurde.

Dieser Auffassungsweise aber war schon mit dem Indeterminismus eines Duns Scotus ein Riegel vorgeschoben, da er es noch nicht über das Herz bringen konnte: den menschlichen Willen als Willen des Individuums ebenso den Willen Gottes als der höchsten Allgemeinheit zu unterwerfen; wie er bereits das Einzelne dem Allgemeinen im Gebiethe des natürlichen Erkennens untergeordnet hatte.

Consequenter verfuhr hierin der deutsche Refor-

mater nach Weisung der deutschen Theologie. Er negirte den freyen Willen des einzelnen Menschen, und verlegte das Verdienst des Letztern bloß in den Glauben, als Aufnahme des dargebothenen Heils, von welchem er auch die Seligkeit des Einzelnen ausschließlich abhängig erklärte.

Und wie er mit dem freyen Willen gegenüber der Gnade Gottes; so verfuhr er auch mit der Vernunft gegenüber der Offenbarung Gottes. Die'e stand zu jener im nothwendigen Widerspruche; ein Umstand, der jedes Kriterium für die Vernunft überflüßig machte, und deßhalb ganz geeignet war: das Verdienst des Glaubens zu erhöhen, ohne den Unglauben verurtheilen zu können.

Diese größere Consequenz hält jedoch unsern Verfasser als Protestanten nicht ab, die Frage an die orthodoxe Theologie zu stellen: Soll das Christenthum diese Gegensätze stehen lassen, die seiner innersten Natur widersprechen? Soll Es die Bethätigungen des menschlichen Geistes von Gott durchdrungen, gegen einander absperren und der Fortbildung des Geschlechtes zur gleichmäßigen Erfüllung seiner Aufgaben hemmend in den Weg treten?«

Seine Antwort kann nur in einer schlechthinnigen Verneinung bestehen, da er das Princip des Christenthums »als die Durchdringung alles Endlichen vom Unendlichen, das alle Gegensätze in die Einheit und Ganzheit auflöst, bezeichnet.«

Er fährt daher fort in seiner Inculpation:

»Die historische Entwicklung der Gattung seit dem Mittelalter, hat jene Gegensätze (in der Orthodoxie) in ihrer Unwahrheit aufgezeigt; aber eben die Theologie hat sie mehr oder weniger zu erhalten gesucht. Daher der Verlust ihrer bedeutsamen Stellung, daher wird sogar ihre Existenz in Zweifel gezogen.«

Sehr wahr! aber warum setzt der Verfasser nicht noch hinzu: daß sich die Orthodoxie darüber zu trösten wisse; indem sie nur gegen eine Philosophie aufzutreten glaubt, die die Existenz des positiven Christenthums selber in Frage stellt.

Der Verfasser hätte hier die schönste Gelegenheit darzuthun: daß diese Ansicht nur die Fiction eines verbrannten Gehirns sey, welches in der Ausbildung des Princips der deutschen Theologie eine Verbildung, ja selbst eine Vertilgung derselben erblicke. Er

könnte zeigen: daß im Augustinismus ein Monismus des abstracten Denkens vorherrsche, der das Endliche in seiner Besonderheit nicht zu seinem Rechte kommen lasse. Er könnte, im Falle daß ihm der Rationalismus vorgeworfen würde, zu seiner Rechtfertigung darthun: daß im Pelagianismus ein abstracter Dualismus des Unendlichen und Endlichen, ohne absolute Einheit Beyder vorherrsche; daß daher beyden theologischer Theorien, zwey Extreme der Speculation zu Grunde liegen, nämlich der abstracte pantheistische Monismus, und der Dualismus des abstracten Verstandes, die aber beyde von der Kritik unserer Zeit zu einem höhern Standpuncte über beyden Extremen — (der Vernunftidee) hinübergeführt worden seyen, welche sowohl das Endliche (die Freyheit) als das Unendliche (die Gnade) zu ihrem Rechte bereits verholfen habe; und zwar in dem speculativen Systeme der Transscendenz und Immanenz.

Sollte sich der Verfasser etwa vor der Entgegnung gefürchtet haben: daß jene Transscendenz schen wieder der Teufel geholt habe, der nun in dem Feuerbachischen Systeme ausschließlicher Immanenz als Antotheist bey den deutschen Universitäten Visitkarten abgibt?

Das wissen wir nicht; aber so viel wissen wir: daß wer in dem Systeme der Immanenz, statt eine Consequenz nur eine Anomalie des Hegelthums erblickt, wohl daran thut, von Beyden zu schweigen. Um vor der Consequenz eines Princips nicht zu erschrecken, dazu gehört immer eine Erhabenheit und Energie der Intelligenz, die nicht Sache jedes Denkers ist. Anderseits aber, geht auch die Energie nicht schlechtweg in der Huldigung der Consequenz auf. Sie kann sich auch darin offenbaren: daß sie an jene Elemente in der Gedankenwelt der Vergangenheit wieder anknüpft, die von der Ausbildung entgegengesetzter Elemente in den Hintergrund des menschlichen Wissens gedrängt wurden; die aber nichtsdestoweniger ihre Ansprüche auf Fortbildung geltend machen, welches gewöhnlich dann geschieht, wenn das Product des Princips, das bisher die Köpfe beherrschte, in Fäulniß überzugehen beginnt.

Solche Elemente aber lagen schon, wie bemerkt, in den zwey verderblichen Grundsätzen der alten Scholastik. Wenn diese nun eine Restauration erleben soll, so kann diese auf doppelte Weise eintreten. Es kann nämlich der Faden des logischen Begriffes wieder an der

Stelle aufgegriffen werden, wo ihn der Nominalismus und Indeterminus abgerissen hatte; es kann aber das geistige oder ethische Element, das der Ausbildung des Begriffs weichen mußte, wieder in den Vordergrund des Wissens gezogen werden. Das Letztere ist schon von Cartesius versucht worden, der den Gegensatz von Geist und Natur im relativen Daseyn, als Gedanken und Ausdehnung und demnach als einen qualitativen bestimmte. Es fiel dieser Act auch in die Zeit der deutschen Reformation, in welcher die deutsche Theologie von der Auctorität der Kirche sich emancipirt hatte, um sich auf ihre eigenen Füße zu stellen; auf denen sie auch stehen blieb, bis sie von der Macht des speculativen Gedankens ergriffen und fortgerissen wurde.

Jene Macht aber ging ursprünglich von dem cartesischen Versuche aus, dessen Bestimmung des Gegensatzes im relativen Daseyn, sich nicht als ein qualitativer behaupten konnte; so bald Gedanke und Materie als Attribute Einer und derselben Substanz geltend gemacht wurden, wie dies von Spinoza geleistet wurde.

Gegen seinen akosmischen weil prozeßlosen Pantheismus stand zunächst der Monadismus eines Leibnitz

und in entfernter Beziehung auch der Kriticismus Kants auf, insofern dieser den Gegensatz von Denken und Seyn (Subject und Object) nach den Momenten des logischen Urtheils, als Prädicat und Subject (als Form und Materie) bestimmte, der in der Identitätslehre eines Schellings und Hegels als kosmischer Pantheismus zum Abschluße gekommen zu seyn schien; bis das System der Immanenz die Welt eines andern, wenn auch nicht Bessern belehrte.

Liegt hierin nicht hinlängliche Aufforderung: Nach dem Beyspiele eines Carteſius und Kants abermal von Vorn anzufangen, und die Bestimmungen der Factoren im geschöpflichen Daseyn aus einer tiefer greifenden Analyse ihres Lebens zu erheben und auf dieser Basis sodann das Verhältniß Gottes zur Welt in einer Weise auszumitteln: daß der Theologie der alte Rang unter den Wissenschaften bleibt, wenn auch ohne dem alten ausschließlichen Titel von Gottesgnaden?

Daß aber bey dieser neuen Organisation die sittlichen Lebenskreise so wenig als die materiellen Interessen mit ihrem Arbeits- und Geldcapital nicht zu Schaden kommen werden, versteht sich von selbst für jeden, der

da weiß: daß von einem abſoluten Werthe des Menſche
die Rede ſeyn kann; auch wenn dieſer nicht als Gotte
eingeborner Sohn, ſondern als Creatur aufg
faßt wird, d. h. als realiſirter ewiger Gedanke Gottes.

Und nur aus dieſer Stellung des Menſchen z
Gott, erklärt ſichs: wie ihm das Chriſtenthum da
Gebeth und die Arbeit zur Pflicht macht, damit ſi
beyde Thätigkeiten gegenſeitig ihre ewigen und zeitl
chen Werthe aſſecuriren.

Das Geheimniß des Schönen*).

Längst schon hat man es der Orthodoxie jeder Confession zum Vorwurf gemacht: daß sie vor den Angriffen der neu-scholastischen Vernunftmächte zuletzt hinter ein bombenfestes Bollwerk sich zurückziehe, das in der Fortificationskunde der alten Theologen den Namen Mysterium oder Geheimniß führt. Kann man diese Art der Defensive nicht unbedingt loben, weil sie die feindseligen Gegensätze zwischen Glauben und Wissen nur fördert, und den Dünkelmännern draußen Anlaß gibt, die Leute hinter der Schattenwand des negativen Criteriums als Dunkelmänner zu höhnen; so wird doch den Meistern des absoluten Begriffes kein anderes letztes Wort erübrigen, wenn sie über die Brücke vom Nicht zum Icht, Licht oder Auskunft geben sollen.

(*) „Der Mensch und die Schönheit." Neue Grundlegung der Wiss.nschaft vom Schönen und der Kunst, von Anton Gubitz. Berlin 1848. Abschnitt II.

Eben so geht es mit dem Wesen des Schönen. Wenn Aristoteles auf die Frage: Warum das Schöne geliebt werde? die Antwort gab: »Das sey die Frage eines Blinden«; so hat er eben nicht Lust gehabt, sich auf das Geheimniß des Schönen einzulassen, und auch wohl dabei vergessen, daß dem Blinden wenigstens für das Reich der Töne der Sinn nicht mangelt. Die Philosophen waren von jeher gewitzigt, leichtfertigen Fragen der Nichtdenker mit gleicher Münze Rechnung zu halten. Würde jedoch die obige Frage an einen modernen Stagyriten gestellt, so wäre er informirt, wie er bündig zu antworten habe. Warum wird das Schöne geliebt? Der neueste Forscher in diesem Gebiete gibt die Auskunft: »Weil das Geheimniß des Schönen eben das Geheimniß der menschlichen Liebe ist.« — Heißt das nicht Ein Geheimniß durch das andere exponiren, das algebraische X durch das Y? So ist es aber nicht gemeint. Die beiden Geheimnisse sollen, gleich den beiden Löwen zu Harlem, einander so verschlingen, daß nur Haarbüschel und Klauen übrig bleiben: das sogenannte Stoffliche, das jedenfalls für

die Lehrer der göttlichen Immanenz in der Welt schwer zu verdauen ist.

Willig halten wir uns an jene Definition zuerst, indem wir wissen möchten: Wieso das Geheimniß des Schönen das Geheimniß der menschlichen Liebe sey? Das ist aber leicht erklärt. »Das Schöne wird empfunden; es ist nicht ohne dieß Empfundenwerden, es besteht nur für den empfindenden Menschen« *). Das Schöne, das der Eine an einem Gegenstande empfindet, wird von einem Andern nicht empfunden; »es ist also auch nur durch die Empfindung des Menschen. Erst in meine Liebe aufgenommen wird die Natur zur schönen Natur; meine Liebe ist mein Wesen; wo mein Herz ist, da bin ich selbst.« — Ein glänzender Ausspruch, dem ein stürmischer Applaus nicht fehlen kann; allein wir müssen da ein wenig interpelliren. Es ist wohl ein sattsam bekanntes Wahrwort: »Wo dein Schatz, da ist dein Herz.« In diesem Spruche ist wohl nicht ohne Grund nur vom Herzen, nicht vom Kopfe die Rede, weil dieser eben gar oft nicht da-

(*) A. a. O. Seite 35.

bei ist. Man liebt freilich mit dem Herzen, und verliert darüber zuweilen den Kopf. Aber der Kopf ist ja auch bei Feuerbach ein wesentliches Element des Menschen; und wie verträgt sich das mit dem Satze: »Wo mein Herz ist, da bin ich selbst, ganz und gar!« In der That sagt unser Forscher anderwärts: »Wo mein Kopf und mein Herz, da ist mein ganzes Wesen, da bin ich selbst.« Beide waren unglücklicherweise »bisher getrennt und vertheilt an Philosophie und Gottesglauben,« einigen sich aber jetzt glücklicherweise in der (neuen) Religion. Durch diese erst erhebt sich der Mensch zur »Einheit von Herz und Kopf, Liebe und Verstand.« *). Wie zierlich wäre dieß alles, käme es nicht aus dem Trödel einer verrotteten Kräfte-Theorie.

So viel jedoch hat jene Behauptung für sich, daß der Eindruck der Natur vorzüglich von der »Stimmung des Herzens« und von der Gemüthsart bedingt wird; so daß z. B. ein tobender Meeressturm dem Herzhaften wohlgefällt, nicht aber dem Zaghaften und Weichen. Woher entsteht nun dieser Zug, der als Attraction

(*) S. 29, 31, 62 u. a.

und Repulsion ſich äußert? Aus der Macht der Phantaſie, »welche das Menſchliche den Dingen einbildet, d. h. das eigene Weſen des Menſchen mit den angeſchauten Dingen in Verbindung bringt.« Wir wollen nicht verweilen dabei, daß uns dieß an jene alte Frage einer chineſiſchen Schule mahnt: ob das Weiße in der Lilie ſelbſt ſey, oder erſt vom chineſiſchen Denkgeiſte auf die Lilie übertragen werde? Bildet etwa bloß die Phantaſie den Außendingen das Menſchliche ein, bildet nicht auch die Außennatur ſich dem Menſchen ein durch die Sinne? Steht die Einbildung in der Phantaſie nicht im Gegenſatze zur Herausbildung in der Natur?

Wir wollen jedoch ſehen, wie das relativ Schöne und Häßliche zu Stande komme. Wo das menſchliche Weſen ſich mit dem Gegenſtändlichen in Einklang empfindet, »da iſt das Gemüth in Liebe gebunden;« wo das nicht der Fall, da bleibt das Gegenſtändliche ihm fremd und abſtoßend. Dieß alles wird in dem folgenden Hauptſatze zuſammen gefaßt: »Der Menſch trägt ſein eigenes »Weſen in die Erſcheinungen der Natur, und ſchaut »dieſe, in Übereinſtimmung mit ſeinem Weſen, als »ſchöne Erſcheinungen an. Das menſchliche Weſen

»iſt Inhalt und Gegenſtand der menſchlichen Liebe; »die Liebe diejenige Empfindung, welcher die Empfin»dung des Schönen entkeimt.« *). Daraus geht dann die Löſung einer andern Frage hervor. Welcher der beiden Sätze nämlich iſt richtiger: »ich liebe dieſe Ausſicht, weil ſie ſchön iſt,« oder: »dieſe Ausſicht iſt ſchön, weil ich ſie liebe, d. h., weil ich Mich in ihr wiederfinde?« Die Antwort müßte ſich für den zweiten Satz entſcheiden; und da hätten wir den beſten Commentar zu dem bekannten Axiom: de gestibus non est disputandum. Handelt es ſich um Beweiſe, ſo werden ſie aus dem Entwicklungsgange des einzelnen Menſchen dargelegt. »Dem Kinde nämlich erſcheint alles Neue und Bunte ſchön; im Knabenalter entſcheide der Moralbegriff, im Jüngling hingegen die Empfindung der geſchlechtlichen Liebe.«

Wir machen ſo die Entdeckung, daß der Knabe in der Regel geſcheidter und weiſer ſey, als der Jüngling; vielleicht weil er auf ſeinem kindlichen Standpunkte noch gehorcht; wir möchten nun auch über den myſtiſchen

(*) Seite 37.

Inhalt der Liebe zwischen den Geschlechtern belehrt werden. Und dieser wird bezeichnet als »der Sehnsuchtsdrang nach Ergänzung des eigenen Wesens.« Allein: eben erst belehrt uns Feuerbach:

»Meine Liebe ist mein eignes Wesen.«
Gleich darauf bekommen wir zu lesen:
»Dieses Wesen sey nur Weh und Ach!«
Ist das nicht der alte Zauberbesen,
Den die Unvernunft in zwei zerbrach?

Die Liebe ist also einmal das eigene Wesen, und dann wieder die Sehnsucht nach Ergänzung dieses Wesens; also ist die Liebe die Sehnsucht nach Ergänzung der Liebe.« Doch wir lassen uns weiter belehren. In der Geschlechtsliebe, heißt es, erinnert sich die menschliche Seele »gewissermaßen« (was so viel ist als ungewissermaßen) ihres Ursprungs, d. h. ihrer Gattung. Die Geschlechtsliebe ist der Ursprung (Quell) der Menschengattng, der seinerseits wieder »aus dem tiefinnerlichsten Gattungsgefühl entspringt;« also Ursache und Wirkung zugleich, Wirkung des Gattungsgefühls, Ursache der Gattung. Gewiß ein geheimnißvoller, mystischer Zirkel, der als solcher etwas Gro-

ſes und Weites umfangen muß. »In der Liebe der »Geſchlechter erweitert ſich das Herz zur Umfaſſung »alles Menſchlichen; denn die Liebe des Menſchen zum »Menſchen iſt das menſchlichſte aller Gefühle. Die Liebe »iſt das Weſen des Menſchen, und ſie iſt Eins mit ih»rem Gegenſtande.« Was will das ſagen? »Die Liebe »und ihr Gegenſtand ſind Eins« (nicht aber Einerlei oder identiſch) — »ſie hat kein ſelbſtſtändiges wirkliches Be»ſtehen ohne den Gegenſtand, in welchem ſie ſich be»friedigt. Ich liebe Etwas, oder ich liebe gar nicht; »Gegenſtand und Inhalt meiner Liebe ſind dieſe Liebe »ſelbſt« *).

Ähnlich, wenn ſolcher Muthwille ſich geziemte, konnte man ſagen: Ich denke Etwas, oder ich denke gar nicht; Gegenſtand und Inhalt meines Denkens ſind dieſes formale Denken ſelbſt; — und was ſollen wir bei allem dem uns denken? Etwas, was Jedem, auch dem Nichtdenker, einfallen muß. Wenn nämlich das Weſen des Menſchen die Liebe iſt, dieſe aber kein wirkliches Beſtehen, ohne einen Gegenſtand hat; ſo wäre das

*) S. 39.

Weſen des Menſchen ſehr hohl und nichtig, wenn ſeine Liebe, d. h. er ſelbſt, nur das Vergängliche zum Gegenſtande hatte, wie es ja mit der geſchlechtlichen Liebe wirklich der Fall iſt! Dieſes Bedenken iſt es auch, das unſren Autor beſtimmt, vom Geheimniſſe des Naturſchönen auf jenes des Kunſtſchönen überzugehen.

»Die Kunſt wird bezeichnet als das Mittel, die vergängliche Gegenſtändlichkeit der Sinne (von welcher die unvergängliche Liebe nicht befriedigt wird), in eine bleibende zu verwandeln. Die Liebe ſucht, in der Kunſt, ſich zu einer unvergänglichen Erſcheinung zu bilden, während im Naturſchönen die Liebe zum eigenen Weſen ſich bloß abſpiegelt, was eben nur vorübergehend geſchieht. — Wodurch aber wird ihre Erſcheinung bewirkt? Dadurch, daß die Liebe ſelber ſich zu ihrem Gegenſtande macht. So wäre ſie alſo jedenfalls ſchon vor ihrer Gegenſtändlichkeit vorhanden. Allein nach einer früheren Ausſage iſt ſie gar nicht, ohne Etwas zu lieben, ſie iſt nicht ohne ihren Gegenſtand, ſie iſt alſo auch nicht vor ihrem Gegenſtande. Das ſcheint nun ein ſchroffer Widerſinn; aber vielleicht iſt es ein Räthſel, deſſen Löſung etwa in dem zu ſuchen, was

unter dem Etwas verſtanden wird. Dieſes Etwas iſt aber das menſchliche Weſen. Nun möge die Fackel des Prometheus uns leuchten! Das Weſen der Liebe iſt das menſchliche Weſen. Der Gegenſtand der Liebe iſt wieder das menſchliche Weſen. Die Liebe iſt nicht vor ihrem Gegenſtande. Iſt nun das menſchliche Weſen vor aller Liebe, oder dieſe vor jenem?

Wir laſſen das Fragezeichen inzwiſchen ſtehen, und ſuchen erſt nach poſitiven Sätzen. »Das Schöne iſt das Sichſelbſterſcheinen, Sichſelbſt-Vergegenſtändlichen der menſchlichen Liebe am ſinnlichen Daſeyn.«*). Das Schöne in Natur und Kunſt beſtünde alſo gleichermaßen darin, daß die menſchliche Liebe an ſinnlichen Gegenſtänden Sich ſelber offenbar wird, wobei jedoch das Naturſchöne bloß eine (vergängliche) Abſpiegelung, das Kunſtſchöne hingegen ein (bleibendes) Abbild des Menſchenweſens in ſinnlicher Gegenſtändlichkeit darſtellt. Weil nun das menſchliche Weſen, als Inbegriff aller gemeinſamen und unvergänglichen Eigenſchaften der Menſchengattung, nur allein im menſch-

(*) S. 40.

lichen Bewußtſeyn beſtehe, ſo könne das Kunſtſchöne einzig nur durch die Thätigkeit des Menſchen zu Stande kommen. Jener Inbegriff habe zwar als Begriff ſeine Wirklichkeit allerdings an der Gattung, die jedoch als ſolche ſich nicht ſelbſt vernehmen, nicht im Sinnlichen ſich abbilden könne. Der Menſch allein daher, als Individuum, beſitzt den Vorzug, den Gegenſtand des Herzens, und mit ihm die Vorſtellung vom Begriffe der Gattung in ſich zu tragen, und in Kunſt und Wiſſenſchaft zur äußerlichen Darſtellung zu bringen.

Wie ſtand es mit dieſer Vorſtellung von der Gattung, nicht zwar vor Olims Zeiten (denn Olim oder Olem iſt bekanntlich ſo viel als Aeon oder Weltzeit ſelbſt), wohl aber vor Feuerbach's Zeiten, was noch ſo lange nicht her iſt? Sie war in eine fantaſtiſch-religiöſe Hülle verpuppt, in eine Vorſtellung vom göttlichen Weſen, durch Übertragung auf eine objective Gottheit. An die Stelle dieſes Gottesbegriffs (wir würden ſtatt Begriff Idee ſetzen) ſey nun, ohne ihn dadurch zu verunglimpfen, durch bloße Entkleidung von ſeinen theologiſchen Hüllen, der Gattungsbegriff der Menſchheit getreten. Iſt nun dieſer des Pudels Kern, und der theologiſchen

Hülle nur des Pudels Wolle? Oder iſt er der Tagfalte des 19. Jahrhunderts, der nun erſt ſeine Eier legt, u die Metamorphoſen von communiſtiſcher Raupe und re giöſer Larve wieder von vorn zu beginnen? Wie de immer ſey, genug: dieſer aus dem alten Chriſtenthum ins neue Menſchenthum überſetzte Begriff wird auch i der Kunſtgeſtaltung erſcheinen müſſen; denn der Inhal der Kunſt, wie der Religion, iſt die Liebe, nur nimme als Gegenſtand der Einbildung, ſondern der ſinnli chen Wahrnehmung. Und iſt das nicht herzerhebend?

»So viel über das Geheimniß des Schönen in de Natur und Kunſt. Der weitere Verlauf der Abhandlung hat zur Aufgabe, zuerſt die Geſchichte der Kunſt im Gange der Weltgeſchichte, ſodann den Begriff des Gegenſtandes der Liebe. Die erſte Digreſſion, die zwar ſehr geiſtreiche Nachweiſungen gibt, kann uns hier weniger beſchäftigen. Wenn jedoch der Autor, bei Beſprechung der indiſch-ägyptiſchen Kunſt bemerkt: wie hier die menſchliche Liebe ſo ſehr ihres Weſens ſich entäußerte, daß ſie (wie im Stier Apis) ſich ſelber im Vernunftloſen angebetet habe — ſo ſteht er damit ſich ſelbſt im Wege. Er klagt über Unvernunft in der

Natur, und will das Weſen des Menſchen dennoch nur als Gattungsweſen gelten laſſen. Was iſt aber Gattung anders als weſentliche Lebensform der Natur? Und wenn die Natur ſo ganz vernunftlos, wie ſoll dann durch bloße Steigerung im Menſchen die Vernunft zu Tage kommen? Es gilt ja ſonſt das Axiom: aus Nichts wird Nichts! und wenn umgekehrt die ganze Natur ein Ausdruck der Vernunft, warum ſoll der alte Heide darum über die Achſel angeſehen werden, daß er, trotz einem modernen Profeſſor, die Vernunft in der Natur anbetet, und zwar in einem ihrer kräftigſten Gebilde, in welchem er obendrein das Symbol der zeugenden Sonnenkraft erkannte? Im Übrigen werden ja ſelbſt die Kunſtwerke, beſonders die Malereien der Ägypter, ihrer correcten Zeichnung und Farbenfriſche, und ihrer wirklichen Kunſtſchönheit, von Allen, die an Ort und Stelle ſich umgeſehen, wie neuerdings von Ampère gerühmt und bewundert.

Wir geſtehen übrigens zu, daß die Symbolik der Naturkräfte im Oſiris und Typhon, oder in der indiſchen Trimurti nur Ungeheuerlichkeit hervorgebracht, die erſt in der griechiſchen Kunſt zum menſchlichen Maße wurde. »In ihr finden wir Uns und

unſere Liebe wieder.« Weiter jedoch brachte ſie es nicht als bis zum Verſtändniſſe der plaſtiſchen Ausprägung des menſchlichen Gattungsweſens. »Verſchloſſen blieb ihr das geſchichtliche Verhältniß des Menſchen zur Natur. — Jenes (plaſtiſche) Maß der Gattung übertrug der Grieche in der Geſtalt der Nemeſis (des unerbittlichen Schickſals) auch auf das Gebiet des Geiſtes. — Das Griechenthum liebte die Gattung nur als *gewordene*, nicht als werdende.« — Dieſen Glauben an die unendliche Perfectibilität des Menſchen, und daß die Liebe zur Menſchheit Gegenſtand der Liebe wurde, haben die Menſchheit dem *Chriſtenthume* zu verdanken; aber auch nur dem ſpätern, geläuterten, nicht dem urſprünglichen, unter dem geiſtloſen und herrſchſüchtigen Pfaffenthume (*). »Der chriſtliche Gott, das Vaterweſen (iſt ein Gattungsweſen) des Menſchen, wurde mit dem jüdiſchen Weltſchöpfer vereinigt, zu einem jenſeitigen Deſpoten theologiſirt, und der Menſch zur troſtloſen Nichtigkeit herab gedrückt. In einer ſolchen Zeit konnte die Kunſt nicht gedeihen. Der heilige Chryſoſtomus muß

(*) S. 16.

es sich schon gefallen lassen, dafür zum Beweise zu dienen, aber auch dafür: daß der Autor die herrliche Kunstvollendung dieses »Goldwürdigen« Redners gar nicht kennt. Aber was soll auch ein Kirchenvater ihm gelten, der zwar die classische Literatur liebte, und die Vocalmusik förderte, der aber noch einen transscendenten, objectiven Menschenvater und Schöpfer anbetete, und somit seinen höchsten Werth darein setzte: »Geschöpf des Geschöpfes seiner Einbildung zu seyn?« — Erst zu Ende des Mittelalters, zumal mit Van Dyk, erscheint »die Liebe zum wirklichen Daseyn, zur klaren Auffassung desselben durch menschliches Gefühl und menschlichen Verstand.«

Soviel aus der Darstellung der Kunstgeschichte, welche den Beweis liefern soll: daß von dem Verhältnisse zwischen dem Menschenwesen und der Liebe zu ihm jederzeit auch das Verhältniß der Kunst zu jenem Wesen bestimmt worden sey, und daß die volksthümlichen Verschiedenheiten in der Vorstellung vom Wesen des Menschen, »bald unter dem Einflusse einer göttlichen Einwirkung, bald unter dem Maße einer Naturgewalt,« in den Werken der Kunst zur Erscheinung kommen. Mit

dem Untergange ſolcher Vorſtellungen verlieren die Kunſtwerke, die ihnen dienten, die Kraft, die Empfindung des Schönen zu erregen, mit Ausnahme derjenigen, in deren Geſtaltung das menſchliche Gattungsweſen abbildlich Gegenſtand der Sinne wird. Denn wo des Menſchen Herz ſich befriedigt fühlt, da iſt er ſelbſt befriedigt (*). Und ſo werden wir wieder auf die alte Verirbrücke geſtellt, die ſich um den Syllogismus dreht. Wo des Menſchen Herz, da iſt auch der, von dieſem Herzen beherrſchte Menſch ganz und gar; der Menſch iſt aber die Einheit von Herz und Kopf (**); ergo iſt der Kopf auch dabey; aber nicht obenan, ſondern in einer dem ſouveränen Herzen untergeordneten Dienſtqualität.

Und dennoch macht er, anarchiſch genug, ſeine Rechte geltend. Er will dem Herzen dienſtbar ſeyn, er verlangt ſich's gar nicht beſſer; allein er will wiſſen, was geſchieht, und kann das Räſonniren nicht laſſen; denn ſo iſt es einmal eingerichtet, daß die Blutwellen, welche die Gefäße der Pia Mater den großen Hirnlap-

(*) S. 49. (**) S. 62.

pen zuführen, in lauter Gedanken und Begriffe zerſetzt und umgewandelt werden; alles ohne Wunder, nach den Geſetzen der höheren und höchſten Chemie. Genug, ſo ſehr der Menſch lauter Herz iſt, welches durch ein Vierkammerſyſtem regiert, ſo unterſteht er doch einer, im Hirnlabyrinthe tagenden Gedankenmacht, die doch ebenfalls ihre Kammern aufzuweiſen hat. Dieß weiſet auf ein anderes Bedürfniß hin, und ſo wird es auch zugeſtanden in den Worten: »Der Menſch bedarf, um ſicher zu urtheilen, des Begriffes; wir müſſen alſo nun nach dem Begriff des Gegenſtandes forſchen, in welchem unſer Herz, unſere Liebe ſich befriedigt« (*).

Auch der Begriff des Gegenſtandes der menſchlichen Liebe muß daher erörtert werden, damit er uns in den Stand ſetze, die Gegenſtände in Bezug auf ihre Schönheit zu beurtheilen; und dieß führt zunächſt auf die Frage: welche Eigenſchaften des menſchlichen Weſens demſelben als allgemeine und unvergängliche angehören? Darüber belehrt uns vor al-

(*) S. 50.

tem die Definition: »Der Menſch iſt Einheit von Sinnlichkeit, Verſtand und Herz (*). Da jedoch die Sinnlichkeit die Vorſtellung vermittelt, der Verſtand den Begriff bildet, das Herz die Liebe oder das Gefühl und den Willen bedeutet; ſo würden wir dieſe Trias einfacher als Magen, Lunge (Herzſyſtem) und Hirn, conſtruiren, die nach alter Weltordnung im Unterleib, Bruſt und Haupt an der Rückgratsſäule ſich übereinander bauen, und zwar auf dem Fundament des Kreuzes. Daß dabey das Herz in die Mitte rückt, würde ja, nach dem Sprichworte: in medio virtus, ſeiner Superiorität nichts ſchaden! Weil es ſich jedoch, wie bey jedem Grundgeſetz, um Präciſion handelt; müſſen wir vom Magen (von wo nach alter Meinung böſe Dünſte denſelben Weg einſchlagen) zuerſt zum Kopf hinauf, und von da erſt zum Herzen gelangen, wobey uns etwa der berühmte rückläufige Nerve (nervus recurrens Willisii) auf ſeinem Retourwege aus dem Gehirne behülflich werden kann. Es bedarf ja allezeit beſonderer Umſchweife, um einer hochgeſtellten Autorität

(*) S. 50.

näher zu kommen; sollte dieselbe auch eine radical ochlokratische seyn, als welche das Herz mit seinen bösen Begierden und Anschlägen von der heiligen Schrift in Verruf gebracht worden ist.

Inzwischen werden wir über jene Definition, und die darin aufgestellte Rangordnung näher verständigt. »Durch die Sinnlichkeit gehört der Mensch der Natur an (ist an sie gebunden); durch den Verstand löset (emancipirt) er sich aus der unbedingten Abhängigkeit vom Naturseyn, und tritt in ein geschichtliches Werden.« Durch das Herz endlich schließen sich die Einzelnen wieder zusammen mit der Gattung, die ihr Wesen ergänzt in der Vereinigung der Geschlechter, und erzeugen von neuem das sinnliche Daseyn des Einzelnen. Die Liebe ist die Triebfeder der Geschichte dadurch, daß sie einmal als Trieb zur Erkenntniß in den Begriffen, sodann als Trieb, die Begriffe im Handeln darzustellen, den Einzelnen mit der Gattung geistig zusammenschließt. Büdiger: »die Liebe ist Ursprung und Haltung der menschlichen Wesens-Dreieinigkeit,« welche in Natur und Geschichte zur Wirklichkeit wird. »Die Natur ist die Grundlegung, die Geschichte der Ausbau

des menſchlichen Weſens.« In Bezug auf jene Baſi
wird dann die Vorgeſchichte der Menſchheit i
Mutterſchooße der Natur, und die des Einzelnen i
Mutterſchooße des Weibes dargeſtellt; in Bezug au
den Ausbau hingegen die Geſchichte der menſchliche
und der lebendigen Geſtalt, bis zur Entwicklung de
perſönlichen Lebens; wodurch denn der Übergan
zur Weltgeſchichte der Menſchheit vermittel
wird (*).

Wir wollen auf den Curven und Verirwegen dieſe
dialektiſchen Luſtgartens, in welchem jede ſtörende Aus
ſicht auf den nahen Kirchthurm geſchickt verdeckt iſt, ein
kleine Blumenleſe uns erlauben.

1) Menſchliches Leben. Als der Quel
alles Verſtandes und alles Liebens wird das Seyn de
Gattung bezeichnet. Aber auch die Natur wird di
Baſis des Menſchenweſens (alſo der Gattung) ge
nannt. Während nun Ehrenberg von der Natur be
hauptet: »alles in ihr ſey Leben,« wird dieſer unbe
dingte Satz aus der gelehrten Welt wieder exilirt, in

(*) S. 50—55—70.

dem es als eine ausgemachte Sache gelte: daß die Erdstoffe an sich kein eigenes Leben besitzen. Besitzen sie also wenigstens doch ein Fremdes Leben? Keineswegs; sondern wenn dieses X, dieß geheimnißvolle Leben in sie fährt, werden sie eben von ihm besessen, und je nach der Stufenreihe organischer Bildungen mehr oder weniger bewältigt. Darum heißt es auch: »Im menschlichen Leben wird der Stoff von diesem fast vollkommen überwunden.«

Der Ausdruck ist richtig. Denn Blei und Eisen verdaut auch der Straußenmagen nicht, und neben den Verwüstungen, die Mars und Saturn (Eisen und Blei) anrichten, sind jene, womit Venus und Mercur das Menschenwesen, das ist die Gattung und ihren »Quell« verderben, wohl auch des Nennens werth. — »Der Stoff aber im Allgemeinen ist hier die Sinnlichkeit und Wirklichkeit der menschlichen Gestalt, des menschlichen Lebens. Alle Bestandtheile der Natur sollen in ihm zu einer zweiten, geistigen Zusammenfassung gelangen.« — Der altberühmte Mikrokosmus soll demnach zum Makrokosmus, von dem er doch nur ein sublimirter Extract, oder eine mit dem Storchen-

ſchnabel entworfene Silhouette vorſtellt, in einen Gegenſatz treten, der wie Geiſt zu Materie ſich verhält.

Wie ſollen aber die geiſtloſen Factoren das geiſtige Product, wie die vernunftloſen Gegenſtände das Verſtändniß ihrer ſelbſt durch einen Verſtand zu Stande bringen?

Den Aufſchluß darüber bleibt uns der Schönheitslehrer ſchuldig; er läßt ihn hinter dem Schleier der Iſis und Phyſis. Wir müſſen uns mit der Auskunft begnügen: »In den organiſchen Bildungen der Natur ſind die chemiſchen Kräfte ſchon einer mächtigern Kraft (dem Leben) unterworfen. »Dieſer Satz, von Liebig entlehnt, der ſeinerſeits aus einer gar alten Rumpelkammer ihn hervor geholt, wird dann zur Unterlage genommen, um weitere Stufen darauf zu ſetzen; er iſt nur der Abſatz einer Treppe vom zweiten zum dritten Stocke. Denn gleich darauf heißt es: »Das Leben der Natur gelangt im Menſchen zur höchſten Steigerung, ſo daß es ſich zurück wendet, und die Natur (als Geſammtheit alles Seyenden) ſich zum Gegenſtande macht. Im Gewußtwerden

der Natur durch den Menſchen (als des Gegenſtandes ſeines Verſtandes) begründet ſich unſer Begriff von dem entgegengeſetzten Verhältniſſe Beider« — d. h. des Menſchen und der Natur). »Dieſes Zurückwenden des menſchlichen Geiſtes zur Natur erſcheint als die eigenſte Beſtimmung unſerer Gattung.«

Laſſen Sie uns zu Athem kommen, weiſer Bosco! Wón wo quillt da auf einmal die »mächtigere Kraft« des Lebens herauf? Aus welchem verborgenen Käfig iſt die Taube heraus geflattert, die da plötzlich zum Vorſchein kommt: der ſogenannte Geiſt, der doch bei Ihnen keine Subſtanz und Monade iſt? Und wo haben Sie das Wort Beſtimmung hergenommen, das Sie doch, »(da Niemand beſtimmt,)« gewiß ſo unſchicklich und ungeſchickt finden, als das Wort Schickung? Denn das ſagen Sie ja ſelbſt, und dießmal conſequent: »Schickungen, Schickſal, Vorſehung in dieſem Sinne (als ein allgemeines leitendes Etwas) ſind theologiſche Begriffe, Begriffe ohne Wirklichkeit. Wer ſchickt? wer ſieht vor?« Es kann alſo jene Beſtimmung nur »die vernünftige Nothwendigkeit« ſeyn, und dieſe »iſt vernünftig nur durch die

menſchliche Vernunft, die der betrachtende Menſch i
ſie hinein legt, und für ſeinen Verſtand aus ihr ab
zieht.« (*). Der Menſch alſo, mittelſt ſeines exkamo
tirten Geiſtes, iſt der Alkohol- oder Geiſtbrenner, de
die ſüßen und ſaueren, am Baume des Verhängniſſes
hangenden Früchte zuerſt mit Vernunft abmaiſcht, und
ſodann, als pantheiſtiſchen Schnaps für den philoſo
phiſch religiöſen Hausbedarf den Spiritus heraus de
ſtillirt. Der Apparat dazu mag in Gießen angefer
tigt werden, ſobald man dort jener Kraft, die »mäch
tiger« iſt als die chemiſche, ſo wie des Stoffes, der
ihr zum Vehikel dient, ſich wird bemächtigt haben, um
den Homunculus des Famulus Wagner endlich, durch
deutſche Wiſſenſchaft aus der ſchützenden Phiole in die
äußere Wirklichkeit zu entlaſſen.

Wenn nämlich der menſchliche Geiſt ſich mit ver
nünftiger Nothwendigkeit zur Natur zurück wen
det; ſo kann ja ſolches Zurückwenden nur gegen die
Richtung hin geſchehen, in der man hergekommen. Das
Verhältniß der anorganiſchen Natur zur organiſchen

(*) S. 65.

wird aber bestimmt als ein Gegensatz von Stoff und Leben, also von chemischer Kraft (als erster Manifestation des Stoffes) und von Lebenskraft. Da nun das Leben der Natur im Menschen seine Culmination erreicht; so folgt, daß der Gegensatz von Stoff und Leben nicht viel mehr bedeute, als jener von chemischer Kraft und geistiger Kraft; id est: vom chaotischen Inhalt der Retorte zum Sublimat im Helm, oder zum Destillat in der Vorlage, oder von der Kartoffel zum Aldehyd, vulgo Fusel. Warum sollte also der Homunculus mit solch einem Geiste nicht aus chemischen Kräften herauf sublimirt werden können; sobald es nur gelingt, diese durch geschickte Combination von Chlorüre, Azot, polarisirten Solarlicht, phosphorsaurem Eisen und etwas Subjectivität in patentirten Lebensstoff zu concentriren? Das Bischen Locomotivität und gediegene animalische Freiheit wird dann von selbst sich finden; der Gottesgedanken hingegen und das Gewissen, als Begriffe ohne Wirklichkeit, werden von selbst wegbleiben, weil dem Homuncio, als dem Producte der absoluten Wissenschaft, die echte Gott-ledige und Gott-

lose Freiheit, d. h. die höchste Sinnlichkeit und der sublimste Instinct nicht mangeln können. Wie wird man es aber anfangen, um mittelst einer seiner Rippen den geschlechtlichen Gegensatz zu differenziren? Dieß Problem wird von einer künftigen Deutschen absoluten Central-Akademie zur Preis-Aufgabe des Jahres 1899 erhoben werden müssen.

2) Persönliches Leben des Menschen: »Der Träger des menschlichen Seelenlebens ist die harmonisch gestaltete Sinnlichkeit.« (*).

An diesem Satze ist nichts zu verwundern, noch auch zu bewundern. Kann Seele nichts anders seyn, als jene, aus den chemischen Kräften sublimirte, also auf ochlokratischem Wege empor gestiegene Lebenskraft; so wird sie nothwendig in den höheren Graden harmonischer Gestaltung der Sinnlichkeit ihre aristokratischen Rangstufen finden.

Die Seele des ungeschlachten Krokodills oder des Ichthyosaurus kann nur in dem gierigen Rachen und der Unzahl von Wirbelbeinen sich manifestiren, so wie

(*) S. 59.

die Pſyche jener Gefiederten, die in die Familie der »Schnapper« gehören, eben im Schnappen ſich bethätigt. Wie ſoll aber das Thierleben oder die Thierſeele zum perſönlichen Leben ſich potenziren? Wer hinter dieſes Geheimniß kommen will, muß im »Abgrunde der vereinten Sinnlichkeit« ſich umſehen, weil dort unten, wie weiland Steffens verſichert, der Keim des geiſtigen Lebens liegt. Wie bedauerlich für die Touriſten, daß noch immer kein Reiſehandbuch erſchienen, um ihnen zu dieſer Hyle den Weg zu zeigen!

Wie entſteht jedoch dieſe Union der Sinnlichkeit, als Lichtquell und Focus des Geiſtes? Offenbar iſt es die Peripherie, welche ihre Radien concentriſch ausſendet, und ſo ihr Centrum ſich zurecht macht, alſo eine organiſche Conſtruction auf breiteſter Baſis. Denn das perſönliche Leben beruht in der vereinten Richtung der leiblich bildenden und geiſtig entwickelten Kräfte auf einen ſeeliſchen Mittelpunkt derſelben, der zugleich (ſobald er nämlich von außen nach innen herein fix geworden) die äußere Geſtalt beherrſcht (*).

(*) S. 61.

Wenn dieß keine dynamiſche Demokratie und reſpective Anarchie iſt; ſo hat es nie Phyſiologen gegeben, die von der Schwer- und Federkraft bis hinauf zur Lebens- und Einbildungskraft nicht weniger als 30 bis 40 Kräfte im menſchlichen Organismus aufzählten. Die Lebenskraft hat übrigens, als eigenmächtiger und lebenslänglicher Präſident, Mühe und Noth genug, jene übrigen Repräſentanten des Kosmos zur Tagesordnung zu verhalten!

Führt nun das Leben als Selbſtgefühl dieſen Vorſitz ſchon im Thiere, im Menſchen erklimmt es einen höhern Fauteuil: das Selbſtgefühl wird zum Selbſtbewußtſeyn, das Vernehmen zur Vernunft. Wie aber und wenn geſchieht das? Wenn die Begriffe, welche durch die Sinneseindrücke und die Vorſtellung derſelben (in der Erinnerung) entſtehen, wenn dieſe Begriffe des Verſtandes ſich vereinigen mit der Sinnesvernehmung, und ſo »das eigene und fremde Seyn« aufgefaßt wird. — Das fremde Seyn iſt alſo wohl der Stoff, oder die Stoffe und chemiſchen Kräfte; das eigene Seyn der Geiſt oder die Geiſteskraft, woraus gleich im Vorbeigehen die Anwendung folgt: daß ein Menſch dem an-

dern nur ſtofflich, nicht aber als Geiſt fremd ſeyn könne. Daraus ergibt ſich die ſcharfſinnige Löſung des Widerſpruches: daß zwar das Weſen des Menſchen die Liebe iſt, und die Nationen dennoch (wegen einiger Differenzen des Stofflichen) einander fremd bleiben und haſſen. Auch dieſe neueſte Entwicklung in der Geſchichte der Menſchheit will wiſſenſchaftlich begründet werden, damit Vernunft darin ſey. Denn »die Beſtimmtheit, ein Wiſſen zu ſeyn, macht erſt das Bewußtſeyn zum menſchlichen Bewußtſeyn.« Bei allem dem kommt der Thatentrieb, (alſo mit Zuſchluß des Tödten- oder Todſchlagentriebs) keineswegs aus dem Haſſe, ſondern einzig aus der Liebe. Der Thatentrieb muß jedoch erſt zum Willen erhoben werden; und das geſchieht durch das Wiſſen vom Weſen und Zweck dieſes Triebes. Der Wille alſo iſt ſelbſtbewußter Trieb. Was aber zu dieſem Wiſſen, zu dieſer Erkenntniß vom Zwecke des Thatentriebes hinführt oder treibt, iſt ebenfalls wieder ein Trieb, indem die Liebe als Trieb der Erkenntniß und der That definirt wird. Wir lernen vielleicht daraus den Grund des Sprachgebrauchs, welcher ein Individuum, das ſehr genau weiß, was es vorhabe,

und wie es dieß Vorhaben zu Stande bringe, als ein durchtriebenes bezeichnet. Er gibt aber noch einen andern Trieb oder Umtrieb im Kreise herum, ohne Anfang und Ziel, eine schale dialektische Ewigkeit, die von einer endlosen Dialektik an der Kurbel gedreht wird. Sie findet ihren weitesten Ausdruck im Folgenden.

3) Geschichtliches Leben des Menschen: »Die Anwendung der Natur- und Menschenkenntniß durch die Liebe des Menschen zu seiner Gattung ist der Inhalt der Geschichte, und auch der Zweck, so weit der menschliche Wille jene Anwendung in seiner Gewalt hat. Der menschliche Geist schließt den Einzelnen (den Sohn) mit der Gattung (dem Vater) und diese mit jenem Zusammen. Darin liegt die wahre Bedeutung vom christlichen Mythus der Dreieinigkeit Gottes. Die Gattung vervollkommt sich durch das geistige Wachsthum der Einzelnen, und der Einzelne gelangt zu höherer Geistesbildung durch die Errungenschaft der Gattung« (*). Was nun den menschlichen Geist in dieser anbelangt, der wohl nichts an-

(*) S. 67. 71.

deres bedeuten kann, als das Leben oder die Lebenskraft auf der oberſten Stufe; ſo iſt er ſeinerſeits wieder die Einheit des Dualismus von ſelbſtſtändiger Geſtalt und Sinnlichkeit, von Herz und Kopf (Empfinden und Denken, Liebe und Verſtand) — die ſelbſtbewußte Einheit alles innern und äußern Seyns; an der ſonſt nichts auszuſetzen wäre, als daß ſie, noch ſicherer, wie ſo manche geprieſene Unite unſerer Zeit, eine durchaus imaginäre bleiben wird. Denn von dem Prinzipe des Naturlebens, das nur in ſteter weſenhafter Entzweiung (polariſcher Differenzirung) und Veräußerung ſich bewegt, kann nie und nirgend eine ſolche Einheit zu Stande gebracht werden.

Wir ſehen uns den Schluß des ganzen Abſchnittes an*), nnd finden ihn in der Formel: die Liebe als Urſprung (Quell) der Gattung; dann als Trieb (Drang) der Erkenntniß und That iſt die Einheit aller Beſtimmtheiten des Menſchenweſens, d. h. ſie iſt Eins mit dieſem, als ihrem Gegenſtande. Weiter oben **) aber lautet die Formel: Das Seyn der Gat-

(*) S. 71. (**) S. 61.

tung (das Menſchenweſen) iſt ſowohl Gegenſtand als Quell des Bewußtſeyns, des Verſtandes und der Liebe. — So beißt die dialektiſche Schlange immer nur in ihren Schweif, nicht in die Kernfrucht der Erkennt-

Oder, nach einem andern bibliſchen Bilde: ſiehe da den Wagen der Speculation und ihren Fuhrmann! Dem Fuhrmann oder dem Lenker der Feuerroſſe, die den Menſchen nicht zum objectiven Gott, ſondern zum ſubjectiven, zu ſeiner Gattung emportragen, dieſem iſt es ganz gleich, ob er die Roſſe vorn anſpannt oder hinten; er kommt eben ſo weit bei jeder Methode, da er ja nur im Kreiſe fährt!

Legen wir die Schlußworte ferner in ihre Formeln aneinander; ſo erzeugt die Harmonie des Sinneneindrucks und der Liebe in der Seele die Empfindung des Schönen; die Harmonie aber der Liebe und ihres Gegenſtandes iſt das menſchliche Gattungsweſen, als Einheit ſeiner Eigenſchaften. Dieſe letzteren ſind einmal ſinnliche: Sinn, Geſetz, Gleichmaß; ſodann geiſtige: Sinn, Verſtand, Herz. Die Harmonie (Übereinſtimmung) gründet ſich auf die Liebe. Iſt das menſchliche Gattungsweſen demnach nur die Objectivirung der

Liebe, so verhielt sich diese zu jenem als das Subject. Allein, so fragt man billig: was ist die Liebe, bevor sie diese ihre Selbstobjectivirung durchsetzt, wodurch sie erst Subject wird? Ist sie ein Realprinzip, also eine Substanz? Und wenn andrerseits, als der Quell alles Verstehens und Liebens, das Seyn der Gattung, und überdieß als die Basis der Gattung die Natur genannt wird, die jedoch (als Stoff) ohne Leben ist; wie gelangt diese dazu: sich durch Selbstobjectivirung zur Gipfelhöhe der Subjectivirung und des Lebens aufzubauen, und so vor allem Liebe zu werden? Hier stehen wir also abermals vor dem unenträthselten Geheimniß des Schönen; — der Kopf des Dialektikers hat sich in das letzte Wirbelbein seiner Consequenzen wieder verbissen, und der Dichter, der über die Frage brütet, kaut an den letzten Phalangen seiner Finger, d. h. an den Nägeln; was auf dasselbe hinaus geht.

Von einem Manne, der in unserm eisernen Zeitalter ein großes Wort mit zu reden hat, erzählt die Sage, daß er, als ein leidenschaftlicher Dilletant der Garten-

kunſt, gelegentlich die Gartenanlagen ſtädtiſcher Häuſer und Villen ſich anſieht. Wenn ihm dann eine ſolche mißfällt, ſo entfernt er ſich, ohne ein Wort zu ſagen; wenige Stunden nachher aber erſcheinen etwa zehn bis zwanzig martialiſche Männer, welche die Beeten, Gänge und andere Partien ſchonungslos zerſtören, nach ihnen kommen Andre, die nach einem neuen Plane den Boden austheilen, Wege anlegen, Geſträuche verſetzen, und in möglichſt kurzer Zeit eine neue geſchmackvolle Anlage in Ordnung bringen.

Man wird dieſen Vorgang eigenmächtig finden, und ſelbſt für das trefflichſte Umſtaltungswerk den Dank verweigern. Wie wird es erſt dem Kritiker ergehen, der einen mit dialektiſch verſchlungenen Gängen, täuſchenden Lichteffecten und ſophiſtiſchen Rabatten kunſtvoll angelegten Gedanken- und Paradiesgarten muſtert, ſobald er ſich gezwungen ſieht, das ganze Syſtem dennoch als ein verkehrtes und falſches zu erklären? Er muß es vor dem Geiſte des Leſers umſtürzen, und zugleich zeigen, wo die Anlage verfehlt und wie ſie neu zu conſtruiren ſey. Wer aber behaupten will: Einreißen ſey behender

als Bauen, der vergißt nur, daß noch eine Arbeit dazwiſchen liegt: die Beſeitigung des Schuttes.

Die Wahrheit und mit ihr der Werth der dargelegten Theorie des Schönen wird durch den Standpunkt bedingt, von der ſie ausgeht. Dieſe aber iſt die Feuerbach'ſche Lehre von der ſchlechthinigen Immanenz Gottes in der Welt. So heißt es ausdrücklich: »das religiöſe Gemüth machte aus dem Inhalt ſeiner Sehnſucht einen jenſeitigen Gott,« und ferner: »dieſes Hinderniß der menſchlichen Vorſtellung, die ſich zwiſchen das ſinnliche Seyn und das Bewußtſeyn des Menſchen drängte, wurde fortgeſchafft durch die große philoſophiſche That Ludwig Feuerb[illegible], welche dem menſchlichen Inhalte der Religion [illegible]ologiſche Hülle entzog, und dem Menſchen ſein [illegible] befreiter Menſchlichkeit als Herzenseigenthum [illegible]ab.« *). Die Transſcendenz bleibt alſo [illegible] an dem Aberglauben der Theologen zugewieſen, die ſich fernerhin damit behelfen mögen; und ähnlich wie die geſammte Philoſophie von allem theologiſchen Wuſte zu ſäubern iſt, muß man

(*) S. 19, 25.

auch die staubigen Spinngewebe wegfegen, die im großen Natur- und Kunstsalon des Schönen in allen Ecken sich eingenistet.

Während aber diese Immanenzlehre das Hegel'sche System anklagt: daß es die Transscendenz, und damit auch die Theologie, noch auf dem Weltthron erhalte; verdankt sie selber doch diesem von ihr verachteten Systeme ihren Hylozoismus, d. h. ihren Gegensatz von Stoff und Leben, oder von den chemischen Kräften der Stoffe und der sie beherrschenden Lebenskraft, welche letztere im Menschen endlich zur geistigen Kraft sich aufschwingt, und zugleich auf die gesammte Natur sich zurück wendet, um diese in die Erkenntniß und den Willen aufzunehmen. Man wird dabei an die sehr naive Lehre der Scholastiker erinnert, welche die Seele des Menschen, wie ein Bauwerk mit drei Etagen, zu unterst als eine vegetative, in der Mitte als eine animalische, und zu oberst als eine rationale betrachten, und dabei doch von der Geistigkeit, sittlichen Freiheit und Unsterblichkeit dieser Seele redeten. Sie besaßen da ein Haus, dessen oberstes Geschoß stehen bleibt, während die Grundgewölbe und die untern Stockwerke in

Schutt und Moder fielen. Genug, die Lebenskraft der Pflanzen und Thiere erschwingt sich plötzlich im Menschen zu einer geistigen und in ihrer Zurückwendung (Reflectirung) soll der Beweis liegen für den Dualismus von Stoff und Leben, von Geist und Natur. Mit eben dem Grunde könnte man den polarischen Gegensatz zwischen dem auf- und niedersteigenden Sprößling eines Pflanzenkeims, oder zwischen erdhafter Wurzel und sonnenhafter Blüthe zu einem Dualismus erheben; sobald dieses Wort keine Unterschiedenheit des Wesens mehr bedeutet. Wenn der sogenannte Geist den Gegenstand seiner Erkenntniß ausschließend nur in der Natur besitzen soll; so folgt daraus nothwendig: daß er weiter nichts seyn könne, als das Subject derselben Natur, und daß sonach beide (Natur und Geist) als Object und Subject einem und demselben Prinzipe angehören müssen. Wie soll aber dann noch vernünftiger Weise von einem Dualismus die Rede seyn? Und wem wäre es zu verargen, der in dieser Subreptition das alte Reptil und Amphib wieder erkennt, das in seine kleineren Ringen sich daher schlängelt, ehe es im

abſoluten Begriffe den großen Zauberkreis wieder abſchließt?

Auch der Hegel'ſchen Philoſophie zufolge ſchlägt, nach dem Geſetze ihrer Categorientafel, das abſolute Prinzip in ſein gerades Gegentheil um, damit es jene Categorien zur äußern Anſchauung bringe, ſie ſodann aus dieſer mit Selbſtbewußtſeyn wieder gewinne, und hiemit zugleich aus dem Gegenſatze von Subject-Object (Denken und Seyn) Sich ſelber zurück nehme. Zu dieſem Zwecke hat ſich auch das abſolute Prinzip zugleich mit entlaſſen, als es in ſein directes Gegentheil (in den Stoff oder die Materie) umgeſchlagen. Wird nun dieſe Theſis als wahr angenommen; ſo müſſen dann auch die ſogenannten chemiſchen Kräfte als göttliche Kräfte aufgefaßt werden, weil widrigenfalls die Materie nicht als das directe Gegentheil des abſoluten Prinzips gedacht werden könnte. Und daraus möchte es begreiflich werden: wie der berühmteſte unter den deutſchen Chemikern behaupten dürfte, daß die Chemie der vornehmſte, ja der einzige Weg ſey, um zur Kenntniß Gottes zu gelangen. Vor uralten Zeiten hieß es: »Gott iſt im Himmel, und du auf Erden, darum ſey

in deinen Reden vorſichtig!« *) Damals glaubte man noch einzig an den transſcendenten Gott; der immanente Gott hingegen, (inſofern er, als göttliches Prinzip, in die Materie umgeſchlagen,) warum ſollte er nicht mit Wulfenſchen und galvaniſchen Apparaten auf Erden aufgeſucht werden dürfen, und wo wäre etwas Unvorſichtiges in ſolcher Rede?

Um jedoch von der vereinzelten Wiſſenſchaft zum Wiſſen zurück zu kehren; ſo wird es nun erſichtlich, wie Hegel in ſeiner Weiſe mit Recht behaupten konnte: »das Schöne in der Natur ſey das Durchſcheinen der Vernunft im Vernunftloſen.« Iſt nicht das Stöchyometriſche und Cryſtallomorphiſche in der anorganiſchen Natur ebenfalls ſchon ein ſolches Durchſcheinen oder Durchleuchten der durchlauchtigen, mathematiſchen Vernunft? Nach Hegel ſoll dieſes Durchſcheinen noch nicht im Gebiete des Tubalcain und der Gnomen; ſondern erſt in der Sphäre des organiſchen Lebens, alſo mit der Pflanzenwelt beginnen. Welcher Peter Squenz erblickt hier eine Conſequenz? Iſt die Cryſtall-

(*) Eccleſ. 5, 1.

form, z. B. im Opal, Amethyst oder Rubin nicht auch eine schöne Form? Erscheint in den Crystallisationen des Silbers im Dianenbaum, des Wassers in den Schneeflocken und Eisblumen, des gediegenen Goldes in Blättern, nicht eine vegetabilische Gestalt? Zeigt sich in den Basalten nicht eine prachtvolle, bald indisch-ägyptische, bald dorische Säulenordnung? Da die chemischen Kräfte aus dem Gebiete des Lebens nicht ausgeschlossen sind; so werden wir es uns nicht verbieten lassen, die berühmte Stufenleiter der Subjectivität auf die tiefste Basis des Mineralreichs festzustellen; sie könnte sonst wackeln, und wir sind nicht schwindelfrei. Dann steigen wir getrost hinan, treten auf die Stufe des Pflanzenlebens; erfahren, wie dasselbe im Thiere (jedoch mit Ausschluß des Denkens) zur Empfindung sich steigert, und endlich im Menschen zum Bewußtseyn (Denken) vordringt. Der Geist des Menschen wäre demnach weiter nichts, als eine gesteigerte Natur-Subjectivität. Darin beruhte die ganze Herrlichkeit dieses Serenissimus; — darum man über seinen finstern Aberglauben und seine Tollheiten sich gar nicht mehr wundern dürfte, weil ihm die Objectivität so oft ihre Wolken vorschiebt.

Hier wird nun eine Frage ſchwerlich abzuweiſen ſeyn, wenn ſie auch wie Saul unter die Propheten ſich einmengt, oder vielmehr wie ein Prophet unter die Saulsgefährten, die ſämmtlich darauf ausgehen, ihres Vaters Rind und Eſel, d. h. des abſoluten Princips ſubjectivirte und concrete Verwirklichungen in der Welt aufzuſuchen. Die Frage lautet folgendermaßen: Iſt die Natur nur dann ſchön, wenn meine, d. h. (nach obiger Vorausſetzung) die göttliche Vernunft aus ihr hervor- und durchſcheint, oder umgekehrt nur dann, wenn ich die der Natur inwohnende Vernunft (ihre Beſtimmung zum Gedanken) durchſcheinen ſehe, die jedoch in letzter Inſtanz in einem göttlichen Gedanken wurzelt, kraft deſſen Gott nicht Sich, ſondern ſein directes Gegentheil von Ewigkeit dachte? — Wenn ferner das Schöne an die Bedingung des Durchſcheinens angewieſen iſt, alſo vom Reflectirtwerden der Vernunft durch irgend ein Medium abhängt; wird dann nicht auch die Maſſe und Mannigfaltigkeit des Schönen mit der Menge ſolcher Reflexe zunehmen müſſen? Die Zahl der letzteren aber wird um ſo größer werden, je mehr die diaphane Natur eine bloß mittelbar theophane, d. h.

je gewiſſer die göttliche Vernunft nicht ihr und folglich auch mir (der geſchöpflichen Natur und dem geſchöpflichen Geiſte) immanent, ſondern beiden transſcendent iſt.

In der That erſcheint die Hegel'ſche Anſicht vom Weltganzen, da ſie bloß eine verabſolutirte Anſicht vom Naturganzen aufſtellt, dürftig genug im Vergleiche mit jener der chriſtlichen Theologie, die von einer (dreigliedrigen) Offenbarung Gottes nach außen redet, und dieſe als die Kehrſeite oder Contraposition von der (dreieinigen) Offenbarung Gottes nach innen betrachtet. Wie ſoll man aber erſt jene Weltanſicht beurtheilen, die das Weltganze einzig nur im Gegenſatze vom Menſchen und der äußern Welt, folglich ohne alle Transſcendenz auffaßt und darſtellt? Allerdings zwar iſt ſie darin conſequenter als die Hegel'ſche, weil ſie erkannt hat: daß im Naturleben ſein Prinzip nicht mehr als numeriſches Eins (Monas) wohl aber als das Eine in Allem (Allgemeines) vorhanden iſt; darum auch in einem Syſteme, worin das Naturprinzip als das abſolute gilt, von keiner Transſcendenz die Rede ſeyn kann. Wiſſen ja ſelbſt Theologen, die einem objectiven und dennoch immanenten Gotte huldigen, ſo oft ſie zwiſchen dem Willen

und der That dieſes Gottes (des verabſolutirten Naturprinzips) unterſcheiden ſollen, keinen andern Ausweg, als daß alles, was ihm möglich, nothwendig auch wirklich werden müſſe! Wie jedoch eine ſolche Anſicht, der das Weſen des Heiligen, des Rechtes und der Sitte fremd bleibt, je auf die echte Spur gerathen könnte, um das Geheimniß des Schönen, d. h. den Gedanken davon zu entdecken, das iſt gleichfalls ein Geheimniß, auf deſſen Löſung man wird verzichten müſſen. Der blinden, in der Hyle ſcharrenden Henne Kratzefuß iſt es nicht gegeben, ein Körnchen von ſo lebenskräftigem Gehalt zu finden. —

Soviel als Vorbemerkung. Wir hätten nun auf das entſchleierte Geheimniß des Schönen näher einzugehen, welches, wie wir vernommen, in folgenden Theſen dargelegt wird: 1) Das Schöne iſt bedingt von der Empfindung, alſo von der Liebe, alſo vom Weſen des Menſchen, welches ein Gattungsweſen iſt. 2) Das Weſen des Menſchen als Gattungsweſen iſt Gegenſtand und Inhalt der Liebe. 3) Gegenſtand und Inhalt der Liebe iſt die Liebe ſich ſelber. — An dieſe Reihe von Theſen ſchließt ſich noch eine andre:

1) »Das Seyn oder Weſen der Gattung als das menſchliche Weſen, iſt Quell und Gegenſtand der Liebe und des Verſtandes. 2) Die Liebe iſt Urſprung (Quell) der Gattung, Trieb der That und Erkenntniß. Alſo iſt 3) das Weſen des Menſchen (die Gattung) Urſprung der Liebe, und die Liebe Urſprung der Gattung.

Will man dieſe Ausſagen vereinbaren, ſo muß man ſie auf ihren Sinn zurückführen. Wenn nämlich die Liebe als Quell der Gattung (des Menſchenweſens) gelten ſoll; ſo kann ſie nichts anderes bezeichnen: als das urſprüngliche Verhältniß zwiſchen dem Stoffichen (Materiellen) und dem Leben, in ihrer wechſelſeitigen Anziehung und Durchdringung; wobei das Leben zur geiſtigen Kraft ſich ſteigert, die auf die geſammte Natur ſich zurück wendet. Das Gattungsſeyn hingegen, als Quell der Liebe, kann nichts anderes bedeuten: als das geſchlechtliche Verhältniß oder den geſchlechtlichen Gegenſatz im Daſeyn. Es wird aber auch zugleich der Gegenſtand der Liebe genannt, und eben deßhalb, weil der Inhalt der letztern das Menſchenweſen als Gattungsweſen iſt, wird als Corollarium der Satz hinzugefügt: der Liebe Inhalt und Object ſey die Liebe.

Allein wer vermag ein Object zu denken, ohne zugleich, da eines immer nur durch und für das Andere iſt, ein Subject mitzuſetzen? Richtiger wäre es geweſen, den wechſelſeitigen Verkehr beider die Liebe zu nennen. Und ſo iſt es offenbar zu viel geſagt: das Object der Liebe ſey die Liebe. Es wäre zu viel geſagt, ſelbſt in dem Falle, wenn die Liebe des Menſchen wirklich das Weſen des Menſchen wäre. Denn dieſes Weſen des Menſchen, das in ſeinem Daſeyn ſich entfaltet, müßte ihm doch erſt objectiv oder gegenſtändlich werden, um als ſolches geliebt werden zu können!

Es bleibt alſo nur der Eine Ausweg übrig, daß man ſich darauf beruft: ſchon das Streben eines Weſens zur Objectivirung ſeiner ſelbſt, als Bedingung der Liebe, dürfe in einem gewiſſen Sinne als Liebe an ſich bezeichnet werden. Die Liebe an ſich, vor aller Gegenſtändlichkeit, wäre alſo das Beſtreben des Menſchenweſens, ſich gegenſtändlich zu werden. Solchen Studien und Meditationen über das Geheimniß des Schönen hat ſchon der, ſein eigenes Weſen ſuchende Narciſſus ſich befliſſen. Der Quell ſeiner Selbſtliebe war dießmal nur die Spiegelfläche des Quells; in dieſer ſich

beſchauend fand er nicht ſein gegenſtändlich gewordenes Ich, ſondern bloß die Abſpiegelung ſeiner individuellen Erſcheinung; und was ihm widerfuhr, als er in die Spiegelung ſich vertiefte, davon gibt der alte Mythus Auskunft. Da ſein zum »Geiſte« geſteigertes Leben, anſtatt ſich auf die Geſammtnatur zurück zu wenden, völlig auf das eigene Selbſt ſich concentrirte, um es als objectivirte Subſtanz zu finden und zu beſitzen, alſo ſich ſelbſt zu verabſolutiren und als Abſolutes (Göttliches) anzubeten; ſchlug es um wie ein rückläufiger Kreiſel, und kehrte zur unterſten Stufe ſeiner ſelbſt, zum Pflanzenleben zurück; — Narciß, wie er leibte und lebte, mit Natur und Geiſt, ward zur Blume, die aus der Hyle des Zwiebels ſich entfaltet.

Wenn nun die Erſcheinung eines Weſens, das Hervortreten des Seyns ins Daſeyn, noch *keine volle* Selbſtobjectivirung iſt; wie erſt die Erſcheinung der Erſcheinung, es ſey in der natürlichen Spiegelung, es ſey im künſtleriſchen Bilde? Ein Weſen, das ſich abſolut objectiviren, alſo weſenhaft und immanent *verdoppeln* ſoll, muß ſelber ein *ſchlechtweg Seyendes* ſeyn; und wenn, nach einem allbekannten Ausſpruche, Gott *die Liebe*

genannt, alſo das Leben Gottes als die abſolute Liebe angeſetzt wird; ſo hat dieß ſeinen Grund darin, weil er, als der Unendliche, der Gegenſtand ſeines abſoluten Selbſtbewußtſeyns, und folglich auch ſeiner Liebe iſt. Gott iſt dreieinig, weil er die Liebe an ſich iſt; und weil Gott dreieinig iſt, iſt er die Liebe für ſich.

Wenn man alſo mit Fug und Recht behaupten darf: »die Liebe hat kein ſelbſtſtändiges Beſtehen, »und ferner: »man liebt Etwas oder man liebt gar nicht;« ſo iſt das in der Nothwendigkeit des Objectivirens, als der Bedingung der Liebe gegründet. Denn die Liebe als Zuſtand kann nur ein aus zwei Factoren (einem ſubjectiven und objectiven) hervorgehendes Product ſeyn, und zwar auch in dem Falle: wo das Object rein durch das Subject (als das um ſich wiſſende Princip) durch Selbſterkenntniß, Selbſtbewußtſeyn, zu Stande gekommen wäre, wie dieß in der Selbſtliebe des Geiſtes der Fall iſt. Wie es jedoch kein Object geben kann ohne Subject, ſo auch umgekehrt; denn das Subject, ohne oder vor aller Objectivirung gedacht iſt das Prinzip ſelber. Und nur da, wo dieſes Prinzip ein Seyendes für ſich und in ſich, ein Urſächliches, eine geiſtige Mo-

nas iſt; wird es ſich als Subſtanz ſeines Daſeyns er
faſſen, und ſich, im Selbſtbewußtſeyn, mit ſich ſelbe
in Gegenſatz ſetzen. Iſt jenes Princip dagegen (in
uneigentlichen Sinne) bloß ein animales Natur-In
dividuum, ein ſubjectivirtes Naturleben; ſo tritt das
ſelbe ſchon als urſprünglich fertiges Subject mit ſei
nem vorausgeſetzten Objecte ein, und vermag daher
weder eine äußere noch eine innere Unterſcheidung zwi
ſchen Prinzip und Erſcheinung vorzunehmen. Daraus
muß denn auch die Frage ſich beantworten: ob die Ob
jectivirung Desjenigen, was den Individuen gemeinſam
iſt, und ſie als Einzelnweſen Einer Gattung kennzeich
net, von dem bloßen Natur-Individuum vollzogen wer
den könne? Denn wo ſelbe, wie im menſchlichen Be
griffsdenken, wirklich vollzogen ſich findet; da iſt dieſe
Verrichtung nicht dem Seelenleben des Menſchen (als
einer geſteigerten Naturkraft) ſondern ſeinem Geiſte, als
einem metaphyſiſchen Prinzipe, zuzuſchreiben.

Was aber dieſe Objectivirung ſelbſt anbelangt, ſo
wird an ihr jedenfalls ein zweifacher Vorgang zu un
terſcheiden ſeyn. Zuerſt ein unwillkürlicher oder unfreier
hervorgebracht durch die Eindrücke der Außenwelt au

das Innere des Menſchen mittelſt und vermittelt durch die Wahrnehmung jener Eindrücke und ihre Verinnerung. Der andere Vorgang, nämlich der einen freien Objectivirung, kann erſt dann eintreten, wenn die erſte und unwillkürliche Objectivirung, als innerer Proceß, zum Gegenſtande der innern Betrachtung gemacht wird. Dadurch erſt wird nämlich zwiſchen dem Innern und Äußern des erſten Vorgangs ein Vergleich möglich, und mit dieſem das Reſultat der Anziehung oder Abſtoßung (der angenehmen oder widrigen Empfindungen und Gefühle), welches, in ſeiner Beziehung auf den vorgeſtellten Gegenſtand, denſelben zum ſchönen oder unſchönen und häßlichen ſtempelt.

Wollte man jedoch das Weſen des Menſchen von jenem Vergleiche, und dem daraus erkannten Reſultate abhängig machen; ſo hieße das ſo viel, als dieſes Weſen vom Begriffe abhängig erklären. So geſchieht es in der That in der Behauptung:

»Der Begriff des Menſchen vom Menſchen: das menſchliche Weſen, in welchem zugleich alle Begriffe des von den Menſchen gedachten Seyns enthalten ſind, iſt die menſchliche Gattung.« (*). Damit aber wird das

(*) l. c. S. 28.

geiſtige Leben des Menſchen in die Harmonie ſeiner Sinne geſetzt, Er ſelber auf ein bloßes Individuum ſeiner Gattung reducirt, und der alte Weltſchmerzliche ſceptiſche Stoßſeufzer wieder zu Ehren gebracht: »Wer weiß, ob der Geiſt der Kinder Adams aufwärts fahre, und der Geiſt des Viehes abwärts« (*)? Alles Leben, als Streben zur Innerlichkeit, wird ja ſchon, wenigſtens potentiell, Geiſt genannt, und tritt zwar, wie wir bereits vernommen, der Geiſt erſt da in ſeine Wirklichkeit, wo ſich das Leben gegen die Außennatur zurück wendet; ſo iſt dieſes Rückwärts doch lange noch kein Aufwärts, d. h. keine Transſcendenz über die Erſcheinung zum Seyn, über das Vorſtellen zum Denken des Grundes, ſo wie ferner über das Bedingte zum Unbedingten; und eben ſo wenig eine unvernichtbare (alſo jenſeitige) Fortdauer, wie ſie einem Realprinzipe zukommt. Und ſo geſteht ja unſer Autor ſelber: der Menſch fühle ſich »als das in ſich freie Selbſt, als die über das Seyn und Beſtehen der Natur übergreifende und herrſchende Perſönlichkeit« (**), was offenbar nur

(*) Eccleſ. 3, 22. (**) S. 12.

vom Geiſte, als einem ſelbſtſtändigen Prinzipe gelten kann. Nur der freie Geiſt, als eine Größe für ſich, kann ſich im Gegenſatze zu ſeiner Manifeſtation als ein Inneres erfaſſen; nicht ſo das Individuum, das als Beſonderung der Naturſubſtanz nur einen Bruchtheil derſelben darſtellt. Hingegen erhebt der Menſchengeiſt die Subjectivität des mit ihm vereinten Naturlebens zum Objecte für ſich, und nimmt ſie ſomit in ſeine eigene Subjectivität auf. Der Ichgedanke, wie jeder Gedanke vom Seyn oder vom Realgrunde wird daher Idee genannt, zum Unterſchiede vom Begriffe, als dem Denken des bloßen Erſcheinens der Außenwelt; wiewohl die Bildung des Begriffes aus dem Gemeinbilde, in ſeiner Beſtimmtheit, auch wieder nur vom Geiſte bewerkſtelligt wird.

Das Weſen des Menſchen hat alſo, außer jenem Gemeinſamen, das in allen Individuen ſeiner Gattung ſich vorfindet, noch eine andere, tiefere Quelle der Erkenntniß. Mit andern Worten: der Inbegriff jener gemeinſamen Eigenſchaften hat wohl als Begriff ſeine Wirklichkeit in der Gattung; als geiſtiger Gedanke vom Grunde jedoch, oder als Idee hat er ſeine Wirk-

lichkeit in einem Einzelnweſen das ſein Beſtehen für ſich hat, d. h. im menſchlichen Geiſte. Unter jenem »Etwas, was geliebt wird« iſt alſo nicht ausſchließend das Gattungliche zu verſtehen. Kann es immerhin für die Sphäre des Naturlebens, d. h. für den Menſchen als pſychiſches Individuum, ein Gemeinſames geben; ſo iſt es dennoch nicht nothwendig als ein Allgemeines, das geſammte Menſchenleben Umfaſſendes (Univerſelles) anzuſetzen. Auch iſt es in der That nicht ſowohl das Gemeinſame, als vielmehr der Unterſchied, d. h. die Ergänzung des einen Individuums durch das andere, was von der geſchlechtlichen Liebe angeſtrebt wird.

Der Urheber der neuen Grundlegung der Wiſſenſchaft vom Schönen hat demnach offenbar die Geſchlechtsliebe platoniſirt, indem er in derſelben die myſtiſche Erinnerung an den Urſprung der Gattung erkennt, und dieſe letztere als den wiſſenſchaftlichen Ausdruck für alles das anſieht, was der Fantasmagorie oder Theologie von jeher als objective Gottheit erſchienen.

Wäre die Theologie nicht verpönt, und die Teleologie mit ihr; ſo fänden hier gewiſſe ſehr bedeutſame, ethi-

ſche Andeutungen ihre Stelle, die jeder Bibelkundige aus dem Buche Tobias leicht heraus finden kann. Wir wollen daher lediglich bei den Phyſiologen nachfragen, und dieſe werden uns zugeſtehen: daß der geſchlechtliche Trieb keineswegs (als Erinnerung an die in der Natur waltende Vernunft) auf die Gattung (als Begriff), ſondern auf die geſchlechtliche Function ſelbſt (auf die Begattung) ſich hinwendet; daß alſo gemeinhin nicht (wie es im Buche Tobias vorgeſchrieben wird), der Zweck an ſich, nämlich die Erhaltung der Gattung, ſondern einzig nur das Mittel zu dieſem Zwecke den Inhalt jenes Triebes ausmacht.

Wem kann es ferner unbekannt ſeyn: daß die Zeugung eine dem Individuum als ſolchem fremde Function iſt, die ſeinem Eigenleben nicht angehört, das ſelbe nicht fördert? Sie iſt an Organe gewieſen, die während einer bedeutenden Lebensdauer unthätig bleiben, und ſpäterhin, wie in der Involutionsperiode des Weibes, gänzlich zurück treten; und ſo kann auch ihr Trieb (durch den geiſtigen Willen) unterdrückt werden, ohne daß daraus für das individuelle Leben der mindeſte

Nachtheil entſteht. Und wie in der Thierwelt dieſer Trieb, in ſeinem periodiſchen Auftreten, ganz an kosmiſche Bedingungen gebunden erſcheint; ſo zeigt ſich ſelbſt beim Menſchen, in den Bewegungen der Spermatozoën, mittelſt deren ſie, noch lange nach der Zeugungsfunction, den ausgetretenen Eikeim umkreiſen und zu erreichen ſuchen, die dunkle chaotiſche Unfreiheit polariſcher Anziehung, die hier waltet, das nächtliche Bewußtloſe in dem Beginne des neuen animaliſchen Lebens. Wie ſoll es da noch erlaubt ſeyn, die Eigenſchaften (die das Weſen des Menſchen darſtellen), lediglich als Gattungs-Eigenſchaften aufzufaſſen? Oder (um gleich mit der Thüre ins Haus zu fallen) was ſoll da aus den Frauen werden, die in die ſogenannte Involutionsperiode eingetreten ſind, und die ſodann nach den Grundſätzen jener Emancipation, wie die Heine'ſche Poëſie feiert, in die zeitliche Hölle der Häßlichkeit und Gehäßigkeit verbannt werden müßten?

Anders hat es Berthold Auerbach in den ſchönen Worten empfunden: »Die Frömmigkeit erhielt den Menſchen auch noch im Alter liebenswürdig — ſie iſt die Kindheit der Seele; ſie verbreitet eine anmuthige

glorienhafte Milde über das ganze Wesen« (*). Er sagt dieß bei der Schilderung einer beinahe achtzigjährigen bäuerlichen Matrone und damit wird offenbar ein viel weiteres Gebiet für das Menschenleben aufgesteckt, als in der Behauptung unseres Schönwissenschaftlers: »die Gattung ist der Inbegriff alles menschlichen Verstehens, aller Begriffe und Gedanken« (**). Das ist wahrlich sehr wenig, blutwenig sogar, weil es eben nur auf Blut, Muskel und Nerv sich beschränkt. Die Eigenschaften, die das Wesen des Menschen zeichnen, müssen vielmehr solche seyn, die den Menschen auch abgesehen von seiner Gattung constituiren, und die ihm auch dann eigen wären, wenn er ganz allein und einsam in der Welt dastände. Sie werden daher auch ursprünglich nicht durch Vergleich, sondern vor allem Vergleich, mit Andern aufgefunden, weil sie, als seinem geistigen und natürlichen Seyn inhärirend, den Inhalt seines Selbstbewußtseyns ausmachen.

Je eifriger nun der Mensch diesen Inhalt erforscht, und je reicher und klärer derselbe ihm sich aufschließt,

(*) Im Tagebuche des „Lauterbachers«. Dorfgeschichten. 1. Thl. (**) S. 64.

deſto leichter wird es ihm, zwiſchen dem Selbſtbewußt
ſeyn ſeines Geiſtes und dem Bewußtſeyn, zu welchem das
Naturleben in Ihm vordringt, die Paralelle zu ziehen.
Denn nur, wer ſich ſelbſt zu finden, und ſeinen eige-
nen Zuſtand zu erkennen vermag, iſt überhaupt — zur
Betrachtung der Außenwelt befähigt. Die bewußte
Umwendung (Reflexion) auf dieſe letztere, iſt ohne Reflex
auf die Innenwelt nicht möglich; dieſe aber iſt Sache
des Geiſtes. Wo es jedoch insbeſondere um die Beur-
theilung des Schönen ſich handelt, und wo immer
ein Gegenſtand ſchön befunden werden ſoll; da iſt nicht
ſowohl von der Thätigkeit des Verſtandes, als von je-
ner des Gefühles die Rede. Die Gegenſtände ſelbſt,
die dieſem ſich darbieten, werden demnach nicht ein-
zig dem Naturgebiete angehören; je reicher viel-
mehr die Gedankenwelt des Geiſtes, deſto reicher und
mannigfaltiger das Gebiet des Schönen.

Wenn nämlich die Liebe kein ſelbſtſtändiges Beſte-
hen hat ohne ein Object, von welchem das Subject der
Liebe (der Liebende) angezogen wird; ſo muß ſie auch
um ſo reicher und mannigfacher ſich geſtalten, je zahlrei-
cher die Lebensſphären von ſolchen Objecten, die ihr ſich

aufſchließen. Dieſe verſchiedenen Sphären aber werden daraus erkannt: daß der menſchliche Geiſt in ſeinem Selbſtbewußtſeyn nicht bloß Sich und Seinesgleichen, ſondern auch die Singenwelt (die Natur an und außer ihm), und das unbedingte Seyn und Leben über beyden (der Gottheit) zum Gegenſtande ſeiner Erkenntniß und ſeiner Liebe macht. Denn wiewohl er durch ſein Denken keineswegs der Urheber des eigenen und fremden Seyns iſt; ſo bleibt doch dieſes ſein Denken die unumgängliche Bedingung: daß ſowohl das eigene als das fremde Seyn Gegenſtand ſeines Bewußtſeyns werde. Und wie von der Erkenntniß ſeiner ſelbſt, als eines Weſensgrundes, die Erkenntniß der Außenwelt und des Unendlichen abhängt; ſo verhält es ſich auch mit ſeiner Liebe. Aus dem Prozeſſe der Vergegenſtändigung ſeines Selbſt geht als Reſultat ſeine Selbſtliebe hervor, worin er des Gefühles ſeiner Selbſtſtändigkeit ſich erfreut, und in ihr ſich behaupten will. In dieſer Selbſtliebe aber trägt er den Schlüſſel zu jeder andern Liebe, ſo wie zum Geheimniſſe des Schönen in ſeiner Totalität.

Wieſo den Schlüſſel zu jeder andern Liebe? Wir könnten, ſtatt aller weitern Antwort,

an den bekannten Maßſtab erinnern, nach welchem der Menſch Gott lieben ſoll über alles, alſo mehr als ſich ſelbſt, ſeinen Nächſten aber wie ſich ſelbſt. Allein das gehört ſchon in die theologiſche Ethik, und würde bei unſerm Geheimnißlehrer nichts mehr bedeuten, als daß der Einzelne angewieſen ſey, ſich mit der Gattung zuſammen zu ſchließen, die allein, als ſolche, die ehemaligen göttlichen Eigenſchaften der Allwiſſenheit, Allgegenwart ꝛc. zukommen, in ſich trägt *). Wir Anderen, die wir kein X für ein U uns vormachen, und den Begriff nicht als Idee gelten laſſen, finden im menſchlichen Selbſtbewußtſeyn die Erkenntniß der eigenen Bedingtheit, und die Nothwendigkeit, durch die Negation dieſes negativen Moments zum Gedanken an den Unbedingten vorzudringen, der in ſeinem abſoluten Selbſtbewußtſeyn als der allein Selige, das höchſte und einzige Ziel des geiſtigen Strebens bleibt; ſo daß die echte, geiſtige Selbſtliebe erſt durch die Gottesliebe ſich bewähren muß.

Wohl hätten wir bei dieſer Gelegenheit uns noch darüber zu verſtändigen: was von der Identi-

(*) S. 29 f.

ficirung der Liebe mit der Empfindung und dem Gefühle zu halten ſey? Und da müſſen wir uns dahin erklären: daß zwar mit Empfindung ein Zuſtand des Individuums (der Naturſeele oder Pſyche), mit Gefühl ein Zuſtand des Geiſtes bezeichnet werde, der dem Weſen des einen wie des andern entweder entſpricht oder widerſpricht. Jedenfalls aber haben beiderlei Zuſtände gewiſſe Thätigkeiten oder innere Vorgänge zur Vorausſetzung, die eben in ihnen ſich kund geben, und die den Geiſt oder das Individuum in ſich zurück führen, um jene Thätigkeiten aufzufinden. Die Momente jedoch, die zur Bethätigung eines Weſens gehören, ſind jederzeit die der Verinnerung oder Subjectivirung mittelſt der Veräußerung (Objectivirung); dieſe Momente ſind es folglich, durch welche jene angenehmen oder unangenehmen Zuſtände, als Reſultate aus dem innern Proceſſe, nothwendig bedingt werden. Was daraus hervorgeht, iſt die einfache Wahrheit: daß es gründlicher ſey, die Liebe vielmehr nach den bedingenden Momenten, als nach dem Bedingten zu würdigen, um ſo den Commentar zu den Worten zu finden: »Wer mich liebt, der

wird mein Gebot halten, und auch mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und bei ihm Wohnung nehmen!«

Andrerseits führt die Weisung: den Nächsten wie sich selbst zu lieben, auf das rechte Maß der Selbstliebe zurück, das gleichfalls durch die Selbstkenntniß bestimmt wird. Denn nicht allein zeigt diese, welchem von den beiden Factoren des Menschenlebens: dem Geiste oder der Psyche, die Vorherrschaft gebühre; sondern es wird durch sie auch jede schlechte Selbstliebe, d. h. jeder geistige oder sinnliche Egoismus verurtheilt, der das eigene Selbst zum Centrum der Welt, zum absoluten Ziele alles Strebens setzen möchte. Daß aber solch ein egoistisches Thun widrig oder häßlich und dagegen die aufopfernde Liebe schön genannt wird, ist bekannt genug.

Wie nun der Mensch in seiner Selbstliebe den Schlüssel zu jeder andern Liebe trägt; so auch zum Geheimnisse des Schönen in seiner Gesammtheit. Denn obwohl das Schöne vorzugsweise der Gegenstand des Gefühles ist, kann doch dieses letztere von den anderen Thätigkeiten des Geistes, aus denen es resultirt, nicht gesondert werden; und wenn daher Fr. Schil-

ler das Schöne in der lebendigen d. h. beseelten Gestalt suchte, an der die Urbestimmung des Geistigen und Sinnlichen sich darstellt, und deren Inhalt er als das Ideal des Menschen ansetzte; so war es die enge Verkettung des ethischen und ästhetischen Momentes, die ihm dabei vorschwebte. Nach Hegel ist das Schöne »die Ineinsbildung des Vernünftigen und Sinnlichen,« oder das Durchscheinen der Idee durch die Wirklichkeit, wobei, wie bekannt, das Vernünftige als das Göttliche, oder die Vernunft als Gott prädicirt wird. Dagegen bemerkt nun unser Theanthropist: daß man zur Erkenntniß des Schönen auf diesem Wege nicht gelangen könne.

Niemals nämlich habe Gott einzig als die Vernunft gegolten, sonst hätte er auch nur Gegenstand der Vernunft (des Denkens) seyn können; er war immer Gegenstand der Liebe, und darum selber Liebe *).

Diese Bemerkung ist theilweise wahr, und eben deßhalb bedarf sie der Berichtigung. Fürs erste war Gott jederzeit Gegenstand des Glaubens, und deßhalb auch des Erkennens, da beide dieselbe Wurzel im Selbst-

(*) S. 21.

bewußtseyn haben. Fürs zweite war Gott oder die Go
heit nicht immer Gegenstand der Liebe, sonder
wie der stoische Dichter bezeugt, der Furcht; und w
weiß nicht: daß die Finnen, Mongolen und Malay
ihren guten Göttern weit weniger Höflichkeit erzeige
als den übellaunigen und bösen? Es kommt also wied
auf die echte Kenntniß Gottes an, wenn er Gegenstan
der Liebe werden, und wenn man, nach dieser höchst
Beziehung, das Schöne in seiner Gesammtheit würdig
soll. Unser Autor zwar will nicht den Verdacht auf si
laden, als sey er mit Jenen einverstanden, welche d
Schöne für die Erscheinung Gottes in der We
im sinnlichen Daseyn erklären, obwohl sie in ihrer rel
giös phantastischen Weise der Wahrheit nahe waren.
Sie hätten nämlich nicht in der Idee, sondern im B
griffe der Gattung diese Wahrheit suchen sollen. Wa
uns betrifft, so wissen wir nichts von einer Erscheinun
Gottes oder des unendlichen Wesens, im sinnlichen D
seyn, als eines der Welt immanenten Prinzipes; wo
aber von einer Erscheinung oder Manifestirung göttlich
Gedanken (vom einem Seyn, das nicht schlechtwe
ist) wie sie in der Welt-Creatur realisirt sind, welche

nach der bekannten Pauliniſchen Lehre, der Macht und Herrlichkeit Gottes mittelbar Zeugniß gibt.

Freilich war Paulus ein religiöſer Menſch; jeder Zoll an ihm ein Gottesdiener; der religiöſe Menſch aber, der als ſolcher »ein Unvernünftiger« iſt, nimmt die Vernunft in der Natur nicht wahr; »er befriedigt ſich vielmehr in der Unvernunft der Natur, die er ſich durch einen unbedingten göttlichen Willen von außenher geleitet denkt (*).« Allein dieſe wahrhaft unvernünftige Baſis, die hier als Brandſohle in die Schuhe des Evangeliums (Epheſ. 6) geſchoben wird, iſt der Schöpfungsidee völlig fremd; der Gott, »dem alle Dinge leben,« hat Subſtanzen geſetzt und geweckt, welche, jede in ihrer Weiſe, zur Subject- und Objectivirung hinſtreben. Alles Daſeyn oder Leben iſt ja nichts anderes, als die wirkend ſich aufſchließende Natur eines Weſenhaften; und ſo war es mit ſeinen Grundformen durch den abſoluten, alles relative Seyn vordenkenden Gedanken ſchon vorgezeichnet. Jene Grundformen ſind nur die actuellen Beſtimmtheiten des Seyns, in welche die von Gott po-

(*) l. c. S. 22.

tentiell in daſſelbe gelegten Beſtimmungen ſich evolviren mußten. So wurde demnach das objective Geſchehen in der Welt, und die Subjectivität der denkenden Weſen, durch den ſchöpferiſchen Willen nicht bloß in einen cosmiſchen Verband zuſammen geſchloſſen, ſondern darin auch für einander geſetzt (*).

In dem Menſchen als einem Vereinweſen einer geiſtigen Monas mit der höchſten Stufe des pſychiſchen Naturlebens, oder als der Syntheſe der geſchöpflichen Antitheſe, iſt dieſe Füreinanderſetzung verwirklicht, und in ihr gründet auch ſein Verſtändniß und Gefühl des Schönen. Darum iſt Kosmos (und das entſprechende Mundus) nicht allein der Ausdruck für die Geſammtheit der Dinge, zumal in der Sinnenwelt, ſondern auch zugleich für ihre Zierde und Schönheit. Als geſammte Weltcreatur (mit Inbegriff der Geiſterwelt) iſt der Kosmos die Contraposition oder das Gegenbild des unbedingten göttlichen Lebens; der Exponent dafür aber nur der Menſch, in welchem beide Schöpfungsreihen orga-

(*) Dr. J. H. Löwe: über den Begriff der Logik. Wien 1819. S. 42.

nisch sich zusammen schließen. Darum kann es uns nicht genügen, das gesammte geistige und psychische Leben des Menschen als Einheit von Sinn, Verstand und Herz, oder von Vorstellung, Begriff und Empfindung (Liebe) zu construiren; sondern es handelt sich um die wesenhafte und concrete Einheit von Geist und Psyche, sowie um die Weise, wie und in welchem wechselseitigen Verhältnisse sie ihre ineinander greifende Thätigkeit enthalten.

Kann nun das Grundgesetz dieser Lebensentfaltung kein anderes seyn, als der Gegensatz der Receptivität und Spontannität, mit ihrem beiderseitigen Resultate; so erschließen sich diese in der psychischen (individuellen) Lebenssphäre des Menschen als Sinn, Wille und Empfindung; welchen dann in der Sphäre des Geistlebens (im geistigen Subjecte) die Vernunft, die Willkür (der freie Wille) und das Gefühl entsprechen. Der Sinn und somit die Vorstellungen und Gemeinbilder (Bilder des Gemeinsamen) ordnen sich unter die Vernunft, zur Bestimmtheit der Begriffe; der unfreie Naturwille soll der geistigen Willkür hörig werden; die Empfindung wird aufgenommen in das geistige

Gefühl. Der Gewinn und Inhalt des geiſtigen Denkens: das Selbſtbewußtſeyn, als das Wiſſen vom eigenen und fremden Seyn, ſo wie von Gott und dem Verhältniſſe zu ihm, geſtaltet ſich in ſeiner praktiſchen Beziehung auf die Willkür und die freie That zum Gewiſſen. Beides, das theoretiſche und praktiſche Wiſſen werden für den Menſchen zugleich Gegenſtand des geiſtigen Gefühls (und zugleich der Empfindung), es ſey in angenehmer oder widriger Weiſe, ſobald ihre Affirmation oder Negation aus der Außenwelt ihm entgegen tritt. Überall ferner, wo in der Sinnenwelt, im Großen oder Kleinen, an der harmoniſchen Einheit der Formen das ſchöpferiſche Geſetz, der göttliche Urgedanke entſchiedener hervor leuchtet, und ſodann, wo in der Sphäre der Willkür oder des menſchlichen Weltlebens, dem göttlichen Geſetze, als der Idee der Menſchenbeſtimmung, mit freier Hingebung entſprochen wird; da befriedigt ſich das geiſtige Gefühl des Guten wie des Schönen, welches in der einen wie in der andern Beziehung auch Geſchmack genannt wird, ſo daß hierin die Ausdrucksweiſe des Pſalmes: »kommet und ſchmecket,

wie ſüß der Herr,« mit dem lateiniſchen Sapere und Sapientia übereinſtimmt.

Wie enge daher dieſes Schema von Wiſſen, Gewiſſen, Geſchmack, alſo auch von Wiſſenſchaft, Religion und Kunſt, mit dem altplatoniſchen vom Wahren, Guten und Schönen für den Menſchen verkettet ſey, leuchtet von ſelbſt ein. Das Wahre (mit ſeinem ſowohl ideellen als begrifflichen Inhalt) iſt Gegenſtand des Wiſſens; das ſittlich Gute ſteht als Aufgabe der praktiſchen Religion und Ethik unter dem Gewiſſen; das Schöne, als Sache des Gefühls oder Geſchmacks, gehört in das Gebiet der Kunſt. Und eben deßhalb, weil das Gefühl aus dem Wiſſen und Gewiſſen als Einheit von beiden reſultirt, und das ſeeliſche Empfinden in ſich aufnimmt, ſteht die Kunſt in ſo inniger Beziehung zu der, den ganzen, geiſtig ſinnlichen Menſchen umfaſſenden Religion, ſowie die Ethik zur Aeſthetik, ſo daß aus dieſem Grunde (wie ſchon früher angedeutet worden) eine gute oder böſe That auch als eine ſchöne oder häßliche bezeichnet werden kann. Entfernter hingegen iſt die Beziehung der Kunſt zur metaphyſiſchen Wiſſenſchaft, weil das eigentliche Gebiet des Schönen doch nur da iſt, wo

die Übereinstimmung einer göttlichen Idee, eines Ge
setzes der schöpferischen heiligen Liebe mit der Wirklich
keit in der Welt der sinnlichen Gestaltungen, also in dem
weiten Gebiete des geistig-sinnlichen Menschenlebens, in
seiner Innen- und Außenwelt sich kund gibt.

Wenn dagegen ein höchst achtbarer Kenner des kla
ssischen Alterthums (*) die göttliche Schönheit al
die Erscheinung (apparentia) des göttlichen Leben
oder der göttlichen Heiligkeit definirt; so können wir
bei der absoluten Immanenz der göttlichen Wesens-Ema
nation, einzig nur die Erscheinung der göttlichen Hei
ligkeit uns gefallen lassen, die mit dem göttlichen Le
ben an sich nicht zu verwechseln ist, sondern, als abso
lute Uneigennützigkeit der schöpferischen Liebe, auf di
Offenbarung nach außen sich bezieht, und an der
geschöpflichen Welt sich spiegelt; daher auch der ge
wählte Ausdruck des Psalmes: »heilig ist Jehova in al
len seinen Werken.« Hier also sind wir eben wieder an
die Erscheinungen des relativen Seyns in der Geister

(*) W. Junkmann: de vi ac potestate, quam ha
buit pulchri studium in omnem Graecorum et Roma
norum vitam. Coloniae 1847.

und Körperwelt angewieſen, und zwar da, wo ſie ſynthetiſch in einander greifen, im menſchlichen Lebenskreiſe, als dem eigentlichen Gebiete für das Gefühl des Schönen in Geſtaltungen, Tönen, Rede und ſittlicher That.

Die vollendete Schönheit wird alſo für den Menſchen nur am Menſchen ſelbſt ſich ausprägen, ſofern an ihm die Harmonie zwiſchen Gott, Geiſt und Natur bis zu einem gewiſſen Grade verwirklicht erſcheint. Aber auch die Welt der Phyſis, mit ihren unermeßlich reichen Formen, erweckt das Gefühl des Schönen; und je klärer das Bewußtſeyn, womit der Menſch, Gott gegenüber, in ſeiner ſittlichen Stellung ſich weiß, deſto entſchiedener wird ihm der Kosmos, als Außenwelt, zum Objecte werden, an deſſen Schönheit er als einem Zeugniſſe der ſchöpferiſchen Macht und Güte ſich erfreut, wie dieß z. B. im 18. und 103. Pſalme geſchieht; während ſolche objective Schilderungen bei den klaſſiſchen Dichtern nicht vorkommen, die allerwärts nur göttlich perſonificirte Naturkräften ſehen.

Überall nun, auch in den Einzeldingen, wo die Phyſis, auf den Fortſchritten ihres ſubjectiven Lebens, irgend eine Stufe relativer Vollendung erreicht, wird

die Form oder der Ausdruck derſelben die Empfindung und das Gefühl des Schönen erwecken. In der ſogenannten Mineralwelt können hier die Kryſtalle in ihrer Regelmäßigkeit und Lichtbrechung zum Beiſpiel dienen; in der Pflanzenwelt die edlen Formen der Pinien (Coniferen), Palmen, Laubhölzer, Liliaceen u. dgl.; in der Thierwelt vorzüglich gewiſſe Geſchlechter der Säugethiere und der Vögel. In den übrigen Gebilden tritt das Schöne theilweiſe um ſo mehr zurück, und das Häßliche oder Widrige hervor, je mehr ſie bloße Übergangs- und Zwiſchenſtufen, oder ſolche Extreme darzeigen, in welchen die Natur, nach ihrer fantaſtiſchen und gleichſam launenhaften Weiſe, alle nur möglichen, und daher auch die bizarrſten Formen durchführt und erſchöpft. So z. B. iſt in den kaltblütigen Wirbelthieren das animaliſche Leben auf einer viel niedrigern Stufe als in den warmblütigen, und die meiſten Amphibien haben für die menſchliche Empfindung etwas Widriges; unter den Säugethieren iſt die Form der Pachydermen eine theils plumpe; die Veſpertilien mit ihren Flughäuten ſind Carricaturen der Vögel, ſowie hingegen der Strauß und Caſuar an das Kamel erinnern, und in den vier-

händigen Thieren nur vollends nur ein Zerrbild sich darstellen kann.

Wo hingegen das Naturleben, im höchsten psychischen Gebilde, zum Organe eines freien Geistes erhoben, da wird auch das Schöne der beseelten Gestalt erst seine volle Bedeutung gewinnen. Wie der Mensch allein, mit dem Worte als Ausdruck des Gedankens, auch das Lied und den Gesang, als Ausdruck der Empfindung und des geistigen Gefühls besitzt; so kommt auch nur ihm allein, als Ausprägung der freien Persönlichkeit und ihrer Zustände, ein Angesicht (Physiognomie, persona) zu, dessen Schönheit weniger von der Regelmäßigkeit der Züge, als von der geistigen Anmuth abhängt, die ein Abglanz der sittlichen Güte ist. Wenn daher das Angesicht einer Agrippina viel schöner und edler sich ausnimmt, als jenes anderer römischer Frauen, die man ihrer Schönheit wegen pries; so trägt auch ihr vielgeprüftes Leben manchen Zug, der schon an echt christliche Tugend gemahnt.

Darum können auch die Büsten eines Plato und Marcus Tullius schöner genannt werden, als die eines Antinous, weil aus jenen weit mehr ideelles Leben her-

vor leuchtet. Hier alſo, wie überall, zeigt es ſich: Wie ſehr »das Wahre und Gute« mitwirken müſſen, um ihr geiſtiges Siegel der ſinnlichen Erſcheinung aufzuprägen, und ſo das Schöne zu vollenden. So lehrt auch der tiefſinnige Dichter:

»Geſinnung ſchändet einzig die Natur,
Und häßlich ſcheint mit Recht das Böſe nur:
Tugend iſt Schönheit; doch der reizend Arge
Gleicht einem glänzend übertünchten Sarge« (*).

Je reiner und kräftiger alſo die göttliche Idee vom Menſchen in die Erſcheinung tritt, deſto mehr wird dieſe als eine ſchöne ſich bewähren. Als nothwendige Folgerung müßte daraus die Behauptung hervor gehen: daß die Kunſtwerke des heidniſchen Alterthums, es ſey in Poëſie, Plaſtik oder Architectur, von der chriſtlichen Kunſt bei weitem überboten werden. Damit wäre jedoch jedenfalls zu viel geſagt, und zwar aus einer zweifachen Urſache. Fürs erſte: weil die edelſten Kunſtwerke des klaſſiſchen Alterthums (z. B. eines Homer und Phidias) durchaus von einem religiöſen Grundgedanken

(*) „Was ihr wollt.“ Akt III. Scene 5.

getragen werden, welchen der Polytheism nicht ganz verdunkeln konnte. Fürs andre: weil in der christlichen Kunst, zumal in der Poësie des A. B. und der Kirche, so wie in den gothischen Bauwerken und im Choralgesange der Kirche, im Verhältnisse des Schönen zum Erhabenen dieß letztere überall als das Überwiegende hervortritt.

Daß unser Schönheitslehrer über dem Geheimnisse des Schönen jenes des Erhabenen ganz übersehen hat, ist nichts weniger als eine Sache des Zufalls. Denn wer von keinem Geiste als Realprincipe, im wesenhaften Unterschiede von der Naturseele weiß, der wird auch kein Fach für das Erhabene besitzen. Da dieses Wort von erheben abgeleitet ist, so trägt es in sich den Gegensatz der Niedrigkeit oder Erniedrigung, in welcher der Menschengeist gegen seine Bestimmung sich befangen fühlt. Daher das bekannte Psalmwort: „ aus den Tiefen, Herr! habe ich zu dir gerufen „ Zwar hat es auch den alten Klassikern am Stoffe des Erhabenen nicht gefehlt. Die unerreichliche Höhe der allein seligen Götter, die dunkle Macht des Schicksals, die Abhängigkeit des Menschen und der Muth, womit er dem Geschicke sich ent-

gegen ſtellt, boten deſſen nicht wenig dar. Allein erſt bei den Hagiographen des A. und N. B. treten dieſe Momente in das volle Licht ihrer ethiſchen Begründung: die Heiligkeit (Gerechtigkeit) Gottes gegenüber dem gefallenen Menſchengeiſte, und die Geſchicke des letztern unter den Folgen der Todesſchuld. Darum iſt Hiob ergreifender als Prometheus, der Prophet erhabener als der heidniſche Dichter, der (als Vates) einen ähnlichen Namen trägt, ein Pſalm Davids oder Aſſoph's großartiger als die Geſänge Pindar's. Solche Erhabenheit iſt es, die, um einige Beiſpiele hervorzuheben, im 8. 18. 102. Pſalme ſich findet, ſo wie in jener Schilderung der transſcendenten Allgegenwart Gottes, die mit den Worten beginnt: »Wohin ſoll ich fliehen vor deinem Angeſichte?«

Im N. B. zwar erſcheint das Gefühl der Sündhaftigkeit von jenem der Verſöhnung und Gotteshuld überwunden, und daher der Gegenſatz zwiſchen Johannes dem Täufer, in welchem das Erhabene bei weitem vorwaltet, und Johannes dem Evangeliſten, wo es mit dem Schönen gleichen Schritt hält. Dennoch muß man in dieſem Gebiete vor Mißgriffen ſich verwahren. Die

nicht selten vorkommende Bemühung, in Christo ausschließend nur den Moment vollendeter Schönheit hervor zu heben, führt zu jener Süßlichkeit, die als eine einseitig pietistische, und daher geschmacklose Richtung aller Schönheit entbehrt. So gewiß in Christo die vollendete Einheit von Gott, Geist und Natur sich darstellt, so gewiß er der Gegenstand der höchsten Liebe, und das verwirklichte Ideal und Urbild der Menschheit; so ist er doch, als Versöhner und Mittler, und in der wesentlichen Beziehung seines Lebens und Opfertodes auf die Schuld des Menschengeschlechts, vorzugsweise der Erhabene, aus der Erniedrigung des freien Gehorsams und des Todes über alle Menschen, ja über die ganze geschöpfliche Welt Erhöhte, »dem auch der Vater die Macht zu richten, weil er des Menschen Sohn ist, gegeben hat.«

Möge demnach, im Widerspruche mit diesen Worten, unser Enträthsler des Schönen immerhin behaupten: die christliche Theologie habe ihren Gott zu einer übermenschlichen Person gemacht, und trotzdem, daß er Mensch geworden, nicht das Menschliche, sondern nur den göttlichen Theil an ihm liebenswerth ge-

funden; möge er überdem den Zug der Liebe nach jenſeitiger Lebensvollendung, plebejiſch genug, ein Ergebniß pfäffiſcher Verdummung nennen (*); wer einzig und immerdar auf dem Steckenpferde des Begriffes, im Zirkel des Gemeinſamen (oder Gattunglichen) und des Individuellen umher trabt, dem wird nicht allein das Weſen der Menſchheit und des Chriſtenthums, ſondern auch das Weſen der Schönheit ein Geheimniß bleiben. —

So bleibt der fromme Wunſch noch, daß das Schöne
Dem Wahren und dem Guten ſich verſöhne,
Der Weltverſtand die Religion nicht höhne,
Der Fromme nicht die Wiſſenſchaft verpöne,
Daß Poëſie an Sitte ſich gewöhne,
Das Wort des Lebens neu auf Erden töne,
Und Glaube, Wiſſen, Kunſt die Menſchenſöhne
Zu Kindern Gottes, Herrn der Erde kröne.

(*) l. c. S. 27.

Gedanken über das Kunſtſchöne im Drama.

Es iſt dem Menſchen von jeher ein Bedürfniß, das Leben des Einzelnen in ſeinen geſelligen Beziehungen im Zuſammenhange zu erblicken, es in irgend einer, für den ganzen Lebenslauf einflußreichen Begebenheit ſich entwickeln zu ſehen. Was in der Wirklichkeit ſich in viele Zeitläufe zerſtückt, das möchten wir, in einigen Stunden vor uns vorbeiziehen laſſen. Deßwegen gehen wir ins Theater. Dort ſchauen wir wie es die Menſchen treiben, und weil es ein bloßes Nachbild iſt; ſo machen wir uns keine Sorge, wenn es auch noch ſo arg dabei hergeht; und weil wir uns keine Sorge dabei machen, ſo iſt es für uns ein Spiel, alſo ein Schauſpiel; und der Platz wo wir es anſchauen, Schauplatz. Nun gibt es aber gar mancherlei Leben, die uns doch alle intereſſiren. Da iſt das Leben der Großen, der Gewaltigen, die viele Veränderungen bewirkt haben in der Welt. Das geht uns freilich an, was im Großen geſchieht; denn eben darum

iſt es ja nur groß, weil es auch auf's Kleinſte Einfluß hat.

Nun ſehen wir zwar in der Geſchichte, wie das Bedeutende anfängt, fortgeführt und vollendet wird; allein die Menſchen verſchwinden hinter dem was ſie thun; wir ſehen nicht, wie ſie mit ſich kämpfen und leiden, indem ſie ſich dem entgegenſtellen was ſie als ſchlecht erkannt haben. Sehen wir doch ſchon im gewöhnlichen Leben, wie Einer, der einen Mißſtand abſtellen will, gleich Alle gegen ſich hat, die dadurch gewonnen haben, und wie Jeder, der die Wahrheit ſagt, von Allen angeſchrien wird, die ſich dadurch getroffen fühlen.

Nun iſt es uns erquicklich zu ſehen, wie es einem ehrlichen Mann im Großen nicht anders geht, als einem ehrlichen Mann im Kleinen: wie ſich Einer ſo gut als der Andere von den Schlechten und Dummen muß ärgern und quälen laſſen; und wie der Wackere doch nicht den Muth verliert, und wenn er unterliegt, es mit Ehren geſchieht. Denn man hört wohl viel von einer dramatiſchen Gerechtigkeit, und denkt ſich dabei, daß die Guten belohnt und die Böſen ſchon hier beſtraft werden müſſen. Das wäre aber gegen die Wahrheit.

Die Weltgeſchichte iſt zwar gewiſſermaßen ſchon vor Ende der Welt das Weltgericht; denn ein Volk ſündigt nie ungeſtraft: das im Luxus ausſchweifende geht zu Grunde, das gewaltthätige unterliegt einem Stärkern, das im falſchen Freiheitstaumel frevelnde wird gezüchtigt und zur Erde gebeugt; das Gute und das Böſe wird ſchon hier auf Erden vergolten; der Gute und der Böſe aber finden ihre Vergeltung oft erſt im zukünftigen Leben. Aber der Böſe fühlt doch heimlich, daß ſein ſchlechtes Werk nicht dauern könne; und das iſt ſeine Schande vor Gott und ſich ſelber, und am Ende auch vor der Welt; ſein Triumph iſt eine Schande. Der Gute hingegen, wenn er auch untergeht, fühlt und weiß, daß Das wofür er lebte, das Gute nicht untergehen kann, und das iſt ſeine Ehre vor Gott und ſich ſelbſt, und am Ende auch vor der Welt. Sein Untergang iſt eine Ehre. Dieſe innerliche Ehre und Schande nun, die den Böſen auch im Triumphe und den Guten auch im Untergange begleitet, ſoll das Schauſpiel äußerlich zeigen.

Darin beſteht die dramatiſche Gerechtigkeit. Der Verbrecher muß auf die Bühne vor die Augen des ganzen Publikums als Verbrecher; der Gute ſteht in der

Glorie das Märtirers da. Das dramatiſche Gericht iſt kein jüngſtes Gericht, wo der Gute in Heil und Segen, der Böſe in Schmerz und Fluch eingeht, ſondern es iſt einſtweilen ein Ehrengericht. Das iſt es im Trauerſpiel, im rührenden Schauſpiel und im Luſtſpiel, nur in jedem auf andere Weiſe. Eines aber iſt in allen drei Arten des Schauſpiels gleich, wie im Schauſpiel der Welt. Nämlich wir ſind Alle frei in unſerm Wollen; wie wir aber das Wollen in's Vollbringen überſetzen, ſtoßen wir überall auf Hinderniſſe; da iſt uns die Welt mit Brettern verſchlagen auf den Brettern wie auf der Erde; und wir müſſen es dabei bewenden laſſen: daß die Noth zwar nicht unſer Wollen, aber das Vollbringen deſſelben wendet. Das iſt der Gegenſatz zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit.

Über beiden aber waltet die Vorſehung, die ihnen zuſieht, weil ſie vorherſieht, daß es am Ende gut werden muß. Dieſe Nothwendigkeit nun, wenn ſie ſich einem großen, gewaltigen Wollen entgegenſetzt, erkennen wir gleich ahnungsvoll als von Gott geſchickt, als eine Schickung; das Schickſal, und das Schau-

ſpiel in dem wir dieſen Gegenſatz ſchauen, iſt ein Trauerſpiel, weil der Anblick dieſes Kampfes uns mit Trauer erfüllt, es mag ihn nun ein Guter oder Böſer kämpfen. Denn auch den Kampf des gewaltigen Böſen kann uns das Trauerſpiel zeigen, der endlich doch unterliegt, und mit Schmach. Auch dann trauern wir, aber nicht darüber, daß er unterlegen; ſondern, daß er ſo ſpät erſt unterlegen. — Selten aber findet es ſich im Leben, daß ein Guter ganz rein nach dem Guten ſtrebt, ſondern dieß Streben iſt mit ſelbſtſüchtiger Leidenſchaft gemiſcht, oder, wo auch das nicht der Fall, findet ſich häufig das Unrecht des Übermuthes, des verwegenen ſich vor Gott nicht beugenden Selbſtvertrauens. Da wird nun der Menſch durch die Schickung auf ſich aufmerkſam gemacht, anerkennt in ihr Gottes Hand, und läutert ſeine Seele von der Schuld, die im Trauerſpiele oder der Tragödie, die tragiſche Schuld genannt wird, und macht, daß wir uns mit dem Untergange des Kämpfenden leichter verſöhnen. — Im gewöhnlichen Leben zeigt ſich das Scheitern unſerer Pläne an der Nothwendigkeit freilich nicht ſo großartig; es erregt keine Trauer bey Denjenigen, die nicht unmit-

telbar dabey betheiligt ſind, und der Gegenſatz zwiſchen dem Vorhaben und Gelingen erregt ſogar unſere Lachluſt; die Nothwendigkeit trägt nicht das Siegel der Gottesſendung auf der Stirne, ſie erſcheint wie ein Loos, das dem Einem ſo, dem Andern anders zufällt, als Zufall, der aber doch auch nicht hinter dem Rücken Gottes ſein Spiel treiben kann, der ihm recht wohl in die Karten ſieht, und nur ſo lange zuſchaut als es ihm gefällt.

Eine ſolche Begebenheit nun, in der die Nothwendigkeit als Zufall auftritt, wird Luſtſpiel genannt. — Die Verhältniſſe und Gegenſätze, in welche das gewöhnliche Leben die Menſchen verwickelt, wurden früher immer durch einerlei Perſonen dargeſtellt, die man ſtehende Masken nannte. Da war die Jugend, buntſcheckig, leicht und genußerſtrebend: Harlekin und Columbine; das Alter, bedachtſam, mürriſch und genußhemmend: Pantaleone; die Dummheit, unbehülflich, blindtappend, die Zielſcheibe des Spottes: Pierrot; die Laune, behend, ſcharf eingreifend, ſcharf zielend: Bajazzo oder Hannswurſt. Dieſe Masken mußten verſchwinden, aber Charaktere blieben, benannt und ange-

zogen wie wir. Andere zwar, doch ſind es immer noch dieſelben. Als ſie als Masken auftraten, fühlten wir uns über ihnen ſtehen. Jetzt fühlen wir uns ihnen gleich.

Und doch wollen wir uns im Theater übe. unſer gewöhnliches Daſeyn erheben; im Trauerſpiel, indem wir zu einem bedeutenderen hinaufſehen; im Luſtſpiel, indem wir uns ſelbſt auf eine Höhe ſtellen, von der wir auf das gewöhnliche Leben hinabſehen, oder mit unſerm Verſtande das Unverſtändige, Incongruente anſchauen. Wir fühlen dieſe Erhebung durch die Erſcheinung des Incongruenten, das unſer Lachen erregt. Da zeigt ſich das poëtiſche Gericht wieder als Ehrengericht; indem der Schlechte mit Spott und Schande ausgelacht, der Gute in Ehren belächelt wird. — Nun trifft es ſich aber auch häufig im Leben, daß wir gegen die Nothwendigkeit als eine Miſchung von Schickung und Zufall zu kämpfen haben. Ein deutſcher Reim ſagt: »In dem wohnt ein Bild deſſen, was er werden ſoll; ſo lang' er das nicht iſt, wird nicht ſein Friede voll.« In der rein innerlichen Bedeutung gehören dieſe Worte freilich nicht hieher; ſie haben aber auch eine Beziehung auf's Äußere.

Wir Alle ſtreben nach jener Stellung in der Welt, nach jenem Beſitze der Genüſſe, wozu unſere Gaben uns befähigen; kurz nach der vollen Entfaltung und Befreiung dieſer Fähigkeiten. In dieſem Streben nun ſehen wir uns von der Außenwelt theils gefördert, theils gehemmt. Die Hemmung regt uns zum Kampfe an; da iſt alſo wieder ein Streit zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit. Aber da er nicht ſo tief eingreifende Gegenſtände betrifft als im Trauerſpiele; ſo iſt unſer Betrachten desſelben mehr ein ſinniges, ruhiges Zuſchauen; daher heißt die dramatiſche Darſtellung einer Begebenheit, in der dieſer Streit auf eine ſchlagende Weiſe zur Entſcheidung kommt, ein Schauſpiel. Die Schauſpiele, die wir gewöhnlich zu ſehen bekommen, kümmern ſich freilich wenig um die geforderte Entfaltung des menſchlichen Daſeyns, ſondern zu Iffland's Zeiten konnte man die Gellertiſche Lebensbeſchreibung eines berühmten Mannes: »er lebte, nahm ein Weib und ſtarb,« mit folgender Abänderung auf das rührende Schauſpiel anwenden: »Er lebte, hungerte, und ward geſättigt.«

Hingegen auf das moderne Schauſpiel läßt ſich

anwenden: »Er lebte, ward' zerriſſen und wieder geflickt.« Doch weder jenes alte, noch dieſes moderne Schauſpiel erquickt den Geiſt; jenes nicht, weil das Leben nicht um der Speiſe, ſondern die Speiſe um des Lebens willen da iſt; dieſes nicht, weil wir lieber ein ſich entfaltendes Daſeyn ſchauen mögen, als ein geflicktes, das immer eine ſpitalmäßige Empfindung erregt. Eine langſam periodiſche Enthaltung eines Lebens zeigt der Roman (*); das Schauſpiel hingegen führt uns eine Begebenheit vor, die eine ſchnelle Entwicklung herbei ruft, wie ein plötzlich eingetretenes Frühlingswetter alle Knoſpen über Nacht öffnet. Eine ſolche plötzliche Wetterveränderung im Schauſpiel heißt die Kataſtrophe. —

Was ſoll alſo das Schauſpiel in allen drei Arten desſelben ſeyn? Es ſoll bedeutend ſeyn, d. h. wir ſollen daraus klarer erkennen, was das Leben bedeute, und dieſe Erkenntniß macht uns Vergnügen, und ſchützt uns vor langer Weile, indem ſie uns in der Betrachtung

(*) Es iſt daher ein Irrthum, das Leſen der Romane unbedingt zu verwerfen, nur ſoll es mit Auswahl und nicht ausſchließlich geſchehen. Schlechte Romane leſen und nur Romane leſen, wenn es auch gute ſind, iſt beides verwerflich.

der gewöhnlichſten Vorfälle ein Intereſſe und einen Reiz enthüllt, worin die Poëſie beſteht. Denn es iſt falſch, ſich unter Poëſie etwas Unwahres zu denken. Sie iſt die lebendige Anſchauung der verborgenen Wahrheit der Dinge, ſo wie ſchon der Witz das Auffinden der verborgenen Ähnlichkeiten in ihnen iſt. Das Schauſpiel ſoll bedeutend ſeyn, heißt alſo ſo viel als: es ſoll poëtiſch ſeyn. Weil dieſe Bedeutung aber wahr ſeyn muß, ſo muß ſie auch ſittlich ſeyn, d. h. ſie muß das Gute gut, und das Böſe böſe nennen. Das Schauſpiel ſoll ſittlich oder moraliſch ſeyn. Über dieſe Sittlichkeit aber haben die Leute wunderliche Begriffe. Sie meinen wohl gar, ein Schauſpiel ſey unſittlich, weil unſittliche Menſchen darin vorkommen. Aber wenn das nicht wäre, wie könnte das Schauſpiel dann ein Bild des Lebens ſeyn? Und wie könnte das Gute ſich ohne Gegenſatz zeigen? Oder die Leute meinen: die Guten müſſen immer belohnt und die Böſen beſtraft werden. »Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.« Das wäre aber wieder unwahr (*). Die

(*) Eben dieſe vorgefaßte Meinung hat die empörende Verhunzung veranlaßt, die, um Shakespeares Lear einen

Sittlichkeit des Schauspiels besteht darin: daß es uns die Guten wohlgefällig, die Bösen mißfällig macht, und zwar im Lustspiel lächerlich, im ernsten Stücke verhaßt. Ein Stück worin der Böse mit Glorie untergeht, wäre unmoralisch; während eines, worin er mit Schmach triumphirt, moralisch wäre. Die Sittlichkeit eines Stückes liegt weder in den handelnden Personen, noch in ihrem Schicksal, sondern im Dichter.

Endlich, weil alles bedeutende im Leben sich entweder auf unser ewiges oder auf unser zeitliches Vaterland bezieht; soll das Schauspiel auch christlich und national seyn. Nicht als ob ein Stück nicht in heidnischen Zeiten und unter fremden Völkern spielen dürfte, oder als ob die Heiden sich wie Christen, diese Fremden wie Deutsche gebehrden müßten; sondern der Dichter muß als Christ und Deutscher über seinem Stoff stehen, d. h. der soll uns kein blin-

---

guten Ausgang zu geben, den zu Tode gefolterten König wieder aufleben läßt, was sich doch der Dichter selbst durch Spot verbitten läßt: „Der hasset ihn, der auf die Folter dieser Welt ihn länger spannen möchte.“ Wie hat das Publikum es verdient: daß man es zu weichherzig hält, um einen König auf dem Theater sterben zu sehen?

des Schickſal (Fatum), ſondern eine Vorſehung zeigen, und er ſoll deutſch, d. h. ehrlich und gründlich ſeyn. — Wenn das Theater alle dieſe Bedingungen erfüllt, ſo iſt es zugleich ein Volksvergnügen und eine Volksſchule. Aber was wird uns gebothen? Auf den Lokalbühnen ein oberflächlichſtes Abbild nicht der Wirklichkeit, ſondern der Gemeinheit, weit roher und bedeutungsloſer als Wirklichkeit; auf den Hof- und Nationaltheatern die abgeſchmackteſten, nichtsnutzigſten Überſetzungen aus dem Neu-Franzöſiſchen, Abbilder des leerſten Modelebens, wo verkommene Geſchöpfe vor unſere Augen ſich in ihrem abgedroſchenen Daſeyn hinſchleppen, und durch hohlen Scherz, der die Dummheit und das Laſter nicht lächerlich macht, ſondern als Feinheit belächelt, es aufzuputzen ſuchen; Rührſtücke mit Perücken und Reifröcken, oder die Produkte des jungen glimmenden rußigen, qualmenden Dochtes, die von den Lichtputzen der Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts herabfielen, dem neunzehnten als Geiſteslichter angezündet, und Religion und Sittlichkeit gemeinſam verhöhnt werden. So z. B. läßt ein ſolcher Moderner in den »Karlsſchülern« eine wacker ſeyn ſollende Frau ſich nicht entblöden, eine andere

mit der ungenirtesten Selbstgefälligkeit daran zu erinnern: wie sie ihr, die als Braut am Altare stand, beim Anblicke des Herzogs zugeflüstert habe: »Das wär' ein Mann für dich« und wie diese Prophezeiung so schön durch zwei Ehescheidungen erfüllt worden sey. Und dieß nicht etwa, um vielleicht die Sittenlosigkeit der höhern Stände zu schildern; sondern als etwas, das ganz in der Ordnung sey. Man mag über die Ehe denken wie immer, so fühlt doch jeder gesunde Sinn das Empörende, Lügenhafte in der Situation einer Braut, die, im Begriffe das heiligste Versprechen zu geben, dieses sich schon in voraus durch solche Zumuthungen, als etwas bloß Scheinbares erniedrigen und verunreinigen läßt. So ließen sich hundert Beispiele zum Beleg des Verfalles der Bühne anführen. Und doch hat vor ungefähr 360 Jahren ein Mann gelebt, der es den Leuten durch seine Stücke zeigte, was das Drama und das Theater seyn kann und soll. Er war ein Geist, denn in seinen ernsten Stücken zeigt sich die Weltgeschichte als das Gottesgericht: wo der Gute untergeht, erfüllt er uns mit Liebe und Bewunderung für ihn; wo der Böse triumphirt, mit Abscheu, und in seinen Lustspielen

ſtehen Bosheit und Dummheit in unerfüllter ſchmählicher Lächerlichkeit da. Er war ein Engländer; weil der derbe praktiſche Sinn ſeines Volkes ſich überall bei ihm ausdrückt, und doch zugleich ein Weltbürger im ſchönſten und größten Sinne.

Deßwegen war er nicht ſo Engländer, daß er bloß den Engländern gefallen könnte, ſondern überall, wo das Wahre in der ſchönen Kunſt geehrt wird, da wird einem Shakespeare gehuldigt. Einen Mann, wie ihn der, den wir Vater Unſer nennen, in einem Jahrtauſend freilich nur Ein Mal beruft. Aber ehrlich und nach den Rechten ſtrebend wie er, könnte und ſollte jeder Dichter ſeyn. Dann wäre die Bühne eine Schule. — Doch nicht bloß kann das Volk durch das Theater belehrt, auch das Theater kann durch das Volk verbeſſert werden, wenn es ſich nicht, ohne die Miene zu verziehen, Alles gefallen ließe. Das Volk hat einen geſunden Sinn, der zu wecken und klar zu machen wäre. Dieß iſt die Aufgabe der Kritik, die zwiſchen dem Künſtler und dem Publikum ſteht, und den Einen auf das aufmerkſam zu machen, was ſie zu leiſten, das andere auf das was es zu fordern habe.

Aber leider ſteht es mit der Kritik nicht beſſer als mit der Bühne. Sie hat ſelbſt keine Ahnung von dem Zweck derſelben, geht von keinen echten Grundſätzen aus; und wo ſie es möchte, verliert ſie ſich in's Allgemeine, und vergißt: Daß Kritiken nicht für Leute geſchrieben werden, die ſelber welche ſchreiben könnten; ſtatt die unbefangenen Zuſchauer aufmerkſam zu machen, was ſie im Theater ſuchen: nämlich ein bedeutungsvolles Bild des Lebens, das ihnen ihr eigenes verſtändlicher machen ſoll.

(M.)

Zur

Ausſicht

durch

reſtaurirte Kirchenfenſter.

Motto: „Ich bin gekommen im Nahmen meines Vaters, und ihr habt mich nicht angenommen; wenn aber Einer kommen wird in ſeinem eigenen Nahmen, den werdet ihr annehmen.“ Joh. 5. 43.

A. Ruge hat in ſeinem philoſophiſchen Taſchenbuche ſein Leſepublikum auch mit politiſchen Neuigkeiten bedient unter dem Motto: »Abſolutismus iſt das Aas der Politik, um das ſich die Schmeißfliegen und Raubvögel ſammeln.« Die Variation aber dieſes Themas erſtreckte ſich nie auf den Abſolutismus des demokratiſchen Elements im Staatsorganismus; wahrſcheinlich um zu vermeiden, auch in dieſer Region auf das brillante und gefräßige Geflügel aufmerkſam zu machen.

In Bezug auf jene Neuigkeiten ſammt Randgloſſen wollen auch wir auf unſere bisherige Weiſe ſei-

nem Beyſpiele folgen. Wenn nun die unſrigen auch keines politiſchen, ſondern nur kirchlichen Inhaltes ſind, ſo kann dieſer doch ſehr bald in jenen umſchlagen, und dann ohne Zweifel an Wichtigkeit den ſogenannt politiſchen übetreffen; wie ſich ſolcher mit dem Schluſſe des Jahres 1848 in den Vordergrund geſtellt hat, als Reſultate der Pariſer Februarrevolution ſammt ihrem Einfluſſe auf die Geſtaltung des übrigen Europas. Sieht doch Ruge ſelber die Kirchengeſchichte als Unterbau der Weltgeſchichte an, wie wir gehört; und warum ſollte Deutſchlands Schickſal nicht um ſo mehr davon abhängen: Wie gewiſſe im Vordergrunde der Zeit ſtehende Lebensfragen der Kirche entſchieden werden — Deutſchland, deſſen Geſchichtskern ſich vom Anfange an unter dem Lichteinfluſſe ſeines kirchlichen Glaubens bildete.

Unſere Novitäten aber ſind diesmal der »freien allgemeinen Kirchenzeitung« von Dr. Ludw. Noak entnommen, die ſich »das Organ nennt für die demokratiſche Entwicklung des religiöſen und kirchlichen Gedankens und Lebens in Deutſchland«, die ihre erſten Blätter bereits im October verfloſſenen Jahres in die Welt geſchickt hat. Schon in der erſten Nummer war ein Aufſatz zu

leſen unter der Aufſchrift: »Was iſt zu thun, und auf welchem Grunde erbaut ſich die wahre und ewige Kirche?«

Dieſe Frage iſt zunächſt wohl an die evangeliſche Kirche geſtellt, mittelbar aber geht ſie auch die katholiſche Kirche an; denn für den Fall, daß die evangeliſche mit dem Inhalte der Beantwortung nicht zufrieden ſeyn ſollte, wird ihr der gute Rath ertheilt: »In den Schooß der römiſchen Kirche zurückzukehren; da dieſe ein unerſchütterliches Dogma und eine Verfaſſung beſitze, welche das demokratiſche Element ausſchließt. Da iſt dann die ſchönſte Conſequenz in der Anſchauung der Dinge zu finden, und der transſcendente Staat aufs Beſte mit Heiligen verſehen, und jeder Gefahr vorgebeugt: daß ſich ſo viele ohnmächtige Secten bilden, als ſich irgend intelligente oder energiſche und verrückte Paſtoren vorfinden, wie ſich dies in unſerer evangeliſchen principloſen Kirche baldigſt herausſtellen wird, ſeitdem der gordiſche Knoten von einem Alexander unerwarteter Umwälzung zerhauen, und das große Thema der Klage über Symbolzwang ſo erledigt iſt, daß kein Menſch mehr zwingt.« — Aus dieſen Wor-

ten iſt zugleich zu erſehen: daß die Beantwortung jener obigen Frage ſich mit der Aufhebung der zeitherigen Principloſigkeit befaßt, und ein neues Princip aufſtellen wird. Das neue Organ verhehlt es auch der evangeliſchen Kirche gar nicht: daß »ein gänzlicher Neubau« Noth thue, da die bisherigen Principien ihre Untauglichkeit bereits dargethan: »ein Fundament der Kirche mit den Prädikaten der Wahrheit und Ewigkeit zu ſeyn.«

Der Verfaſſer jenes Aufſatzes, der ſich Nagel unterzeichnet, macht nun jene Principien der Reihe nach (die aber nicht die ihres hiſtoriſchen Eintrittes iſt) nahmhaft, jedesmal mit einer ſarkaſtiſchen Kritik. Er beginnt mit der augsburgiſchen Confeſſion, geht über auf das apoſtoliſche Symbol, dann auf die Bibel als Grund und Norm des Glaubens, und ſchließt mit dem hiſtoriſchen Principe: Chriſtus als Sohn des lebendigen Gottes; nachdem ſeine Kritik dargethan: daß das Wort des lebendigen Gottes in der Bibel ſich nicht als Princip bewährt habe. Aber auch das zuletzt angeführte Princip ſoll ein gleiches Schickſal erlebt haben, ſeitdem das Verſtändniß über den bibliſch hiſtoriſchen

Chriſtus in zwey Bekenntnißarme auseinander gegangen, nämlich in den der Orthodoxie und der Spekulation, und ſo die Frage herbeigeführt habe: »An welchen Chriſtus ſoll ſich nun die Gemeinde halten?«

Wen es hier nun befremden ſollte: Wie die Speculation als Saul ſich zu die bibliſchen Propheten geſellen konnte; dem wird folgender Aufſchluß zu Theil. Da die Theologie die Künſte ihrer Harmoniſtik und Apologetik umſonſt verſchwendet, um die vielen Widerſprüche in den Evangelien auszugleichen, weil ſie am Ende doch nur einen Chriſtus herauszifferte, der in ſich widerſpruchsvoll in Gottes geregelter Welt undenkbar war; ſo fand ſich endlich die Philoſophie bemüſſigt: »aus dem mythologiſchen Stoffe des N. T. ein Gedankenbild zu ſpinnen — den Gottmenſchen« (*). Der

(*) Unter derlei Widerſprüchen wird, wie he rkommlich aufgezählt: daß Chriſtus nach Matthäus nach Egypten flüchtet, nach Lucas aber im Tempel nach vierzig Tagen dargeſtellt wird. Daß Er nach Johannes am Oehlberge ſeine Feinde mit einem Blicke zu Boden ſtreckt, nach Matthäus aber daſelbſt zittert und zaget. Unſer ſpeculative Schriftgelehrte hat nur auf Eins vergeſſen: daß alle vier Evangeliſten ſich weder mit dem Geburts- noch mit dem Todesjahre und Tage ihres Helden befaßt haben; und dann auszurufen: Sind das Biographen!

Unterſchied beyder Bekenntniſſe wird dahin angegeben: daß die Orthodoxie ihren Chriſtus zuſammenſetzt aus einem wahren Gotte und einem wahren Menſchen in Einer und derſelben Perſon; die Speculation dagegen ſich den Chriſtus als die abſolute Religion in einer Perſönlichkeit verwirklicht denkt, folglich als die angeſchaute gleichſam verkörperte Einheit des menſchlichen und göttlichen Geiſtes. (Der Gedanke von dieſer Weſenseinerleyheit wird eben als der Inhalt der abſoluten Religion aufgeſtellt).

Das Gemeinſame aber beyder Anſichten liegt darin: daß Jeſus von Nazareth als Chriſtus ein hiſtoriſches Individuum geweſen ſey.

Dagegen legt nun das Organ durch ſeinen Sprecher eine derbe Proteſtation ein. »Es ſollte eigentlich als ausgemacht gelten: daß Jeſus und der Chriſtus nicht zwey ſich deckende Größen ſeyen. Chriſtus gehört ja keiner Zeit, keiner Nation an, dieſer iſt das allgemein menſchliche Weſen ohne alle Schranke der Beſonderung. Jeſus aber iſt ein Jude, und lebte im achten Jahrhunderte nach Roms Erbauung. Er iſt ein beſtimmter Menſch, in welchem ſich zwar das Allgemeine darſtellte,

der aber keineswegs das unendlich Allgemeine in dem engen Raume eines endlichen Daseyns darzustellen vermag. Und so wie der einzelne Kristall nicht das Gesetz der Kristallisation ist; so ist auch der einzelne Mensch nicht Repräsentant der Entwicklung der ganzen Gattung.« — Wir erfahren hier zugleich: daß das neue Kirchenorgan die zuvor aufgezählten Principien und Fundamente »nur als zeitliche Mittel gelten läßt, die nach der Bildungsstufe der Gattung und des Einzelnen in ihr nach einander eingetreten und neben einander bestehen; aber noch nicht der Zweck, das Ewige selber sind, das nur erreicht werden kann, wenn man über Bücher und Persönlichkeiten hinwegschreitend in das allgemeine Wesen des Menschengeistes sich hineinrettet.«

Mit diesem Geständnisse aber hat sich das neue Organ zur Opposition bekannt gegen die rechte Seite der Hegelschule, und zwar von der linken Seite derselben aus, wie solche von der Spekulation Feuerbach's ursprünglich gegründet, und von Strauß zuerst in Schutz genommen wurde.

Jener war es, der die letzte Consequenz aus dem hegelschen Monismus zog, dem übrigens selbst das neue

Organ den Ruhm nicht bestreitet: den alten Dualismus zwischen dem außerweltlichen Gotte und der außergöttlichen Welt verdrängt zu haben; aber auch ihm den Vorwurf nicht verschweigt: einen neuen Dualismus zwischen dem überweltlichen und innerweltlichen Gotte eingeführt zu haben.

Und wenn Hegel seinen Monismus als das letzte System ansah, worin alle frühern aufgehoben und zu ihrem Rechte gekommen seyn; so darf es auch Uns nicht befremden, wenn das Organ verkündet: »Eine eigene protestantische Kirche wird ohne Hülfe des Staates auf die Länge nicht bestehen, ohne in viele Richtungen und Genossenschaften auseinander zu treten. Aber — nur in der letzten Wahrheit ist Einheit, während die Mittelstufen tausend Farben spielen. Erst muß die Christenheit von der Immanenz Gottes durchdrungen seyn; dann wird die Religion, von erträumter Transscendenz erledigt, die Gründerin einer Kirche, in der die Menschheit ihren Zweck erreicht: die Erde zu einem Reiche Gottes zu machen.« — Es gehört unstreitig zur Ordnung in einer verkehrten Welt, wenn der Na-

gel dem Hammer d. h., dem Karl Martell der deutſchen Philoſophie, einen Schlag auf den Kopf verſetzt.

Auf die obige Frage: Was iſt zu thun? Auf welchem Fundamente erbaut ſich die wahre Kirche? hätten wir nun ſchon die rechte Antwort. Dies Fundament iſt die Lehre von der ausſchließlichen Immanenz Gottes in der Welt. Dieſe iſt das neue Evangelium — oder das alte in ſeiner vollen Wahrheit — und dasſelbe nun aller Creatur zu verkündigen — das iſt es, was von Nun an zu thun iſt.

Allein — der Sprecher das Organ verſchweigt ſeiner Parthey und der übrigen Welt keineswegs die Schwierigkeiten, auf die die Glaubensbothen ſtoßen werden; er beſpricht ſie ſogar in einem eigenen Aufſatze unter dem Titel: Innerweltlichkeit Gottes als Princip des Chriſtenthums.

In der Erkenntniß jener Hinderniſſe mag auch der Grund zu ſuchen ſeyn: daß das neue Organ die Heroen der Immanenzlehre nicht nur mit keiner Sylbe ihres großen Nahmens benennt; ſondern ſie ſogar noch in Mißcredit beym Leſepublikum zu bringen ſucht. So hat ein Aufſatz in der zweiten Nummer die Aufſchrift:

»Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer« und meldet nun von dem Letzten: Er ſey ein Feuerbachianer; Feuerbach aber ſey ein Schellingianer aus der Zeit der intuitiven Anſchauung; Strauß endlich ſey ein Spinoziſt (folglich ein acosmiſcher Pantheiſt) ein Orientale, Neuplatoniker, ja ſogar ein Myſtiker.

Und wenn wir nun dieſen Stimmführer ſelber fragen: Was biſt du und deines Gleichen? ſo erhalten wir die Antwort: »Wir ſind alle Theopantiſten.«

Was aber dieſer neue Taufnahme eines alten Kindes zu bedeuten habe, das iſt leicht zu enträthſeln. Es gehört unter die bekannten Pfiffe der Gauner, wenn ſie auf friſcher That ertappt, durch die Straßen verfolgt werden, auszurufen wie ihre Verfolger hinter ihnen: Haltet ihn auf den Schurken!

Es muß nämlich der in ſich zerriſſenen Chriſtenheit vor allem beygebracht werden: daß die neue Propaganda keinen Theil habe an den logiſchen Pantheismen des hegelſchen Monismus, heiße er ein cosmiſcher oder acosmiſcher, und daß ihr Theopantismus mit dieſem Gelichter und Irrwiſchen ſich gar nichts zu ſchaffen mache, mit Aus-

nahme des Falles: wo es sich um ihr zeitliches und ewiges Erlöschen handelte.

Doch hören wir den Sprecher selber, der — wie gesagt — zuerst die Schwierigkeiten auseinander setzt.

Die Hauptschwierigkeit findet er in der Bibel selber.« Der Gegensatz von Jenseits und Diesseits liegt in ihr offen zu Tage, in ihm bewegt sich ihre ganze Darstellungsweise nämlich: Gott und Welt — Gott und Mensch — Gott und Satan (hier ist der Gegensatz sogar diametral geworden) — der jetzige und der künftige Aeon.

Diese Dualismen finden sich in allen Vorstellungen der Bibel wieder, sie allein bedingen den Streit der Bibelforscher in allen Jahrhunderten. Aus der Schrift sind jene von der lehrenden Kirche in die hörende, als gebildetes und ungebildetes Auditorium verschleppt worden. Das wissen die Theologen sehr wohl, und so ists kein Wunder: wenn man allgemein den Sturz des Christenthums mit der Aufhebung jener Dualismen identificirt; und wenn die Theologen den Schrey des Entsetzens in der Gemeinde, bis zum Bannstrahle gegen die Parias des nur verdeckten Atheismus steigern.«

Wie wird nun dieser Fluth von Schwierigkeiten zu begegnen seyn?

Sehr leicht in der Idee, wenn auch ihre Realisirung im Leben nur langsam vorsichgehen kann.

»Jene Idee aber ist die der Innerweltlichkeit Gottes, die dem Christenthume nicht so fremd seyn kann, wie dem Islam und dem Mosaismus; da sogar Spuren jener Idee durch die Gebilde aller Religionen sich hindurchziehen.«

Jene Idee muß vielmehr so gewiß das apriorische Princip des Christenthums seyn, als der Grundgedanke desselben die Einheit des göttlichen und menschlichen Geistes ist; welchen Kerngedanken erst die protestantische Wissenschaft seit der Reformation in seiner Reinheit aus den dualistischen Verhüllungen her auszuschälen verstanden hat. »Denn da es des Christenthums nächste Aufgabe war: Rohe Völker zu durchdringen; so mußte Es sich auch mit den verschiedenen damals vorhandenen Denkstoffen amalgamiren, um sie zu überwinden. So ist Es zwar nach und nach durch die Völkermassen hindurchgezogen; aber auch zu dem auf deutschen Boden erreichten Ziele: um nach vollendetem Prozesse in

ſeine aprioriſche ewige Immanenzgeſtalt mit neuem Glanze zurückzukehren.«

»Hängt nun der Dualismus nur der Vorſtellungsweiſe der Unreifheit als ungenießbare Klette an; ſo muß es auch in den Tagen der Völkerreife gelingen: dem Gedanken Eingang zu ſchaffen: daß Gott und Welt d. h. Geiſt und Materie zwey ſich deckende Größen ſind.« — Iſt dies einmal geſchehen, »was will dann noch das Chriſtenthum mit ſeiner tranſſcendenten Vorſtellung von einem Gotte, der die Welt in der Zeit erſchaffet, der dem Menſchen ſich gegenüberſtellt, und ihn vom Himmel aus zeitweilig ſo regiert wie er ihn auch zeitweilig ſich ſelber überläßt, um ihn ſodann für ſeine in dieſem Interregnum begangenen Thorheiten zu züchtigen? — Was will Es, mit ſeinem vom Himmel herabgeſtiegenen Chriſtus, der eine Zeit lang hienieden gewandelt, um nach dem Kreuzestode die unheimatliche Erde zu verlaſſen, und in das unbekannte Jenſeits leiblich zurückzukehren? — Was will Es, mit ſeiner Vorſtellung von einer jenſeitigen Gerechtigkeit Gottes in Himmel und Hölle; gleichviel ob man ſich jenen in der Luft oder hier auf Erden, und dieſe unter der Erde denkt? Iſt dem

Chriſtenvolke nicht aller Boden für derley Phantaſieſtücke unter den Füſſen weggezogen; ſobald die dualiſtiſche Weltanſicht zerſtört, und an ihre Stelle der Theopantismus als Ein-Alleslehre getreten iſt?« — Ganz richtig! denn auf derley Fragen als Anklagen hat das Chriſtenthum ſo wenig eine Antwort, als Chriſtus vor Pilatus. Als dieſer aber Ihn fragte: Weißt du nicht, daß mir die Macht über Leben und Tod zuſteht; dann erhielt er zwar eine, aber nur eine Transſcendente, die unſerm Apoſtel nicht ſchmecken kann.

Es darf aber jener Grundgedanke des Chriſtenthums nicht wie jede willkürliche Hypotheſe in der Luft ſchweben; »ſie muß in der heiligen Schrift ſelbſt nachgewieſen werden, damit hier mehr ſey, als einer von den vielen Verſuchen: das Chriſtenthum zu einem Chameleon zu machen, welches nach dem verſchiedenen Lichte, von dem es getroffen, auch in den entſprechenden Farben ſpielt.« — Der Sprecher entwickelt hier unſtreitig ſeltene Sympathien mit dem poſitiven Chriſtenthume. Aber — Trau, ſchau Wem? So wird ſchon dem Einwurfe: daß die dualiſtiſche Vorſtellungsweiſe der neuteſtamentlichen Schriftſteller jenen Nachweis unmög-

lich mache, die Weiſung ertheilt: daß Unternehmen damit zu beginnen: daß jene Vorſtellungsweiſe nothwendig die Negation des Dualiſmus zur Vorausſetzung habe, wenn auch die Evangeliſten kein klares Bewußtſeyn davon gehabt; und daß dieſe Vorausſetzung daher auch mit gleicher Nothwendigkeit auf die völlige Herrſchaft eines Moniſmus mit ſeiner Immanenz hinausführe.

Es wird ferner darauf aufmerkſam gemacht: »daß in den Pauliniſchen Schriften, und zwar in der Form der Vaterſchaft Gottes und der Kindſchaft des Menſchen, nicht minder in dem Ausſpruche: »der Herr iſt Geiſt«, ſchon das Princip der Einheit Gottes und der Welt als das Princip des Chriſtenthums, gegeben ſey.«

Es wird ferner davor gewarnt: »in der Vertheidigung der Immanenz, dieſe nicht bis dahin auszudehnen: daß etwa Gott im und vom Menſchen ſo abſorbirt werde, wie früher (im Hegelthume) der Menſch in Gotte aufgegangen ſey. Beyde, Gott und Menſch ſeyen vielmehr »als zwey concentriſche Kreiſe vorzuſtellen, von denen der umfaſſende Gott iſt; wenn auch derſelbe zunächſt von der Gränze (Peripherie) des menſchlichen Bewußtſeyns umſteckt ſey.«

Es wird auch gewarnt: »Bey dieſer Beweisführung von Seite der kritiſchen Exegeſe zu dem frommen Betruge Zuflucht zu nehmen: den Gläubigen an die Transſcendenz Gottes, ſolche Vorſtellungen beyzubringen, die zwar die Immanenz vorausſetzen; aber ihnen doch nebſtbey den Gedanken geläufig machen: Das Eine ſey daſſelbe wie das Andere. Es wäre Feigheit von der Philoſophie, wenn ſie es nicht dreiſt herausſagte: das Chriſtenthum iſt eine überwundene Stufe in der Geſchichte des religiöſen Geiſtes, und ſich daher lieber zu jener Accomodation bequemte, um nicht in Streit mit dem Beſtehenden und Mächtigen zu gerathen. Iſt es der Philoſophie Ernſt mit der Behauptung: das Chriſtenthum iſt die abſolute Religion; ſo muß ſie vor dem Verſuche nicht ſtehen bleiben: Dies aus den Urkunden ſelbſt für jeden Unbefangenen zu entwickeln. Sie muß überhaupt den Muth haben: Sich von der orthodoxen Theologie zu emancipiren, und dem Volke ſich ſelber als Führer anbiethen; ſtatt ſich an der Hand einer Religion einzuführen, die man zuerſt knebeln muß, um ihren Widerſpruch gegen dies unnatürliche Bündniß (mit der Philoſophie) unmöglich zu machen. Nur auf dieſem Wege iſt das

Princip der Immanenz als das Princip des Chriſtenthums zu retten, und in das Bewußtſeyn der Gemeinde einzuführen. Und nur dann iſt im Chriſtenthume eine verklärende Macht vorhanden, die überall für die Wohlfahrt ſchöpferiſch wirken muß; während Es jetzt in fremde Hände gelegt iſt, die es zu Zwecken benützen, die außer dem Chriſtenthume liegen« — verſteht ſich im Jenſeits — woraus ſich dann das ewige Suaum corda! der Frommen von ſelbſt erklärt.

So viel aus dem Manifeſte der deutſchen Philoſophie, welches dieſe an das deutſche Volk aller Confeſſionen außerhalb der katholiſchen Kirche ergehen ließ, in derſelben Zeit, als die Biſchöfe der letztern ſich zu Würzburg und die Paſtoren jener zu Wittenberg am Grabe Luthers ſich verſammelt hatten, um Hirtenworte an die ihrer Pflege anvertrauten Gemeinden ergehen zu laſſen.

Mit jenem Manifeſte haben nun die Repräſentanten der Philoſophie auf proteſtantiſchen Boden, der Gegenwart zugleich Rechnung getragen: Inwiefern ſie in die Fußſtapfen der Urſtammväter deutſcher Nation getreten, die als Jünger Zoroaſters und Prieſter des perſiſchen Lichtcultes im Anfange chriſtlicher Zeitrechnung

durch einen Stern zur Krippe des neugebornen Weltheilandes geführt wurden, und welche von der Kirche als Erſtlinge der heidniſchen von ihr geſammelten Völker verehret und deren Häupter nicht ohne welthiſtoriſche Bedeutung in dem herrlichſten Dome der deutſchen Chriſtenheit zu Köln am Rheine aufbewahrt werden. Denn wie dieſe einſt nach evangeliſchem Berichte, auf einem andern Wege von Bethlehem in ihre Heimath zurückkehrten; ſo auch ihre Urenkel, als Prieſter der jetzigen Lichtreligion, und als Aſtrologen und Aſtronomen des wiſſenſchaftlichen Sternenhimmels im 19. Seculum des Heils.

Denn die zwey Principe und Elemente des Univerſums (des Dieſſeits ohne Jenſeits) werden von dieſen Abkömmlingen nicht mehr Ormuzd und Ahriman, ſondern — ohne Bild und Hülle — Geiſt und Materie genannt; zugleich iſt beyden die volle Transſcendenz genommen, in der ſie einſt über die guten und böſen Geiſter im Dieſſeits, ihre Herrſchaft vom Jenſeits her ausübten.

Und wie einſt jene zwey Mächte nach alter Parſentradition bey aller Selbſtſtändigkeit, doch die Zeruane Akarene zur gemeinſamen Mutter hatten; ſo wird

auch jetzt das dualiſtiſche Chriſtenthum, auf einen Moniſmus auf ächte Parſenweiſe zurückgeführt. Ja ſelbſt der alte Wechſel in der Herrſchaft beyder Lebensprincipe im Diesſeits, ſcheint in den Worten abgethan zu ſeyn: Daß Geiſt und Materie zwey ſich deckende, concentriſche Kreiſe ſeyen; obſchon die Harmonie in der gegenſeitigen Deckung wieder beanſtändigt zu werden ſcheint in dem Beyſatze: »Wiewohl der umfaſſende Kreis umſteckt iſt vom menſchlichen Bewußtſeyn.« Ein Zuſatz, der nur in der Vorausſetzung einen Sinn hat: daß der geiſtige Lebenskreis zeitweilig von dem materiellen durchbrochen werde. Doch dem ſey, wie immer — das Loos iſt geworfen und — was das Beſte an der Sache — »Niemand zwingt«!

Und ſo kann es keinem Zweifel unterliegen: Wie das Oben als Motto angeführte Wort des Herrn aber'mal in Erfüllung gehen werde. Denn die neuen Glaubensbothen treten ja nur im Nahmen des ſpeculativen Weltapoſtels auf, der nicht bloßgeſagt: »Der Herr iſt Geiſt« (als Fortſetzung des Wortes: »Ein Geiſt iſt Gott«); ſondern auch mit dem Dichter Aratus bekannt hat: »Wir ſind Seines Geſchlechtes.«

Was wir aber an jenem Manifeſte noch zu bemerken haben, iſt der Umſtand: daß Es veranlaßt worden zu ſeyn ſcheint, durch »den Ruf zur Buße, als Wort an das Herz des deutſchen Volkes evangeliſchen Bekenntniſſes von der Wittenberger Verſammlung zur Gründung eines deutſch-evangeliſchen Kirchenbundes (Conföderation)« (*).

Denn es iſt bekannt: was eine Parthey in jener Verſammlung gegen den Bund als Conföderation einzuwenden hatte: Sie ſagte nämlich: »daß ein ſolcher Bund nur Bedeutung habe, wenn die Gemeinden ſich anſchließen. Wir müſſen uns alſo fragen: Haben wir die Gemeinden hinter Uns?« Und der Redner antwortete mit Nein! »Denn 99 von 100 ſind bereits vom Glauben abgefallen. Es würde alſo das Werk entweder nicht gelingen, oder ins Gegentheil umſchlagen und zur Beute des Unglaubens werden.«

Es wurde daher von dieſer Seite damit geſchloſſen: »Erreichbar ſey nur eine Verbindung der wahren Chriſten aus den verſchiedenen Partheien; folglich nur eine

(*) Siehe die Monatſchrift für die evangeliſche Kirche der Rheinprovinz und Weſtphalens. Novemberheft 1848.

evangeliſche Allianz, nicht aber eine Conföderation der Kirchen.« — Unter Vorausſetzung ſolcher Geſtändniſſe, was hätte die Philoſophie noch abhalten ſollen: Auch ihr Netz auszuwerfen nach dem Bekannten: »im letzten Zipfel fängt man die Fiſche,« d. h. die letzte Form der deutſchen Philoſophie wird nicht mit dem erſten Menſchenfiſcher Petrus klagen können: die ganze Nacht hindurch gearbeitet und nichts gefangen zu haben.

Was unſere Vermuthung beſtärkt, iſt die Äußerung der Verſammlung über die ausgeſprochene Gleichgültigkeit des Staates gegen alle Religionsgeſellſchaften.

»Robespierre und ſein Convent, heißt es, decretirten die Anerkennung des höchſten Weſens. Jener aber erklärt den Glauben an Gott mit dem Atheismus für gleichbedeutend, und ſtellt die Kirche Privatgeſellſchaften gleich. Die evangeliſche Kirche befindet ſich daher in einer unwürdigen Stellung zu einem Staate, der ſich ſelbſt für religionslos erklärt. Es kann nichts ſchmachvolleres geben, als wenn die Kirche um mögliche Fortſetzung früherer Verbindung betteln wollte, und es würde nur dazu benützt werden: den Indifferentismus in ihrem eigenen Gebiethe zur Geltung zu bringen.«

Das Manifeſt der Philoſophie aber, was will Es anders, als jenen Indifferentismus gegen die Orthodoxie für ihre Immanenzlehre ausbeuten?

Die Verſammlung geſteht zugleich: »daß ſie von Nun an einen ſchweren Weg zu wandeln habe, da ſie von zwey entgegengeſetzten feindlichen Mächten bedroht ſey, »einerſeits von dem Beſtreben des Atheismus: die Gemeinden zu vergiften und zu zerreißen; anderſeits von der Macht der römiſchkatholiſchen Kirche. Dieſe Kirche des Geſetzes, die in ſich ſelber organiſirt, wird jene Zerriſſenheit am meiſten ausbeuten, von ihr hat die evangeliſche Kirche die ſchwerſten Stöße zu erwarten. Bisher verhütete der Staat die härteſten Conflicte oder er glich ſie aus. Damit geht es in Deutſchland zu Ende. Jene Kirche aber hat zwey mächtige Waffen: den Einfluß auf die gemiſchten Ehen und auf das Erziehungs- und Unterrichtweſen, worin jetzt unbeſchränkte Freyheit eintritt. Da möchte uns wohl der Muth entfallen, wenn wir bloß auf Uns ſähen, ſtatt auf Jenen, der, was Er zerriſſen, wieder verbinden kann, der auch an ſeiner armen evangeliſchen Kirche in Erfüllung gehen laſſen wird

das Wort des Weltapoſtels: Wenn ich ſchwach, ſo bin ich ſtark.«

Das Manifeſt aber hat indirecte darauf erwiedert: Iſt eure Stärke die Schwachheit, euer Reichthum die Armuth; ſo laßt fahren den Reichthum des transſcendenten Dualismus und ergreift die Armuth des immanenten Monismus, oder — wenn nicht; ſo kehrt ganz zurück zur römiſchen Kirche. In ihr allein findet Ihr ein Dogma, wie Ihr Es braucht, und eine Verfaſſung ohne democratiſchen Einſchlag in den ariſtocratiſch-monarchiſchen Jettel.

Endlich bringt ein Dritter in der Verſammlung noch »die eigenthümliche Motivirung des Kirchenbundes« zur Sprache, die er in der ganz veränderten Stellung der Kirche zum Staate erblickt. Die Trennung beyder Gewalten von einander, ſey dem innerſten Weſen Beyder widerſprechend. Denn der Staat ſey ſeiner Idee nach, der chriſtliche Staat. Als dieſer, von den Principien chriſtlicher Geſittung durchdrungen, habe er die Kirche zu ſchützen und zu unterſtützen auf ſeine Weiſe, wenn gleich in einem Gebiethe das Recht allein, das Formbeſtimmende Princip ſeiner Thätigkeit ſey. — Er macht hinzu die

liebevolle Bemerkung: »der katholiſchen Kirche kann es grad recht ſeyn, wenn der Staat die evangeliſche Kirche profanirt. Denn ihre Anſprüche als Staat erſcheinen darin um ſo begründeter. Der Proteſtantismus aber hat von Anfang an darauf gedrungen: den Staat anzuerkennen als heilige göttliche Ordnung, die dem Willen Gottes und ſeiner Ehre dienen ſoll. Iſt dies der Staat, ſo muß Er in innigſte Gemeinſchaft mit der evangeliſchen Kirche treten; anders iſt es, wenn Er ſich als religionslos erklärend, jene Gemeinſchaft ſeinerſeits auflöſt.«

Und ſiehe da! auch für dieſe neue Wunde hat das neue Organ in ſeiner erſten Nummer einen Balſam in dem Aufſatze: »der chriſtliche Staat« von Dr. Moritz Carriere. Nach ihm iſt jener die ſittliche Lebensgemeinſchaft der Freyen und Gleichen im Gegenſatze zu einer bloßen Rechtsanſtalt. Er als Ordnung des bürgerlichen Lebens ruht auf der chriſtlichen Geſinnung. Der Staat iſt (nach ihm) ſogar das Ziel der Weltgeſchichte, als Gründung des Gottesreiches.

An dieſer einfachen Auffaſſung wird gerühmt: »daß ſie, in Bezug auf das Recht der Kirche, den Rath der Specialgelehrten ganz entbehrlich mache. Eben ſo die

Nachfrage bey der Geſchichte: Wie etwa die frühern Jahrhunderte das Räthſel ihrer Tage gelöſt haben; da wir die Geſchichte unſerer Zeit, im Schweiße des Angeſichtes ſelber zu machen haben.«

Iſt mit dieſer Anweiſung nicht zugleich jeder retrograden Bewegung der Confeſſionen zum Organismus der alten Kirche, ein Riegel vorgeſchoben, da in jenem ſich eben nur ihre jüdiſche Geſetzlichkeit verkörpert hat, gegen den Willen des Einen unſichtbaren Hauptes der wahren unſichtbaren Kirche, der ſeine Freyheit auch ſeiner Kirche vermachte, kraft welcher dieſe ſich ihre ſocialen Formen nach dem wechſelnden Bedürfniſſe der Zeiten ſelber zu geben, das Recht beſitzt?

Chriſtus iſt nach Carriere (wie S. 175 bemerkt) freylich nur die Copula zwiſchen alter und neuer Welt-Zeit; aber auch Carriere wird eine Antwort aus Jacob Boehmes Theoſophie in Bereitſchaft haben, die der des Heidelberger Katechismus nicht nachſtehen wird auf die Frage: Was iſt dein Troſt im Leben und Sterben? nämlich: »Daß ich mit Leib und Seele im Leben und Sterben nicht Mein; ſondern meines getreuen Heilandes Jeſu Chriſti eigen bin.«

Und ſo wäre unſre Arbeit mit ihrem Ende in den Anfang zurückgekehrt, und wir können ſie ſchließen, wiewohl wir die vorliegende Gelegenheit: über den chriſtlichen Staat und ſein Verhältniß zur Kirche unſre Gedanken mitzutheilen, jetzt unbenützt fahren laſſen in der Hoffnung einer Fortſetzung dieſes Taſchenbuches. Wir werden dann dieſe Mittheilung um ſo rückſichtsloſer abgeben können; als das Hirtenwort der katholiſchen Biſchöfe von Würzburg her gewiß mit keiner Sylbe, irgend einer evangeliſchen Confeſſion Veranlaſſung gegeben haben wird: denſelben eine Art Schadenfreude über das gänzlich veränderte Verhältniß der evangeliſchen Kirchen zum Staate zum Vorwurfe zu machen; da die beklagte Profanation das Chriſtenthum unter jedem Bekenntniſſe trifft, am meiſten aber jenes, das zwiſchen Staat und Kirche als Inſtitutionen mittelbar und unmittelbar göttlichen Urſprunges unterſcheidet. Zum Beweiſe dient der große Beyfall, der am 22. Auguſt 1848 einem Deputirten in Frankfurt zu Theil wurde, als er behauptete: Die Kirche müſſe fallen, es dürfe in Zukunft keine andere Gewalt (ſelbſt in der innern Welt des Glaubens) geben als die des Staates, weil, ſo lange es zwey Gewalten (in was immer für einem Verhältniſſe

beyder zu einander) gebe, es zu keinem Frieden in der Menschheit kommen könne. — Wo es sich aber um eine Allgewalt und Allmacht des Weltreiches handelt, die jede Auctorität des Geistes mit der Wurzel aus dem Boden der Geschichte auszureißen droht; da sollte sich nicht bloß die katholische, sondern auch die evangelischen Kirchen freuen über die Addressen des christlichen Volkes an das Frankfurter Parlament, zu Gunsten des Princips absoluter Religions- und Kirchenfreyheit. Ja wer sollte sich nicht freuen über die constituirende Macht desselben Parlamentes; da doch nur bey dieser Einrichtung alle Richtungen der öffentlichen Meinung zur Sprache kommen können, die antichristlichen wie die christlichen (*). Und nur auf diesem Wege kann es offenbar werden: Ob der deutschen Nation bereits das Horn auf der Stirne gewachsen, womit sie endlich einmal das apokalyptische Siegel der Reformation an dem westphälische Friedensdocumente vom Jahre 1648 lösen kann und soll, nach dem die Staatsgewalten auf deutschen Boden ihren Dank dafür: daß ihnen das allgemeine Priesterthum der Refor-

(*) Glossen zur Tagsgeschichte im 5. Hefte 22. B. der hist. politischen Blätter S. 336.

mation alle Gewalt in die Hände geſpielt, durch zwey volle Jahrhunderte nur durch eine deſpotiſche Bevormundung des freyen religiöſen Geiſtes, (wenn er in andern als proteſtantiſchen Richtungen ſich bewegte) abzutragen verſtanden. Und doch iſt »die Beſtimmug des Königthums vorzugsweiſe — Schutz und Hülfe für den Unterdrückten, ſey es ein Einzelner, ſeyn eine Klaſſe, Stand und Provinz, Religionsparthey, kurz eine Minorität« (*). Und doch kann nur die Anerkennung der Auctorität des Geiſtes zur Eintracht und durch dieſe zur Einheit führen.

So erklärt ſichs: Wie man allgemein die tiefere Bedeutung von der Reorganiſation Deutſchlands darin erblickt: daß Es durch Volkswahl einen Ausſchuß mit der Souveränität bekleidet, an die Spitze der Geſetzgebung geſtellt hat. Die Feuerſäule der Souveränität hat ſich demnach aus ihrer Höhe in die Niederung des auserwählten Volkes chriſtlicher Zeitrechnung herabgeſenkt, oder ſich doch getheilt zu dem erhabenen Zwecke: damit Deutſchland end-

(*) Siehe S. 57 der letzten Schrift von Dr. Julius Auhl: die Revolution und die conſtitutionelle Monarchie. Berlin 1848.

lich einmal zu einer großen ſtarken Einheit vordringe. Sollte aber dieſer letzte Zweck nicht erreicht werden ſelbſt durch jenes letzte und gewaltſame Mittel; ſo wird die katholiſche Kirche in der Trauer darüber hinter keiner Confeſſion zurückſtehen; ſie wird ſich nicht, wie man meint, in das Fäuſtchen lachen, weil ihr nun die Gelegenheit geworden: »Sich als ſtaatlichen Organismus (als Geſetzes-Kirche) breit und geltend zu machen.

»Es ſind aber nicht bloß die Sionswächter der evangeliſchen Confeſſionen, ſondern auch die Wächter des verlorenen deutſchen Paradieſes (dieſe Ritter von der traurigſten Geſtalt, ſo lang ſie Andern nicht minder als Sich ſelber, den Wiedereinzug in daſſelbe gern unmöglich machen möchten) auf denen der Katholicismus als beängſtigender Alp liegt. Fr. Adolph Marbach in ſeiner Schrift: »Deutſchlands Wiedergeburt — Was thut uns Noth, damit wir Ein Volk werden,« ſpricht ſich in dem Artikel: »Neues Syſtem des römiſchen Hofes« folgendermaßen aus:

»Das moderne Papſtthum bietet überall dem Zeitgeiſte die Hand, in welcher Geſtalt und Tendenz derſelbe immer auftreten möge. Jenes entſagt allem Einfluße der

römiſchen Kirche auf die politiſche Geſtaltung der Welt. Der Verfaſſer nennt dieſe Maxime die größte Inconſequenz des alten, aber auch die der durchgreifendeſten Reform des neuen Papſtthums. Dieſes ſey jetzt der erklärte Gegner Rußlands, und zugleich gebe Es der franzöſiſchen Republik den Bruderkuß und Prieſterſegen der Kirche. Und frägt nun: »Was wird Es uns bringen? Welche Parthei wird es kräftigen?

Seine Antwort darauf lautet: »Das Papſtthum hat kein Herz für Völkerſelbſtſtändigkeit; denn Es iſt weſentlich eine mönchiſche Univerſalmonarchie. Am wenigſten aber hat Es ein Herz für die Selbſtſtändigkeit des deutſchen Volkes (*), d. h. jenes Volkes, deſſen

(*) Und doch war es Innocenz III. der die Fürſten der deutſchen Nation in dem Momente, wo dieſe die deutſche Krone zur Erblichkeit erheben wollten, auf ihr Freyes Wahlrecht aufmerkſam machte. Oder ſollte Er dieß nur gethan haben, um die Zwietracht im Reiche zu erhalten? Aber ſelbſt dieſe, was iſt ſie anders, als eine vielköpfige Selbſtſtändigkeit? — Sollte aber Pius IX. der jungen Republik den Segen von Oben erfleht haben; ſo ſollte unſer Neidhard wohl wiſſen: daß für ſie der Exorcismus der Waſſertaufe zuträglicher iſt, als die Bluttaufe der Communiſten. Denn auch von Frankreich gilt das Wort des Herrn an das erſte Oberhaupt ſeiner Kirche: „Wenn du einſt bekehrt biſt, ſo bekehre deine Brüder.“

größter Mann das alte Papſtthum ſtürzte. Entzweyen wird Es Deutſchland, wenn es möglich iſt — es wäre denn: daß es ſeiner quaſi-chriſtlichen Gebährde gelänge: Eine große Union aller Religionspartheyen unter Oberherrſchaft des Papſtes aufzurichten — unſtreitig das größte Unglück, welches Uns Deutſchen begegnen könnte.« Und der Verfaſſer iſt nur zu loben, wenn Er unter jener Union bloß eine ſolche ſich vorſtellt, wie ſie bisher im Proteſtantismus auf der Baſis des begrifflich Gemeinſamen mehr als einmal verſucht wurde; Er iſt aber auch zu tadeln, wenn er meint: daß irgend ein römiſcher Papſt das deutſche Zauberwort ausſprechen werde: »Wir glauben alle an Einen Gott,« um damit den deutſchen Indifferentismus zu electriſiren.

Die Möglichkeit dieſes Unglücks erblickt der ſpeculative Politiker ſchon »in den herumſchleichenden Sympathien für Roms gegenwärtiges Thun,« die er als das ultramontane Welſchthum bezeichnet; mit dem Er aber nicht verwechſelt wiſſen will« den ehrlichen Altkatholicismus, dem ſo viele Landsleute mit treuherzigem ächtdeutſchen Sinne anhängen.« —

Unter dieſem Altkatholicismus kann Er ein Zweyfaches verſtehen. Entweder die katholiſche Kirche vor der Reformation, von welcher die evangeliſche Kirchenzeitung zu behaupten pflegt: »In ihr ſey die evangeliſche, und diejenige, die ſich jetzt die katholiſche Kirche heißt, zugleich beſchloſſen geweſen (*); die Exiſtenz der Letztern aber datire ſich erſt vom tridentiniſchen Concilium her, dem nur als katholiſch gelte, was mit den Beſchlüſſen desſelben übereinſtimmt.« Oder — Er verſteht darunter jene Anſicht einer katholiſchen Schule (**) welche die Trennbarkeit des Katholicismus von der ſogenannt autocratiſchen Form des Kirchenvorſteheramtes vertheidigt; im Gegenſatze zur orthodoxen Lehre, welche die Untrennbarkeit des kirchlichen Gemeinweſens von der monarchiſchen Form zu glauben vorſchreibt aus dem

(*) Allerdings, inſofern beyde auf demſelben Acker mitſammen aufgewachſen ſind — bis zur Zeit der Erndte; in dieſer aber ſagt der Herr des Ackers zu den Schnittern: »Sammelt zuvor das Unkraut, bindet Es in Buſchel, den Weitzen aber ſammelt in meine Scheuer.«

(**) Siehe die vier Aufſätze unter verſchiedenen Titeln (über das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche) in Fr. Baaders kleinen Schriften S. 279. herausgegeben von Dr. Fr. Hoffmann. Würzburg 1847.

Grunde, weil dieſe eine unmittelbare Inſtitution Chriſti ſey, nach Ausſage der heiligen Schrift und der Tradition.

Dieſer Schule läßt ſich nun zwar das Verdienſt nicht anſtreiten: Grundſätze aus der dynamiſchen Naturphiloſophie auf das Gebieth des ſocialen Lebens mit Recht übertragen zu haben; allein es läßt ſich auch nicht verkennen: daß ihrem Rechte noch das volle Glück abgeht, indem jener Verſuch nicht minder mit Einſeitigkeiten als mit Widerſprüchen behaftet vorliegt. Sie behauptet ja: »Es kann ſo wenig im ſocialen wie im phyſiſchen Organismus das korporative (democratiſche) Element oder Princip ohne das monarchiſche, wie dieſes ohne jenes beſtehen und frey ſich entwickeln; wie wir denn in phyſiſchen Organismen ſehen: daß die Erſtarkung wie die Erſtarrung beyder, gleichen Schritt hält. Überſchreitet dagegen das corporative Element ſeine Sphäre, weil Es ſich als ſolches (abſtract) neben die Monarchie, und daher auch gegen dieſe ſelber ſich behauptet; oder überſchreitet das monarchiſche Element ſeine Sphäre, indem Es in das innere Walten der Corporationen eingreift; ſo entſteht der Revolutionismus als

Oppoſition gegen die Hemmung der freyen Evolution beyder, und beyde meinen ſodann: Nur dadurch von einander frey und ſelbſtſtändig zu werden: daß ſie ſich durch gegenſeitiges Tilgen von einander losmachen.« Sie zieht ſogar folgende Conſequenzen aus dieſer Grundanſicht.

»Es iſt ein Irrthum: die autocratiſche Form der Regierung in einer Societät mit der Deſpotie zu identificiren; da doch jede Regierungsform deſpotiſch und nicht deſpotiſch gehandhabt werden kann.«

»Es iſt ein Irrthum: zwiſchen dem monarchiſchen und democratiſchen Elemente der Regierung einen abſoluten Gegenſatz (Widerſpruch) zu ſtatuiren, indem man die Solidarität beyder verkennt.«

»Es iſt ein Irrthum: wenn beyde Elemente ihre Abhängigkeit von einer höhern Mitte (als Princip und Auctor beyder) verkennen, welche beyde umfaſſend von keinem ausſchließlich erfaßt werden kann; ohne hiemit zugleich eine einſeitige Dependenz (von Oben nach Unten oder umgekehrt) des einem Elementes vom andern geltend zu machen.« Sie behauptet endlich: »daß auf der Anerkennung jenes höhern Princips wie der Begriff einer Obrigkeit von Gottesgnaden, ſo auch der von einem

Volke von Gottesgnaden ſowohl in den chriſtlichen Staaten als in der Einen Weltkirche beruhe; jedoch mit dem Unterſchiede (ſetzt ſie hinzu): daß das Oberhaupt der Kirche in der ſichtbaren Societät als ein unſichtbar allgegenwärtiges von derſelben anerkannt wird; wogegen das Oberhaupt einer weltlichen Societät — ſelber nur vereinzelt, d. h. nicht allgegenwärtig, folglich nur central in ihr beſteht.«

In der Behauptung dieſes Unterſchiedes aber liegt ein handgreiflicher Widerſpruch mit den Grundſätzen des ſocialen Lebens der Gattung; ſo lang die Ausnahme der kirchlichen Societät von jenen Axiomen, nicht tiefer als bisher begründet wird. Jene Exception erſcheint hier allein auf die Unſichtbarkeit und daher auf die Allgegenwart des Oberhauptes der Weltkirche baſirt, als ob die Stiftung derſelben ausſchließlich nur dem Logos Gottes, und nicht vielmehr dem Menſchenſohne als dem Sohne der Jungfrau — als dem zweiten Stammvater im Geſchlechte, zu vindiciren wäre.

Dazu kömmt noch: daß jene Allgegenwart des unſichtbaren Kirchenoberhauptes ſehr an die alt-pantheiſtiſche Definition vom Weſen Gottes erinnert, in den Wor-

ten: »daß Gott ſein Centrum überall (ubique), ſeine Peripherie aber nirgends (nusquam) habe. »Gott iſt demnach nichts, als der Alte Überall und Nirgends, der als Centrum ſich einmal für allemal aufgehoben hat, ſeitdem Er in eine Peripherie eingegangen iſt, die nie zum Abſchluße kömmt. Daſſelbe läßt ſich dann auch vom göttlichen Logos ſagen, der ſeine Menſchwerdung, wie wir aus Jacob Boehme wiſſen, in der Jungfrau Maria eben ſo, wie in jedem Einzelnen vollzogen hat.

Die Peripherie aber, mit der wir es hier zu thun haben, iſt eine ſehr beſtimmte. Es iſt die Menſchheit auf dieſem Planeten, Sie als Gattung, als geſchlechtliches Ganze mit ſeinen zwey centralen Stammvätern, wovon der Zweite nach dem Sündenfalle des erſten, von der Liebe Gottes durch einen neuen Schöpfungsact in die Menſchheit eingeführt wurde, und mit dem der Logos Gottes ſich urſprünglich zur perſönlichen Einheit verband.

Mehr hievon zu reden, wäre hier überflüßig, da das Weitere hierüber ſchon im erſten Aufſatze enthalten iſt. Hier kann nur darauf noch aufmerkſam gemacht werden: 1) daß Chriſtus als zweiter Adam ſich im Geſchlechte, das nur durch Ihn Geſchichte ſeit dem Sün-

benfalle hat, nie ohne Repräſentation gelaſſen hat, vor wie nach ſeinem geſchichtlichen Eintritte. Daß Er nur als zweiter Adam, Stifter und Oberhaupt der Kirche geworden iſt dadurch: daß Er als Centralmacht, die Kirche als Peripherie aus ſich — durch den Glauben der Menſchen an Ihn herausſetzte und in das Geſchlecht einführte; daß Er dieſe Kirche ſo wenig ohne ſichtbares Centrum laſſen konnte, als Er nach ſeinem Austritte aus der Menſchheit, ſich ſelber ohne Stellvertretung ſeiner geſchlechtlichen Würde ließ. Prieſterthum und Hierarchie ſtehen daher in der Kirche, in demſelben Verhältniſſe zu einander, wie im Menſchenſohne das hohenprieſterliche und königliche Amt.

2) Im bürgerlichen Gemeinweſen dagegen wird in der Regel das Oberhaupt, als Repräſentant der Centralgewalt, von den peripheriſchen Gewalten zur Ausgleichung der Gegenſätze in Folge eines organiſchen Geſetzes eingeſetzt, deſſen Auctor in letzter Inſtanz, Gott ſelber iſt. Nur Chriſtus konnte daher ſagen: »Ich bin von Oben, ihr ſeyd von Unten; Ich habe Euch, nicht Ihr mich erwählet.«

In der Hochachtung vor dieſem Worte und dieſer That des Herrn (wie beydes in der Schrift aufbewahrt iſt) liegt das, was den jedesmaligen Trägern des Kirchenvorſteheramtes als affectirtes Gelüſte nach einem ſtaatlichen Organismus zum grundloſen Vorwurfe gemacht wird; und dies ſogar in den Tagen der Auflöſung alles Gegebenen und geſetzlich Beſtehenden. Denn mehr als grundlos — kopflos iſt es: die monarchiſche Form in der Kirche, dem Abſolutismus, der Dictatur u. ſ. w. deßhalb gleichzuſetzen, weil die Communalverfaſſung der Kirche als Weltcorporation, in jener Form untergehe. Die Möglichkeit hievon in einem gewiſſen Grade kann freylich nicht geläugnet werden, weil in einem Organismus jedes Glied erkranken kann; hier aber handelt es ſich um die Nothwendigkeit, weil die monarchiſche Form als ſolche ſchon der Deſpotie gleichgeſetzt wird. Oder ſoll die Kirche als Weltcorporation nur die Communalverfaſſung, mit Ausſchluß der monarchiſchen Form, möglich machen, wo iſt der Grund hievon zuſuchen? In der Unſichtbarkeit und Allgegenwart des erſten Oberhauptes gewiß nicht. Denn jene

ſo wenig wie dieſe beſteht in der Auflöſung und Verflüchtigung der creatürlichen Perſönlichkeit und Individualität des Menſchenſohnes. Er iſt und bleibt das ſichtbare Centrum der ſichtbaren Kirche auch im Stande ſeiner jenſeitigen Verklärung, die für das phyſiſche Auge der diesſeitigen Kirche freylich eine unzugängliche bleibt. — Wir haben bereits gehört: daß Marbach den Grund von der feindſeligen Stimmung Roms gegen Deutſchland darin findet: weil Deutſchlands größter Mann das Papſtthum geſtürzt habe.

Die Schule, von der wir ſo eben geredet, äußert ſich auch über dieſen hiſtoriſchen Gegenſtand auf folgende Weiſe: »Wenn auch die Reformatoren in Deutſchland im Sinne hatten, die urſprüngliche corperative Verfaſſung und Verwaltung der Kirche gegen die monarchiſche wieder einzuführen; ſo gelang ihnen dies aus mehreren Urſachen ſo wenig: daß die proteſtantiſche Kirche größtentheils wieder zur Staatskirche zurückkam.« Eine von jenen ſoll ſeyn: »daß ein Theil der Reformatoren die monarchiſche Concentration des Kirchenregimentes zum Beſtande der Einheit der Kirche (nicht blos als einer

National- ſondern ſelbſt als einer Welt-Kirche) für nöthig erachtet hat (*).

Als zweite wird angegeben: »daß die Proteſtation Luthers gegen die römiſche Dictatur größtentheils die Principien des Kathocismus als ſolche angriff, welche hiemit dem Papſtthume gleichſam nachgeworfen wurden, dieſes aber hierdurch ſelbſt beſtärkt wurde.« — In dieſer Beſtärkung aber liegt wahrlich kein Grund zu jener oben beſchriebenen Feindſeligkeit des Pabſtes gegen Deutſchland, für welches überdies der Sturz des Papſtthums von Seite Luthers kein durchgreifender geweſen iſt; aber eben hieraus läßt ſich begreifen: Wie ſelbſt ein Freyſinniger Papſt dem auserwählten Volke im Herzen Europas, ſo wenig als der Herr dem auserwählten Volke ſeiner Zeit etwas recht machen konnte; ſo daß Er ihm zurufen mußte: »Ihr werdet mich ſuchen, aber nicht finden und in euren Sünden ſterben.«

(*) Dieſe Nothwendigkeit aber gründet ſich auf das Geſetz vermög welchem die Extenſität der Peripherie eines ſocialen Organismus zur Intenſivität des Centrums im gleichen Verhältniß ſtehen muß, wenn er als geſunder beſtehen ſoll.

Dafür aber hat ſich die frühere mehr oberflächliche Spaltung in ein welfiſches und gibelliniſches Deutſchland zu einer innern vollendet, in der ſich die Elemente alles ſocialen Lebens, als getrennte Süd- und Nord-Polaritäten gegenüber ſtehen. Wer nun bey dieſer Sachlage ſich mit der Beantwortung der Frage befaßt: Wie wir Deutſche wieder Ein Volk werden können, der hat wohl alle Aufforderung: jene damit zu beginnen, ſich in allem Ernſte zu fragen: Ob jene Einheit zu Stande kommen könne; ſo lang die religiöſe Spaltung bloß ignorirt, ſtatt aufzuheben verſucht wird. — Richtiger als Marbach bemerkt daher Dr. Julius Stahl in ſeiner oben angeführten Schrift: »Sind in Frankreich die tiefſten ſittlichen Grundlagen der Geſellſchaft zerſtört worden; ſo hätte Deutſchland den großen welthiſtoriſchen Beruf, ſie wieder herzuſtellen. Dazu wäre Es befähigt durch ſeine frühere Geſchichte, durch ſeine Naturanlage, Bildung und Erkenntniß. Sein größter Held, der Bannerträger der Freyheit, Luther konnte nicht müde werden, die Sünde der Empörung zu verdammen.«

Aber auch nur die der Empörung gegen die Staatsgewalt, ſetzen wir hinzu, und am Freyheits-

banner, den ſeine Rechte getragen, hängt noch zur Stunde als Ehrenmedaille die Schrift aus ſeiner Rechten: Von der Knechtſchaft des menſchlichen Willens (de servo arbitrio). Auf dieſes Moment im deutſchen Schuldregiſter ſollten Jene nicht vergeſſen, die ihr Theiding am Grabe Luthers mit dem Aufrufe zur Buße geſchloſſen, ohne dabey zu unterlaſſen: An ihre eigene Bruſt zu ſchlagen. Es iſt auch nicht nothwendig, den Freyheitshelden als ſolchen zu verdammen, wo nur ſein Übergriff (das radicale Ultra) erkannt werden ſoll, das nicht minder ein Moment in der frühern Geſchichte Deutſchlands, wie das einſeitig democratiſche Element in der Staats-Geſchichte Frankreichs iſt.

Näher ſteht der ſcharfſinnige Verfaſſer dem Verſtändniſſe über das Verhältniß der Vergangenheit zur Gegenwart, wenn er in derſelben Schrift S. 77 bemerkt: »Im 17. und 18. Jahrhunderte war es gewiß die Aufgabe der Verfaſſungsentwicklung: die einheitliche Staatsgewalt der Fürſten, und die einheitliche Adminiſtration zu begründen. Von dieſer allgemeinen Wahrheit aber wußte man nicht abzuſcheiden das Zufällige, welches ſich mit ihr verwebte, nämlich: die abſolute Fürſtengewalt und

die einſeitige Centraliſation. Eben ſo iſt jetzt Aufgabe und allgemeine Wahrheit der Verfaſſungsentwicklung: die conſtitutionelle Monarchie, nicht aber die Alleingewalt der Volksvertretung.«

Der patriotiſch geſinnte Verfaſſer hat in dieſen Worten das was er Zufall nennt, als das erſte Extrem erkannt, welches das zweite Extrem hervorgerufen, nämlich den Abſolutismus der Volksgewalt und der Aſſociation, als Gegenſatz zur einſeitigen Centraliſation; denn eben dieſe ward als Mittel zum Zwecke gehandhabt, und war deßhalb nichts anders, als der Verſuch: die einzelnen Organismen (Corporationen) im großen Staatsleben in todte Mechanismen zu verwandeln. Dieſer Verſuch aber endigte damit: daß einerſeits die ungegliederte Volksmaſſe, zu dem Throne den unmittelbaren oder unvermittelten Gegenſatz bildete; und daß anderſeits der Thron dadurch ſeine urſprüngliche Stellung als vermittelnde Macht zwiſchen den Intereſſen der einzelnen Organismen einbüßte und auf ſeine Selbſterhaltung durch das trockne Veto bedacht ſeyn mußte von dem Moment an, wo es der unorganiſchen Maſſe einfiel: Sich ihr eignes Centrum zu verſchaffen.

In jener Wendung der Dinge aber liegt mehr als Zufall, es iſt vielmehr der bittre Ernſt einer hiſtoriſchen Dialectik aus einem Principe welches in ſeiner Einſeitigkeit ſo fehlerhaft iſt im kirchlichen, wie im ſtaatlichen Organismus. Ob dieſes ſelber bloß zufällig in die Geſchichte eingetreten, iſt eine andere Frage, auf deren Beantwortung wir uns hier nicht tiefer einlaſſen können als es bereits in den vorangehenden Aufſätzen geſchehen iſt. Zufall wird freylich nicht ſelten jede Bethätigung der Freyheit, im Gegenſatze zur Naturnothwendigkeit genannt. Vom Zufall in dieſem Sinne läßt ſich dann dasſelbe ſagen, was von einem Geſetze und ſeiner Erkenntniß geſagt und den Menſchen zugerufen werden kann: »Es wird dir ſchwer werden, gegen den Stachel auszuſchlagen!«

Ende.

Königlich Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

Epigraphie III

Proteſtantismus und Philoſophie 1

Die Religion unſerer Zeit 177

Streifzüge in's Gebiet der hiſtoriſchen Theologie . . . 367

Das Geheimniß des Schönen 433

Gedanken über das Kunſtſchöne im Drama 509

Zur Ausſicht durch reſtaurirte Kirchenfenſter 524